KRIEG
UND
DICHTUNG

7.50

Kurt Ziesel / Krieg und Dichtung

KRIEG UND DICHTUNG

Soldaten werden Dichter – Dichter werden Soldaten

Ein Volksbuch

Herausgegeben von Kurt Ziesel

1940

Adolf Luser Verlag, Wien / Leipzig

Schutzumschlag und Einbandentwurf von Franz Katzer

1. bis 5. Tausend

Copyright 1940 by Adolf Luser Verlag GmbH. Wien und Leipzig — Alle Rechte vorbehalten — Printed in Germany

„Dies erst genügt — und keine andre
Tröstung für uns oder euch reicht der gewaltige Engel,
als daß in der ewigen,
in der Seele des Volkes ihr
unvergänglich beschlossen seid!“

Josef Weinheber

Ehrenmal der Toten

Rudolf G. Binding † 1938

Das Wort ist ewig

Durch großer Kriege Irrsal bin ich gegangen.
Alle Dichter hatten ihr Recht verloren.
Anderes Maß der Dinge wurde geboren.
Stolz und Schmach waren wirr durcheinander gehangen.

Eiskalt stieg es empor von blutenden Sporen
auf zu unseren Herzen: Lawinen von Leid!

Alle Lieder starben. Wir erstickten
die, welche nicht sterben wollten, in unserem Kleid.

Da waren wir sehr arm. Aber es schickten
die Toten zu mir und sagten:
Das Wort ist ewig. Wir sind gewärtig. Rufe!
Und Trauben von Trauer preßte ich aus in die Kufe.

Richard Dehmel † 1920

Der Feldsoldat

Hoch am Gewehr den Blumenstrauß,
so zogen feldgrau wir hinaus.
Der Weißdorn trug schon rote Beern;
wann werden wir wohl wiederkehrn!

Durch manche Stadt marschierten wir,
in manchem Dorf quartierten wir;
an manchem Friedhof ging's vorbei,
der Kreuze stürzten viel entzwei.

Der graue Rock, der ist nun fahl;
das Feld liegt wüst und welk und kahl.
An einem langen Massengrab
stelzt eine Krähe auf und ab.

Wo einst der Weißdorn hold geblüht,
da wird jetzt rotes Blut versprüht;
aus einem schwarzen Trümmerherd
stiert ein verlaßnes Wiegenpferd.

Bald kommt die liebe Weihnachtszeit,
von Frieden träumt die Christenheit,
den Menschen all'n ein Wohlgefalln;
wir hören die Kanonen knalln.

Wohl schickt die Heimat Liebesgabn,
wir freun uns dran im Schützengrabn;
es friert die Haut, es knurrt der Darm,
allein ums Herze ist uns warm.

O Weißdorn mit den roten Beern,
was wird der Frühling uns bescheren?
Das alles ruht in Gottes Hand,
auch Du, geliebtes Vaterland.

Franz Dibelius † 1916

Frühling 1916

So voll Glanz und Süße schien
Nie mir deine Frühlingsstunde.
So genoß ich nie dein Blühn,
Selig in des Herzens Grunde.

So mit sehnlicher Gewalt
Zwangst du nie mich zu dir, Erde,
Da ich ahne, daß ich bald
Ganz zu dir gehören werde.

Deutschland

Vater im Himmel, sie flehn zu dir alle,
alle die Völker in brennender Not,
daß deine Hand auf den Schuldigen falle,
der ihnen Herd und Heimat bedroht.

Kindlicher Glaube! Als ob nur dein Wille
waltete, wenn du dein Donnerwort rufst:
hoch über dir, in ewiger Stille
steht das Gesetz, das du selber dir schufst.

Nichts wird vollendet, und nichts wird begonnen
ohne das eherne Muß dieser Pflicht;
ihm nur gehorchend kreisen die Sonnen,
branden die Meere und wandert das Licht.

Untertan sind ihm Herzen und Hände,
Hirne und Blut von Geschlecht zu Geschlecht,
sausende Kugeln und lodernde Brände,
ihm, das da lautet: Ordnung und Recht!

Vater im Himmel, entschlossen zum Tode,
knien wir vor dir. O antworte nun:
Ist noch ein Volk, das dem hehren Gebote
redlicher dient, als wir Deutsche es tun?

Gibt es ein solches? Dann, Ewiger, spende
schicksalsgewaltig ihm Lorbeer und Sieg! —
Vater, du lächelst? Oh, Glück ohne Ende! —
Auf und hinein in den heiligen Krieg!

Gerrit Engelke † 1918

Der Feldsoldat

Sonniger Gott, Du schenkst uns die Tage
Nach Deiner Weise —
Stromvoll geweitet, lieblich beengt,
Stürmend und still —
Wie es uns ziemt.

Heulend, platzend brachen vor Stunden noch
Feuergranaten, furchtbar gesät,
Hart neben uns ein.
Unter brüllendem Rauch und spritzender Erde
Stand hinter dem schütternden Walle,
Aufstöhnend zu Dir,
Ein armer Soldat.

Nun aber ist Ruh.
Wasser gluckst in den Wiesen,
Gräser stehn im Wind,
Und Feld bei Feld atmet auf, hoch auf.
Eine Lerche ist blau in der Luft.
Hier unten, mitten in allem,
Schlägt Dir selig beklommen
Ein menschliches Herz.

Walter Ferl † 1915

Krieg

Sturmglockenton! Und fordernde Fanfaren!
Es ist. Das Ungeheuere bricht los.
Entriegelt starrt der wetterschwangre Schoß,
Der einmal kreißt in Tausenden von Jahren.

Was nun geschieht, hat keiner noch erfahren,
Ist über aller Zeiten Bilder groß;
In Blut und Bränden um der Menschheit Los
Gehn Völkerschlachten an, die niemals waren ...

Und wir sind auserwählt zu dieser Zeit,
Begnadete, sie schauernd zu erleben —
Oh, alle Fasern in uns sind bereit!

Denn wehe, wer die Zeichen nicht verstünde,
Wer unerschüttert blieb' — das ist die Sünde
Wider den Geist, und die wird nie vergeben.

Die Dankesschuld

Ich trat vor ein Soldatengrab
Und sprach zur Erde tief hinab:
„Mein stiller grauer Bruder du,
Das Danken läßt uns keine Ruh'.

Ein Volk in toter Helden Schuld
Brennt tief in Dankes Ungeduld.
Daß ich die Hand noch rühren kann,
Das dank' ich dir, du stiller Mann.
Wie rühr' ich sie dir recht zum Preis?
Gib Antwort, Bruder, daß ich's weiß!
Willst du ein Bild von Erz und Stein?
Willst einen grünen Heldenhain?"

Und alsobald aus Grabes Grund
Ward mir des Bruders Antwort kund:
„Wir sanken hin für Deutschlands Glanz.
Blüh, Deutschland, uns als Totenkranz!
Der Bruder, der den Acker pflügt,
Ist mir ein Denkmal, wohlgefügt.
Die Mutter, die ihr Kindlein hegt,
Ein Blümlein überm Grab mir pflegt.
Die Büblein schlank, die Dirnlein rank
Blühn mir als Totengärtlein Dank.
Blüh, Deutschland, überm Grabe mein,
Jung, stark und schön als Heldenhain!"

Der Heizer

„Diese da oben sollen Gott loben!
Ich in der Hölle vermag es nicht!
Sie schwatzen und sagen, sie sähen den Tod,
Sie sähen ihn kommen, den reisigen Mäher!
Doch ist es gelogen — sie sehen ihn nicht!
Ich aber im Bunker vor höllischen Feuern
In teuflischer Arbeit, ich seh' nicht die Kohlen
Und seh' nicht die Glut und seh' nicht die Menschen. —
Ich seh' nur den Tod!
Ihm blick' ich ins Auge!
Ich bin ihm gewiß!
Ich kann nicht entrinnen, das weiß er wie ich!
Stünd' ich da oben — ich lachte des Todes!
Hier tief unter Wasser und tief unter Tage
Will ich zwar nicht klagen,
Doch trotz ich mit Schweigen,
Ich Heizer und Mensch!"

Bodo Kaltenboeck † 1939

Schwarze Madonna

Es stehen drei Kreuze
Am Wegesrand.
Den einen der dreie,
Den hab' ich gekannt.

Leb wohl, du Getreuer,
Bald bin ich bei dir!
Die Kreuze, die Kreuze
Marschieren mit mir.

Ich folge den Feinden
Und bleibe nicht stehn.
Ich sehe die Kreuze
Zur Seite mir gehn.

Gefallen im Osten —
Gar bald ist es aus.
Es führen die Kreuze
Mich nimmer nach Haus.

Ludwig Knapp † 1918

Sonett vom Soldatentod

Um jenen Ruhm, den Geist und Kunst gebiert,
Möcht' ich wohl treulich einmal wieder minnen.
Wohl möcht' ich andre Kränze noch gewinnen
Als den, der schlicht des Kriegers Grabkreuz ziert.

Allein, was nützt es, zweifelnd nachzusinnen,
Ob denn die Zukunft viel dabei verliert,
Wenn meines Hügels schmächtiges Geviert
Die grünen Efeuranken überspinnen?

Oft dünkt der Tausch mich schwer, oft wieder leicht,
Bald schön, bald schmerzlich. Doch ich trag' ihn stumm:
Erträumte Reife, die ich nicht erreicht.

Manch Halbgeschmeid, manch nicht gefaßte Perle
Geb' ich dahin, und ich empfange drum:
Den Tod inmitten meiner Kerle.

Paul Ernst Köhler † 1914

Die deutschen Bauern

Der alte Bauer spricht:

Mein Sohn! Die Ernte war reich und gut.
Da! Nimm meine Sense, daß sie nicht ruht;
Schlag mir ein Schwert daraus!
Wir haben für die Unseren Brot:

So helfen wir nun dem deutschen Tod
Im Schlachtfeld drauß
Die Feinde mähen.
Wir wollen mit unserm Bauernblut
Das neue Deutschland säen!

Der jüngste Bauer spricht:

Ja, Vater! Ich schlage dir gern ein Schwert.
Doch ich und der Knecht, wir nehmen die Pferd',
Die letzten aus dem Stall —
Und hämmern uns Spieße aus dem Pflug

Und reiten mutig gen Lug und Trug
Und Überfall,
Der Gott betrogen.
— Und so sind die Drei
Ohne Geschrei
In den heiligen Krieg gezogen.

Heinrich Lersch † 1936

Soldatenabschied

Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen,
Denn wir gehn, das Vaterland zu schützen.
Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Tief im Herzen brennt das heiße Leben,
Frei wären wir nicht, könnten wir's nicht geben,
Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Selber riefst du einst in Kugelgüssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Tröste dich, Liebste, tröste dich!
Jetzt will ich mich zu den anderen reihen,
Du sollst keinen feigen Knecht dir freien!
Tröste dich, Liebste, tröste dich!
Wie zum ersten Male wollen wir uns küssen,
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!
Und wenn wir für euch und unsre Zukunft fallen,
Soll als letzter Gruß zu euch hinüberschallen:
Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!
Ein freier Deutscher kennt kein kaltes Müssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Hermann Löns † 1914

Matrosenlied

Heute wollen wir ein Liedlein singen,
trinken wollen wir den kühlen Wein,
und die Gläser sollen dazu klingen,
denn es muß geschieden sein.
Gib mir deine Hand,
deine weiße Hand,
leb wohl, mein Schatz, leb wohl,
denn wir fahren gegen Engelland.

Unsre Flagge und die wehet auf dem Maste,
sie verkündet unsres Reiches Macht,
denn wir wollen es nicht länger leiden,
daß der Englischmann darüber lacht.
Gib mir deine Hand,
deine weiße Hand,
leb wohl, mein Schatz, leb wohl,
denn wir fahren gegen Engelland.

Kommt die Kunde, daß ich bin gefallen,
daß ich schlafe in der Meeresflut,
Weine nicht um mich, mein Schatz, und denke,
für das Vaterland, da floß sein Blut.
Gib mir deine Hand,
deine weiße Hand,
leb wohl, mein Schatz, leb wohl,
denn wir fahren gegen Engelland.

Bernhard v. d. Marwitz † 1919

Die wolhynischen Nächte

Sie glühen einsam! Und kein Saitenspiel,
Das je wie süßes Vogelrufen diese Nächte
Erlöste von dem Grauen ihrer Pracht.
Der Sommer, der kaum merklich schon verfiel
Und den die Wollust heißer Tage schwächte,
Bereitet nun das Abendmahl der Nacht.

Doch schwillt ihr Segen nicht, wo still die Frucht
Der taumelnd schweren, kornbeladenen Ähren
Den schweren Traum der letzten Reife träumt;
Hier jagt der Wald in grauenhafter Flucht,
Und Zweige, die wie Geierflügel wehren
Der Flut, die von den Himmeln niederschäumt.

Die Nacht wird blind. Auf einmal weißt du nicht,
Was dieser fremde Wald, dies Einsame bedeutet.
Wie ein Gestorbener lehnt der schwarze Baum.
Du ahnst Gebete, die kein Atem spricht,
Wo furchtbar der Kanonendonner läutet
Auf Schwingen innen durch den Sternenraum.

Günther Mönnich † 1939

Appell

Laß unsre Liebe heißer noch entbrennen,
Laß härter packen unsre heißen Hände!
Gib jedem Feuer, das uns lodert, Brände,
Und laß uns Asche nicht, nur Flammen kennen.

Befiehl dem Wind des Sturmes wildes Wehen,
Laß alles Schwache knicken, laß es brechen,
Laß unser Blut das unsrer Toten rächen!
Laß alles, was nicht kämpfen kann, vergehen!

Daß eine Tat niemals mehr sterben kann,
Bist du uns, Gott, der ewigste der Wächter.
Tatvolk sind wir vom Knaben bis zum Mann,

Und Söhne geben es in die Geschlechter!
Dann werden Sturmgewitter niederregnen,
Und unsre Erde wird die Taten segnen.

Alfons Petzold † 1923

Heimat

Ich hab' es lange nicht gewußt,
was Heimat sei und Vaterland.
Sprach's einer mit durchglühter Brust,
winkt' ich nur spöttisch mit der Hand.
Von meiner Tage Not gewürgt,
sprach ich mit haßverzerrtem Mund:
„Nicht einmal hat für mich gebürgt
der Heimat hochgepriesner Grund.

Hab' keinen Acker, und mein Feld
ist einer Kammer Dielenholz.
Mir wuchs aus keiner eignen Welt
der Scholle harter Bauernstolz.
Wenn ich im Sonntagsfrieden ging
ins wälderfrohe Land hinein,
mein Herz ein böses Weh empfing
durch das Gefühl: Es ist nicht dein!

Es ist nicht dein, was ringsum blüht,
es ist nicht dein, was ringsum wächst.
Bist aus dem nächtlichen Geblüt,
das nur für andre schafft und ächzt!"
Und fremd war mir, was mich umgab,
was blühend stand und rauschend floß,
weil es in Fremdheit wie ein Grab
mein heißes junges Sein umschloß.

Da kam des Krieges rote Flut —
ich hörte, wie die Erde schrie:
„Du bist mein Fleisch, du bist mein Blut!
Steh auf, steh auf und banne sie!"
Ein Rauschen sprang in meiner Brust
empor und wurde wilder Brand. —
Auf einmal wurd' es mir bewußt,
was Heimat heißt und Vaterland.

Siegfried Schlösser † 1916

Sonett aus dem Schützengraben

Du wilder Tod, du reitest durch die Lüfte
Und pflügst das Feld, des sonst der Bauer pflag.
Du mähst die Frucht mit deiner Sense Schlag,
Du stürzt die Berge und erhebst die Grüfte.

Wir beugen uns, das Haupt gesenkt zur Hüfte,
Und sind gewärtig deiner Nacht und Tag.
Wir spüren keuchend, wo dein Atem lag,
Und flüchten schaudernd tief in Schacht und Schlüfte.

Doch kehrst du auch das Unten und das Oben
Durch deiner Waffen große Wut und Kraft,
Wir werden unsern Trotz an deinem proben.

Und wissen, er ist fest und dauerhaft.
Und einer ist mit uns im Bund dort droben,
Der unsere Herzen stark und felsig schafft.

Hans Schmidt-Kestner † 1915

Saat

Aber dies alles wird Saat;
Und es ist nicht wahr,
Daß nur der rasende Tod
Über die Erde kam.

Einst, an einem Morgen,
Wenn das schneeige Leichentuch
Hinschmolz im Frühling,
Stehn wohl Kreuze im Feld,
Und über schmerzlichen Hügeln
Dampfen schweigende Nebel.

Aber dies alles ist Saat.
Und eine erste Lerche
Singt wie einst sich zur Sonne,
Lobt das heilige Leben
Und preist die Wonne der jungen Welt.

Alles ist Saat.
Alles, das hinsinkt in Nacht,
Schickt seine Kraft ins All.
Über die Kreuze
Wuchern noch Rosen.
Über den Hügeln
Weichen die Nebel aus Menschentränen.

Dann kommt ein großes Wissen:
Wofür dies alles war,
Und ein weinend lachend Gebet
Wagt zu danken:
Denn dies ist das Reich
Und die Kraft
Und die Herrlichkeit.

Georg Trakl † 1914

Grodek

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldenen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düstrer hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Münder.
Doch stille sammelt im Weidengrund
Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt,
Das vergoßne Blut sich, mondne Kühle;
Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.
Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen
Es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigenden Hain,
Zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;
Und leise tönen im Rohr die dunklen Flöten des Herbstes.
O stolzere Trauer! Ihr ehernen Altäre,
Die heiße Flamme des Geistes nährt heute ein gewaltiger Schmerz,
Die ungebornen Enkel.

Soldaten werden Dichter
Dichter werden Soldaten

1914 bis 1918 / 1939 bis 1940

Paul Alverdes

Paul Alverdes wurde am 6. Mai 1897 zu Straßburg im Elsaß geboren, wo sein Vater in Garnison stand. Die letzten Jahre vor dem Weltkrieg verbrachte er in Düsseldorf und in der Landschaft des Niederrheins. Der Jugendbewegung, welcher er sich angeschlossen hatte, glaubt er bestimmende und fortwirkende Erfahrungen zu verdanken.
Im Jahre 1915 wurde er als Kriegsfreiwilliger bei einem westfälischen Feldartillerieregiment schwer verwundet und verbrachte danach anderthalb Jahre in einem Düsseldorfer Lazarett. Als für den Soldatendienst nicht mehr tauglich entlassen, studierte er Jura in Jena und hernach Germanistik und Kunstgeschichte in München, wo er auch promovierte. Seither lebt er als Schriftsteller und seit einigen Jahren auch als Herausgeber der Zeitschrift „Das Innere Reich“ in dieser Stadt.

Ersatz-Reservist Karp

Der Ersatzreservist Karp war dem Rekrutendepot des Feldartillerieregiments, bei dem ich mit einigen Freunden als Freiwilliger eingetreten war, als Sattler zugeteilt. Über seine Person und Abkunft weiß ich so gut wie nichts, ich habe ihn eigentlich kaum gekannt. Allein, sooft ich der Toten gedenke, stellt sich mir sogleich auch seine Erscheinung ein, und während ich die Gesichter der überlebenden Kameraden aus jener Zeit schon lange vergessen habe, bewahrt mein Gedächtnis das seine unauslöschlich wie nur die ewig geliebten und ewig schönen meiner gefallenen Jugendfreunde. Vielleicht kommt das daher, daß er der erste war, den ich sterben sah; aber es hat wohl auch noch eine andere Bewandtnis mit seinem Geschick, die ihn mir unvergeßlich macht.
Karp nämlich fürchtete sich. Als ich nicht lange vor dem Ausrücken auf seine Sattlerstube kam, um mir etwas an meinem Koppel richten zu lassen, sagte er, von seinem Werkzeug aufblickend, plötzlich: „Sattler müssen sein. Was machen sie ohne uns? Ich gehe als Sattler mit und bleibe bei der Regimentswerkstatt. Der Hauptmann hat es gesagt.“ Er sah mich dabei mit einem flehenden Blick an, als erwarte er von mir die Zusage, daß auf eine Sattlerei in keinem Falle geschossen werde. Er hatte große braune Augen und ein dunkles Bärtchen über dem üppigen roten Mund. Er mochte an die fünfundzwanzig Jahre alt sein.
Am Tage des Abmarsches stand er im Mantel und Helm schon vom frühen Morgen an mit seiner Braut abseits von uns bei den Klopfstangen in einem Winkel des Kasernenhofes. Sie hielten sich bei den Händen und blickten aneinander vorbei, und schienen von Zeit zu Zeit etwas zu murmeln. Karp nickte und rüttelte dazu mit dem übergroßen Blumenstrauß, den sie ihm an die Helmspitze gebunden hatte.

Drei Tage danach, als wir in einem halb verwüsteten und verlassenen Hause, unweit der Brauerei von La Bassée, eben unsere Tornister packen wollten, um in die Feuerstellung unserer Batterie abzumarschieren, kam Karp noch einmal zu uns herein, um uns Lebewohl zu sagen. Er war sehr heiter, wirklich sollte er sich bei den Werkstätten hinter dem Protzenlager zum Dienst melden. Er bleibe hier, sagte er, und Sattler, solange der Krieg dauere.

Indessen begannen schon wenige Minuten darauf die Engländer, ganz unvermutet, mit schweren Kalibern in die Stadt zu schießen, und wir sammelten uns befehlsgemäß in der Deckung der in Pferdeställe verwandelten Brauereikeller. Auch Karp, der uns inzwischen verlassen hatte, um seinen Dienst anzutreten, schien den Befehl bekommen zu haben, sich zu uns zu schlagen, denn wir sahen ihn während einer kurzen Pause in der Beschießung vom Eingang unseres Kellers aus geduckt und in eiligen Sätzen, als liefe er durch einen Regenschauer, über die Straße kommen und jenseits des Hofes im Torbogen unter dem Pförtnerhaus verschwinden. Im gleichen Augenblick schlug eine Granate auf den uns zugekehrten Scheitel des Torbogens auf, und aus der rötlichen Wolke von Ziegelstaub, die nun dort auffuhr, kam Karp hervorgewankt, baarhäuptig, schneeweiß im Gesicht und die Haare wie bepudert von zermahlenem Kalk und Mörtel. Er hielt beide Hände vor den Leib gepreßt, und auf seine neuen braunen Kanonierstiefel troff das Blut.

In einem sicheren Winkel unseres Gewölbes betteten wir ihn auf eine Lage von Woilachen und schoben ihm einen Sattel unter den Kopf. Es zeigte sich, daß er in Gürtelhöhe einen Splitter in den Leib bekommen hatte, und die alten Leute, die ihn kundig verbanden, machten nach ihrer Art keinen Hehl daraus, daß es schlimm mit ihm stehe. Karp sprach hierzu kein Wort, wie er während seines ganzen Sterbens stumm blieb, obwohl seine glänzenden Augen, mit einem fast zärtlichen und tröstenden Ausdruck von einem zum andern wandernd, die helle Wachheit seiner Seele verrieten. Es währte vom frühen Mittag bis gegen Abend, daß er in seinem Winkel lag und den Kopf nach uns drehte, die wir hin und wider liefen und den Fahrern bei den tobenden und keilenden Pferden zur Hand gingen, so gut wir es vermochten. Denn die Beschießung dauerte mit äußerster Heftigkeit fort, und keiner konnte sich aus den Gewölben heraus auf die Straße wagen. Sooft sich aber einer von uns über ihn neigte, lächelte er fast fröhlich und wedelte leicht mit den Händen vor sich hin, als wollte er ausdrücken, daß alles gut sei und daß wir uns seinetwegen nicht erschrecken möchten. Als ich zuletzt bei ihm stand, zeigte er mit dem Daumen über seine Schulter weg auf den Sattel unter seinem Nacken und machte dann eine Gebärde der gelassenen Verneinung.

Als er am nächsten Tage auf dem Soldatenfriedhof vor der Stadt begraben wurde, gab es eine merkwürdige Verwechslung. Man hatte einen in der Division noch fremden jungen Militärgeistlichen mit der Einsegnung beauftragt: mochten ihm nun von der Regimentsschreiberei die falschen Papiere überschickt worden sein oder mochte er sie selber bei der Vorbereitung seiner Rede verwechselt haben, kurz, er sprach,

neben den aus nackten Brettern eilig zusammengezimmerten Sarg tretend, von dem vorbildlich tapferen Mann, der, nach alter preußischer Soldatenart, bis zum letzten Augenblick gekämpft und dann unverzagt den Tod auf sich genommen habe. Indessen knüpfte keiner von uns an diese Verwechslung hinterher eine Bemerkung; die einen mochten nichts davon wissen oder sich darum nicht scheren, die anderen aber, die den Sattler hatten sterben sehen, gaben dem Pfarrer in jedem seiner Worte recht.

Ludwig Friedrich Barthel

Daß ich am 12. Juni 1898 in dem kleinen fränkischen Städtchen Marktbreit geboren wurde, scheint Zufall und bedeutet doch für mein Leben und für mein Schaffen viel. Die Mainlandschaft hat ein inniges, ja glühendes Gepräge: dort reift Wein, dort trägt der Boden doppelte Frucht. Zugleich ist diese Landschaft jedem Pathos abhold; Weinberge haben immer eine verhaltene, fast nüchterne Schönheit. Man hat vor allem mein lyrisches Schaffen mit dem Ausdruck der fränkischen Landschaft in Zusammenhang gebracht; ich glaube, das geschah nicht ohne Grund.
Auf fränkischem Boden geboren zu sein, heißt aber für einen Dichter unserer Tage der neuen Reichseinheit noch etwas anderes: Franken ist die Brücke zwischen dem Norden und dem Süden des Vaterlandes, räumlich und geistig. So kommt es wohl, daß mir der Deutsche des Gebirges und der Deutsche des Meeres nur als zweierlei Offenbarungen des einen deutschen Wesens erscheinen und daß ich sie beide mit gleicher Kraft zu lieben vermag. Auch das Jahr 1898 möchte ich im Bereich meines Schaffens für schicksalhaft halten. Ich spürte noch Glanz, Wert und Gefahr des Vorkriegsdeutschlands, erlebte den großen Krieg, den Zusammenbruch, die Inflation und ich wuchs aus diesen erschütterlichen Zeiten durch Ehe und Kinder, bis mich das neue Deutschland den umgrenzten Glauben in die Weite des Vaterlandes zu erstrecken lehrte. Von 1930 bis zu meiner Wiedereinberufung in den Heeresdienst lebte ich als Staatsarchivrat in München.
Meine ersten Bücher waren lyrischen Charakters. 1935 erschienen dann Erzählungen unter dem Titel: „Das Leben ruft"; das Jahr 1936 brachte einen Roman: „Die goldenen Spiele"; jetzt ist eine Novelle: „Das Mädchen Phöbe" im Erscheinen. Aber wie viele Jahre brauchte man wohl, um alles niederzuschreiben, wovon man glaubt, daß es einem auszusagen bestimmt sei? Ich habe nun doch schon einige Zeit gelebt — als Dichter dagegen fühle ich mich am Anfang.

Waage des Lebens

I.

Männer brechen
Den Feind, gewaltige
Blöcke im Anprall
Der Schlacht. Dies aber,
Daß Siege schön sind,
Tragen auf ihren
Stirnen die Mütter
Oder im ersten,
Noch schlafenden Lächeln

Des Kindes erträumt ein
Volk sich das ebne
Maß der Vollendung.

II.

Geduldig weben
Die Schwestern des Schicksals,
Was jeglichem zukommt,
Und purpurne Fäden
Locken von ihren
Spulen zuweilen
Unmündige; Knäuel
Dunkler Verwirrungen
Zerren sich andre,
Vieles vermeinend,
Unmündig herab.

Weihnachten 1939

Rück deinen Helm, Kamerad, den stählernen,
In dieser Nacht mitunter aus der Stirne
Und schließ die Mündung des Gewehres in
Frostklamme Hände: wie es Hirten tun,
Gemach darauf zu lehnen. Über dir
Im Baum der Welten — sein getreues Alter
Neigt sich mit dunkelndem Geäst bis zu
Den Stufen unsrer Erde — sind Gestirne
Wie Lichter eines weihnachtlichen Traumes
Millionenfach entglommen, und die brennen
Verläßig ihre Zeit, ob hier auch Krieg ist
Und Leid der vielen, wenn die Männer sterben.

Nimm einwärts ihren Glanz; denn wer noch jetzt,
Um diese Mitternacht des Tods, sich freun will,
Muß mit den Ewigen, die alle Fahrten
Der Völker überblicken, tröstlich eines,
So eines sein wie Sterne mit der Liebe,
Aus der sie kommen und in der sie ruhn.

Dann scheint ihm friedlicher, daß Männer sterben.

Krieg des Unmündigen

Dies war der Krieg, wie er meinem Bruder geschah: Ein Fähnrich wurde Leutnant, Achselstücke blitzten auf, mit Hurra über die Grenze, Sturmangriff gegen den Abend des 25. August 1914 am Rhein-Marne-Kanal, er seinem Zuge voran, weit voran: Schulter-, Kopf- und Herzschuß — ein „Ach" und sein Leben war verhaucht. Niemand weiß das Grab des Gefallenen. Aber dort, wo er liegt, ist Deutschland.
Damals war ich sechzehn Jahre alt. Es kam eine Feldpostkarte. Ich las die Anschrift. Sie war von seiner Hand. Heil war er und ich liebte ihn, weiß Gott, über die Maßen, jetzt vollends, nachdem er wie ein Trunkener in den Kampf gezogen war. Ich drehte die Karte um: „Herzliches Lebewohl Euer ..." stand da, und von einem Fremden war da, Zeile um Zeile, sehr klein und mit viel Behutsamkeit hinzugeschrieben, daß dieses „Lebewohl" der letzte Gruß eines Toten sei, ihm, dem noch Lebenden, vor dem Sturme anvertraut. Mir wirbelten die Sinne: Mein Krieg, ein Krieg der seelischen Erschütterungen, hatte begonnen.
Es dauerte nicht lange, fochten meine anderen Brüder gegen Frankreich, erkrankten Mutter und Schwester auf den Tod. Die Welt, in der ich aufgewachsen war, verlor ihren Halt. Ich las Homer, weil es in der Schule so verlangt wurde, löste die ärgerlichen Rätsel der Mathematik, die zwiespältigen der Religion, wie sie an mich herangetragen wurden, und wußte doch, derer im Felde draußen gedenkend und die Todberührten in der Heimat pflegend, nicht im mindesten, ob der Platz, an dem ich liebte und litt und opferte, der rechte sei; denn die Brüder, älter zwar als ich, wurden Offiziere und erhielten Orden und gewannen einen merklichen Glanz vor den Menschen, wogegen meine Schulgänge töricht, mein Sorgen um Mutter und Schwester einsam und verloren waren. Unmündig ganz und gar, wurde ich für die Leidenden dennoch etwas wie ein „Vater der Familie", der sie nicht verlassen sollte und den sie mit der zarten Hilflosigkeit ihrer Heimsuchung an sich zogen, bis ich sie, gegen das Ende des Jahres 1916, trotzdem verließ, einem stärkeren Gesetze folgend. Der Krieg war mittlerweile aus den Tagen des Ungestüms und der Erhebung in die des Beharrens und Dienens hinübergetreten. Er war langsamer und schwerer geworden.
Ein Schüler und ein Rekrut haben mancherlei Schmerzliches gemeinsam. Man bewundert nicht ihr Unvermögen, wie das der Neugeborenen, sondern fordert von ihnen, daß sie ehestens Dinge beherrschen sollen, die andere mit gleicher Mühe und Demut vordem sich zugeeignet haben. Es ist die Schule, es ist der Kasernenhof eine Stätte ungeduldigen Wachstums, und läuternde Flüche wettern über beide hinweg. Einmal aber, wir schleppten unsere schweren MG. von Graben zu Graben und warfen die Munitionskästen, warfen uns selber wie hingemäht in die sandige Ebene vor der Stadt, einmal widerfuhr mir, der sich in jeden Unmut der Vorgesetzten eingeschlossen wähnte, das Wunder menschlicher, nein, dichterischer Berührung: Ein Zugführer — in unseren Soldatenknabenaugen mehr als Gott, fürchte ich — trat an mein Gewehr, betrachtete mich Scheuen lächelnd und sprach:

Polla ta deina k'uden an-
thropu deinoteron pelei.

Für ein paar Augenblicke stockte der Krieg, ich war wie unter den hellen Göttern der Griechen und ihre Sprache — welche Sprache! — überwältigte mir das Herz.

Auf einem schmalen Gartenwege, mit halben Schritten rückwärts schreitend, nach zwei, drei Schritten innehaltend und winkend, endlos lange winkend, so ging ich von Mutter und Schwester, die ihre Tränen zu verhalten suchten, so riß ich mich von ihnen los. Der Krieg war langsamer und schwerer geworden, auch im Abschiednehmen, und überdies, es war mein Krieg, daß ich nicht keck und unbedacht hinweg durfte, in ein Abenteuer, wie es meinen Jahren zustand, sondern Furcht und Hoffnung um die Geliebten im Herzen mittragen mußte, wohin ich nur kam. Die Monate, in denen ich vor dem Feinde stand, hatten freilich ein Mildes an sich — die Sinne wurden, ob sie wollten oder nicht, fühlbar von der Heimat weggelenkt, und zudem: Der unsere Kompanie führte, ein Offizier von wenig mehr als zwanzig Jahren, Draufgänger, den man rühmte und leiden mochte, auch wenn sein Auge stach und sein Mund verdammte, er hatte mich ausgewählt, mit einem einzigen Blick, auf einer Landstraße, die gleich vielen dort im nordöstlichen Frankreich von Pappeln eingefaßt wurde, und es war mir von nun an, als werde ich völlig von ihm eingesehen und tue alles, was es zu tun galt, in seinem Auftrag. Schon pochte mir die Freude in der Brust, einst den Brüdern gleichzukommen an Rang und Ehre, daß ich beinahe mit diesem Ziel des kindlichen Hauptes das wahre und eigentliche, dem Feind zu obsiegen, vertauschte — ach, der Krieg war sehr langsam und sehr schwer geworden und manche Männer redeten seltsam —, da wurde mir bei einem Sturz der Arm doppelt gebrochen und ein Nerv verletzt, wobei ich nur eines bedachte, und dieses eine mit aller Heftigkeit der Enttäuschung: ich war Gefreiter und blieb Gefreiter und ein anderer wurde Unteroffizier und ein anderer wurde Feldwebel — — —

Das Schicksal aber, so deutete ich mir später jenen gewaltsamen, unverstandenen Zugriff, mochte mich, wo es den gefallenen Bruder verherrlicht, wohin es die noch lebenden Brüder berufen hatte, nicht länger dulden, sei es, daß mein Inbild des Krieges zu flach, sei es, daß meine Prüfung von vornherein inbrünstiger an Schmerz gemeint war: denn geschont werden sollte ich nicht. Was in der Stille jenes französischen Nonnenhauses, worin unser Lazarett untergebracht war, nach wenigen Tagen der Verwunderung und des Hingewöhnens mich Verlassenen überfiel, ist schwer begreifbar. Bei einer unbeträchtlichen Operation, in der ich allerdings betäubt werden mußte, träumte ich, von Dantes Gedicht überschattet, dies: Es war mir aufgegeben, das „Ewige" zu erkennen, und bis ich dorthin gelangen würde, trieb mich ein unsagbarer Schmerz Ring um Ring in einen Trichter, der ohne Ende war, hinab, ewig hinab, und der Weg und das Wort krallten sich, furchtbar eines, Ring um Ring in mein Gehirn. Einen solchen Irrgang nach einer Befreiung, von der ich nicht wußte, wie sie beschaffen sein sollte, lief ich damals, in dem Kriegslazarett von T., ohne daß ein Mensch es mir ansehen mochte, und es war niemand da, mit

dem ich darüber hätte sprechen können. Vielleicht war auch nichts zu sprechen, sondern mußte alles in die tiefst inneren Kammern des Herzens hineingenommen werden, einem Gifte gleich, dessen Heilkraft der Kranke nicht weiß.
Sobald ich aufstehen durfte, wusch ich mich, frühstückte und ging zu dem Saal der Bücher und Zeitschriften, einem gläsernen Gemach, worin vordem Blumen gediehen waren. Dort öffnete ich ein Buch — Klassiker und Plauderer lagen ungeschieden beisammen —, versuchte zu lesen, klappte das Buch zu, stöhnte, öffnete ein zweites, stöhnte, klappte es zu, schlürfte davon. Kein Faust, kein Homer drang noch an mein Herz. Sie waren ohnmächtig geworden oder vielmehr ich war es, und wir berührten einander nicht. Es ging mir gut. Schwestern umhüteten mich. Ich konnte in den Hof schleichen und die Bäume anschauen, des Nachts die Sterne. Nur eben Bäume wie Sterne, sie blieben stumm. Dem Kloster hing eine Kapelle an. Mit wenigen Schritten war sie zu erreichen. In der Kapelle knieten immer ein paar Nonnen und beteten. Ich versuchte es gleich ihnen. Allein die Lippen waren geschäftiger als das Herz, und wenn in meiner Kindheit von dem Tabernakel her ein fühlbarer Strom der Gnade zu mir geflossen war, so lehnte ich jetzt müde und unerlöst in den Bänken. Gott, schien es, hatte keine Kraft mehr, aus dem goldenen Gehäus aufzubrechen und mich zu trösten wie jeden Bettler und Zerknirschten. Die Kameraden, älter als ich, herber, gereifter, hielten mich wie ihr Kind. Einige starben, aber selbst ihr heimliches Hinweggehen vermochte mich nicht aufzurütteln. Es war Krieg.
Von zu Hause kamen Briefe, wie ein Wesen sie schreiben konnte, dessen Gemüt noch einfach und kindhaft atmet. Was darin Ermunterndes stand, ermunterte mich, was darin Dunkles stand, verdunkelte mich. Heilen konnte mich keiner dieser Briefe, weil alles Wohlergehen der Kranken nur Schein war und jede zuversichtliche Nachricht früher oder später widerrufen wurde. Dann sank mir der Kopf nur desto tiefer.
Als mein Arm, der nach einigen Wochen zu prickeln und dann zu toben begann, von seinem gipsernen Panzer befreit wurde, schillerte die Hand in Blau und Gelb und roch wie verwest. Es schälte sich die Haut. Man schickte mich in die Heimat. Dort lernte ich die Schmerzen der Folterung kennen, aber ich danke dem Manne, der sie befahl, dem Manne, der sie ausübte, nur so wurde die Hand gerettet.
Um es kurz zu machen: Was ich noch war, gab ich an die Pflege von Mutter und Schwester. Sie starben dennoch, und damit schien mein Krieg verloren, wie der ungeheure Krieg des Vaterlandes verloren schien. Es ist mir aber heute gewiß, daß ich in den grauen Tagen der klösterlichen Haft, als kein Buch und kein Hauch eines Gottes und nur der bange Trost jener schwesterlichen Briefe zu mir kam, daß ich damals in der mir zustehenden Art aus einem Unmündigen in einen Mündigen verwandelt wurde, oder daß doch in jener größten Armut meines Herzens alles Erlernte, Gewollte von mir schied, damit ich jeden späteren Besitz der Seele neu zu erringen und seine Gültigkeit vor mir selber zu erweisen hätte. Das Antlitz des Schicksals, begegnet man ihm, ist starr, und erst aus großer Ferne vermeint, wer zurückblickt, daß ein Lächeln der Güte hindurchschimmere. So begehren wir, die zu einem umfäng-

licheren Sinn ihres Deutschtums zurückgefunden haben und zäher geworden sind und vieles deutlicher durchschauen, kaum noch einen anderen Ausgang des ungeheuerlichen Kampfes, der uns für eine Weile von Finsternis zu Finsternis hinabwarf. Dies hatte seinen Sinn, nicht weil es arg und krank war, sondern weil aus diesen Ärgernissen und Kränkungen ein Vaterland emporwuchs, das sich fester gehalten weiß und freier aus seiner eigenen Kraft zu bestehen vermag. Lautlos, aber unerbittlich, zogen unsere Soldaten 1939 ostwärts, in einen Männerkrieg, den wir führen, offenen Auges und ohne rasche Verherrlichung. Das Schönste des Weltkrieges aber war die Jugendlichkeit seiner Helden, bevor uns, wie man lange wähnen mußte, der Kriegsgott betrog. Wir waren auf eine edle Weise berauscht, und in dieser stolzen Überwältigung unseres Gefühles wurden wir das Opfer der Berechnenden. Vielleicht ist der Sieg die größere Last oder doch die größere Verantwortung eines Krieges, und mancher Erfahrungen und eines stetig tragenden Glaubens bedarf, wem neue Ordnungen anvertraut werden. Und einmal wird man wohl sagen, nur das heimgesuchte, gebeugte und wiedererstandene Deutschland habe zu leisten vermocht, was wir inmitten dieses Krieges von uns erhoffen, weil die Geschichte nur tötet um des Lebens willen.

Merkwürdig verknüpfen sich die Lose der einzelnen mit denen ihres Volkes, oder sollte ich die Fügung immer noch anklagen, daß der Gefreite ein Gefreiter blieb? Sie rückte mich dorthin, wo *sie* mich wollte, da es schon ihr Wille war, aus mir ein Lied zu machen. Ob dies wenig ist oder viel, bedarf hier keiner Entscheidung. Genug, daß jede nichtig gewähnte Stunde zu diesem Ende beitrug und daß ein Leben heute beruht, das ehedem wie auf der Flucht vor sich selber schwankte. In diesen Tagen verlasse ich die Heimat. Es bleibt von dem, was mir seit meiner äußersten Armut geschenkt wurde, viel Liebes zurück — und sei es auch: Weder die Bücher noch die Sterne, weder Baum noch Gott werden stumm sein, was immer geschehe; denn ich, wir, wir alle sind mannbar geworden.

Hans Baumann

1914 wurde ich in Amberg geboren. Dort verlebte ich die Kindheit. Ein Jahr lang war ich Lehrer im Böhmer Wald. Dann kamen zwei Fahrtenjahre durch Deutschland. Während dieser Zeit gab ich die „Jungenschaft" heraus. Nach zwei Soldatenjahren in Potsdam und Göttingen erwanderte ich das Baltikum, Siebenbürgen und ein Stück Italiens. Spät begann das Lernen an der Universität. Seit 1933 entstanden einige Liederbücher und zwei Schauspiele. Seit Beginn des Krieges bin ich Leutnant in einem Infanterieregiment.

Von schweigender Bewährung

Durch das Land deutschen Lebens fließen mächtige Ströme, die es zu immer neuem Blühen ermuntern, mögen die klirrenden Winter der Geschichte es noch so tief in Bann geschlagen haben. Einer der lautersten von Anbeginn, der immer wieder tödliche Eisesstarre brach, ist das Soldatentum unseres Volkes. Nie versiegend hat er deutsches Werden vorangetragen. Sein Lied rauscht von Gefahr und Trotz, von glühendem Zusammenstehn und einsamer Bewährung. Er rührt an die Seele des Mannes und des Knaben und weckt freudigen Widerhall. Seine Bahn fließt so sicher dahin, als strömten seine Wellen aus dem Himmel hernieder und bedürften keiner Quellen. Aus welchen Tiefen jedoch die Kraft deutschen Soldatentums emporsteigt, habe ich erst spät, als ich schon meinen Soldateneid abgelegt, erfahren. Einen seiner Brunnen, der verborgen quillt, weil ihn die Waffen übertönen, habe ich aus den kargen Berichten zweier Soldaten gespürt. Die beiden Begebenheiten, deren eine 1918 am Jordan, deren andere zu Beginn des Weltkriegs in Flandern geschah, mögen freilich von vielen als unbedeutend und zu wahrem Kriegertum unzugehörig empfunden werden. Mir sprang, besonders bei der Erzählung des Obersten, die Erkenntnis auf, daß im deutschen Manne auch inmitten des stählernen Geschehens das Herz sich regt und in mancher Stunde, da des Gefechtes Waage schwankt — die Entscheidung von seinen unverzagten Schlägen herbeigepocht wird. Dafür sollen die beiden Balladen stehen.

In den Septembertagen 1918 drängte sich das zerschlagene Türkenheer, gedeckt von den Resten des deutschen Asienkorps, an einer Jordanfurt zusammen. Dem Pascha blieb nur noch die Hoffnung, der Umzingelung im offenen Feld zu entkommen. Da brauste im ersten Morgengrauen ein englisches Flugzeug über die Trümmer seines Heeres hinweg. Wenige Stunden später, als eben die Vorhut den Jordan überschritten, blitzten die Säbel australischer Reiter auf den fernen Höhen hervor. Da verließ den Pascha die Kraft. Ein deutscher Offizier, der die Gefahr überschaute, nahm den verzweifelnden Pascha gütig am Arm und erzählte ihm mit bezwingender Ruhe die Geschichte von den beiden Mäusen, die in einen Milchtopf fallen: deren eine mutlos untergeht, deren andere aber hoffend weiterrudert, bis sie einen Klumpen

gebuttert hat zu ihrer Rettung. Das Wunderbare geschieht! Der Pascha begreift die Geschichte, die für Augenblicke großer Not geboren war, erkennt, daß man mit wenigen Maschinengewehren der Vorhut, die eben die Hügelkette erreicht, den Angriff zum Stehen bringt, und ermannt sich zum Handeln.

Gelobtes Land 1918

Durch die Morgenschleier schimmert Bethsan.
Der Jordan fließt ohne Laut.
Das Land ist in vielen Sommern ergraut
und fürchtet die Sonnenbahn.
Durch das welke Land gespenstert ein Zug,
kein Klang verkündet dem Ohr
das Türkenheer, das der Feind zerschlug,
das deutsche Asienkorps.
Der Pascha durchreitet die Jordanfurt,
auf dem Hügel springt er vom Pferd:
Unser Weg durch den Krieg ist vom Elend gespurt,
verflucht die gelobte Erd!
Der Deutsche an seiner Seite schweigt.
Der Pascha starrt nieder zum Fluß,
den das fliehende Heer, eh die Sonne steigt,
vor den Feinden durchqueren muß.
Die Furt ist schmal, die Vorhut drängt
hinüber zum rettenden Rand.
Da recken sich Arme: Ein Vogel hängt
mit brausendem Leib überm Land.
Er schwebt hinweg. Der Pascha erblaßt.
Der Feind hat das Heer entdeckt.
O Sonne, die du uns glühend gehaßt,
wer hat dich so früh erweckt?
Die ersten Strahlen jagen empor,
die Türken schüttelt ein Schrei.
Im Westen blitzen Degen hervor,
australische Reiterei!
Vor dem Heere wachsen die Reiter ins Licht,
die Waffen bedecken den Sand.
Der Pascha taumelt, verhüllt sein Gesicht
und die Tränen mit bebender Hand.
Da übermannt den Deutschen der Zorn
und die Güte in Herzensgrund.

Ihr gebt euch vor wenigen Reitern verlorn,
er spricht es mit festem Mund.
So hört wie ein Kind, das den Mut verlor,
eine deutsche Kindermär.
Der Pascha hebt das erschrockene Ohr
und lauscht ohne Gegenwehr.
Der Deutsche erzählt: In verschwiegener Stund'
verirrt sich ein Mäusepaar
in die Schale mit Milch. Eine sinkt zum Grund,
weil sie ohne Hoffnung war.
Doch die andre rudert mit zäher Kraft
und sie buttert die Milch zu Gold
und zwingt mit beharrlicher Leidenschaft
den Tod, da sie sterben sollt.
Der Pascha erwacht. Er begreift die Mär,
die für Nöte ersonnen war.
Er tritt an das nächste Maschinengewehr,
läßt feuern. Er mißt die Gefahr.
Das Heer vernimmt den klopfenden Ruf
und hebt die Gewehre auf —
im Sande straucheln Huf um Huf
die Leiber der Pferde zuhauf.
Der Pascha glüht. Der Deutsche träumt
in die flackernde Sonnenbahn.
Von blutigem Rot ist der Himmel umsäumt,
durch den Morgen lächelt Bethsan.

Die zweite Begebenheit erzählte mir mein Vater. Ein blutjunger Bauernsohn fiel bei einem der ersten Angriffe in Flandern, weil er wenige Augenblicke zögerte, sich in das hohe Korn zu werfen: Eine tragische Begegnung echter menschlicher Regung mit der raschen Gewalt des Krieges.

Flandrischer Acker 1914

Ich wollte nicht das gelbe Korn zertreten.
Da fällte mich der Feind. Das Korn ward rot.

Der Krieg umschritt den Acker. Männer mähten.
Von unsichtbaren Sensen sprang der Tod.
Der Tod erschrak vor meinen sechzehn Jahren,
mein Zögern war von Gottes Hand gelenkt,

denn als ich fiel, da lag ich unerfahren,
tief war ein Leuchten ins Gesicht gesenkt.
Und wer bei mir zum Atmen niederhockte,
die Augen flackernd senkte, voll vom Krieg,
der sah mein Antlitz und sein Fieber stockte,
die Furcht zerfloß, der laute Schrecken schwieg.
Und Sprung um Sprung geht aus von diesem Schweigen,
in weiten Wellen brach der Angriff vor,
die Krieger wachsen aus dem Korn und steigen
vom Tode unversehrt zum Feind empor.
So bin ich doch ein Ackermann geworden.
Ich hab' gepflügt inmitten einer Schlacht.
Mein Korn hab' ich gesät ins grause Morden
und meine Ernte jung vor Gott gebracht.

An den Schluß sei ein Gebet des begonnenen Jahres, das uns in die Bewährung ruft, gestellt.

Reitergebet

Er, der Abend gibt und Morgen,
der die nächtigen Schleier senkt,
der Gestirn und Erd verborgen
mit uralten Zügeln lenkt —

führe meiner Seele Triebe,
Stolz und Leid, Verworrensein,
teil mein Herz in Haß und Liebe,
fange meine Freude ein,
banne alle Furcht der Knechte
vor der Hufe harten Rand,
segne Trotz in meine Rechte,
Güte in die Zügelhand,
gönne mir das Reiterrecht,
Tod in raschem Zug zu trinken,
laß im brausenden Gefecht
mich aus heißem Sattel sinken.

Friedrich Bethge

Friedrich Bethge wurde 1891 als Sohn des 1903 verstorbenen bekannten Germanisten Dr. Richard Bethge in Berlin geboren. Mütterlicherseits stammt er aus einem uralten ostpreußischen Pastorengeschlecht, väterlicherseits aus pommerschem Blut. Er empfindet sich selber leidenschaftlich als eine preußische Natur.
1911 bis Kriegsausbruch war er Redakteur in einem Berliner Zeitschriftenverlage. 1914 trat er als Kriegsfreiwilliger beim Kolbergschen Grenadierregiment Nr. 9 ein und machte den ganzen Feldzug bei diesem Regiment mit — ab 1917 als Kompanieführer. Er wurde fünfmal (in jedem Kriegsjahre einmal) verwundet und mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse, dem Goldenen Verwundetenabzeichen und anderen Kriegsorden ausgezeichnet. Das Reichsarchivwerk hebt besonders seine Führung der 10. Kompanie in der Tankschlacht bei Cambrai im November 1917 hervor.
Bethge trat in der Kampfzeit der Bewegung in Berlin bei und wurde 1933 als Chefdramaturg und stellvertretender Generalintendant nach Frankfurt am Main berufen, wo er außerdem ehrenamtlich als Präsidialrat der Reichstheaterkammer, Ratsherr und Kurator des Frankfurter Goethepreises tätig ist. 1935 wurde Friedrich Bethge durch Reichsminister Dr. Goebbels in den Reichskultursenat berufen und 1937 mit dem Staatspreis für sein Drama „Marsch der Veteranen“ ausgezeichnet. Seit Ende August 1939 trägt Friedrich Bethge wieder den feldgrauen Rock und nimmt an den Vorfeld- und Stellungskämpfen zwischen Rhein und Mosel teil.
Die wichtigsten Werke Friedrich Bethges sind: „Das triumphierende Herz“, Novellen; „Pfarr Peder“, Tragödie, uraufgeführt 1936 in Altona; „Reims“, Schauspiel, uraufgeführt 1930 in Osnabrück; „Die Blutprobe“, Komödie, uraufgeführt 1937 in Frankfurt am Main; „Marsch der Veteranen“, Schauspiel, uraufgeführt 1935 in Augsburg und Frankfurt am Main; „Rebellion um Preußen“, uraufgeführt 1939 in Frankfurt am Main.
Zur Zeit arbeitet Bethge an einem zweiten Werk der „Rebellion“, das sich zum ersten wie die Fuge zur Toccato verhalten soll, sowie an einem Galilei-Drama.

Nachtmarsch

(entstanden Oktober 1914 bei Noyon)

Schritt um Schritt, Schritt vor Schritt
Ohne Trommelklang;
Alles tritt mit, —
Der Weg — ziellos lang.

Kein Flüstern, kein Lachen,
Schritt vor Schritt;
Ferne Salven krachen
Im Takte mit.

Grau in Geschwaden
Nah und weit —
Kameraden;
Grau — die Unendlichkeit.

Häuser, ein Ort, —
Hier bleiben wir, hier! —
Schritt um Schritt — weiter fort —
Und — kein Quartier!

Nicht mehr auf Siegen
Steht da dein Sinn;
Bloß liegen, liegen! —
O sänkst du hin

Vom Feind getroffen
In Weges Mitt!
Du darfst nichts hoffen!
Schritt um Schritt,

Schritt um Schritt, Schritt vor Schritt, —
Ohne Liebe, ohne Haß;
Alles tritt mit
Ohne Unterlaß.

Krieg und Drama

„Schiller ist ein Verdienst des großen französischen Kaisers,
Welches der Donnerer sich um die Germanen erwarb.
Hätte Napoleon nicht die Erde erschüttert, so wären
Wallenstein, Jungfrau und Tell in der Geburt schon erstickt.“ —

So eng gebunden sieht Friedrich Hebbel das große Drama an das Kriegserleben des Dramatikers. Er hätte Ähnliches auch über Heinrich von Kleist und sein Werk als Ausgestaltung des Kriegserlebnisses aussagen können. Und hätte Hebbel weiter auf einen Mann wie Grabbe geblickt — oder tief in die eigene Brust hinab —, so hätte er erkannt, wie Grabbe auf halbem Weg scheitern, wie er selber aber sich an die psychologische Nuance verlieren mußte, weil ihnen beiden Krieg oder nationale Erhebung als Grunderlebnis des Dramatikers mangelte. Grabbe — dieser „Blücher der Poesie“, wie ihn Immermann nennt — ruft einmal unmutig aus: „Gäb's Krieg, gesund wär' ich! Doch nun muß ich ihn machen in Tragödien.“ In seinem „Marius-und-Sulla“-Fragment findet sich ein Szenenfetzen, ein Genieblitz vorgeahnter Front-

vision. Da reitet Sulla über das Schlachtfeld und sieht unter anderen Leichen auch die seines Freundes Quinctius liegen. Da lacht er auf, lacht:

> „Haha, der Quinctius! Ein großer Spieß
> in seinem Schädel, wie ein quälender
> Gedanke! — Holla, fast wäre ich vom Pferd
> gefallen!“

Aber Hebbel hätte auch weiter zurückgehen und auf Calderon, der mit Leib und Seele Soldat war, oder auf Shakespeare als den Gestalter der Kriege der „weißen und der roten Rose“ verweisen können. Oder noch weiter zurück: Salamis war der erste Lebenstag des Euripides: im Festchor der Siegesfeier tanzte Sophokles, und Äschylos, der bei Marathon und Salamis mitgefochten, feierte hernach die hohe Bedeutung des Tages in seiner Tragödie „Die Perser“.

Die führende Dramatikergeneration verdankt dem Kriege alles und in solchem Maße, daß man sagen darf: sie alle sind nicht in irgendeiner Stadt, in irgendeinem Dorfe Deutschlands geboren, sondern vielmehr in den Granattrichtern Flanderns, im Trommelfeuer der Somme, vor Reims, vor Verdun oder — nun erneut: auf den Schlachtfeldern Polens, Norwegens oder im Vorfeld der Westfront.

Die noch ungeschriebene, aber gelebte deutsche Tragödie heißt Langemarck: als eine Gemeinschaft junger, gläubiger Menschen unter Gesang (sowohl vom rationalistischen wie auch vom militärischen Standpunkt aus gesehen sinnlos, ja sinnwidrig) die englische Front stürmte. Der erste Akt des großen, noch ungeschriebenen, aber gelebten Dramas unserer Zeit war jener 13. August 1932, als der bekannteste und der unbekannte Soldat des Weltkrieges — diese beiden erhabenen Chorführer — zum erstenmal einander gegenüberstanden.

So hat folgerichtig der Krieg als Grunderlebnis auch seine direkte, wenn auch vielleicht nicht endgültige Gestaltung im Schaffen der jungen Dramatikergeneration gefunden. Ebenso folgerichtig aber blieb die Frontdramatikergeneration nicht bei der Gestaltung des Kriegserlebnisses stehen. Es ergab sich vielmehr aus der eigenen Seelenlage heraus der Zwang zu gestalten, wie der Soldat der Front mit dem Frieden — dem wirklichen oder scheinbaren — fertig wurde: inwiefern das Kriegserlebnis individualistisch sich wie eine Manie im Hirn des Frontsoldaten und Dichters festgesetzt hatte, oder inwiefern ihm eine fruchtbare Auswertung des Kriegserlebnisses für den Aufbau der Gemeinschaft der Nation glückte. Ja, der Weg vom Kriegserlebnis und seiner Gestaltung zur Schicksalsmeisterung noch grausigerer, völlig entseelter Nachkriegsjahre und ihrer Gestaltung ist der Weg des leidenden Dichters zum Schicksal meisternden Dramatiker.

Die Zukunft (nicht nur des Theaters) hängt davon ab, wie weit es uns gelingt, die Einheit zwischen Idee und Leben, zwischen „Handelnlassen“ und eigenem Handeln herzustellen. Es ist nicht genug, daß das Drama die „großen Gegenstände der Menschheit“ zu formen sucht, daß es „die schöpferische Fülle“, „die Vielstimmigkeit des Da-

seins“ zum Klingen bringt, daß wir in den Werken der Bühne „den Herzschlag unserer Zeit“ spüren. Große Kunst kommt immer aus der Erhabenheit einer Idee, die einen großen Charakter belebt, und die von ihm erlebt und nicht nur „erkannt“ wurde. In keiner Kunst weniger als im Drama genügt Talent, ja selbst Genie. Es genügt nicht, eine „Vision“ zu haben und sie gestalten zu können. Entscheidend ist das Erlebnis eines Ethos. Entscheidender ist, daß das Ethos, das da „gepredigt“ wird, auch vorgelebt war. Darum bekennen wir uns zu jenen Rittern des Schwertes und des Geistes, denen, wie Ulrich von Hutten, Leben und Idee zu einer einzigen, untrennbaren Einheit zusammenwuchsen.

Höher als Dichterlorbeer und den Ruhm der Mitwelt wertete Äschylos seine Teilnahme an der Schlacht bei Salamis. Aus solcher Haltung erwuchs die große Tragödie. Höher als seinen ganzen Dichterruhm wertete Cervantes den Verlust seiner Hand in der Schlacht gegen die Sarazenen. Aus solcher Haltung erwuchs der größte europäische Roman.

Wenn wir nur einen Bruchteil unseres heroischen Erlebens, nur einen Tropfen unseres eigenen, im Kampf vergossenen Blutes einströmen lassen in unser Werk, dann haben wir genug getan.

So fußt das neue deutsche Drama im Erlebnis des Krieges und in der deutschen Erhebung, die man auch die metaphysische Rache der betrogenen Frontsoldaten nennen darf. Wenn aber noch ein Kleist vor hundert Jahren mit gleichem Erleben im titanischen Streben und auf dem allein richtigen, traumsicher erkannten Wege scheitern mußte, weil Staat und Gemeinschaft noch fehlten, für die er schuf, so würde er heute alle Voraussetzungen für sein großes Drama finden: Staat, Gemeinschaft und eigenes Kriegs- und Revolutionserlebnis.

Werner Beumelburg

Werner Beumelburg wurde am 19. Februar 1899 als Sohn eines Pfarrers in Traben-Trarbach an der Mosel geboren. Seine erste Jugendzeit trägt keine besonderen Merkmale. Er besuchte das Gymnasium und machte im Frühjahr 1916 das Notabitur, trat sodann als Fahnenjunker in ein Pionierbataillon und rückte nach kurzer Ausbildung ins Feld. Sein Schicksal wurde Verdun, das Fort Douaumont, jene furchtbare Schlacht des Jahres 1916, in die der Siebzehnjährige rauh und unvermittelt hineingestoßen wurde. Die Tiefe des Erlebten hielt er später in seinen besten Werken fest. Im Jahre 1917 wurde Beumelburg Offizier und erwarb als blutjunger Leutnant in der Tankschlacht von Méry und Courcelles das Eiserne Kreuz I. Klasse. 1918 zurückgekehrt, studierte er in Köln Staatswissenschaften und ging 1921 nach Berlin, wo er zunächst als Redakteur einer Soldatenzeitung im Reichswehrministerium tätig war.

Der neue Staat betraute ihn durch Berufung in den Senat und das Präsidium der Deutschen Akademie der Dichtung und durch Übertragung der Stelle des Generalsekretärs mit einer der wesentlichsten Aufgaben bei der Neuschöpfung und Neugestaltung der deutschen Kultur. Sein Wohnsitz ist seit dem Ende des Jahres 1932 Berlin.

Die wesentlichsten Werke Beumelburgs sind: „Sperrfeuer um Deutschland", „Die Gruppe Bosemüller", „Deutschland in Ketten", „Douaumont", „Flandern", „Das eherne Gesetz", „Der Kuckuck und die zwölf Apostel", „Mont Royal", „Bismarck gründet das Reich", „Kaiser und Herzog" und „Reich und Rom".

Wir kommen alle vom Kriege her

Ostern 1914 machten wir unser Einjährigenexamen. Es gehörte sich in unseren Augen, daß sich daran ein Kommers schloß. Da er der erste unseres Lebens war, sollte er besonders feierlich begangen werden. Es schien uns gut und richtig, die Schule nicht von unserem Vorhaben zu unterrichten, man konnte nicht wissen. Ein geeignetes Lokal war schnell gefunden, der Wirt verpflichtete sich zum Schweigen, das nötige Bier wurde bereitgestellt, und alles verlief in der schönsten Harmonie. Nur eines hatten wir nicht vorausgesehen, nämlich, daß uns der allzu reichliche Genuß des in solchen Mengen immerhin noch ungewohnten Getränks bereits bis zwölf Uhr Mitternacht um ganze fünfzig Prozent unsres Bestandes dezimiert hatte. Um ein Uhr machten diejenigen, die ausgehalten hatten, in der berechtigten Erwägung, daß sie den anderen weit überlegen seien, zur Erinnerung an jenes denkwürdige Ereignis eine Blitzlichtaufnahme. Ich selbst befand mich nicht darunter.

Jahre nach dem Kriege fiel mir durch Zufall diese Photographie wieder in die Hände. Ich erschrak furchtbar. Ich ging Gesicht auf Gesicht noch einmal durch. Es war nicht daran zu deuteln — alle sind tot, alle vom Kriege verschlungen, alle dahin.

Paul Alverdes

Ludwig Friedrich Barthel

Hans Baumann

Friedrich Bethge

Werner Beumelburg

Graf Anton Bossi-Fedrigotti

Bruno Brehm

Georg Britting

Als ich zu Anfang des Jahres 1916 den Wunsch äußerte, Soldat zu werden, fragte mich mein Vater — er ist seit Jahren tot, Krieg und Hunger untergruben seine Gesundheit —, ob ich schon einmal einen Toten gesehen habe. Die Frage ließ mich innerlich tief erschrecken, denn ich wußte schon, daß hier das Schwerste liegen werde. Ja, ich hatte schon einen Toten gesehen, als Junge von zehn oder elf Jahren, es war ein alter Mann gewesen, der war abends spät beim Nachhauseweg aus Kurzsichtigkeit ins Wasser gefallen, und sie hatten ihn nach einer Woche herausgezogen. Die Leiche war furchtbar aufgetrieben, das Gesicht blau und rot und gänzlich verunstaltet, die Augen starr geöffnet und gläsern. Seine Kleider waren voll Schmutz und Schlamm, zwei große Aale hatten sich festgefressen, sie ringelten sich mit ihren Schwänzen um den Leib des Ertrunkenen. Ich lief entsetzt nach Hause, konnte kaum sprechen, nichts essen, und die nächsten Nächte waren schreckliche Qual für mich. Ich sehe diesen Toten noch heute vor mir.

Mein Vater hatte das natürlich gewußt und stellte mir doch gerade diese Frage. Ich verstand sehr gut, was er meinte. Junge, wollte er sagen, ich lasse dich ja gehen, denke nicht, daß ich dich festhalte, aber weißt du auch, was du tust? Ich wußte es, ich glaubte es wenigstens zu wissen. Ich habe nachher oft an diese Frage meines Vaters denken müssen.

*

Wir kamen sehr bald ins Feld, die Verdunschlacht war schon im Gange. Wir hörten viel von dem Fort Douaumont, in dessen Abschnitt unser Pionierbataillon lag. Wir hörten auch von jener schrecklichen Explosion, die mit einem einzigen Schlage sechshundert und mehr Menschen in den untersten Kasematten des Forts vernichtete. Eine Kompanie unseres Bataillons hatte Totengräberdienste geleistet, aber es waren zuviel, die diese Dienste beanspruchten, man mußte es aufgeben und die Kasematten notdürftig vermauern. Wir wußten, daß wir auf das Fort kommen würden, wir waren alle zwischen siebzehn und achtzehn Jahre alt, ich war der jüngste, meinen Geburtstag hatte ich noch zu Hause gefeiert.

Beim Ausrücken trug jeder von uns ein Veilchensträußchen an der Mütze, das hatte uns die Schwester eines Kameraden geschenkt. Wir waren sehr vergnügt. Wir hatten zu sechs ein Abteil dritter Klasse allein für uns erhalten. Meine Mutter war zum Abschied in die Garnison gekommen, nun fuhr sie ein Stück mit uns im gleichen Zug. Es ging schon in die Nacht.

Ich setzte mich zu meiner Mutter ins Nebenabteil, dort waren wir ganz allein. Nebenan hörten wir meine Freunde singen: „Und schießt mich eine Kugel tot, kann ich nicht heimwärts wandern, so wein' dir nicht die Äuglein rot, nimm dir halt einen andern; nimm dir 'nen Burschen, schlank und fein, Annemarie —, 's braucht ja nicht gerad' einer sein von meiner Kompanie, von meiner Kompanie — —"

Meine Mutter und ich hatten uns nichts mehr zu sagen, es war alles geordnet. Ich weiß auch nicht, was meine Mutter damals dachte, als sie nebenan so sangen. Mir ging es durch den Kopf, was wußten wir schon von der Annemarie, die sich einen feinen Burschen nimmt, was wußten wir von der Kugel, die uns totschießen wird,

was wußten wir schon, wie es ist, wenn man nicht heimwärts wandern kann. Dann mußte meine Mutter den Zug verlassen. Sie lächelte und küßte mich. Dann fuhr der Zug weiter, geradewegs in einen Tunnel, ein großes, schwarzes Loch. Ich kann mir denken, wie meine Mutter dem Zug nachgesehen hat, bis das rote Schlußlicht im Tunnel verschwand. Ich stieg wieder zu meinen Freunden ins Abteil. Dann sangen wir: „Den Ehrenkragen der Armee, den trägt der Pionier, wenn ich den schwarzen Kragen seh', schlägt hoch das Herz in mir."

*

Als wir zum ersten Male in die Stellung gingen, war es dunkle Nacht, da konnte ich keinen Toten sehen. Ich weiß es nicht mehr, aber ich glaube, ich war dankbar dafür. Wir rückten in Kolonne zu einem von Azannes durch den Herbebois, dann durch die Birnbaumschlucht und die Orneschlucht nach dem Vauxkreuz. Im Laufgraben, nahe dem Vauxkreuz, war ein scheußlicher Geruch. Ich wußte sofort, das war der gleiche Geruch, den damals der Ertrunkene ausgeströmt hatte. Mein Herz klopfte heftig, es wurde mir beinahe schlecht. Scheu versuchte ich, in der Dunkelheit etwas zu erblicken, aber es war nichts zu sehen.

In der Ferne irrlichterte es auf den Höhen. Sie sagten, das sei der Douaumont und die Höhe 307, und weiter nach links sei der Hardoumontrücken. Es war nichts zu sehen außer diesen Irrlichtern. Jenseits der Höhen flackerte es hin und wieder wie tanzendes Mondlicht. Sie sagten, das seien die Leuchtkugeln in der vorderen Linie, aber das war sehr weit entfernt. Es rumpelte und schütterte dumpf. Die Nacht war sternenklar und kalt, die Sterne waren nicht anders wie sonst auch.

Ich dachte, warum gehen sie nicht über das freie Feld, da kommen wir doch viel schneller vorwärts. Was ich sonst noch dachte, weiß ich nicht mehr. Ich weiß aber, daß mein ganzes Denken sonderbar eingehüllt war von der dumpfen Erwartung des ersten Toten. Es konnte ja nicht mehr lange dauern. Da ging ich wie in einem schweren Traum, man ahnt schon, daß es nur ein Traum ist und daß er aufhören wird, aber man ist so gefangen von quälender Furcht, man kann sich nicht frei machen, es liegt so fest auf der Brust, bei jedem Atemzug fester.

Ich weiß noch genau die Stelle in der Brulesschlucht, wo es geschah. Ich bin später gewiß fünfzigmal vorübergekommen, wir blieben ja das ganze Jahr vor Verdun, und jedesmal dachte ich daran. Ich würde die Stelle heute noch wiederfinden, oder vielleicht doch nicht mehr, denn heute ist dort wieder alles voll von grünen Büschen, die gab es damals nicht.

Wir gingen hintereinander durch die Längssohle der Schlucht, am untersten Rand des Südhanges, der dem Feinde zugekehrt war. Es war ganz dunkel, ich hätte nicht einmal gewußt, daß wir durch eine Schlucht gingen, wenn nicht alle Geräusche des Schlachtfeldes so gedämpft und verworren geklungen hätten. Es kam alles von oben herab wie aus einer Wolke. Hin und wieder sah man zur Rechten ein glühendes Pünktchen. Sie sagten, das seien Leute von den Bereitschaften, die dort am Hang vor ihren Bunkern säßen und Zigaretten rauchten.

Einmal gab es eine Stockung, eine andere Kolonne kreuzte uns. Sie kam von vorn. Ich spähte nach den Gesichtern dieser Leute, aber es war ja dunkel. Sie schritten schwarz und stumm und, wie mir schien, gebeugt an uns vorüber.
Dann geschah es blitzschnell. Ich weiß nicht mehr, was ich zuerst vernahm, den scharfen Ruf unseres Führers, das dumpfe Gebell weit her und doch auf einmal so fürchterlich nah, das scharf heranheulende Gezisch — wie entsetzlich scharf war das! —, das grelle Aufflammen, als würden von allen Seiten Blitzlichter entzündet, oder das Geschrei. Ich glaube fast, das Geschrei war das erste. Und dann war es naß und warm zwischen meinen Händen und an meinem Gesicht, das sprudelte nur so. Und dann war es wieder dunkel.
War ich denn das, der da so schrie? Und das Nasse und Warme? Wie war denn das alles? Jetzt schrie es auch nicht mehr, es röchelte nur noch, aber das Sprudeln über meine Hände ließ nicht nach. Zwei oder drei kamen gelaufen und zogen mich in die Höhe. Was hast du? Bist du verwundet? Du bist ja ganz voll Blut! Ich weiß ja nicht, ich weiß ja gar nicht, was ist denn das nur, es ist alles so sonderbar. Ich bin nicht verwundet, glaube ich. Er ist es ja gar nicht, sagte einer, hier liegt er, wer ist es denn nur?
Sie hatten mich aufgerichtet. Ich hatte auf dem Rücken meines Vordermannes gelegen. Einer brannte ein Streichholz an und leuchtete dem Mann ins Gesicht. Zwei Sekunden lang sah ich das Gesicht, länger nicht. Ich sehe es heute noch. Ich werde es immer sehen. Es braucht niemand zu wissen, wie es war. Er war schon tot.

*

Später wurden es viele, immer mehr. Sie kamen immer näher, von allen Seiten, bald war es dieser, bald jener. Ich erschrak nicht mehr vor ihnen. Ich stand bei ihnen und versuchte zu helfen, was zu helfen war. Der eine hatte es leicht und schnell überstanden, für den anderen war es eine schreckliche Quälerei, der eine schrie, der andere machte es schweigend ab. Sie traten ab von dem Weg, den wir gemeinsam zu gehen hatten. Ein Holzkreuz blieb am Wegrand, manchmal auch gar nichts. Eine Kugel kam geflogen — wer weiß, wer weiß, vielleicht bin ich morgen schon bei dir.
Es ist an uns vorübergegangen, es hat uns nicht haben wollen. Wozu? Warum? Gilt es mir oder gilt es dir? Wir wissen es nicht, wir werden es nicht wissen, wir müssen es nehmen, wie es ist. Wir grüßen euch. Bleib du im ew'gen Leben...

Intermezzo

Ein blühender Kirschbaum ist unser Dach. Wie schimmern seine weißen Blüten im Mondlicht so geisterhaft. Wie wundersam fein reiht sich Zweig an Zweig zu silbernen Fäden und Netzen. Müde Heimchen zirpen melancholisch leise vor sich hin. Ein paar Leuchtkäfer glühen rosenrot. Und das stille Summen der Käfer verwebt sich mit dem Zirpen der Heimchen zu einem fernen Sang, der heimlich durch die Blüten zieht... Wie klingt es doch?

Abgrundtiefe Maiennacht. So tief, daß es den fröstelt, der in dich hineinschaut...
„He — ablösen! Mensch, so werde doch wach!"
Richtig. Traum ist es gewesen. Kein Kirschbaum ist da. Aber dort! Gleich Millionen weißer Blüten wölbt sich lichtübersät der Nachthimmel. Kein Heimchengesang — aber fern, irgendwo dort im Schwarzen, rollt ab und zu eine schnarrende Melodie ab. Und hoch da oben zwischen den Blüten des Maienhimmels surren leise riesige Käfer. Nachtflieger. Der Mond verrät sie nicht. Und auch die weißen Lichterketten, die dort hinten irgendwo aufwärtssteigen, verblassen hilflos oben im Blütendom. Die Mainacht trinkt sie auf.
Pfingsten ist heute. Feurige Zungen, niedergefahren auf heilige Häupter. Feuer verlöschen, manch ein Lichtlein versank ins kalte Wasser, und niemand hat seinem knisternden Sterben gelauscht. Wer wird einst von uns sagen und von dieser Maiennacht?
Wie klingt es doch, das ferne Lied?...
Dies schwarze Tal da in unserem Rücken, an dessen Rand wir geklammert sind, das ist unser Schicksal. Ein paar lange Schatten stehen an seinen Hängen. Da unten aber ist's bodenlos. Und doch: mitten aus Abgrundfinsternis flimmert ein blasser Lichtfleck. Die Quelle. Rings um ihren Rand liegen die Toten, die es dort gefaßt, als sie den Durst stillen wollten...
Ich rühre mich nicht. Zehn Schritte neben mir kriecht einer aus seinem Loch, schaut langsam um sich. Wie fremd ist ihm die Stille. Jetzt mag er wohl auch hinabsehen in das Tal und auf den todblassen Lichtfleck da unten. Legt er den Kopf nicht in die Hände?
Pfingsten ist um ihn.
Wie klang es doch, das Lied?...
Auf dem halben Hang da unten lehnt schon seit Wochen ein toter Franzose sitzend an einem Baumstumpf. Schwach leuchtet sein graublauer Rock. Wir hätten ihn wohl begraben, aber wir brauchen ihn als Wegweiser. Am Tage lenkt uns sein Graublau. Des Nachts verrät uns der Leichengeruch die Stelle, wo wir zum Hang und zu unseren Löchern hinaufklettern müssen. Wir haben uns ganz an ihn gewöhnt. Er hat gar nichts Absonderliches für uns. Still und unbewegt sitzt er in der Maiennacht.
Uns so nah...
Was ist das? Schwillt es nicht auf einmal an? Hebt es sich nicht aus den schwarz gähnenden Schluchten voller Tod und Unglück sieghaft laut empor? Dehnen sich die Schatten nicht und wallen gleich wehenden Schleiern hinauf... von allen Seiten herauf... und ziehen rauschend durch das Meer der Himmelsblüten? Ringt sich die Nacht nicht frei aus Blut und Gram? Geht nicht ein Strom umher im Mondlicht, silberner Strom aus Leid und Tod?
Ist das nicht Orgelklang aus der Kirche daheim ... jubelt das nicht aus tausend jauchzenden Frühlingsregistern?
Jetzt!...

Brausende Akkorde schwellen ... Millionen Sterne singen, daß nur ein einziges Meer von Klängen die Mainacht durchrauscht:

„Nun danket alle Gott
mit Herzen, Mund und Händen ...“

Postenanruf

Ein gedämpfter Knall, zischend fährt irgend etwas mit Funkenstieben in die Luft. Abermals ein leichter Knall. Taghell und grell bläht sich ein weißgrünes Feuer und flackert und knistert und sinkt und stirbt. Die geblendeten Augen müssen sich erst wieder ans Mondlicht gewöhnen ...

Nichts. Der Gigant schläft weiter ...

Im Tal unter uns ist ein seltsames Schauspiel. Leise singend rauscht es über uns hinweg und zerplatzt in rastloser Folge mit gedämpftem Laut dort unten. Milchweiß raffen sich Schleier zusammen und steigen langsam an den verkohlten Baumstümpfen hinan, klettern von Loch zu Loch, von Böschung zu Böschung, ballen sich zu Schwaden, wehen langsam ab und an, verdichten sich, stehen reglos und lückenlos wie ein See. Gas. Tausende und aber Tausende von Gasgranaten ...

Wie müde sind wir ...

Wir haben kein Wasser mehr.

Einer soll hinabsteigen zur Quelle da unten, dem blassen Lichtfleck in der Schlucht, und einige Kochgeschirre füllen. Er schläft noch. Ein paar Stimmen rufen ihn. Furchtbar erschrocken fährt er aus seinem Loch, hört den Befehl.

„Nicht ich ... nicht mich schicken!“ bettelt er entsetzt mit zerrissenem Gesichtsausdruck.

Einige lachen halblaut.

„Befehl ist Befehl. Wir müssen zu trinken haben.“

Er zittert, der kleine Kerl. Blutjung noch. Hat vielleicht gerade in seinem wirren Schlaf vom Meister geträumt, der ihn gezüchtigt. Oder von einem blanken Messer, das irgendein großer, fremder Mann ihm an den Hals gelegt ...

Übernächtig bläht sich im Osten der Morgen. Vier Uhr mag es sein ...

Der Kleine ist unten an der Quelle. Wir alle haben gesehen, wie er wankte, ehe er verschwand. Und wie fernher ein Schuß gefallen ist und mit heißem, gierigem Zischen über unsere Köpfe einherfuhr, da haben wir alle ohne Verabredung nach der Quelle geschaut. Mit dumpfem Krach explodiert die Granate da unten. Wir haben gar nicht gewartet, daß der Kleine wieder zurückkehrte.

Wie es noch heller geworden ist, da hat man ihn von hier oben aus deutlich liegen sehen. Und alle, die vorher lachten, sind todblaß geworden. Armer Kleiner, vom bösen Traum geradeaus dem Tod in die Arme gelaufen. Ganz ohne Pfingsten ...

Der Durst ist entsetzlich. Wir haben nichts zu essen außer Brot und salzigem Speck. Das macht den Durst unerträglich. Es ist rein unmöglich, an die Quelle heranzukommen. Von allen Bataillonen im Abschnitt stehen ein paar ausgemergelte Kerls in der Schlucht. Mit leeren Kochgeschirren und durstheißen Fieberaugen. Ein paar

sind hingelaufen gleich nach dem Feuerüberfall. Da hat sie der nächste gefaßt. Das Wasser mag blutrot sein. Sie kehren mit leeren Gefäßen auf den Hang zurück und sind nach Stunden wieder unten vor der Quelle.

Einer hat es gewagt und — o Wunder! — ein Geschirr mit schmutzigem Wasser gefaßt. Auf dem Rückweg ist er gestrauchelt. Das Wasser ist ausgegossen...

Der Franzose fühlt, daß der Angriff bevorsteht.

Seine Batterien rollten in der Ferne wie eine endlose Kette bissiger Hunde. In das fahle Dämmern des Tages mischen sich zitternde gelbe und rote Lichtwellen. Leuchtkugeln tanzen in irrer Hast flackernd auf und sprühen grausam helle Strahlenbündel und hetzen die Eisenrohre und kreischen mit grellen Farben: „Hier kauern sie... hier... zerschmeißt sie! Zerschmeißt sie!“...

Auf! Auf! Der Tanz beginnt!

Als ob ein Riese mit dröhnendem Glockenschlag den Morgen einläute, als ob eine feurige Lohe ausgegossen werde über die Schluchten, als ob ein Heer lärmender Giganten sich verschworen habe, die Nacht zu vertilgen mit Eisen und Flammen... so steht das ringsauf. So erwachen aus hundert Winkeln, aus hundert schlammigen Mulden lodernde Feuer. So brüllt aus allen Ecken und Enden ein wüstes Gelärm hervor und fährt heulend, kreischend und johlend hinüber.

Da... haushoch steht eine schwarze Säule, und hundertstimmig faucht zischendes Eisen aus ihr hervor. Klatschend rasseln grobe Erdklumpen hernieder. Da... eine zweite. Näher als die erste. Ein pressender Druck überfällt Ohren und Lunge. Wie ein zerbrochener Berg klatscht der Dreck nieder. Köpfe weg! Einen Gedanken lang heißes Geheul, brüllender Orkan. Der Atem stockt. Vorbei. Da unten im Loch dröhnt ein furchtbarer Krach. Schwarzer Rauch breitet sich...

Und die Mühle mahlt. Mit tausend Hämmern schlägt es ringsum splitternd nieder und trifft und trifft. Und in endloser Reihe jagen die Bilder an dir vorüber. Dein ganzes Leben. Und jetzt keinen Pfifferling mehr wert. Schreien möchtest du... aber es hört keiner. Beten möchtest du... aber es preßt dir die Lippen zusammen. Aufspringen möchtest du... aber es wirft dich zurück in jähem Anprall und deckt dich mit Schlamm und Gestank zu. Und irgendeiner schreit, brüllt, höhnt: „Nichts, nichts bist du!“

Und doch! Und doch!

Ist es nicht, als ob da oben, jenseits der heulend einherfahrenden Eisenschleier ein gigantisches Getön sich erhöbe? Nimmt es nicht zu? Wird es nicht tausendmal stärker als der Höllenlärm?

Ist dies Hohn oder ist dies der Tod?

„... der große Dinge tut
an uns und allen Enden...“

*

Das Heerhorn ruft zum Sterben.

Wie die armen Kerls aus ihren Löchern auffahren. Und ehe noch der Abgrund aus dem Traum in die Wahrheit überwunden, brüllt rings um uns die Hölle.

Angriff! Angriff!
Wie die Morgenkühle unsere Zähne klappern macht. Wie uns der ekle Dreck im Gesicht und auf den Händen anstarrt. Herrgott ... wie wir aussehen!
Angriff! Angriff!
Fahler Morgen liegt überall. Und aus dem Trübsal dort hinter uns bricht ein Gesprühe von matten Stichflammen ... ein irrsinniges, blutgieriges Gebell peitscht auf uns zu und über uns johlend hinweg. Und das nimmt von Sekunde auf Sekunde in gigantischer Steigerung zu ... und brüllt und rollt und bäumt sich und poltert und zerrt und peitscht ...
Angriff! Angriff!
Wie das zerreißende Feld dort vor uns aufdröhnt unter dem Schleier der Explosionen. Gleich tausendstimmigem Katzengeheul rasen eisenzackige Splitter. Erdfontänen bäumen sich. Schwarze Wolkenklumpen ballen sich und verschlingen sich ineinander, sprühartig durchwühlt von gelben Feuern.
Wie das tobt! ...
Fünf Minuten noch. Die Zeiger rücken ...
Ho ... wie die Blitzmäuler in unserm Rücken einander überbieten mit lang aus dem Dunst ragenden Feuern. Als ob sie sich überschlagen wollten in grellem Wutanfall. Als eine einzige Wolke von dumpfem Gerassel schlägt ihr Lärm gegen uns an.
Ho ... wie das über unsere Köpfe einherfährt, gleich breit rauschenden Netzen, durch die der Sturm heult.
Ho ... wie sich das Feld dort vor unseren starren Augen verzerrt. Wie aus dem brodelnden Qualm-, Feuer-, Eisen- und Erdbrockengewirbel ohrzerreißender Lärm hervorbrüllt ...
Und nun alles noch einmal so stark. Noch einmal so laut! Noch einmal so viel Eisen und Feuer! Eine Minute lang irrsinniger Krampf.
Heraus denn! Hinein in den Kessel! Hinüber! ...
Der Herr stehe uns bei ... die Leuchtkugeln drüben tanzen in irrer Hast ... hier, dort und dort ... und dort hinten ...
Und jetzt ... nur weiter, Brüder ... nur weiter!
Da hängt schon der erste Volltreffer.
Nicht hinsehen! Weiter ... weiter!
Da kommt wieder so ein ... verflucht ... hat er nun eigentlich ... oder ist es nur ...
Weiter! Weiter!
Wenn nur die Erdschollen an den Stiefeln nicht so im Laufen hinderten. Wie doch das Herz hämmert.
Lustig beinahe ist dieses Gestapfe, ohne daß man doch vorwärtskommt ...
Wenn nur nicht ... wie doch der Stahlhelm ... jetzt sieht man ja gar nichts mehr ... ja, was ist denn ...
Kerls, hierhin! Hierhin zu mir ... Ihr lauft ja geradewegs — — — das hat eine halbe Gruppe gekostet. Ich habe sie doch fallen sehen, die schwere Mine, und habe sie nicht aufhalten können.

Wer weiß denn noch, was rechts und links und geradeaus... Wo seid ihr denn alle...
Um mich in einem Granatloch drängen sich ein paar Menschen mit todblassen, blut- und dreckübersprítzten Gesichtern und zittern und klammern sich an mich. Eine Insel sind wir in dem tosenden Meer ringsum. Wie lange, und es fällt so ein Eisentopf mitten unter uns...
Wie die Einschläge dröhnen! Wie das Feld rings aufspritzt und zuckt und lärmt...
Und in aller Verzweiflung ist es auf einmal wundersam ruhig über uns gekommen, als ob nun alles, alles gut werden müsse. Irgendeiner unter uns ist es gewesen, der hat das Wort gesprochen, leis vor sich hin. Und wir haben's von seinen Lippen gelesen. Und es hat wie Glockenton in uns angeklungen unter all dem Lärm ringsum.
„Mutter ..."
Jetzt sind wir alle, als ob wir nur einer wären. Und es ist, als ob uns auf einmal eine große Macht über all die Dinge gegeben wäre. Wir sind über die Grenze geschritten. Einer ist zu uns getreten. Unsichtbar groß. Hat die Hand uns gehalten, daß wir still geworden sind. Wir können ihn noch nicht erkennen. Das Herz schlägt noch zu laut.
Ob es der ist?
„... der uns von Mutterleib
und Kindesbeinen an..."

Ablösung

Die Vorkommandos des neuen Bataillons treffen in der Stellung ein. Flüsternd werden sie eingewiesen und auf jede Besonderheit aufmerksam gemacht. Hier darf man tagsüber keinen Kopf sehen lassen, denn dort drüben — das Dunkel läßt nichts erkennen — steht ein feindliches Maschinengewehr, das lieber hundert Schuß zuviel abgibt als einen zu wenig. Hier ist es verboten, den kürzesten Weg nach der Quelle über diese alte Batteriestellung zu gehen. Der Franzose hält sie noch für besetzt mit Geschützen und trommelt auf ihr mit wahrer Inbrunst herum. Wenn das Feuer auf die eigene Stellung gar zu bunt wird, dann rechtzeitig nach vorwärts ausweichen in jene Gruppe ungeheurer Trichter in der Senke da vorn. Die kann er nicht fassen mit seiner Artillerie, ohne seine eigene vordere Linie zu gefährden. Morgens zwischen sechs und sieben Uhr ist es am ruhigsten. Die Kanoniere verschnaufen dann eine Stunde nach der nächtlichen Arbeit. Die gefährliche, zum überraschenden Angriff lockende Dämmerstunde ist überwunden. Munition wird gefahren. Bisweilen kann man drüben beim Franzmann die Kochgeschirre klappern hören. Dann wird erst ein warmer Kaffee getrunken. Manchmal ist es dann sogar gestattet, sich offen in die Frühsonne zu setzen, das Hemd abzustreifen und sorgsam nach Läusen zu suchen. Herein aber in die Löcher, sobald sich ein Flieger zeigt! Immer besser noch Läusejucken als Punktschießen unter Fliegerbeobachtung ...

Aus der Schlucht steigen in langer Kette mühsam hochbeladene dunkle Gestalten auf. Einer hinter dem andern. Sie besetzen ohne viel Worte den Abschnitt. Die abgelösten Kompanien machen sich marschfertig. Ein paar Worte noch, eine Handvoll guter Ratschläge und vielleicht sogar ein Abschiedswitz. Dann klettern die Abgelösten eifrig hinab in die Schlucht ...
Wie müde macht dieser endlos scheinende Marsch. Stunde auf Stunde verrinnt. Füße stapfen, Gerät klappert einförmig. Jetzt durch die Sohle einer Schlucht, jetzt steil bergan, jetzt mühsam von Trichter zu Trichter. Selbst das peinliche Gefühl der Beklemmung, das jeder beim Klettern durch frische, noch rauchende Trichter empfindet, treibt nicht zur Eile. Und auch die Hoffnung auf Ruhe zieht nicht mehr. Es wird bestenfalls vier Tage dauern in schlechten Quartieren. Und dann ist alles wieder das alte. Am liebsten sich hinsetzen hier und schlafen, schlafen ...
Und wieder eine Schlucht. Kohlschwarz wie ein gähnendes Loch. Kirchhofstille darin. Das macht die Brust beklommen. Totenschlucht heißt sie. Langsam steigt die schwarze Kette gebeugter Gestalten hinab, als trete sie vom Rande allen Lärms und aller Erregung der Nacht in eine Gruft. So still ist es da unten, daß man glaubt, die Toten müßten aufstehen und den Lebenden entgegenkommen.
Die aber steigen zu ihnen hinunter.
In diesem Augenblick flammt es fernher vielmals auf und bricht in heulendem Schwung herein in die Schlucht, grelles Aufspritzen, loderndes Dunkelrot und ohrenzerreißenden Lärm um sich schleudernd. Feuerüberfall. Die Schlucht ist jäh in den dröhnenden Tanzboden einer trunkenen Teufelsschar verwandelt.

Die Toten

Aus den Löchern hebt sich im Flackerschein der Explosionen Gestalt auf Gestalt, bilden eine Kette, schreiten voran, langsam, gebeugt, abwechselnd, immer getaucht in hellrotes Feuer und in finsterste Nacht, hin und her gerissen zwischen Grabgruft und höllischem Tanzboden. Und keiner sieht rechts und links, keiner hemmt den Schritt, keiner beschleunigt ihn ... keiner bricht zusammen im Wirbel des Feuers.
Geisterzug! Rückkehr der Toten zur Heimat! ...
Nein ... es sind die Lebenden. Jetzt tauchen sie jenseits der Schlucht im Dunkel unter. Und die Toten bleiben allein im Höllenlärm ...
Im Laufgraben. Der Morgen dämmert und läßt die Gestalten erkennen, die da langsam vorwärtsschreiten. Nichts von Menschen mehr. Zäher Schlamm überall. Fast die Augen allein verraten das Leben. Hier und da einer verbunden. Die Binden schlammgrau wie alles. Jeder trägt einen Knüppel in der Hand, auf den er sich stützt. Sie sprechen nicht und antworten auch nicht auf Fragen. Sie denken nicht nach rückwärts und nicht nach vorwärts und auch nicht an das Augenblickliche. Sie sind untergesunken im Unwirklichen, wundern sich über nichts mehr und sehen mit ungerührten Augen Leid und Verwüstung ringsum ...

Und doch. Hier einer und dort einer ... da konntest du sehen, wie unter Schlamm und Schmutz ein Geheimnis leuchtete. Wie als wenn dort ein eiserner Ring zerschmölze in warmer Glut. Da tauchte wohl einer auf aus Nacht und Leid und hob den Kopf und sah in die Maiensonne, die jung und strahlend über zerborstenen Feldern leuchtete ...

Ob er ihn vernahm, jenen fernen Gesang aus der Heimat, wo bei Glockenklang im Dorfkirchlein unter blühendem Kirschbaum die alte Orgel rauschte:

„... unzählig viel zu gut
und noch jetzund getan ...“

Anton Graf Bossi Fedrigotti

Ich bin am 6. August 1901 in Innsbruck als Sohn einer alten Tiroler Adelsfamilie geboren.
Meine Kindheit verbrachte ich teils in Prag, teils auf dem väterlichen Besitz in Toblach. Das Gymnasium besuchte ich in Feldkirch-Vorarlberg. Als der Krieg 1915 gegen Italien ausbrach, erlebte ich als Junge den Auszug der Standschützen. Wie dann mein Heimatdorf Kriegsgebiet wurde, blieb ich bei meiner Mutter daheim und lernte so den Weltkrieg als Junge aus unmittelbarer Anschauung kennen. Aus diesem Erleben, dem oftmaligen Besuch der vordersten Front und den ganzen Eindrücken der Beschießung meines Heimatdorfes entstand mein „Standschütze Bruggler".
Das gleiche Erleben des Zusammenbruches der österreichisch-ungarischen Front und feindlicher Besetzung führte zum „Vermächtnis der letzten Tage". Hier kam noch die genaue Kenntnis der Verhältnisse in der ehemaligen Tschechoslowakei hinzu.
Ich blieb, verschiedentliche Aufenthalte im Altreich, Böhmen und dem ehemaligen Österreich abgerechnet, bis 1928 in meiner engeren Heimat. Als Südtiroler diente ich auch im italienischen Heer. Im Jahre 1928 verlegte ich meinen Wohnsitz erst nach Wien und dann nach dem Altreich und widmete mich, nachdem ich zuerst noch eine Zeitlang als Arbeiter in einem Industriewerk mein Brot verdient hatte, der volksdeutschen Arbeit. Im Rahmen des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland arbeitete ich dann bis zu dem Zeitpunkt, da ich zur Dienstleistung in der Landesleitung Österreich der NSDAP. befohlen wurde. In den Jahren 1935/36 war ich Leiter der SA.-Sammelstelle des Hilfswerkes Nord-West in Berlin. In dieser Zeit schrieb ich „Tirol bleibt Tirol". Im Jahre 1936/37 wurde mein „Standschütze" verfilmt. Nach der Heimkehr der Ostmark stellte ich für den Wehrmachtverlag das dann verkürzt erschienene Buch „Österreichs Blutweg" fertig. Sonst habe ich noch „Wir kommen, Kameraden!" und Jugendbücher, wie „Andreas Hofer", „Kaiserjäger am Col di Lana", „Spionage in den Karpatenkämpfen" und „Die weiße Wand' geschrieben. Verschiedene Novellen wurden in anderen Büchern veröffentlicht. Seit 1939 war ich Kulturreferent des Reichspropagandaamtes und des Landeshauptmannes von Tirol und als solcher in Innsbruck tätig. Im Sommer 1939 einberufen, diente ich als Offizier eines Reiterregiments in Norddeutschland und dann später als Oberleutnant und Ordonnanzoffizier bei den Tiroler Gebirgsjägern. Im Januar 1940 wurde ich in das Auswärtige Amt berufen, bin aber als Offizier wiederum in neuer Verwendung an der Front.

Das Heldenlied vom Col di Lana

Über den ganzen Winter ziehen sich an der Tiroler Front die Angriffskämpfe der Italiener hin. Kaum, daß auch nur einen Tag Ruhe herrscht. Fast niemals packt der Feind den Verteidiger einzeln an. Immer jagt er an drei, vier Stellen, gewöhnlich

auf den Sieben Gemeinden, dann im Fleimstal, am Col di Lana, am Monte Piano und in Sexten, seine Angriffswellen vor.
Und weil er es nicht mit der Waffe schafft, ersinnt er neue Wege, um den Gegner zu vertreiben. Er bohrt die Felsen an! Wo Artillerie, Handgranaten und Bajonette keine Lücken schaffen können, da sollen es Minenstollen tun, die er ins Eingeweide der Berge vortreibt.
Der erste, der um jeden Preis in seine Hände fallen muß und den er anbohrt, ist der Col di Lana. Fünf Offensiven sind gegen diesen Berg gebrandet und fünfmal haben Standschützen und deutsche Jäger, dann Kaiserjäger vom 3. und Landesschützen vom 3. Regiment, später Kaiserjäger vom 4. und nun vom 2. Regiment ihn abgewiesen. Durch Schnee und Eis geschützt, haben sich die Italiener immer weiter am Berghang vorgearbeitet. Die vordersten Stellungen sind längst zertrümmert und aufgegeben worden. Aber die Spitze liegt unerschüttert in der Hand der Tiroler.
Bis diese Bohrgeräusche hören — und wissen, daß ein neuer Gegner, ein unterirdischer, an sie heranschleicht! Ein Gegner, den sie nicht fassen können, der unter ihren Füßen zerrt und reißt und das Gestein zermalmt. Alle Gegenmaßnahmen helfen nichts. Die Bohrungen und Gegensprengungen, die man versucht, treffen die Adern nicht, die die Italiener in vielfacher Verzweigung unter den Gipfel legen. Und nun beginnt ein stilles Heldentum auf dieser Spitze, ein Heldentum, das nicht nach morgen fragt, sondern das nur eines kennt: Pflichterfüllung in der Gewißheit, daß man sterben muß!
Die fünfte und sechste Kompanie des 2. Tiroler Kaiserjägerregiments, der Ersatz der Toten von Huicze, liegt im Abschnitt „Col di Lana“ und hält die Gipfelstellung besetzt. Alle drei Tage lösen sich die Kompanien ab. Und jedesmal, wenn sie sich ablösen, liegt auf den Gesichtern der Ablösenden die stumme Frage: Wird's heute sein? Was wißt ihr? Ist es so weit? Und immer steht auf den Mienen der Abgelösten nur das eine Wort: Vielleicht? —
So schleppen diese Männer das Gefühl der Gewißheit des Todes von Mitte Dezember 1914 bis Mitte April 1915 hin. Bis am Nachmittag des 14. April ein Horchposten meldet: „Beim Gegner ist kein unterirdisches Arbeitsgeräusch mehr zu hören!“
Und die Antwort, die das Divisionskommando von Bruneck aus auf diese Meldung hin gibt, lautet: „Der Col di Lana ist bis auf den letzten Mann zu halten!“
Der Kommandant der fünften Kompanie, die am 14. April den Col-di-Lana-Gipfel besetzt hält, Hauptmann Homa, weiß, daß der Feind die Minengänge jetzt mit Sprengstoff lädt und daß es nunmehr nur noch Stunden dauern wird, bis die Gipfelstellung in die Luft fliegt. Und mit ihr er und seine Kameraden selber! Ein Zurücknehmen der Truppe aus den Felskavernen und aus den zusammengeschlagenen Stellungsresten der West- und Ostspitze käme auch ohne den eindeutigen Befehl des Divisionskommandos nicht in Frage. Verbindet doch nur ein dünner, schmaler Grat den Col di Lana mit dem weiter rückwärts liegenden Monte Sief, so daß eine Zurücknahme der Besatzung einer Preisgabe des ganzen Col-di-Lana-Blockes gleichkäme. Deshalb teilt Hauptmann Homa den folgenschweren Inhalt der Meldung seines

Horchpostens und den Befehl des Divisionskommandos den Offizieren und Jägern der Kompanie mit und gibt in voller Ruhe die notwendigen Anordnungen. Keinen Augenblick zeigt sich bei der Besatzung der leiseste Anflug von Niedergeschlagenheit. Im Gegenteil, es erscheint wie eine Erlösung aus einer monatelangen Spannung. Jeder weiß jetzt, daß er es sein wird, der mit seinem Leben das Vermächtnis besiegeln wird, das diejenigen hinterlassen haben, die unten im Soldatenfriedhof beim Lager Alpenrose schlafen. Nur über die Leichen der Kaiserjäger und durch die Trümmer einer zerschmetterten Bergspitze wird sich der Gegner seinen Weg bahnen können.
Und damit niemand anderer die Ehre teilen soll, die toten Wächter des Col-di-Lana-Gipfels genannt zu werden, läßt Hauptmann Homa eine Meldung nach rückwärts tragen, in der er um keine neue Ablösung mehr bittet. Doch diese Meldung gelangt niemals an ihren Bestimmungsort. Das feindliche Artilleriefeuer, das wiederum mit erhöhter Heftigkeit auf den Spitzenstellungen liegt, hat alle Leitungen nach rückwärts zerstört, und der Kaiserjäger, der den Befehl des Hauptmanns zurückträgt, wird von einer explodierenden Granate in den Abgrund geschleudert.
Plötzlich, als die Besatzung des Berges schon seit Stunden auf ihren Tod wartet, erschein. spät abends am 16. April der Oberleutnant von Tschurtschenthaler mit der sechsten Kompanie auf dem Col-di-Lana-Gipfel.
Durch Sperrfeuer und Schneesturm herauf, über den vereisten Gratweg, bei Nacht, unaufhörlich von niedergehenden Lawinen bedroht, hat diese Kompanie sich den Weg zu den Kameraden gebahnt, ahnungslos, daß nun auch sie der sichere Tod erwarten wird. Kein Abwehren, keine Weigerung des Gipfelkommandanten, ihn mit seinen Jägern auf der Spitze zu belassen, fruchtet beim Führer der sechsten Kompanie. Er hat abzulösen und er bleibt hier! Da hilft keine Widerrede! Für zwei Kompanien hat die Gipfelstellung keinen Platz. Und soll die Sprengmine mehr Kameraden verschlingen, als die, die unbedingt in die Stellungen als Alarmposten zu legen sind? Mit einem stummen Gruß und einem Händedruck nehmen die Kameraden voneinander Abschied. Um nicht zu große Verluste durch das Trommelfeuer zu erleiden, schickt Hauptmann Homa seine Jäger in kleinen Trupps über den Siefsattel zurück.
Dann übernimmt Oberleutnant von Tschurtschenthaler das Kommando. Artilleriesalven in ununterbrochener Folge leiten den 17. April ein. Felsstücke, Granatsplitter, Minengeschosse, Schrapnells — alles prasselt und wirbelt auf die Jäger nieder, die zusammengeduckt in den zerhauenen Steintrümmern kauern, aus denen schon längst kein Auge mehr etwas erkennen kann, was an eine Stellung erinnert. Der Gegner kennt heute kein Nachlassen seiner Artillerietätigkeit! Von Stunde zu Stunde wirft er mehr Eisen gegen den dunklen Flecken, in dessen zerwühlten Stein- und Schneelöchern noch immer Menschen hausen, noch immer Augen unentwegt nach den italienischen Ausgangsstellungen starren, um das erste Anzeichen der bevorstehenden Katastrophe wenigstens den Kameraden nach hinten melden zu können, um die Kameraden — zu warnen.
Denn der Kompanieführer hat den ganzen, irgendwie verfügbaren Teil seiner Jäger in die einzige, große Kaverne an der Nordwand des Lanagipfels befohlen und wartet

dort, um sofort nach der Sprengung, sofern sie diese überleben sollten, über die Alarmleiter und den steilen Laufweg hinauf in die Felstrümmer eilen zu können und die gesprengte Col-di-Lana-Spitze zu halten.
Da verschütten die Einschläge der schweren italienischen Mörser den Eingang zur Kaverne. Die Gase der Geschosse vergiften den niederen Raum, ein Jäger nach dem andern droht zu ersticken. Mit Decken, die sie hin und her schwenken, versucht ein Teil der Mannschaft, ein bißchen Luftzug zu machen, während die anderen den Schutt vor dem Kaverneneingang wegzuräumen suchen. Endlich gibt es wieder Luft. Sofort läßt der Kommandant die Kaverne räumen, und verteilt die Besatzung auf ein paar andere notdürftig hergerichtete Unterstände. Inzwischen trommelt der Gegner weiter. Stunde um Stunde vergeht. Jäger und der Kompanie zugeteilte Sappeure klettern über die zerstörten Zugänge zu den Stellungen hinauf, die Ablösungen werden vorgenommen und Leiche um Leiche oben im Steintrümmerfeld zur Seite geräumt.
Um zehn Uhr abends des 17. April ist es der tapferen Besatzung sogar möglich, die Verbindung mit den rückwärtigen Kommandos wieder aufzunehmen und um Verstärkungen zu bitten. Da, um zehn Uhr dreißig Minuten — stürzt ein Unterjäger über den Steilhang herunter:
„Herr Oberleutnant, die Italiener kriechen vor! Alarm!"
Sofort wird die Stellung besetzt.
Die sollen kommen! Wenn — dann fliegen sie mit uns in die Luft.
Aber in der Infanteriestellung des Gegners rührt sich vorläufig nichts mehr. Nur seine Scheinwerfer beleuchten die dichtbesetzten Kuppen der beiden Col-di-Lana-Spitzen. Sofort setzt neues Geschützfeuer beim Feind ein!
Um seine Leute nicht unnütz zu opfern, läßt Oberleutnant von Tschurtschenthaler die Sturmreserven wieder in die Kavernen zurückspringen. Er selbst befiehlt die Umlegung der Feldtelephone in die große Kaverne und eilt selbst, um die Arbeiten der Telephonisten zu überwachen und um Meldung an den Bataillonsführer, Hauptmann von Gasteiger, zu erstatten. Zwei Offiziere befehlen inzwischen im obersten Graben.
Da — um 23 Uhr 35 Minuten — erzittert der Berg, wie unter einem furchtbaren Stoß! Stöhnend knirscht er auf, ächzt, reckt sich in seinen Schichtungen und brüllt plötzlich, von vernichtenden Gewalten aufgebrochen, entsetzlich auf. Ein furchtbares Getöse erfüllt die Nacht! Flammenzungen steigen kerzengrad zum Himmel, Felsen prasseln, knallen, schlagen zerborsten in die Schluchten, und dann poltert es unaufhörlich in wahren Steinfontänen über die Spitze nieder — die keine Spitze mehr ist —, denn dort, wo sich der West- und Ostgipfel des Col di Lana erhoben, gähnt ein brodelnder Krater.
Denen in der Kaverne ist nur der Ausgang verschüttet. Und oben liegen zerfetzte Leichenreste. Bellend schlägt das Vernichtungsfeuer schon wieder hungriger italienischer Batterien in den Krater. Und eilig stürmen Alpini und Infanteristen vor, um endlich den zerstörten Col di Lana zu besetzen. Da gellt ihnen neues Feuer in die Sturmreihen. Halb verschüttet, unter den Trümmern ihrer gesprengten Stellungen liegen noch Kaiserjäger und feuern. Niedermachen muß sie der Gegner,

sie, die sich unter den zusammengeborstenen Holz- und Gesteinsmassen kaum bewegen können und doch noch schießen, weil sie ihn lebend nicht hergeben wollen, den Col di Lana — der Kaiserjäger!
Bis der Berg endlich schweigt. Und die über die Nordwand herunterkletternden Alpini und Fanti sich vor die verschütteten Kaverneneingänge hinwerfen und mit Handgranaten drohen, wenn sich drinnen in den Löchern noch Widerstand regen sollte. Dann erst ziehen sie halb ohnmächtige Gestalten aus den eingedrückten Höhlen. Die übrigen — über hundert Mann — liegen gefallen unter den Trümmern des Col di Lana!

Die alte Fahne

Vier Jungens waren wir, echte Tiroler Buben, — der Franz, der Maxl, der Karli und ich, dem eine strenggewahrte Familienüberlieferung den Namen Anton zugewiesen und damit allen jenen Umformungen Tür und Tor geöffnet hatte, mit denen man in Tirol diesen Namen mundgerechter zu gestalten trachtet. Der Kürze der tirolischen Ausdrucksweise entsprechend, hieß ich somit im Kreise jener drei knorrigen Vertreter meines Heimattales schlicht und einfach der Toni, und da ich der Jüngste im Bunde war, bedeutete dieser Name für die Kameraden gleichsam auch den Hinweis, daß man das „Buberl“ bei all den Streichen, Spielen und Prügeleien nicht immer als vollwertig anzuschauen brauchte, ja daß für dasselbe manch wohlgezielter Puff noch zu hart, manch wilder Wettlauf noch zu anstrengend sein würde — mit einem Wort, ich galt stets als das geringer eingeschätzte Mitglied des Bundes, und dieses schmerzte mich tief!
Dennoch raufte, lief und spielte ich mich allmählich immer mehr in die Vollwertigkeit hinein. Ja, es gab Zeiten, wo sich das Blatt derartig verändert zu haben schien, daß ich gerade zum Anführer wurde, und manch blutiger Strauß gegen die Nachbardörfler oder gegen die „zug’roasten“ Sommerfrischlerjungens wurde dank meiner raffinierten Taktik zum Siege für die Oberdorf-„Banda“, wie wir im Unterdorf so schön hießen. Aber alle diese Erfolge glichen den Jahresunterschied nun einmal nicht aus. Freilich gab es auch da wieder Augenblicke, wo ich des Vorteils meiner späteren Geburt so recht augenscheinlich überführt wurde und dies meine Kameraden auch fühlen ließ. Einmal war dies der Tag, da auch der Vorletzte des Quartetts, der Karli, den Weg in die Schule antreten mußte, und ich, als Letzter und Glücklichster, noch ein ganzes Jahr von ungetrübter Freiheit vor mir sah. Dann, als mich der beginnende Ernst des Lebens selbst in die Schule gezwungen hatte, erlebte ich noch immer die ganze Erleichterung einer Bubenstimmung, die sich vor die Erledigung weniger schwerer Schulaufgaben gestellt sah, als sie von meinen Kameraden bereits gefordert wurden und ihnen daher auch das entsprechend größere Maß an Kopfzerbrechen bereiteten. War aber die Schule aus, erwartete uns draußen die herrliche Landschaft unserer Heimat mit all ihren Geheimnissen in den Dorfwinkeln, mit den freundlichen

Wiesen und dunklen Wäldern der Tallandschaft und der majestätischen Wucht ihrer Berge, dann schloß sich das Kleeblatt jedesmal wieder, unbeschwert ob aller Schulklassenunterschiede, in der alten und nun schon weitaus gleicher gewerteten Verbundenheit zusammen und spielte und hetzte, prügelte und kraxelte, bis wir allesamt der drohenden Gefahr, wegen zu späten Nachhausekommens gescholten zu werden, gewahr wurden und uns gemeinsam heimwärts trollten.
Das höchste der Gefühle für uns Jungens war und blieb jedoch durch alle Bubenjahre das Zusammensein mit den Soldaten unserer Grenzgarnison. Da gab es keinen Offizier, keinen Unteroffizier, ja sogar nur wenige „Gemeine", wie sie damals noch hießen, die wir nicht kannten. Alles, was sich im Rahmen einer kleinen Hochgebirgsgarnison damals begab, erlebten wir geradezu mit. Wir kannten den Innendienst, wußten um die Aufgaben, die der Felddienst an die Soldaten stellte, begleiteten die Truppe bei ihren Ausmärschen, erwarteten sie zurück und wachten eifersüchtig über unsere Freundschaften, die wir mit den Leutnants, den Feldwebeln, den Korporälen und den „Pfeifendeckeln", alias Offiziersburschen, geschlossen hatten. Oft und oft schlichen wir uns dann auch in die Berge mit, wo die Soldaten übten, erkundeten, zwischen Latschen und hinter Steinblöcken verborgen, den Weg der Spähtrupps, erlebten mit leichtem Schauer das Knallen der Mannlicherstutzen und das Rattern der Maschinengewehre, jauchzten vor Begeisterung, wenn — durch das Echo in den Bergen hundertfach widerhallend — Trompetensignale erklangen, und kehrten stolz, als gehörten wir bereits zu ihnen, neben den Tragtierführern der Maschinengewehrabteilung und ihren kleinen bosnischen Pferden in das Dörfl zurück.
Unvergeßlich für jeden von uns blieb aber ein Tag! — Das war der 18. August 1914! Aus den Lausbuben der Kindheits- und Anfangsschuljahre waren bereits richtige Burschen geworden. Schon waren wir alle vier der Volksschule längst entwachsen. Wir gehörten auch nicht mehr zu den Rangen, die sich auf Straßen und Plätzen herumbalgten oder sonst für Pfarrer und Lehrerschaft allerlei Ärgernisse im Dorf trieben. Der Franz stand nun schon monatelang beim Vater in der Schmiede und half beim Pferdebeschlagen. Der Maxl sollte im Herbst auf die Bürgerschule nach Innsbruck, um dort etwas Richtiges zu lernen, denn er sollte eines Tages ebenfalls seinem Vater im Gasthofbetriebe helfen. Der Karli hatte bereits drei Jahre Gymnasialstudien absolviert und auch ich hatte längst meine Bekanntschaft mit dem Ovid und den griechischen Verben mit der Endung auf „mi" gemacht.
Unverbrüchlich über alle Trennung hinweg war jedoch unsere Freundschaft geblieben. Wenn wir uns jetzt begrüßten, geschah das allerdings nicht mehr mit dem überlauten, herausfordernden: „He... Maxl, hallo... Franz!" oder „los, los, Toni!", sondern jetzt gaben wir uns gemessen die Hand, nickten mit dem Kopf und sagten nur kurz, aber stets von einem wissenden Lächeln begleitet: „Franz, Toni, Max und Karl." Gemessen war also unsere Freundschaft geworden, aber ebenso fest und bindend, wie sie stets in den Kindheitstagen gewesen war, war sie auch jetzt noch geblieben.
Gemeinsam und aufs tiefste beeindruckt erlebten wir daher auch die Mobilmachungstage des Sommers 1914. Was uns damals bewegte, läßt sich nur sehr, sehr schwer

in Worten ausdrücken. Erlebten wir doch, wie fast alle unsere Väter, wie die Brüder, wie alle Bekannten im Dorf eingezogen wurden, wie sie Abschied nahmen und — wie der größte Teil von ihnen an jenem unvergeßlichen 18. August 1914 im feldgrauen Kleide aus der Kaserne unseres Heimatortes herausmarschiert kam.
Kompanie um Kompanie rückte damals unter dem dröhnenden Gerassel der Trommeln, unter Hörnerklang und dem schmetternden Schlag der Tschinellen über den Dorfplatz auf ein großes Feld, das weit ausgebreitet vor unserem Dorfe dalag. Ein gewaltiges, feldgraues und doch im Sonnenlicht mit tausend aufgepflanzten Bajonetten glitzerndes offenes Viereck formierte sich dort. Kommandorufe gellten, stampfend wurden Schwenkungen ausgeführt, dumpf dröhnten die Gewehrkolben zum Halten gebrachter Kompanien auf dem Wiesengrund und dann — ja dann schmetterte plötzlich ein Signal! Bewegungslos stand die feldgraue Masse, und nun erschien, aus dem Hohlweg heraufkommend, der vom größeren Nachbarorte, wo das Regimentskommando lag, leise flatternd und von der Bewegung des Getragenwerdens schwingend, flankiert und gefolgt von einer marschierenden Abteilung, die altehrwürdige Regimentsfahne. Es war ein unvergeßliches Bild! Im Hintergrund der majestätische Dom eines gewaltigen Gebirgsstockes, davor das dunkle Grün steil abfallender Lärchenwälder, alles beherrschend im Mittelpunkt des Geschauten der unbewegliche Block harrender Soldaten und nun die zerschossene Fahne, die sich langsam und feierlich über die Köpfe hinwegbewegte, bis der Fahnenträger plötzlich mit einem Ruck stehenblieb, die Fahne absetzte und diese nun inmitten des offenen Vierecks, ihre zerschlissene Seide leicht aufbauschend, zum Mittelpunkt aller Blicke wurde.
Wir vier Jungens standen wie gebannt. Der Schmiedsohn, der künftige Wirt, der Karl, dem ein schauspielerisches Talent einmal eine erfolgreiche Bühnenlaufbahn eröffnen sollte, und ich, mit dem das Leben auch noch allerlei vorhatte. Und mit uns blickten all die hundert Frauen und Mädels, die dem Ausmarsch der Ihrigen beiwohnten, stumm und ehrfürchtig nach dieser Fahne. Die alten Männer aber, die auch dastanden, nahmen die Hüte ab und nickten bloß, als kannten sie aus ihrer Soldatenzeit das Geheimnis unlösbarer Verpflichtung, die von dieser Fahne doch ausging. Wir Jungens aber starrten und starrten. Unwillkürlich spürten wir, daß auch uns diese Fahne zu rufen, uns zu verpflichten und an sich zu binden schien, obwohl wir noch gar keine Soldaten waren.
Schweigend standen wir da, hielten unsere Hüte in den Händen und lauschten. Drüben hatte nämlich inzwischen eine scharfe Kommandostimme einen Befehl gegeben. Und nun erblickten wir den Oberst des Regiments, wir hörten seine Stimme plötzlich laut und die letzten Worte eines jeden Satzes erhebend zu den Soldaten sprechen, und verstanden allmählich auch in der Entfernung Wort für Wort. Von dem Symbol, das die Fahne für jeden Soldaten sei, sprach er. Von der Verpflichtung, ihr die Treue bis in den Tod zu halten, von der Ehre, ihr folgen und sie schützen zu dürfen. Dann sprach er noch von der besonderen Bedeutung dieser Fahne, von ihrem zerschossenem Tuch, das den Vätern schon vorangeflattert habe Anno sechzehn, achtundvierzig, neunundfünfzig, sechsundsechzig und achtundsiebzig. Zuletzt rief er aber

den Soldaten noch zu, daß er, eingedenk uralten Tiroler Vorbildes, jetzt vor dem Auszug ins Feld das neuformierte Bataillon auf diese Fahne schwören lassen wolle, damit jeder Soldat — dem Vorbild der Väter gleich — seine Pflicht erfüllen solle, so wahr ihm Gott helfe!

Tausend Lippen schworen gleich darauf den heiligen Eid. „So wie es einem braven Soldaten geziemt..." — Feierlich hallten diese Worte zu den Tiroler Bergen hinüber und verhallten langsam, immer wieder ein Echo findend, in den Schluchten zwischen den Felsen. Auch wir schworen mit. Unwillkürlich, dem Banne des Augenblicks folgend, sprachen wir Wort für Wort nach und gelobten, wenn uns diese Fahne einst rufen sollte, gleich den Soldaten da drüben unsere Pflicht zu tun.

Dieser Gedanke, gleich den Soldaten da drüben unsere Pflicht zu tun, war es auch, der uns noch bewegte, als die Kompaniekolonnen schon lange im Staube der Straße, die zum Bahnhof hinabführte, verschwunden waren. Er bildete den Inhalt eines leidenschaftlichen Gespräches, das wir führten, während wir dem Bataillon folgten, das zur Einwaggonierung abgerückt war. Und nun geschah etwas, was in mir ganz unvermittelt und mit eindeutiger Wucht jene gewisse Zurücksetzung wieder lebendig werden ließ, die ich oft als kleiner Junge, als jüngster und als nicht für voll genommener Vierter im Bunde zu empfinden vermeint hatte. Wie junge Burschen eben in solchen Augenblicken sind, schwärmten wir davon, daß auch wir bald Soldat werden und ins Feld ziehen würden. Mochte es nun sein, daß ich mich dabei etwas zu lebhaft ins Zeug warf oder daß ich vorlaut davon sprach, wie auch ich mit diesem Regiment im Felde stehen würde, jedenfalls — mit einem Male drehte sich der Älteste von uns, der Franz, ärgerlich um und sagte spöttisch:

„Du, Toni? Du bischt doch viel z' jung, als daß du dran denken kannst, je no' ins Feld z' kommen. Zuerscht komm' i dran, dann der Maxl und, wenn's guat geht, der Karli. Aber du, solchene Bübelen könn s' in dem Krieg nimmer brauchen. Derweil ischt der Krieg längst aus!"

Dieses Wort traf mich wie ein Schlag. Ich hörte kaum das zustimmende Lachen der Kameraden. Ich sah auch nicht ihre spöttischen und überlegenen Mienen. Ich spürte nur, daß mir das Blut in die Wangen schoß, daß mein Gesicht glühte und daß mich plötzlich eine fürchterliche Wut überkam. Prügeln, vor allen Leuten, vor allem vor den Soldaten verhauen, richtig verhauen, hätte ich diesen hochgeschossenen Lümmel von Franz können. Schon darum, um ihm zu beweisen, was für ein Bübel ich war. Ich und zu jung, um diesen Krieg noch mitmachen zu können! — Das erschien mir damals undenkbar, ja ausgeschlossen. Bebend vor Zorn, aber innerlich tief niedergeschlagen und erbittert über das ungerechte Los, das mir noch Jahre tödlicher Schulbanklangweile vorspiegelte, begleitete ich die Kameraden weiter und sagte kein Wort mehr. Auch dann, als sich viele Stunden später der Militärzug unter Heilrufen, Winken und schmetternden Hornsignalen in Bewegung setzte, blieb ich verstockt und nahm nur äußerlich an all den mitreißenden Eindrücken teil. Ich kam mir ja nicht mehr vollwertig vor — ich war ja zu jung!

Und doch sollte der Franz recht behalten! Genau ein Jahr später zog er und der Maxl

aus! Sie rückten zwar nicht als Soldaten des Regiments ins Feld, sondern besetzten mit den Standschützen die Grenze. Wohl hatte ich den Hieb von damals längst verschmerzt. Erlebten wir doch Tag um Tag in unserer Heimat den Krieg. Mit jedem Tage wuchs die Hoffnung aufs neue, daß auch der Karli und ich noch mitziehen würden, gerufen als Soldaten des Regiments, dessen Fahne wir damals zugeschworen hatten. Dann kam ein schwarzer Tag. Der erste aus unseren Reihen, der Franz, fiel bei der Verteidigung der Tofana. Ein halbes Jahr darauf kam der Naxl zurück. Eine schwere Erkrankung hatte ihn felddienstuntauglich gemacht. Monat um Monat der Weltkriegsjahre vergingen. Immer neue Stellungspflichtige wurden ausgehoben, immer näher kam der Tag, da auch ich damit rechnen konnte — und es auch in stiller Begeisterung tat —, wo ich Abschied nehmen sollte, um meinen Jungenseid wahr zu machen. Schon war der Karli eingezogen. Stolz trug er das Edelweiß des Heimatregiments, unseres Regiments, und ging noch im Frühjahr 1918 ins Feld.

„Jetzt brauchst du auch nicht mehr lange zu warten, altes Haus", sagte er mir lächelnd zum Abschied. Wir ahnten damals nicht, daß wir uns erst zweiundzwanzig Jahre später, im Großdeutschen Reich, wiedersehen sollten. Und dann kam endlich der längstersehnte Tag! Ich hatte mich freiwillig gemeldet und kam zugleich mit einem nachgemusterten Jahrgang zur Stellung. Am 1. November 1918 sollte ich einrücken. Natürlich war ich tauglich. Stolz meldete ich mich beim alten Heimatregiment und kündete dort mein baldiges Erscheinen an. Lächelnd begrüßte mich der kommandierende Oberst des Ersatzkaders als alter Freund meines Vaterhauses. In seinem Zimmer, vorsichtig geschützt in einer Netzverkleidung, hing die alte Fahne. Voller Ehrfurcht betrachtete ich sie jetzt in der Nähe. Wie zerschlissen und zerfranst dieses Tuch doch war! Kugellöcher hatten breite Risse in den Doppeladler, in den schwarz und gelb gewinkelten Saum und in die Fahnenbänder gerissen. Schwer und müde, so schien es mir fast, hing die alte Fahne da. So, als ob sie unwirsch darüber wäre, daß man sie trotz ihres Alters nicht wie in früheren Zeiten mehr dem Bataillone im Sturme vorantrug. Etwas Lähmendes fast überkam mich jetzt, da ich bald den Eid auf sie, nunmehr als Soldat, erneuern sollte, beim Anblick dieser Fahne. Oder war es Ahnung, fast schon das Wissen darum, daß dieses Reich, dessen Symbol sie trug, grau und müde geworden war, daß der Staat, dessen Soldaten noch draußen kämpften, schon langsam zerbrach?

Er zerbrach auch! — Wenige Wochen, nachdem ich vor dem alten Oberst im Dienstzimmer des Ersatztruppenteils gestanden und zu jener alten Fahne aufgeblickt hatte, zerfiel Österreich-Ungarn, schloß das stolze Deutsche Reich seinen demütigendsten Waffenstillstand. Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit waren die Worte meines gefallenen Freundes, des Schmiedsohnes Franz, zur Wahrheit geworden. Der Toni war für den Weltkrieg zu jung, ich war zu spät geboren und nimmermehr Soldat geworden!

Mehr als zwanzig Jahre waren seit jenem Tag vergangen, da ich mich bei dem Oberst gemeldet hatte. Es waren Jahre voll vieler Enttäuschungen, Jahre des Kampfes, aber auch des Glaubens gewesen. Und immer wieder drückte uns alle, die wir jenen

Jahrgängen angehörten, die nicht mehr den Soldatenrock angezogen hatten, daß wir außerhalb der großen Gemeinschaft der Frontkämpfer geblieben waren. Wir glaubten, daß man uns nicht für vollwertig ansah, wir dünkten uns irgendwie unfertig, ganz gleichgültig, ob uns das Leben auch inzwischen hart gemacht und von uns schwersten Einsatz für unser Volk gefordert hatte.
Maßstab für alle unsere Handlungen, für die Wertung unseres Einsatzes, für die Dauerhaftigkeit jedes erstrebten Erfolges erschien uns durch Jahre nur jene Erziehung, die uns ein widerwärtiges Schicksal vorenthalten hatte — nämlich die Schule des Soldaten. Wie brachen aber unsere Herzen auf, als dann der unbekannte Soldat des Großen Krieges, der Sohn unserer ostmärkischen Heimat, Adolf Hitler, jedem Deutschen das Recht, die Waffen zu tragen, wiedergab. Wie jubelte diese Ostmark, als der eherne Schritt deutscher Soldaten in Wien die Überlieferung der deutschen ostmärkischen Regimenter übernahm. Wieder rauschten die alten Fahnen, neigten sich dankbar und stolz die ehrwürdigen Standarten vor den Symbolen des größeren Soldatentums, das nunmehr für ewig den deutschen Sinn dieser Feldzeichen in seine Obhut nahm. Und endlich, endlich — nach diesen stolzen Tagen der Heimkehr der Ostmark, da erging auch an den jüngsten unserer vier Kameraden aus unserem Tiroler Dörfl der seit Jahren ersehnte Ruf. Auch der Jüngste von den vieren, nicht mehr zu jung, aber auch noch nicht zu alt, ich, der Toni, wurde jetzt endlich Soldat. Freilich, längst war der Traum von jenem alten Regiment, war der Glaube an Verpflichtungen, mit denen ein versunkener Staat den jungen Menschen von damals gebunden hatte, dem besseren Wissen von der großen Einheit aller Deutschen gewichen. Um wie vieles glücklicher als die Väter, ja als die Kameraden, durfte der Jüngste der vier heute das deutsche Soldatenkleid tragen.
Herrliche, unvergeßliche Tage kamen. Tage, in denen man den Alltag vergaß und nur dem Erlebten lebte, dem Erleben, das einen täglich vom ersten Morgengrauen bis zum hellsten Mittag im Reitersattel alles das nachzuersetzen schien, was einem ein tragischer Zusammenbruch von Staaten und Dynastien an soldatischem Leben vorenthalten hatte. Obwohl selbst nun schon ein älterer, gemessener Kamerad, glaubte man sich doch schon bald als einer der Jüngsten noch, exerzierte und ritt, trabte, galoppierte, nahm Hürde um Hürde und kroch wenige Augenblicke später schon am Waldesdickicht entlang, spähte als echter Aufklärer nach dem Feind und ballerte los, als ob man nie etwas anderes als eine mechanische Waffe bedient hätte. Ein Wort, dessen Klang alle jene Bubensehnsucht in sich vereinigte, das zum Inhalt endlicher Gleichberechtigung gegenüber den Weltkriegskameraden geworden war, und das Bewährung bedeutete in der harten Schule deutschen Soldatentums, blieb der Name jener freundlichen norddeutschen Reitergarnison, wo der Jüngste der vier, der Toni, seiner Soldatenpflicht nachgekommen war.
Dann, im Herbst 1939, rief uns der Führer! Und diesmal traten wir alle an. Auch die Jugend trat an, nicht so wie damals Anno vierzehn, wo sie nur begeistert und sehnsüchtig beiseite gestanden war. Heute trug auch sie ihre große verantwortliche Aufgabe. — Mitten aus dem Einsatz um Volk und Heimat aber erreichte des Führers

Auf uns, die nunmehr schon Alten. Es war ein klarer, sonnendurchfluteter Sommertag, ein Tag, wie ihn der Sohn des Hochgebirges liebt, voller Klarheit, der die Berge leuchten läßt und über die Täler jene stille Heiterkeit breitet, die ihnen das Antlitz unberührten Friedens verleiht und der stillen Geborgenheit unter der Wachsamkeit ihrer Berge. Zusammen mit manchen Kameraden marschierte ich damals den Weg, der vom Bahnhof eines schönen Tiroler Städtchens zu den neuangelegten Kasernen außerhalb des Ortes führt. Ein längerer Aufenthalt in meiner Tiroler Heimat hatte eine geänderte Kriegsbeorderung, die nicht auf mein norddeutsches Reiterregiment lautete, zur Folge gehabt. Eigentlich haderte ich wieder einmal mit meinem soldatischen Schicksal. Obwohl Tiroler und Gebirgler, war ich mit der ganzen Hingabe des Sohnes einer alten Soldatenfamilie Reiter gewesen. Und jetzt, gerade wo der Feldzug in Polen unabwendbar schien, erhofften wir Reiter ein Wiederaufleben der alten, den neuen Verhältnissen entsprechend, erweiterten Aufgaben. Aber schließlich, Soldat war Soldat, und daß ich als Tiroler mit meinen Tiroler Kameraden als Gebirgsjäger ausrücken und das Edelweiß tragen durfte, erfüllte mich mit Stolz und Genugtuung.
Als wir an die Kaserne gelangten, fanden wir den Kasernenhof bereits völlig im Zeichen einer sich auf den kriegsmäßigen Abmarsch vorbereitenden Truppe. Das Auf und Ab zum Appell anrückender oder vom Appell abmarschierender Kompanien, die langen Reihen aufgefahrener Feldwagen, fertig beladene Lastkraftwagen, Tragtierstaffeln, die besichtigt wurden, Gerät, große Stapel von Heu und Stroh, alles das erfüllte das Bild. Dazwischen herrschte ein Begrüßen und Rufen, Kameraden, die sich lange Zeit nicht gesehen hatten, alte Bekannte, Freunde, alles rief sich zu, winkte oder gab sich rasch die Hand und eilte dann weiter. Über allen lag jedoch jene noch ungelöste, aber doch erwartungsvolle Spannung, die das Bewußtsein des Soldaten auslöst, daß nunmehr das in harter Friedensschulung Erlernte sich bewähren müsse, daß aus dem Kriegsspiel Ernst würde, blutiger Ernst, aber auch glorreicher Sieg!
Ein Melder holte mich, der ich mich sogleich bei meiner Kompanie gemeldet hatte, schon bald darauf nach dem Bataillonsgeschäftszimmer. Ich trug bereits die Bergmütze, hatte umgeschnallt und war eben dabei, die weiteren Ausrüstungsgegenstände des Gebirgssoldaten zu empfangen. Rasch ließ ich mich noch von einem Kameraden mustern, ob auch Koppel und Mütze richtig saßen, ob die Feldbluse ordentlich anlag, und dann eilte ich quer über den Kasernenhof zum Stabsgebäude und meldete mich oben beim Adjutanten.
Der Adjutant war ein alter Bekannter und eröffnete mir, daß der Kommandeur mich zu sprechen wünschte. Wenige Minuten später stand ich dann selber in dessen Zimmer. Vor mir erhob sich, jeder Zoll ein Soldat, ein norddeutscher Offizier, geschmückt mit dem goldenen Verwundetenabzeichen des Großen Krieges, und streckte mir die Hand entgegen. Er habe gehört, daß ich als Reserveleutnant seinem Bataillon zugeteilt sei, eröffnete er mir, und er freue sich, einen Kameraden, der um die alte Soldatentradition der Ostmark wisse, wenige Stunden vor dem erwarteten Abmarsch als Offizier seiner Truppe begrüßen zu können. Wir unterhielten uns eine Weile, sprachen über dieses und jenes, was Soldaten in solchen Stunden bewegt, und während dieser

Unterhaltung ließ ich meine Blicke auch von dem Major weg und durch das Zimmer gleiten. Plötzlich aber hielt der Major mitten im Gespräch inne. Er mußte den Eindruck haben, als hätte mich mit einem Male eine völlige Geistesabwesenheit erfaßt. Denn ich starrte, jawohl ich starrte nach der schräg zum Schreibtisch des Kommandeurs laufenden Wandseite und konnte den Blick von dem, was ich sah, einfach nicht mehr loslösen. In der Ecke des Raumes, da, wo die beiden Wandseiten zusammenstießen, stand in einem Ständer die grüne Jägerfahne des Bataillons mit dem stolzen Hoheitsabzeichen der großdeutschen Wehrmacht. Daneben aber, hinter einem in die Wand eingelassenen Glasschrank, hing, in der ganzen Breite einen durchschossenen und durchfransten Doppeladler zeigend, die alte Fahne meines Heimatregiments!
„Die Fahne — diese Fahne, Herr Major!" sagte ich nur. Und dann: „Wie kommt diese Fahne hierher?"
„Das ist die Fahne des Traditionstruppenkörpers", klärte mich der Major ernst auf. „Mein Bataillon führt die Tradition jenes alten Tiroler Regiments!"
„Herr Major!" Ich war aufgesprungen und stand auch schon vor der alten Fahne. „Herr Major", sagte ich nochmals, „wissen Sie, was für mich die alte Fahne bedeutet?"
Dann erzählte ich es ihm. Erzählte ihm auch, daß ich einmal gehört hätte, daß diese Fahne meiner alten Heimattruppe in dem Wirrwarr der Revolutions- und Nachkriegszeit verschwunden und verschollen gewesen sei, wie so viele andere Fahnen. Die einen hätten behauptet, sie sei verborgen gehalten worden, damit die feindlichen Besatzungstruppen sie nicht fänden, andere wieder, daß sie die Roten gestohlen hätten, und dritte endlich, daß sie verbrannt worden wäre. Nun aber hing sie da, stolz und mahnend, als verlangte sie von mir, daß man, eingedenk des alten Eides auf sie, den Eid auf ihre Nachfolgerin noch verpflichtender, noch mit heißerem Herzen zu leisten habe.
„Es stimmt einiges, was man Ihnen erzählt hat", erklärte mir jetzt der Major. „Die Fahne war verborgen gehalten worden, blieb dann verschollen und erst, als unser Führer die Ostmark befreite, brachten die alten Tiroler Frontsoldaten mir diese Fahne wieder und überreichten sie dem Bataillon zum heiligen Symbol dafür, daß ihre Söhne mit der gleichen Treue der großdeutschen Fahne folgen sollten, wie sie selbst jene Fahne bis zu dem Tag aufbewahrt hatten, da eine neue und stolzere Soldatengeneration ihre alte Überlieferung hochhalten sollte."
Ich schwieg. Dann sah ich noch einmal auf die alte Fahne und gedachte jenes unvergeßlichen Tages, da wir sie über dem alten Heimatregiment wehen gesehen hatten. Dann fiel mein Blick auf die neue Fahne. Grün, in der Farbe der Tiroler Schützen leuchtete sie, das herrliche Symbol der deutschen Gebirgssoldaten! Morgen, so dachte ich, ja, morgen schon werden wir vielleicht ausmarschieren. Dann gehört unser Leben dir, wie wir alle dem Führer gehören, der uns Soldaten diese Fahne gab. Aber, hat es nicht einen tieferen Sinn, daß hier die alte Fahne, der wir als Jungen zugeschworen und der zu folgen mir doch versagt geblieben war, mahnte, nunmehr als der jüngste der vier Kameraden von damals, der jungen und neuen Fahne unverbrüchliche Soldatentreue zu halten?

Bruno Brehm

Bruno Brehm wurde 1892 in Laibach als Sohn einer deutsch-böhmischen Offiziersfamilie geboren. Er ist in Böhmen und Mähren aufgewachsen, machte als Offizier den Weltkrieg mit und wurde 1914 verwundet und gefangengenommen. 1916 wurde er als Invalide aus Sibirien ausgetauscht, ging dann wieder ins Feld und war, trotz einer abermaligen Verwundung, an dem großen Schlußangriff 1918 aktiv beteiligt. Nach dem Kriege vollendete er seine Studien und promovierte zum Doktor der Kunstgeschichte. Heute lebt Bruno Brehm in Wien. Für seine Trilogie über den Weltkrieg wurde ihm der Nationale Buchpreis 1939 verliehen.
Von Bruno Brehm erschienen die Romane und Erzählungen: „Der lachende Gott", „Susanne und Marie", „Ein Graf spielt Theater", „Wir alle wollen zur Opernredoute", „Britta", „Auf Wiedersehen, Susanna", „Das gelbe Ahornblatt", Trilogie: „Apis und Este", „Das war das Ende", „Weder Kaiser noch König"; „Tag der Erfüllung", „Über die Tapferkeit", „Im Großdeutschen Reiche". Bruno Brehm ist Herausgeber der Zeitschrift „Der getreue Eckart".

Der Landsmann

Im Dezember 1917 stand die Gebirgsbatterie, die ich erst kürzlich im Fleimstal übernommen hatte, in Bosco di Gallio auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden. Nur aus der Ferne war der Siegesjubel über den großen Durchbruch bei Flitsch-Tolmein zu uns in die zerschossenen Wälder unter den tiefhängenden Wolken heraufgedrungen, unser Stoß aus dem Gebirge war nicht geglückt, hier oben, am Rande der Frenzellaschlucht, war der Angriff, der den Gegner im Rücken gefaßt und vernichtet hätte, hängengeblieben. Der Feind kam wieder zu Atem, sein Feuer verstärkte sich. Bei klarer Sicht konnten wir von den Höhen des Melattazuges das Meer sehen.
Die Mannschaft meiner Batterie bestand aus jungen Leuten aus dem niederösterreichischen Industriegebiet, die bisher in Munitionsfabriken gearbeitet hatten. Vielen waren wohl schon die Väter in Galizien, in den Karpaten oder am Isonzo gefallen. Man hatte mir, bevor ich die Batterie übernahm, bei der Brigade gesagt, daß ich auf widerhaarige Leute treffen werde und mit Strenge durchgreifen müsse. Bei der Übernahme der Batterie, oben im Schnee auf der Valpiana, hielt ich eine Rede, die mir damals wohl kernig schien, heute aber reichlich albern vorkommt. Denn damals wußte ich doch nicht, daß es der ewige, nie gestillte Hunger dieser jungen, unausgewachsenen Burschen war, der sie alle Befehle so verdrossen und schleppend ausführen ließ. Auch die armen, alten, bosnischen Tragtierführer wurden nie satt, sechs von ihnen aßen Tollkirschen, ich weiß nicht, ob aus Hunger oder aus Verzweiflung, und brachen unter Krämpfen mit schäumendem Mund zusammen. Die kleinen, frisch aus der Ukraine kommenden Pferdchen fraßen Fichtennadeln und Baumrinden, blutig ging ihnen der Harn ab, ihre Nieren erkrankten, und sie standen um. Die Seilbahnen

waren mit Munition überlastet, es kam zu wenig Verpflegung mit der Seilbahn auf die Hochfläche von Asiago herauf, Mensch und Tier hungerten und froren in den grauen, zerschossenen Wäldern.
Ging ich zum Aufklärer vor, der sich bei der Infanterie vorne in den Gräben am Fuße des Sisemol befand, so mußte ich durch die zerschossene Ortschaft Gallio. Die Granaten hatten die Häuserreste mit einem giftgrünen Aussatz überzogen, das Gemäuer sah aus wie ein bemooster Tierschädel; die Kirche war zusammengekracht, um den Brunnen herum lagen die Toten, die beim Wasserholen vom feindlichen Feuer ereilt waren. An einer Wegbiegung, bei der die Straße den Ort verließ, lag ein Toter, der wohl beim Sturm auf den Sisemol gefallen sein mochte. Gerade als ich dort vorüberkam, setzte das feindliche Feuer so überraschend ein, daß ich, der nicht mehr springen oder rennen konnte, mich neben dem Toten auf den Boden warf. Ja, als eine Granate dicht neben mir einschlug und ihren Rauchbaum hochwarf, schmiegte ich mich, als könnte ich Schutz bei dem Toten finden, dichter an ihn. Als ich den Kopf wieder zu heben wagte, sah ich, daß mein stummer Nachbar ein älterer Mann mit kräftigem, rötlichem Schnurrbart und grauem Stoppelkinn war. Ein Schuß hatte ihn mitten in die Brust getroffen, die eine blutbefleckte Hand mochte wohl versucht haben, das quellende Blut zu dämmen. Sein Mantel war geschlossen, die unteren Ecken waren versengt. Dort oben war es kalt, nachts fiel der Reif, so dicht fast wie Schnee, die Leute schliefen bei den Feuern ein und ihre Mäntel verbrannten, ehe man die Dösenden wecken konnte. Dort, bei dem Toten um den Brunnen, lagen Leute, deren Mäntel das ganze Rückenstück verbrannt hatten.
Ich richtete mich langsam auf, noch immer zogen einzelne Granaten in geringer Höhe dahin. Mein Nachbar hatte das ruhige Gesicht eines Bauern. Nun, ich wartete, bis der Feind wieder eine Lage abgegeben hatte. So, jetzt waren vier Schüsse vorbeigejagt, jetzt mußte ich sehen, daß ich weiterkam. Mein abschiednehmender Blick fiel auf die Regimentsnummer des Toten: er war vom Egerländer Schützenregiment Nr. 6. Ich war neben einem Landsmann gelegen. In der Nacht ließ mich das böse, den Magen hebende und zusammenpressende Krachen der Minen nicht schlafen. Ich mußte an das ordentliche Bauerngesicht des toten Sechserschützen draußen vor Gallio denken und daran, daß ich dem Landsmann doch die Erkennungsmarke hätte abnehmen sollen. Aber ich werde ja morgen wieder vorbeikommen, ich konnte das Versäumte nachholen. Aber vielleicht hatten andere in der Nacht den Landsmann schon begraben.
Mir fiel ein, daß ich vor einigen Tagen an einem tschechischen, finster blickenden Regiment vorbeigekommen war. In langen Reihen waren die mürrischen Leute an einem zerschossenen Waldhang neben der vereisten Straße gestanden und hatten uns hin und wieder ein paar Worte zugerufen. Ein paar Egerländer waren unter den Tschechen gewesen, einer von ihnen, ein alter Mann, hatte mich um einen Bissen Brot gebeten. Er hatte wohl auch klagen wollen, aber es war keine Zeit dazu gewesen. Als wir dann weiter unten an den Kaiserjägern vorbeigekommen waren, hatten diese „Uijeh, die Achtundzwanziger!“ gerufen. Da unser Gebirgsartillerie-

regiment nämlich die gleiche Nummer trug wie jenes strafweise aufgelöste tschechische Infanterieregiment, mochte man uns wohl für Infanteristen gehalten haben. Den Kaiserjägern riefen wir zu, daß wir Artilleristen seien, gleich werden auch unsere Geschütze kommen; nun hatten sie gelacht und uns aufgefordert, ihren Angriff recht ordentlich zu unterstützen und nicht in die eigenen hineinzuschießen. Wir hatten nicht viel Munition, ein Teil der schwerbepackten Tragtiere war auf der vereisten Straße nicht mitgekommen, ich war mit dem, was weitergekommen war, weit vorausgeeilt. Daran dachte ich nun, während die Steine und Sprengstücke gegen das Wellblech polterten, unter dem wir in einem Graben lagen. Neben mir gingen die Atemzüge der Schlafenden ruhig und gleichmäßig. Die Nacht war voll Räderrollen und Lärm, der Wald hallte wider vom Krachen der Schüsse und vom Brechen der Äste. Ich fühlte mich einsam und verlassen, ich stand auf und ging zu den Pferden hinüber, stellte mich zwischen die zottigen Leiber und wärmte mich an dem zitternden Leben. Zwei alte Bosniaken saßen etwas abseits, wie Hirten in ihre weiten Mäntel gehüllt, und schwätzten leise.

Als ich zwei Tage später, von der Peitsche der einschlagenden Granaten getrieben, durch Gallio kam, hatte man dem Schützen am Rande des Ortes Mantel und Schuhe ausgezogen. Dünner Schnee war gefallen. Die Taschen der Hose und der Bluse waren nach außen gekehrt, über der Brust stand das Hemd offen und gab die braunen Haare frei. Der Kopf lag etwas tiefer, die grauen Augen blickten in den grauen Himmel mit den tief treibenden Wolken. Man mochte dem Toten wohl schon die Erkennungsmarke abgenommen haben. Ich grüßte hinüber, eine Lage Schrapnelle trieb mich zur Eile an. Wieder einige Tage darauf mußte ich dort abermals vorbei. Es war nach der Mittagszeit, die Italiener hielten Siesta und schossen nicht. Ich konnte gemächlich gehen. Der Feind mußte in der Nacht mit seinen herumfingernden Scheinwerfern eine Tragtierkolonne gefaßt haben. Da lagen nun die Pferdchen und Maultiere im Schnee, die Leiber zottig und aufgetrieben, aber die Tragsättel geleert. Ein Kessel mit Kaffee mochte zerschossen worden sein, sein Braun und das geronnene Blut bildeten einen dunklen Fleck im Schnee. Der Schütze am Ausgang des Ortes war nun ganz und gar entkleidet. Wie ein nasses, durchsichtiges Tuch bedeckte dünner Schnee seine Blöße.

Ich blieb eine Weile stehen und überlegte, ob ich diesem toten Landsmann nicht zu einem Grab verhelfen könnte. Aber ein Blick nach dem Brunnen belehrte mich, daß hier niemand Zeit hatte, die Toten zu begraben. Hier hastete wohl alles in der Nacht nur in Eile durch, und bei Tag durfte sich kein Mensch hier zeigen. Denn nun mußte mich auch irgendein Beobachter entdeckt haben, und die ersten Schrapnells entluden sich über der Straße.

Wieder ein paar Tage später wurde ich in der Nacht selbst auf einem Wagen durch Gallio zurückgebracht. Mein Bursche schnallte mir die Gasmaske los, der Kutscher hielt kurz und band den Pferden mit Heu gefüllte Futtersäcke um. Bevor mir mein Bursche die Maske über das Gesicht stülpte, sah ich, daß wir bei dem nackten Toten hielten.

Wie böses Vogelschwärmen zogen die Gasgranaten über uns weg und platzten mit gedämpftem Plumpsen. War es das Wundfieber oder das Gefühl, ganz wehrlos zu sein und sich nicht rühren zu können, ich weiß es nicht mehr; ich deutete auf den nackten Landsmann, ich wollte, daß man ihn auflade. Schon war ein Scheinwerfer da, schon fluchten hinter uns die aus der Frenzellaschlucht kommenden Kutscher, schon hörte ich ein Auto schüttern und rüttern. Und ich hatte noch den Wunsch nicht ausgesprochen, als mir die Gasmaske das Wort nahm, als der Wagen zu fahren begann und aufhüpfend über Steine und Trümmer davonfuhr.

Hinter Asiago nahm ich wieder die Gasmaske ab, das Feuer hatte nachgelassen, die Straße war voller Wagen und Autos, die stillhielten, wenn ein Scheinwerfer über die Straße huschte. Dunkel standen die Wälder von Monte Ecker und Sprung.

Im Fieber der nächsten Tage mußte ich immer an den nackten Landsmann denken, den ich dort verlassen hatte. Im Spital zu Trient lag mir gegenüber ein württembergischer Leutnant, der auf dem Monte Grappa bei der Bergung seines toten Bruders schwer verwundet worden war. Ja, ich hätte auch versuchen müssen, den Schützen vom sechsten Regiment zu bergen.

All dieses war mir ganz und gar aus dem Gedächtnis entschwunden gewesen. Als ich aber in diesem Sommer in der Heimat war und mich nicht sattsehen konnte an den kargen Feldern und den dunklen Mooren, an den schwarzen Wäldern und den grünen Wiesen, da sah ich den nackten, leicht vom Schnee verhüllten Mann wieder liegen, blaß wie einen Keim unter der Erde, aus dem das neue Leben emporwächst, den ewigen Landsmann, der für mich und für dich, der für uns alle gestorben ist und dem wir alle zu danken haben.

Georg Britting

Ich wurde am 17. Februar 1892 auf einer Donauinsel in Regensburg als Sohn eines städtischen Beamten geboren. Von Schulsorgen abgesehen, verbrachte ich eine glückliche Jugend an den Ufern des geliebten Stromes. Von der Hochschule weg ging ich als Freiwilliger ins Feld, lag, die längere Zeit als Offizier, fast vier Jahre im Schützengraben, bis ich 1918 schwer verwundet in die Heimat zurückkam. Seit 1921 lebe ich als Schriftsteller in München. — Von Georg Britting erschienen die Gedichtbände „Die kleine Welt am Strom", „Der irdische Tag", „Rabe, Roß und Hahn", die Prosawerke „Das treue Eheweib", „Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß", „Der bekränzte Weiher", „Das gerettete Bild".

Die freiwilligen Knaben

Den Gefallenen von Langemarck

Als unter dem fahlen, flandrischen Licht,
Oh, wie es mühsam den Nebel durchbricht!
Die ersten Granaten her rauschen,
Da heben die Knaben ihr bartlos Gesicht
Und staunen und lauschen.

Den zwischen die Freiwilligen warf die Pflicht,
Der jetzt mit ihnen durchs Rübenfeld kriecht,
Der alte, gediente Landwehrmann spricht:
„Wie lang seid ihr schon Soldaten?
Zehn Wochen?" Sie sagen: „Erraten!"

Sie sagen: „Wir sind's seit zehn Wochen.
Vor zehn Wochen ist der Krieg ausgebrochen,
Seitdem sind wir gesprungen und gekrochen
Über Äcker und Wiesen und Felder,
Daheim, im Vaterland."

Sie sagen: „Nun sind wir in Flandern,
Mit dir und vielen andern.
Du hast zwei Jahr' gedient, wir zehn Wochen,
Sonst ist da kein Unterschied.
Aber schau, wie der Nebel jetzt flieht!
Und hörst du's? Sie rufen: Wir stürmen!"

Und als sie dann sangen ihr großes Lied,
Durch die Rüben stolpernd,
Und fielen hin
Und sangen im Liegen weiter,
Sang der Landwehrmann mit.

Unterm fahlen, flandrischen Licht,
Als die Granaten rauschten,
Da war sonst kein Unterschied.

Das Lied hat man weithin gehört,
Hat viele heiß aufgestört,
Die war'n um die Ruhe gebracht:
So sangen die Knaben.

Und viele hören's noch heut', in der Nacht,
Wenn der Mond durch den Nebel zieht —
Das Lied, es klang über alles,
Das unsterbliche Lied.

Der Ledergepanzerte

An jenem Märztag 1918 — wer gesund war und ein Mann war, und auch mancher Mann, der nicht gesund war, befand sich im Krieg (es waren aber auch Gesunde zu Hause, in der Heimat, aber das waren vielleicht doch keine rechten Männer) —, an jenem Märztag 1918 lagen wir bei Bapaume, und es wollte nicht recht voran, wie es doch sollte, und wir lagen untätig, als Bereitschaft, in verlassenen, verfallenen Schützengräben herum, nicht mit gutem Gewissen, wie die Jahre vorher, denn jetzt und hier hatte es doch „Angriff" und „Vorwärts" geheißen —, an jenem Märztag 1918 also hatte sich mit vielen anderen Soldaten, weißen und farbigen, auch ein englischer Motorradfahrer zu den Toten aufgemacht. Es mußte an eben diesem Märztag gewesen sein, denn als wir ihn fanden, wies er alle Merkmale eines eben Gestorbenen auf, und was wir waren, wir hatten schon ein Auge dafür, zu erkennen, ob einer seit zwölf Stunden tot war oder seit sechsunddreißig.
Ich hatte da neben mir in dem ungedeckten Loch, das ich zur Kompaniebefehlsstelle erhoben hatte, einen Reiterleutnant liegen, der war uns vor einigen Wochen erst zugeteilt worden, und er hatte sich freiwillig zu uns, zu einer Fußtruppe gemeldet, und wir lagen beide auf dem Rücken, die Beine angezogen und sahen zum Himmel auf, der blau war, nur ein paar weiße Wolken trieben über uns hin, und freuten uns der Sonne, die uns noch beschien mit dünnem Schein, bald würde es Abend sein. Die Kompanie war in den Gräben vor und hinter uns untergebracht, und die

Kompanie wartete, und wir warteten, und Warten ist langweilig, so spielten die Leute Karten oder schrieben Feldpostbriefe oder erzählten sich Geschichten, und er, der ehemalige Reiter, erzählte mir — was sollte er schon erzählen? —, nun eben Geschichten von Stallwachen und Pferden und langen Ritten da und dort. Was war der Mann traurig, daß der Krieg eine solche Wendung genommen hatte, seit langem schon, wie traf es ihn, daß nun Reiter, die nichts taugten, hinten, irgendwo hinten, Schnickschnack trieben und es Dienst nannten, und solche, die was taugten, gezwungen waren, aus dem Sattel zu steigen und zu Fuß sich umzutun!

Das war dem Mann über alle Maßen verdrießlich, daß es so gekommen war, kopfschüttelnd sagte er es immer wieder, und er wurde ganz wehmütig, wenn er gar an die alten Ritter dachte, an ihre eisernen, mähneschüttelnden Schlachtreihen, und er fing an, mir von denen was vorzuschwärmen, des langen und des breiten, und konnte kein Ende finden.

„Ritter", sagte er, „gepanzerte Ritter, gibt es nicht mehr!" — „Nein", sagte ich, „gibt es nicht mehr!" — „Solche Burschen", sagte er, „hätte ich gern einmal gesehen."

Wir duckten uns tiefer in das Loch und rührten uns nicht, weil gerade ein Flieger neugierig über uns kreiste, ein englischer, wir hörten es am Motorengebrumm, silbern blitzte er herab auf uns, es war schon gegen Abend, das war die Fliegerzeit, wir kannten das.

Dann kam rasch die Dämmerung. Vor uns lag ein Hügel, den erklomm eine Straße, und wir machten uns auf aus unserem Loch, jetzt, in der Dämmerung, konnten wir das wagen, und reckten die Arme und stampften mit den steif gewordenen Beinen, und gingen langsam die Straße hügelan, feindzu, uns ein wenig umzusehen. Es war alles recht durcheinander damals, ein heilloser Wirrwarr, wir wußten nicht, wie die feindliche Linie lief, es waren noch ein bißchen eigene Truppen vor uns, wir waren nur Bereitschaft und hatten zu warten, bis wir irgendwo eingesetzt werden würden, und gestern hätten sie uns bald ein paar Essenträger geschnappt, die in der Dunkelheit über unsere Gräben hinweg bis zu einer englischen Grabenstückbesatzung gestolpert waren, um in übertriebener Nächstenliebe den Engländern, die doch mehr und Besseres zu essen hatten als wir, eine Abendmahlzeit zu bringen.

Die Engländer hatten unfreundlich abgelehnt, ein wenig geschossen, nichts getroffen, nur einen Feldkessel durchlöchert, aus dem nun alles Flüssige auslief, und als der Kesselträger zurückkam, war nur noch ein kleines bißchen Fleischbrei in dem Blechgehäuse, weil eben das Flüssige sich davongemacht hatte, und das Flüssige war das Mehrere gewesen.

So stand's also damals an unserem Abschnitt, und wir gingen in der Dämmerung die Straße hügelan, vorsichtig, spähend, mit dem Fuchsgefühl, Jäger zu sein und Gejagter, und der Weg wurde zu einem lehmigen Hohlweg, der uns aufnahm, mich und den Reiter. Der Weg machte eine Krümmung, ich blieb etwas zurück, brachte an meiner Wickelgamasche etwas in Ordnung — an einer Wickelgamasche ist immer etwas in Ordnung zu bringen —, folgte um die Biegung nach, und dann sah ich meinen Begleiter im schwimmenden Licht hochaufgerichtet halten, zusammengerafft,

stramm stehend, Absatz an Absatz, ernsten Gesichts, die Hand am Mützenschirm, als erweise er einem hohen Vorgesetzten die vorgeschriebene Ehrenbezeigung.
Nun, es war kein Vorgesetzter, dem er sie erwies, denn der da vor ihm lag, am Rand des Straßengrabens, lang ausgestreckt, war ein toter englischer Motorradfahrer, und neben ihm lag sein Rad. Der Tote war ganz in Leder eingehüllt, vom Kopf bis zu den Füßen, nur vom Gesicht waren Augen und Nase und Mund frei, und er sah uns unverwandt an. So lag er da, in Leder gepanzert, eine lederne Sturmhaube über den Kopf gezogen, die Hände in großen, ledernen Stulphandschuhen, wie ein Ritter sah der Tote aus, und neben ihm lag sein Pferd, lag sein Rad, metallisch blinkend, auch gepanzert —, und ich verstand schon meinen Begleiter, der ein bißchen verträumt war und schwärmerischen Sinns und ein bißchen gefühlsübertrieben, und, um ihm auszudrücken, daß er so unrecht nicht hatte, daß ich seine Meinung ein wenig teilte, seine Herzenswallung begriff, salutierte ich auch. Wenn ich allein gewesen wäre, hätte ich's nicht getan, wahrscheinlich nicht, sicher nicht.
Mein Gott, wir konnten doch nicht vor jedem Toten salutieren, da wären wir weit gekommen, aber an jenem Märzabend 1918 salutierten zwei deutsche Offiziere einem toten englischen Motorradfahrer, bloß, weil er einem gepanzerten Ritter glich.
Wir blieben vielleicht eine halbe Minute so stehen, ein bißchen erschüttert wohl und ein bißchen spielerisch, dann nahmen wir gleichzeitig und schnell die Hände von den Mützen, wir waren doch keine Kinder, die Märchen spielten, wir waren doch keine Komödianten, und nahmen dem Toten die Meldetasche vom Gürtel, und er ließ es ruhig geschehen und sah uns an dabei, und schickten sie nach hinten, zum Stab, es konnte doch was Wichtiges drin zu finden sein, möglicherweise.

Karl Bröger

Karl Bröger wurde am 10. März 1886 zu Nürnberg geboren und verlebte eine besonders harte Kindheit und Jugend als Kaufmannslehrling und Arbeiter. Mühsam eroberte er sich als Arbeitersohn den Zugang zur deutschen Geisteswelt. Nach ersten Veröffentlichungen kam er in die Schriftleitung eines Nürnberger Arbeiterblattes. Berühmt wurde er 1914 durch sein Gedicht „Bekenntnis eines Arbeiters". Im Kriege wurde Bröger schwer verwundet. Wie Heinrich Lersch, Max Barthel und andere wird Karl Bröger zum Dichter deutscher Arbeit und deutschen Kriegserlebens. Seine Lyrik ebenso wie seine Prosawerke zeichnen sich durch rücksichtslos ehrliche Lebensbetrachtung aus und sind Zeugnisse seiner Entwicklung zum Künder deutscher Kameradschaft und Volksgemeinschaft. Heute lebt Bröger in seiner Geburtsstadt, wo ihm zu seinem 50. Geburtstag hohe Ehrungen zuteil wurden.

Bekenntnis

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland!

Unsere Liebe war schweigsam; sie brütete tief versteckt.
Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgereckt.
Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West dein Haus,
und sie schreitet gelassen durch Sturm und Wettergraus.
Deutschland!

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.
Alle hüten wir deiner Grenzen heiligen Saum.
Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum,
Deutschland!

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie bei ihrem Namen genannt.
Herrlich zeigt es aber deine größte Gefahr,
daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland!

Der Soldat an die Erde

Wir Soldaten
müssen ganz der schirmenden Liebe entraten,
stehen allein mit unsrer Not in der Welt,
denn kein Himmel baut um uns sein sicheres Zelt.

Da bist du, heilige Erde, gekommen
und hast dich mütterlich gezeigt,
hast dich liebend zu uns geneigt
und uns in schützende Arme genommen.

Wir Soldaten sind im bitteren Todesspiele
nur Ziele.

Doch will der Tod auf uns Soldaten halten,
kriechen wir, Erde, in deine Winkel und Falten,
dürfen wir enggepreßt an deinem Herzen liegen,
Kindern gleich, die sich in Mutters Rock verschmiegen.

Erde, du stellst dich zwischen uns und den Tod,
kennst unser Leid, weißt unsre blutige Not.
Luft ist uns Feind, der Himmel schickt keine Wehr.
Du aber ragst wie ein Schild zwischen Heer und Heer.
Alle müßten wir längst in Stahl und Blut ertrinken,
dürften wir nicht in deinem duldenden Leib versinken.

Überall hast du uns gedeckt.
Deine Güte ist nicht mit Grenzen abgesteckt.
Hast so oft unser Leben gerettet,
hast so weich unsre Toten in deinen Schoß gebettet.

Im wütenden Graus
hältst du die Schläge des Todes ergeben aus
und dein Herz ist von tausend Schwertern zerschnitten.
Schmerzhafte Mutter, was hast du mit uns und für uns gelitten?

Dafür wollen wir auch deiner Wunden pflegen,
wollen dich gern als unsere heilige Mutter hegen.
Bleib uns nur gnädig bis auf den Tag gesinnt.
Erde, ich bin dein Kind!

Otto Brües

Otto Brües wurde am 1. Mai 1897 in Krefeld geboren und verlebte eine schöne Jugend am Niederrhein. Im Weltkrieg kämpfte er an der Westfront und lebte nach germanistischen und kunstgeschichtlichen Studien als Schriftleiter in Köln. Heute befindet er sich ebenfalls an der Westfront. Brües tritt besonders als Dramatiker, Erzähler und Lyriker hervor. Von seinen Schauspielen sind zu nennen: „Heilandsflur“, „Der Prophet von Lochau“, „Die Jugendburg“, „Albrecht-Dürer-Spiel“ und „Der alte Wrangel“. Ferner die Romane: „Jupp Brand“, „Der Walfisch am Rhein“, „Die Wiederkehr“, „Die Fahrt zu den Vätern“, „Fliegt der Blaufuß“, „Der schlaue Herr Vaz“ und verschiedene Erzählungen, wie „Das Mädchen von Utrecht“, „Vor dem Sturm“ und der Fahrtenbericht „Licht von Thule“.

Mitten im Kriege

Winterwind fällt ins Quartier ...
Steigen aus des Herzens Truh'
Schlichte Zeilen, vier und vier:
Müde bin ich, geh' zur Ruh'.

Nässe tropft vom Waffenkleid,
Mäuse huscheln um die Schuh',
Doch ich habe gute Zeit,
Schließe beide Augen zu.

Bei den Kleinen weil' ich so.
Über ihrer Jugend Schrein
Wandern, warm und helfensfroh,
Vater, laß die Augen Dein!

Und laß auch ihr staunend Aug',
Das noch gläubig ist und rein,
Daß ich Kräfte daraus saug',
Über meinem Bette sein!

Völker eilen ins Gericht
Eine leidensvolle Bahn.
Trüg' ich Schuld von eh'mals nicht?
Hab' ich Unrecht heut' getan?

Du in liebender Geduld
Siehst der Menschen Not und Wahn,
Hätt' ich dran ein Teilchen Schuld,
Sieh es, lieber Gott, nicht an!

Die an Lebens Rande stehn,
Krieger, sind in Deiner Hut,
Lassen Botschaft sich ergehn
Deiner Gnad' und Jesu Blut.

Einmal kommt der Friedenstag,
Und die Zeit, die Wunder tut,
Sonn' und Nachtigallenschlag
Machen allen Schaden gut.

Mutter, Bruder, Patenkind,
Freunde, die durch Werk und Pfand
Meinem Weg verbunden sind,
Alle, die mir sind verwandt,

Und die zauberkluge Frau,
Die dies irdisch weite Land
Wölbt zu einem Himmelsblau,
Gott, laß ruhn in Deiner Hand.

Wer die strenge Waffe pflegt,
Weil er weiß, es muß so sein,
Drum in sich nicht minder hegt
Alle Menschen, groß und klein.

Und die vor den Feind gestellt
Draußen wachen, querfeldein,
Sei's im Bunker, sei's im Zelt,
Sollen Dir befohlen sein.

Die mit Wunden, sterbensschwach
Liegen, Schlachtenvater Du,
Denen gib ein schützend Dach,
Kranken Herzen sende Ruh.

Denen, die der Krieg verwaist,
Trost und Heilung fließe zu.
Alles kannst Du, Schöpfergeist!
Nasse Augen schließe zu!

Lasse der Gezeiten Kreis
Mit der Sonne weitergehn,
Daß der Mensch ein Festes weiß,
Laß den Mond am Himmel stehn,

Heimwärts, wenn der Feind besiegt,
Finden uns im Glockenwehn,
An das liebste Herz geschmiegt,
Und die stille Welt besehn.

Geschrieben 1939 im Westen.

Der Puppenspieler als Soldat

Der Mann, von dem diese Geschichte handelt, steht irgendwo in der Front des feldgrauen Heeres hinter dem Westwall. Das Erlebnis, das von ihm berichtet wird, ist nicht etwa allen Kameraden zu eigen; kein Mensch kann aus seiner Haut, und jeder empfindet das, was mit ihm geschieht, auf eine andere Weise. Aber an dem, was unserem guten Hannes Wilking geschah, ist doch einiges, was alle angeht, vor allem an einer guten Antwort, die er einem Kameraden einmal gegeben hat, und von dieser Antwort sei die Rede.

Wilking war Puppenspieler, und wenn er die kleinen Gebilde aus Pappmasse, Holz und Tuch, die mit so dreisten Farben bemalt sind, zu kleinen und großen Kindern in die Vorstellung führte, wallte sein Blut. Was so von Herzen kommt, geht auch zu Herzen, und daraus folgte, daß die Menschen, die jungen zumal, nicht allein das Herz des Puppenspielers suchten, sondern zu ihm auch in das Haus kamen. Sie aßen sein und seines Weibes Brot, tranken seinen Wein, schliefen in seinen Gastbetten, und er war jung genug, um darüber fröhlich zu sein.

Aber wie die Jahre kamen und gingen und auch hier und da schon ein graues Haar an den Schläfen schimmerte, meinte Wilking, in den Menschen nichts anderes zu sehen als Figuren, wie er sie an Drähten über seine kleine Bühne führte, mit dem Unterschied freilich, daß er es war, der die bildsamen Gestalten mit Wort und Geste beseelte, während diese großen Figuren, die aus Fleisch und Blut, von einem andern Puppenspieler gelenkt wurden; oft meinte Wilking sogar, sie würden von nichts geführt als von ihren eigenen Leidenschaften.

Er hatte in einem tiefen Walde des Mittelgebirges, an einer Lichtung, ein kleines Haus, das er jeden Sommer mehrere Monate besuchte. Die Menschen, sagte er oft, kämen zu ihm nur dann in die Vorstellung, wenn es draußen schon dunkelte und die Gaslaternen den Weg zu der Puppenbühne wiesen, das taten sie aber an den hellen Sommerabenden nicht. In der Tat lohnte sich's nicht, in diesen Monaten von Stadt zu Stadt zu ziehen, Säle zu mieten und Karten zu verkaufen; wohl aber lohnte

sich's, dann in dem kleinen Haus im Walde zu sitzen, neue Figuren zu schnitzeln, neue Stücke zu dichten, alte und neue Melodien dazu zu suchen und mit der Frau und den Kindern einträchtig zu leben, mit der Sonne aufzustehen und mit der Sonne sich niederzulegen.

Bald hatten die Freunde, die Hannes Wilking allüberall in den Städten fand, auch diesen Zuschlupf ausfindig gemacht, und den zweiten und dritten Sommer schon kamen diese Menschen unangemeldet und angemeldet zu ihm in das Haus. Hannes fühlte zum erstenmal beschämt, daß er von ihnen, die sich doch seine Freunde nannten, in einer sklavischen Weise abhing. Wenn sie ihm in den Städten, die er winters aufsuchte, nicht den Boden bereiteten, so blieben ihm trotz seines Namens die Säle leer. Das durft' er nicht wollen und machte darum gute Miene zu dem Spiel.

So schichtete sich in ihm nach und nach, wie trockene Reiser, in die der Funken fährt, ein Scheiterhaufen von Zorn an und das glimmende Feuer dazu. Eines schönen Sommerabends, als Gäste weggefahren waren und neue sich schon anmeldeten, schickte Wilking denen, die es sonst so gut mit ihm meinten, einen Brief, in dem er sich von aller Gewohnheit lossagte. Ja, als ein paar Männer und Frauen, solche, die vor Jahren zuerst auf die Eigenart dieses Puppenspielers aufmerksam geworden waren, den Weg von der Bahn in den Wald machten, fanden sie die Läden des Hauses zugeschlagen und die Tür verschlossen. Sie mochten das Haus umschreiten, so oft sie wollten, an dem Klingelzug läuten und im Dörfchen, das eine halbe Stunde entfernt lag, nach dem Puppenspieler fragen: niemand wußte, wo er mit den Seinen weilte, und niemand konnte wissen, daß er in diesen Stunden, von einer Art Verfolgungswahn gepackt, oben unter dem Dache seines Hauses lag und in die einen Meter über ihm zusammenschießenden Balken starrte, während die Frau verängstigt durch die Zimmer lief. Aber auch sie machte die Tür nicht auf, auch sie war längst des Menschenzuzugs überdrüssig, auch ihr war es gleichgültig, was aus dem allen werden sollte.

Und doch mußte Hannes Wilking an einem der nächsten Tage, an dem er soeben die Fenster wieder geöffnet hatte, um die Wiesenluft ins Zimmer zu lassen, wieder von dannen gehen. Ein Postbote brachte einen gelben, engbedruckten Zettel, auf dem zu lesen stand, daß Wilking von der Wehrmacht zu einer Übung auf unbestimmte Frist einberufen war. Er saß gerade über einem Lied Goethes und wiederholte immer wieder die Zeilen wie eine Litanei, die ihm für seine eigene Qual gedichtet schienen:

„Der sich den Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank“,

und hätte sich diese Worte wie ein Schwert in das Herz hineingestoßen, wäre nicht die Frau bleichen Angesichts an den Tisch getreten, jedoch mit flackernden Augen, in denen schon die Tränen sich sammelten, und hätte ihm den herben Bescheid in das Buch geschoben. Es war wieder Krieg in der Welt.

Über den Lauf der Welt, insoweit er in der Politik dem einzelnen zum Schicksal wird, hatte sich der Puppenspieler selten Gedanken gemacht; er wußte, daß das andere

Leute besser verstünden. So pflegte sich Hannes nur über das Allernotwendigste zu unterrichten, und somit trat er die Reise zu seinem Truppenteil fast unvorbereitet an.
Alte Erinnerungen aus dem Weltkrieg wurden aber in ihm plötzlich lebendig. Er wußte noch, was er einzupacken, wußte noch, was er zu kaufen hätte, und traf, da die Bahnen überfüllt waren, nicht zu früh, wenn auch nicht verspätet im Standort ein. Noch in seinem bürgerlichen Anzug, einem dunkelblauen Rock und ebensolcher Hose, meldete er sich auf der Schreibstube, wo man ihn, da er ja ein alter Krieger, sich selbst überließ. Er fand also auch wirklich den Raum, der als Kammer diente, und stand verwirrt zwischen den Stapeln von Röcken und Hosen, von Koppeln und Schuhen, von Taschen und Tornistern. Es dämmerte bereits, nur wenig Licht fiel in den Raum, und Wilking mocht' ein wenig hilflos anzusehen sein. Jedenfalls trat ein Kamerad, der gerade seinen Sonntagsrock in einen flachen Koffer gepackt hatte, auf ihn zu und fragte: „Wo fehlt's denn?" Dieser Mann nannte sich Hedemeister, er verschaffte dem guten Puppenspieler in wenigen Minuten alles, was er brauchte, und bald lagen Rock und Hose, Unterzeug, Stiefel und Schnürschuhe und jegliches Zubehör in guter Ordnung auf einem Stuhl. Fast willenlos ließ Wilking das alles an sich geschehen, streifte die Kleider, die ihm gehörten, vom Leib und die, die ihm gehören sollten, über; als bald darauf ein Offizier des Wegs kam, grüßte Hannes wieder, als ob er das jahrelang so geübt hätte.
Nach dem Hedemeister war es ein gewisser Lambach, der unserm Puppenspieler half, indem er ihm den Raum zeigte, in dem die Kompanie untergebracht war, neben sich auf dem Stroh einen Platz frei machte und dem Ankömmling zeigte, wie man die Zeltbahn als Unterlage und den Tornister als Kopfkissen benutzen kann. Da aber Wilking, noch in seiner bürgerlichen Lebensweise befangen, nach nichts anderem strebte, als sich den Bart glatt zu schaben, ging er also mit seinem Rasierzeug abseits, seifte sich ein, strich Schaum und Haare aufs Messer und kam erst nach geraumer Zeit zurück. Da stand auf seinem Platz das Kochgeschirr, voll von heißem Tee, lag ein halbes Kommißbrot und, sorgfältig in ein weißes Papier gewickelt, Butter und Wurst. Das hatte aber weder der Hedemeister noch der Lambach besorgt, sondern Paul Martens, ein junger, vor wenigen Monaten aus dem Dienstverhältnis ausgeschiedener Reservist, der auf der andern Seite neben ihm lag und wohl bemerkt hatte, daß der Mann über dem Rasieren für diesen Abend ans Hungern kommen würde, wenn ihm nicht einer seine Portion holte.
Wilking nahm das alles hin, doch war es durchaus nicht so, daß er sich dem, was nötig war, versperrt hätte. Er hatte bloß das Steuer seines Lebens noch nicht herumgeworfen und glich einem Menschen, der mit offenen Augen schläft. Und er schlief dann auch, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, sehr bald ein, noch ehe die Lichter ausgedreht wurden, und war mit sich allein, mit sich, der Frau und den Kindern, an die er dachte, mit seinem Häuschen im Walde, mit seinen bunten Puppen und auch mit den Freunden, die er noch wenige Tage vorher mit dem guten Rechte der Selbstbehauptung verwünscht hatte.

Mitten in der Nacht wurde Hannes wach. Ein Kamerad, der auf den Hof hinausgegangen war, kehrte zurück und ließ den Lichtkegel des Taschenlämpchens über die schlafenden Soldaten wandern. Wilking folgte diesem erhellenden Schein und sah neben sich den guten Lambach, sah den Martens zur andern Seite, und schräg gegenüber, ja, da lag der Kamerad Hedemeister.

*

Einige Wochen waren in das Land gegangen, und Wilking stand mit seinen meist viel jüngeren Kameraden an der Grenze des Reiches. Sie mußten viel auf Posten, und jeder weiß, wie das anstrengt. Aber sie ließen sich's nicht verdrießen, weil das Vaterland in Not war, und was verdroß, war einzig dann und wann die Langeweile. Wilking aber, der sich gut eingefügt hatte, begann plötzlich, sich selten zu machen. Und er konnte das, weil man, für einige Wochen, in einem Dorf kurz hinter der Front in Bürgerquartieren lag. Lambach, Hedemeister und Martens vermißten den Puppenspieler sehr, und sie stellten schon allerlei Betrachtungen darüber an, warum der sonst nicht unzugängliche Mann sich von ihnen zurückzöge. Sie konnten nicht wissen, warum er das tat. Er saß nämlich in dem kleinen Dachstübchen, das ihm eingeräumt war, und schnitzte mit ein paar Messern, die er sich verschafft hatte, an allerlei Puppen, Figuren zu einem Spiel, das noch nicht aufgeschrieben war, aber eben doch in seinem Herzen und in seinem Kopf sich schon bildete. Es war nicht leicht, mit diesen zu ganz anderem Zweck bestimmten Messern dem Holz lebendige Formen zu entlocken, und geradezu schwer, sich die Stoffflicken zu beschaffen, die nötig waren, um die Puppen mit Gewändern zu versehen. Im Dienst merkte niemand, daß Wilking Puppenspieler war, und er hatte es auch kaum jemand gesagt. Außer Dienst aber betrieb er sein altes Geschäft in neuer Weise und lud dann — es war wenige Tage, bevor man wieder in die Stellung mußte — die Kameraden zu sich ein. Von dem Puppenspiel, das er ihnen aufführte, braucht hier nicht die Rede zu sein. Es war ein munteres Stücklein, eine Faxe, in der Kasperl den Franzmann verdrischt, den John Bull fesselt und ihm die Maske vom Gesicht reißt, hinter der der Teufel in seiner ganzen Erbärmlichkeit sichtbar wird, und in dem schließlich das Bärbelchen den aus so vieler Not geretteten Mann heimführt. Ein Stückchen also, das in die Zeit paßte und doch auch wieder mit ihr nichts zu tun hatte. Jedenfalls wollten sich die drei Hörer vor Lachen ausschütten, und schließlich verlangten sie, daß Wilking das Stück vor der ganzen Kompanie spielen sollte. Er lehnte das nicht ab, aber er bat auch, das nicht zu beeilen. „Ja“, fragte nun Hedemeister, „warum hast du denn gerade uns das Stück vorgespielt?“ „Das will ich dir sagen“, antwortete der Puppenspieler. „Es kann schon sein, daß einer an den Menschen verzweifelt, und so war es mir ergangen. Aber da hab' ich begonnen, den Kameraden zu entdecken. Und damit läßt sich wohl für eine Weile leben.“

Hans Carossa

Hans Carossa ist am 15. Dezember 1878 zu Tölz in Bayern geboren. Der erste Vorfahr seines Namens, der sich zur Zeit der Napoleonischen Kriege als Deutscher nachweisen läßt, war Arzt, ebenso wie der Vater des Dichters. Hans Carossa selbst ist ebenfalls Arzt, und seine dichterische Berufung ist eng mit diesem Beruf verbunden. Die entscheidende Erweckung und Verwandlung zu seiner dichterischen Arbeit erfuhr Carossa durch die Jahre des Weltkriegs, die er an verschiedenen Fronten als Bataillonsarzt bei einem Infanterieregiment erlebte. Seine wichtigsten Werke sind: „Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend", „Tagebuch im Kriege", „Führung und Geleit", „Geheimnisse des reifen Lebens", „Der Arzt Gion" und seine gesammelten Gedichte.

Der Himmel dröhnt von Tod

Der Himmel dröhnt von Tod. Die Erde blutet
aus Wunden treuer Söhne Tag und Nacht.
Weltende künden finstere Propheten.
Doch während Feinde dumpf ihr Schicksal suchen,
hörst du, mein Volk, durch Wahn und Wut noch Rufe
des Heils und glühst in Opfern auf und wirfst
dein süßes altes Träumen weg und formst
aus deinem großen Herzen harte Taten,
ganz Erz, ganz Macht, und schämst dich fast des Dichters,
des einsam Wagenden der stillsten Tat.
Der aber schützt im gläubigen Gemüt
das tief Gemeinsame der Menschen.
Und wenn ihr auszieht, hingeweihte Brüder,
ist er euch nah und jeden ruft er: Komm,
komm noch einmal in meinen freien Wald!
Hier strömt aus Urgestein ein kühler Quell,
geschenkt vom Himmel und gewürzt von Erde,
da netzen Vögel ihre heißen Flügel...
Hier schöpfe! Wer hier trinkt, wird viel erkennen.
Er schaut die großen Väter unserer Gegner
mit uns und unsern Ahnenreihn im Bund,
und wie sich Wandrer Zeichen hinterlassen
im öden Land, sind ihm im Tal des Mordes
die Spuren gütigerer Geister sichtbar.
Und ob er tötet, ob er stirbt, er weiß:

Dies alles sind nur Saaten künftiger Liebe.
Viel Blut, viel Blut muß in die Erde sickern;
nie wird sie sonst den Menschen heimatlich.

Ein Kriegstag in Rumänien

Palanka, Freitag, 15. Dezember 1916

Morgens

Im Traum sah ich eine schwarze Wolke, die sich um den Vadasgipfel legte, und ging nach dem Erwachen gleich hinaus, um zu sehen, ob sich der erste Traum im neuen Haus erfülle. Die Luft ist aber noch durchsichtiger als gestern; der Frost, mit gläsernen Pranken, tritt weit in das fließende Wasser hinein. Verwundete sind gekommen mit schlimmem Bericht; unverhohlen freuen sie sich ihrer durchschossenen Hände und Arme. Die Tscherkessen haben den ganzen Gipfelwald mit Stacheldraht umflochten; unangreifbar sitzen sie hoch über der deutschen Stellung, die sie durchaus überschauen. Die Unsrigen müssen bei Tage wieder geduckt hinter Felsbrocken liegen; der gestrige Nachmittag kostet fünf Leuten das Leben. Im Tälchen ist es noch still. Ich habe mir Wein eingeschenkt und krame wieder einmal in Glavinas Zetteln. Leider sind mehrere verlorengegangen, und ich muß wieder manches aus dem Gedächtnis hervorspinnen, wobei wie von selber viel Eigenes dareinfließt. Was tut's! Genügen vom Kalium permanganicum doch zwei, drei Körnchen, um ganze Krüge Wassers rot zu färben.

Elf Uhr

Major und Stabsarzt haben doch recht vermutet: die Russen beginnen, leichte und mittlere Kaliber auf die Straße zu werfen, schon sind ihnen einige Fußgänger zum Opfer gefallen. Viel gelacht wurde vorhin über einen jungen Fußverletzten vom Vadas, der hartnäckig erklärte, nicht laufen zu können, und sich darauf versteifte, daß er nach Sóstelek getragen oder gefahren werden müsse, beim ersten Granateinschlag aber wie ein Wiesel davonlief. Rehm und Raab glauben, unser Hüttchen werde bis in einer Stunde nicht mehr stehen. Meldung an den Major; Anfrage, ob wir nunmehr den Verbandplatz zum Vadas vorverlegen sollen. Rehm erbietet sich, das Blatt zu befördern, bedingt sich nur aus, daß er allein gehen dürfe. Auf einen einzelnen Mann, meint er, werde Artillerie schwerlich schießen. Ich gebe ihm den Rest des Weines mit und lasse zusammenpacken.

Zwölf Uhr

Wir liegen hinter einem Felsenvorsprung der Schluchtwand; ich glaube, der Platz ist gut gewählt, eigentlich kommt weit und breit kein anderer in Betracht. Die Russen

möchten uns gerne herausschießen und sparen keine Munition; Raab, als alter Artillerist, weiß uns aber zu überzeugen, daß es nicht gelingen kann, sie mögen zielen, wie sie wollen. Ich hätte bei einem Haar den Augenblick verpaßt. Raab wird nicht müde, zu schildern, wie sehr eindringlich er mir vorgestellt habe, daß es an der Zeit sei, den Platz aufzugeben; ich habe ihm, sagt er, auch beigestimmt, ihnen vorauszugehen befohlen und unverzüglich zu folgen versprochen, dann aber muß mich wohl Glavinas dunkle Rede länger festgehalten haben, als mir bewußt war. Draußen fuhr eine Granate nieder, die blind im Boden stecken blieb. Das Gebäudchen schwankte krachend; Staub und Schutt fielen auf das Papier. Ich sah mich um und war allein, hörte aber fernher meine Leute nach mir rufen. Sie konnten sich übrigens des Lachens nicht erwehren, als ich, in der linken Hand meine Blätter, in der rechten das halbvolle Weinglas, durch die Sulta zu ihnen hinüberstieg. Bald kamen weitere Schläge, und wie ein Kartenhaus flog die Bretterbude auseinander.

Zwei Uhr

Rehm ist heil zurückgekehrt. Der Major befiehlt, in der nächsten Feuerpause den Verbandplatz nach Sóstelek zu verlegen. Dort, meint er, könnten wir mehr nützen als anderswo, Beschäftigung werde nicht lange fehlen. Rehm sagt, er habe sich mit einer Herzlichkeit, die man bisher an ihm nie wahrgenommen, nach mir und meinen Leuten erkundigt und sich über unsere Erhaltung sichtlich gefreut, im übrigen leider sehr gealtert und bekümmert ausgesehen. Auch Leutnant H. sendet Grüße; von seiner Stellung aus hat er die Talbeschießung verfolgt, freilich nur mit einem einfachen Fernglas, und uns alle tot oder verwundet geglaubt. Noch ist kein Gefecht im Gang, die Lage aber unerträglich; falls der Tscherkesse nicht angreift, muß er angegriffen werden. Nächste Nacht sollen schwere Minenwerfer hinaufgeschafft werden, um den Gipfelsitz zu zerstören. Bei uns ist es ruhiger geworden; selten fällt noch ein Geschoß. Verzeichnen muß ich ein Gerücht, wonach der Deutsche Kaiser den Feinden Frieden angeboten habe. Wir bereiten uns zum Gang nach Sóstelek.

Drei Uhr

In künftigen Kriegen, zu Wasser, zu Land und in der Luft, werden sich gewiß absonderliche Lagen genug ergeben. Ob aber eine wie die unsrige schon dagewesen ist? Seit halb drei Uhr hatten die Russen ihr Schießen eingestellt; bei tiefer Stille waren wir, in gehörigen Abständen, zurückmarschiert und etwa fünfhundert Schritt bis an das große Sägewerk herangelangt, als eine der preußischen Batterien, die nahe vor Sóstelek stehen, zu schießen begann. Sie muß dem Gegner etwas Arges angetan haben; denn auf dem Fuße, Schlag um Schlag erfolgte maßlose Gegenwirkung, und bald konnten wir uns nicht mehr darüber täuschen, daß auch unser kleiner Zug aufs Korn genommen wurde. Ich erwog die Umkehr, doch schien sie fast bedenklicher als der Weitermarsch, und so liefen wir denn fort, auf das Gebäude zu. Viele Geschosse waren uns nachgerasselt, das letzte gerade noch fehlend, da kam eines, dem

gleich nach dem Abschuß anzuhören war, daß es auf uns zuhielt. Funken flogen auf, und während ich mir mit beiden Händen den Hinterkopf zu schützen suchte, war ich niedergeworfen und von Erdklötzen halb eingegraben, dann trat Stille ein. Glieder und Gelenke prüfend, erkannte ich mich als unverwundet, stand auf und sah nach den übrigen. Rehm, behangen mit Erde und Eis, die Wangen leicht blutend, richtete sich eben empor und lächelte mich etwas betreten an; die andern standen seitlich, wie Statuen an die Felsen gestellt, und starrten auf den tiefen schwarzen Trichter, der nun in ganzer Breite die Straße unterbricht. Ernstlich verwundet war niemand. Jetzt schien sich die russische Wut von uns abzuwenden, und froh des glimpflichen Ausgangs wollten wir unsern Weg fortsetzen, da geschah etwas Neues. Eine Granate fuhr mitten in die Säge hinein, die wir nahezu erreicht hatten; eine Explosion erfolgte, dann eine zweite, dann fünf, dann unzählbare, und überall aus Dächern und Wänden zwängten sich die Flammen. Wären wir in diesem Augenblick mit aller Kraft weitergerannt, wir wären gewiß noch durchgekommen und säßen vielleicht beim Bärenschmaus in Sóstelek. Aber ohnedies noch leicht betäubt, sahen wir uns nur mit schauderndem Vergnügen das Ereignis an und versäumten die günstige Minute. Die Gegner ihrerseits begriffen schnell, was sie angerichtet hatten; übermütigen Knaben gleich, schossen sie wie rasend in den Brand hinein, und noch immer, in schrecklich langsamer Steigerung, entladen sich unaufhörlich die massenhaft aufgeschichteten Patronen, Handgranaten, Schrapnelle, Granaten und Minen. Wir brauchen uns nicht an die Wände der Schlucht zu schmiegen; die starken Luftwellen pressen uns an. In uns und um uns ist ein Summen und Beben, als würden Luft, Gestein und wir selber gleichmäßig elektrisiert. Die Sprengstücke fliegen weit. Dem Gefreiten Junker hat ein Splitterchen die Ohrspeicheldrüse durchschlagen; das Blut spritzt in langem, dünnem Strahl in den Schnee, ist aber leicht zu stillen. Mir ist die linke Hand geritzt; es blutet wenig. An der Säge selbst, besonders nach der offenen Seite hin, mag es dichte Streuungen geben. So hat uns der Feind gewissermaßen eine Festung in den Weg gesetzt, an der wir nicht vorbeigelangen können. Immer noch zürnt er gewaltig; unsere fernversteckten Batterien fahren fort, ihn zu reizen, er findet sie nicht und rächt sich an den paar Leuten, die er sieht. Der kleine Lüttich, vielleicht von einer Art Platzangst erfaßt, kam auf den Einfall, aus der Schlucht herauszuklettern und das offene Gelände zu erkunden; er ist mit zerschmetterter Schulter zurückgekehrt. Die schlecht verwaltete Festung drüben fährt fort, zu verschwenden; bald wird sie sich ausgegeben haben. Schließt man die Augen, so hat man das Gesicht einer fürchterlichen, auf kleinsten Raum zusammengeballten Schlacht, von der nichts bleiben wird als Asche und Gebein. Wie langsam rückt die Sonne! Aber auch durch böse Stunden läuft der Zeiger. Um fünf Uhr muß es dunkeln. Um sieben Uhr können wir in Sóstelek sein.

Dreiviertel vier Uhr

Die Sonne verläßt schon die unteren Felsen. Man friert nicht; der Brand wirkt herüber, Schnee tropft vom Gestein. Auch die rings aufgeschichteten Bretter stehen

in Flammen. Die Entladungen dauern an. Oben am Gipfel ist man noch wachsam. Rehm glaubte nicht mehr an die Gefahr, ging versuchsweise eine Strecke der Front entgegen, erhielt Feuer, kehrte zurück, unverwundet. Über uns ist starre Klarheit; das Föhnige hat sich wieder aus der Luft verloren. Auf naher Birke wippt ein winziger grauer weißbauchiger Vogel; Schnee naschend von jedem Zweige, hüpft er unermüdlich auf und ab. Keiner der Genossen ist niedergedrückt. Ja, die gepreßte Stunde, wo Tod und Leben dicht beisammen sind, es ist, als festige und läutere sie den Grundstoff der Naturen, und wie eine schlechte Bleiglocke, getaucht in reinen Sauerstoff, auf einmal klingt wie eine silberne, so beginnt jeder in seinem eigensten Wesen zu tönen. Mancher erzählt von seiner Kindheit, und fast jeder will einen anderen beschenken. Von Kristl befürchtete ich sehr einen Rückfall in die Verstörung; aber er ist ganz gelassen. Den Lüttich hat er aufs beste verbunden, dann aus Brot einen drolligen kleinen Bären geknetet und ihm eine von seinen Goldmünzen ins Maul gesteckt. Wie eine Weihgabe stellt er das Figürchen in einer Felsennische auf, die will er mit Hölzern und Kieseln zubauen, einmal werde schon jemand das Bärlein finden, und es sollte ihm gehören samt dem Goldstück, auch wenn's ein Rußki wäre. Lüttich, unter Morphium gehalten, schläft. Mir aber vertreiben die Sprüche des Toten die Zeit. Um einigen Überblick zu bekommen, las ich sie einmal alle nacheinander herunter, zuerst leise für mich, bis ich merkte, daß die Kameraden zuhorchten, dann sagte ich ihnen, daß es ein Gedicht sei, das man bei dem gefallenen Glavina gefunden habe, und wiederholte mit lauter Stimme:

„Laßt uns den Hügel bauen am Berge Kishavas, ein Mal den Getöteten auf der bereiften Felsen- und Wacholderflur!

Dem Gesetze treu, ohne Klage, unbemerkt, bluten sie hin auf den fremden Steinen, wo kein Eichbaum grünt.

Wie das endet, wer schaut? Finster brüten Völker. Habet acht, o Freunde! Seht ihr einen Sterbenden, demütig bittet ihn, daß er heilsam sterbe, keine Flüche denke! Bald ist alles Vorspiel nur. Alle gehn wir morschen Weg. Tote Hände, bedeckt mit Wacholderzweigen bläulich düster!

Wer aber heimkehrt, halte Bereitschaft! Jeden mit anderer Stimme ruft Gott. Ein grader Wandel ist euer, ein langer Werktag, selten ein Fest, selten ein feiernd Lied. Schlummert wachsam, wie die Gemse schläft!

Denkt grauer Wahrsagung! Feindseliger Schein traf die Länder. Kaum atmet noch der Glühende, der vom Pol her den Fluch-Engeln wehrt.

Unsern Schlaf überschleicht ein stummer Mut-Ermüder, Vogel von Antlitz, doch nicht beschwingt, unzeugerisch, ob auch elektrische Kräfte verströmend. Wollüstig alle beugt er, selbst unbeugbar.

Die strengen, bindenden Worte fallen aus Kindes Gedächtnis. Raben tragen die goldenen Bücher aus dem Heiligtum.

Opfer, was frommen sie noch dem, der den Ruf überhörte? Der Dom stürzt ein über Altar und Beter, und abgesprengt, noch klingend vom Pilger-Bittgesang, ins Meer hinaus, verbrennend, schwimmt die Brücke.

Der Geist wird stehn vor der Tür seines eigenen Hauses und nicht heimfinden. Gras wächst auf der Schwelle des Meisters und Herrn. Dessen Seele ist Eis geworden, klares, rundes, gediegenes Eis, und alle Lust wund und wirr, wie der Fisch unterm Eise sich freut.

Der du heimkehrst, halte Bereitschaft! Wirf ab die kleinen Träume! Stifte klares Vergessen! Segne dich ein in ein eigenes Gebot, und bevor du umschritten dreimal das heilige Feuer, schlafe nicht bei deiner Braut!

Selig, wer Flügel regt mitten in Zeiten-Gruft! Heil schöpft er aus Unheil. Oh, und wenn Welt vergeht und neue erst unkenntlich gärt, immer dann schwebt eine tiefe blaue Stunde voll Freiheit und voll Hellgesicht, wo Rhythmus-Woge Geister hebt, bis die ganz neues Ufer schauen und nun erst recht sich freun des Flugs!

Sonne, die große Seele, weiß nichts von Auf- und Untergang, und brennt sie nicht in uns? Geschieht nicht stündlich fern und nah beherzte Liebestat? Das Innig-Ewige, weht's über Meere nicht von Stirn zu Stirn als wie ein Hauch? Und sind's die zarten Hauche nicht, aus denen Gott-Sturm wächst?

Kommet, Boten der Gnade! Wohnet nicht länger auf Bergen, besucht von toten Sehern, bei Adlern wolkenfeucht! Erscheinet, herztrunken, wo bei verloschnen Herden Geschwister glühend harren! Wecket, weckt uns den Ruf!

Wie soll auferstehn, was nie begraben ward? Geht um in zwölften Stunden! Lest auf aus taubem Schutte das oft zerbrochne Menschenbild! Mauert es heimlich ein unter die neuen Gebäude!

Ihr kündet keine neue Lehre; schon viel ist uns gelehrt. Auf schwebender Grenze von Licht und Urnacht naht ihr euch singend. Wen ihr grüßet, der ändert sein Leben. Euer himmlisches Lied geht über in jedes Gewissen.

Ihr wandelt harte Kette in leichten Zauberzügel. Der Gefesselte lenkt seinen Feßler, und beide erkennen die Freiheit.

Und wer, an Erbschaft gebunden, verwurzelt in der Unterwelt, mit Milch und Korn sparsam genährt, sich als ein Bleibender wandelt, suchet am Sonntag ihn heim! Saget auch ihm Gefahr und Herrlichkeit unseres Lebens! Dann mag er dem Erdreich getrost vielfältige Frucht abgewinnen! Nur was ihm zukommt, behält er. Fromm wirft er den ersten Schnitt in die Säule des ewigen Brandes, die Nahrung der Geister zu mehren.

Auf Rinden und Gesteinen wie Wandrer alter Zeit hinterlasset ihr Zeichen einander, sogar in Sand und Schnee, und fällt euch der Tod an am Wege, vergehend lockt ihr noch mit Speise und sanfter Beschwörung wilde Vögel vom Himmel, schreibt auf weißen Fittich purpurne Liebesrunen.

Wir aber bauen ein Grabmal am Berge Kishavas, ein Mal unsern Toten auf der bereiften Felsen- und Wacholderflur!

Noch wintern Rumäniens Gipfel, am Himmel aber ist Frühling. Die Haut der Birke wird bräunlich und blättert ab, darunter schimmert silbern schon die neue. Wir wirbeln hin wie Laub in fremde Felder, — was quillt aus unserm Tod? Glauben, sternhaft gesammelt, laßt ihn glühn mit beständigem Licht! Vielleicht nach

Monden und Jahren trifft es den reinen Kristall der göttlich erstarrten Seele. Die zwar bleibt Eis, die schmilzt nicht mehr; aber wie eine Linse, unwissend, biegt sie vielfarbige Strahlen zu fernem Brennpunkt hinüber, da schlägt neue Flamme aus uraltem Boden.

Vermorscht sind schon die Leichen am Berge Kishavas, verrostet unsre Waffen, vergessen unser Kranz, da freuen Menschen sich wieder unschuldig des Brotes und Weines, die uns verbittert sind. Aus wildem Ahnendrang ist lockere Krume bereitet, die Seele frei zu nie gewagtem Opfer. Aus erschüttertem Blut steigen kühne Beginner, und die Satzungen sind Gesang."

Elf Uhr abends

Das Ganze war mit Schweigen angehört worden. Endlich äußerte Raab, er habe nur weniges recht verstanden, doch gefalle es ihm, er sei ganz fröhlich davon geworden. Die anderen schauten zu dem niederbrennenden Gebäude hinüber und sagten nichts. Leider geschah noch etwas Unerwartetes. Der kleine Lüttich erhob sich auf einmal und ging stark taumelnd auf die Säge zu. Einer schrie Halt, ein anderer lief ihm nach; er aber, vielleicht im Fieber, vielleicht in Morphiumbenommenheit, schwankte weiter und fiel plötzlich, weich einbrechend, zusammen. Wir holten ihn heran, er war tot. Ein schmaler Eisensplitter stak in der linken Schläfe. Um dreiviertel fünf Uhr feuerten die Russen noch einmal aus allen Rohren, doch nur eine halbe Minute lang. Um fünf Uhr, wie auf Befehl, hörten die Explosionen im Sägewerk auf. Dämmerung und Nacht bezogen das Tal. Kristl fertigte für Lüttich ein Kreuz und schrieb Namen und Datum darauf. Uhr und Erkennungsmarke wurden abgenommen und verwahrt, hierauf begruben wir ihn. Der Boden ist bis tief hinab gefroren, wir brauchten über zwei Stunden. Schnee und Sterne gaben ein schwaches Licht. Um zehn Uhr, als der Mond aufging, erreichten wir Sóstelek.

Hermann Claudius

Eines Dichters Leben ist wenig wichtig, soweit er nicht selber getrieben ward, daraus zu gestalten. Zwar verbirgt sich das Leben hinter diesen Gestaltungen meistens: bei einem lyrischen Dichter, wie ich als solcher doch im Grunde wohl angesehen werden muß, bedeutet aber jedes Gedicht mehr oder minder deutlich ein Lebensstück. Und so brauchte man sie nur richtig aneinanderzureihen, um des Dichters Leben daran zu ermessen. Dazu habe ich in dem quasi Roman: „Das Silberschiff" (1923, neue Auflage 1940) verkappt und in den drei Bänden der Kleinen Bücherei von Langen-Müller: „Armantje", „Wie ich den lieben Gott suchte" (1935) und „Mein Vetter Emil" (1938) deutlicher von meinem Lebensgange berichtet. Aber das Wesentliche bleiben doch die lyrischen Bücher insgesamt: „Mank Muern" (1912), in denen der junge Volksschulmeister und Ehemann, fremd allen literarischen Einflüssen von damals — und ich hätte bald geschrieben: für Weib und Kind —, seine Eindrücke zu formen und zu halten suchte. Es ist ihm selber nicht klar, wieso er damals niederdeutsch zu schreiben begann. Der Große Krieg riß ihn von Weib und Kind und Schule und Niederdeutsch gewaltsam fort: „Hörst du nicht den Eisenschritt?" Danach (1916) „Licht muß wieder werden!" In die Nachkriegszeit fallen die „Lieder der Unruh" (1920) mit dem bald über Deutschlands Jugend klingenden Liede: „Wann wir schreiten Seit' an Seit' und die alten Lieder singen und die Wälder wieder klingen, fühlen wir: es muß gelingen: Mit uns zieht die neue Zeit!"
Aus dieser äußeren und auch inneren Unrast, deren Ausdruck auch jener autobiographische Roman vom „Silberschiff" ist, flüchtete ich mich dann zu mir selber zurück in dem kleinen Versbuch „Heimkehr" (1925):

Herr, laß mich zu dir finden im Gebet,
daß ich mein Leben in der Tiefe schaue —

und in dem fast gleichzeitig entstandenen Tagebuch des „Meister Bertram um 1400". Beide Bücher waren wegen ihrer religiösen Grundstimmung der damaligen Zeit abgewandt und fanden kaum einen Käufer. Ähnlich erging es ein paar Jahre später dem lyrischen Buche: „Der ewige Tor", obgleich die Hamburger Hymne darin stand, die seltsamerweise schnell ins Spanische übertragen ward und durch Friedrich Weigmann in einer großangelegten Komposition zum Vortrag kam.
Darnach habe ich (ein oder zwei kleine Kinderreimbücher abgerechnet) sieben Jahre nichts mehr drucken lassen. Erst das Eintreten Hans Grimms für meine Lyrik brachte mein poetisches Schaffen wieder in Fluß, und ein bedeutender Verlag, eben Langen-Müller in München, gab ihm die notwendige Resonanz. Daß ich vor aller Vernunft und vor allem Großsein, nämlich bis zu meinem siebenten Lebensjahre, in der Stille und Geschlossenheit eines Dorfes und Landhauses aufwuchs, scheint mir immer bedeutsamer, je älter ich werde. Ich glaube, ich kehre am Ende noch in eine Dorfabseitigkeit irgendwo wieder zurück. Es ist allerdings in meinem Leben immer anders ge-

kommen, als ich erwartet hatte. Und daß ich ordentliches Mitglied der Preußischen Akademie der Künste, Abteilung Dichtung, bin, muß ich mir jedesmal, wenn es darauf ankommt, erst deutlich wieder vorsagen.

Vaulx (1917)

Wie könnt ihr schlafen, Kameraden?
Ich horche immer den Kanonaden
die lange Nacht,

dem stumpfen Rollen, dem dumpfen Grollen.
Hab', wie ihr, auch schlafen wollen
die liebe Nacht.

Aber immer niederjagen
seh' ich Granaten, das Augenaufschlagen
starr in die Nacht.

Hör' ich den linken wie Traumeslallen:
Die lieb mir waren, sind all' gefallen
in langer Nacht.

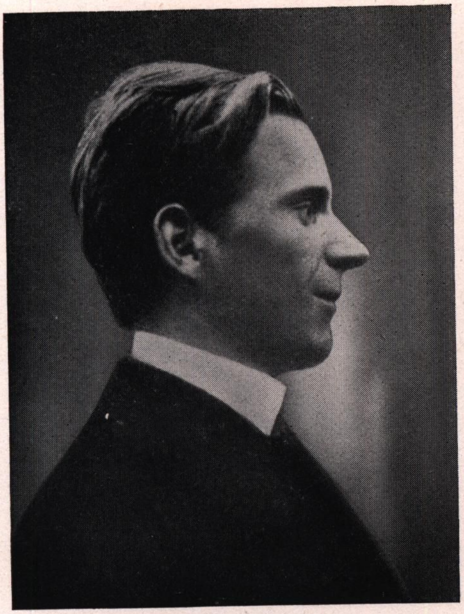
Hör' ich den rechten wie fernes Singen:
Sie sind verschwunden, die mit mir gingen
hart in die Nacht.

Hör' aus der Weite ein Wort ich wandern:
Du bist du — die andern — die andern.
Schlaf, deine Nacht!

Der Blindgänger (1936)

Als ich von meinem letzten Urlaub an die Front zurückkam und mühselig den Standort unseres Regiments am Chemin des Dames wieder aufgefunden hatte, saß in der Schreibstube der Abteilung nicht mehr der kleine zitterige Peter Tamm, sondern ein großmächtiger starkleibiger Mann, zwischen dessen breiten Schultern sich ein Stiernacken und ein prächtig gewölbter Schädel aufreckten. Der Mann drehte sich von seiner Tippmaschine halb herum und sah mich aus seinen hellen großen Augen fast gebieterisch an. Wäre ich hier nicht bekannt gewesen oder hätte ich um die Rangabzeichen auf den feldgrauen Röcken nicht gewußt, ich hätte ihn für den Wachtmeister halten können.

Es war viel Schreiberei und Tabelliererei wegen einer Gasschießübung, auf die der Oberstleutnant scharf war. Um elf Uhr nachts trat endlich Ruhe ein. Wir, der Wachtmeister, ein geruhiger grauhaariger Mann, zwei junge Telephonisten und ich, setzten uns noch einen besinnlichen Augenblick vor unsern Bunkern und redeten miteinander von der Lage, soweit darüber etwas vom Gefechtsstand durchgesickert war. Der Neue kam auch hinzu. Er hieß Grothjan. Er zog bald eine Schachtel besonderer Zigaretten hervor und bot sie uns nacheinander mit einer derartigen Grandezza und sprudelnden Redseligkeit an, daß ich — obwohl ich sonst nicht rauche — ebenso wie die andern auch zugriff. Grothjan selber kam allerdings vor lauter Reden kaum zum Rauchen, und seine Zigarette brannte für sich allein zu Asche. Er erzählte von seiner kaufmännischen Vergangenheit und geriet dabei in immer größere Bewunderung vor seiner eigenen Tüchtigkeit. Der Wachtmeister lächelte vor sich hin.
Auf einmal gab es einen grellen Lichtschein und einen heftigen Knall oder eigentlich eine prasselnde Folge von Knallen. Es war die Flakbatterie, die oberhalb unseres Unterstandes postiert war und — was uns lange zur Gewohnheit geworden war — gegen Mitternacht losprustete, wenn die englischen Bombenwerfer sich bemerkbar machten. Wir waren also ruhig sitzengeblieben. Dagegen war der Neue, der gerade bei einer kolossalen Aburteilung der gesamten Strategie des gesamten Feldzuges angekommen war und einen martialischen Dampf von sich blies, plötzlich stumm geworden und hatte sich schweigend in den Bunkereingang verkrochen. Nun, er war aus der hintersten Etappe, und wir dachten, er würde sich gewöhnen. Aber er gewöhnte sich nicht. Ja, er haute sich nicht eher zum Pennen hin, bis die Flieger vorüber und die Flakschießerei vorbei war. Kam aber der helle Morgen, und hatten Kamm und Bürste und Seife und was weiß ich ihre Wirkung getan, so war Grothjan wieder der großmächtige Mann mit dem kriegerischen Blick und der weitausgreifenden Gebärde, der sich selber lobte und die Hundsfötterei des Krieges verfluchte.
Der Krieg ging vorüber, die Hundsfötterei des Versailler Friedens kam, und ich verlor Grothjan aus den Augen.
Es mochte bereits sechs oder sieben Jahre her sein, als ich ihn in einer Straße Berlins auf einmal auf mich zukommen sah. Er war tadellos gekleidet und ging wiegenden Schrittes. Und seine Gestalt schien mir noch breiter und runder und aufrechter geworden zu sein. Bei der Grandezza, die er im Reden sofort wieder entfaltete, mußte ich unwillkürlich an die Zigaretten vor dem Bunker denken und an seine schlotternde Angst. Wir tranken irgendwo ein Glas Bier. Grothjan redete. Es wurden drei Glas. Grothjan zahlte mit Selbstverständlichkeit. Der Ober war sehr dienstbeflissen. Er schien Grothjan gut zu kennen. Danach mußte ich mit ihm in sein Feinkostgeschäft, das er sich im vornehmsten Charlottenburg eingerichtet hatte. „Groß angelegte Sache — sag' ich dir. Aber wenn ich schon was mache, dann mache ich's auch."
Der Laden erwies sich wirklich als „eine Sache", wie Grothjan sich ausdrückte. Drei Gehilfen waren emsig tätig, die zahlreiche Kundschaft zu bedienen. Grothjan verbeugte sich unter chevaleresken Reden nach links und rechts, legte im Hinterraum Hut



Karl Bröger

Otto Brües

Hans Carossa

Hermann Claudius

Paul Joseph Cremers

Alfons von Czibulka

Edwin Erich Dwinger

Heinrich Eckmann †

und Mantel ab und war sofort wieder da und half mit lächelnder Miene und allerlei spaßigen Redensarten. Mir fiel die stille Miene der Frau auf, die Grothjan mir als seine „kleine Frau“ vorgestellt hatte. Sie schien ihren Mann besorgt zu beobachten. Sie steuerte ihn heimlich, wenn er den Dienstmädeln gar zuviel an Näschereien zustecken wollte, was ihm aber durchaus nicht zu behagen schien. —

Ich mußte bei ihrem Anblick an jenes Bild von Franz Hals denken, das in meiner Stube an der Wand hing: ebenso resigniert sah diese Frau darein, nur fehlten die Kinder um sie herum. Beim Abendbrot, das reichlich aufgetragen ward und dem eine ausgeklügelte Bowle nachfolgte, deren Rezept Grothjan zu einem ganzen Strauß von Redeblüten veranlaßte, versuchte ich einmal, das Gespräch auf Kinder zu bringen. Aber er redete glatt darüber hinweg, während das Gesicht der Frau, wie mich deutete, noch um einen Schatten stiller ward. Sie sprach wenig, lächelte aber ab und zu ihren Mann an, und — wenn er wieder eine seiner großen Tiraden beendet hatte — ging ein gütiger, beinahe bittender Blick von ihr zu ihm und dann zu mir hinüber.

Plötzlich fiel ein Messer vom Tisch und stak mit der Spitze im Fußboden. Grothjan sah es, hob es erschrocken auf und blieb von nun an bedrückt. Er sprach nicht davon, aber er schien es für ein böses Zeichen zu nehmen.

Beim Abschied flackerte sein Wesen noch einmal wieder auf. „Ja, deine Kinderchen!“ — rief er und langte in die Vitrinen hierhin und dorthin und steckte mir Schokolade und Pralinen und Kandiertes zu, so sehr ich mich wehren mochte, bis alle Taschen vollgepfropft waren. Bei der Abfahrt des letzten Zuges stand er noch lange groß und mächtig auf dem Bahnsteig und winkte mir nach.

Als ich am andern Morgen den Kindern die Gaben austeilte und von dem freigebigen Feldkameraden von einst erzählte, sagte meine älteste Tochter: „Ach, nun weiß ich, Vater! Das war der Blindgänger!“

Wahrhaftig! Und erst jetzt kam mir der Spitzname Grothjans wieder deutlich in meine Erinnerung. Es war so vieles verschüttet durch alles das, was hinterher gekommen war. Der Blindgänger! Damals in Vaux, als wir den Beobachtungswagen luden, sauste eine französische 21-Zentimeter-Granate hart neben dem rechten Hinterrad in den metertiefen Kot und blieb darin sitzen, ohne sich weiter zu mucksen. Grothjan hatte gerade eine Kiste auf den Wagen heben wollen — in solchen Fällen markierte er immer gern den starken Mann —, als er schlohweiß zurücksackte und neben dem Blindgänger in den Kot fiel.

Wir hoben ihn auf und brachten ihn mit einem Guß kalten Wassers wieder ins lebendige Dasein. Seit jenem Tag hieß er der Blindgänger, wahrhaftig. Doch sagten wir das spottende Wort nur unter uns, wenn er selber nicht dabei war.

Wieder ein paar Jahre später klopfte es an meine Tür. Meine Frau rief mich behutsam hinunter: der „Blindgänger“ sei da — wie sie glaube. Und er war es. Aber fast hätte ich ihn nicht wiedererkannt. Sein immer noch volles Haar war ergraut, an den Schläfen weiß geworden. Ich bemerkte, daß sein Anzug abgetragen und unordentlich saß, was mir bei Grothjan völlig fremd vorkommen mußte. Am Abendtisch beim Glase guten Roten war er aber bald wieder der alte und redete zwischen den Gabel-

bissen ununterbrochen fort. Plötzlich ward er schweigsam. Dann — als meine Frau einen Augenblick hinausgegangen war — bat er mich mit gänzlich veränderter Miene, ob er mich zwei Minuten unter vier Augen sprechen könne. Es war ihm gewährt. Er gestand mir zitternd, daß er unbedingt hundert Mark brauche. Er sei in seinem guten Glauben an die Ehrlichkeit der Menschen schändlich hintergangen worden und zur Stunde glatt mittellos. Er würde sicher die Hilfe seiner reichen bayerischen Verwandten erhalten, die ihn nicht versinken lassen würden — nur im Moment besäße er nichts. Dabei biete sich ihm eine fabelhafte Gelegenheit, im Handumdrehen zu Handel und Gewinn zu kommen. Er brauche nur lumpige einhundert Reichsmark. In acht Tagen, spätestens vierzehn, hätte ich sie wieder. Und als ich etwas zögerte, begann er seine geschäftliche Tüchtigkeit in allen Schattierungen zu beleuchten. Dabei hatte er sich erhoben und bemerkte gar nicht, daß inzwischen meine Frau längst wieder eingetreten war.

Da ich die Summe nicht zu Hause hatte, versprach ich, sie ihm am andern Morgen vorzubringen.

Als er fort war, sprach meine liebe Frau heftig dagegen, ihm Geld zu leihen, und meinte, der Spitzname bezeichne ihn mehr, als wir damals hätten wissen können.

Dennoch suchte ich andern Morgens seine Wohnung auf. Sie bestand aus zwei abgemieteten engen Stuben, in denen die Möbel teils übereinander standen. Grothjan war selber nicht anwesend, aber die kleine stille Frau bat mich hinein und entschuldigte sich wegen der Ungastlichkeit der Räume. Sie wußte nichts von dem Pumpmanöver ihres Mannes und war sehr erschrocken. Sie schwieg dann lange, während ich hin und her redete, um unsere Verlegenheit zu überbrücken. Endlich bat sie mich, ihrem Manne keine größere Summe in die Hand zu geben. Wenn er ein Ziel zu haben meine, gehe er blindlings darauf los und merke seinen Fehlgang immer erst, wenn längst alles vorbei sei. Sie begreife das zwar nicht, aber es sei nun einmal so. „Und ich möchte nicht sagen" — fügte sie mit einem unendlich gütigen Ausdruck ihrer Augen hinzu —, „daß es seine Schuld sei." Sie wies dabei auf ein lebensgroßes Bild eines prächtigen Manneskopfes, das hinter dickem Goldrahmen an der dürftigen Tapetenwand hing. „Das war sein Großvater." Mit einer ganz fernen Stimme setzte sie hinzu: „Er endete im Armenhaus."

Auf dem Wege nach Hause ging der alte Spitzname Grothjans aus den feldgrauen Tagen auf Schritt und Tritt mit mir.

Ich übersandte der stillen Frau eine kleine Summe, ohne den Absender zu nennen. Grothjan selbst sah ich nicht wieder.

Paul Joseph Cremers

Paul Joseph Cremers wurde am 8. Februar 1897 zu Aachen geboren. Seine Jugend verlebte er in Köln und rückte im August 1914 als freiwilliger Sanitätssoldat ein. Nach dem Kriege studierte er in Bonn zuerst Rechtswissenschaft, dann Philosophie, deutsche Sprache, Literatur und Theater- und Kunstwissenschaft. Mit einer Schrift über den „Magischen Idealismus in den Werken des Novalis" promovierte er 1921 zum Dr. phil. Er war Schriftleiter der völkischen Kunstzeitschrift „Hellweg" und bis 1938 gleichzeitig Feuilletonschriftleiter der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung". Seither lebt er als freier Schriftsteller.
Seine wichtigsten Werke sind: „Muspilli", satirische Komödie, uraufgeführt 1925 in Lübeck, „Die Marneschlacht", uraufgeführt am 14. Januar 1933 im Mannheimer Nationaltheater, „Richelieu", uraufgeführt 1934 im Stadttheater Bochum, „Das Gastmahl der Götter", Komödie, uraufgeführt 1937 am Düsseldorfer Schauspielhaus, „1813", uraufgeführt 1938 in Leipzig, „Rheinlandtragödie", uraufgeführt März 1940 in Dortmund und Halle; ferner schrieb er den ersten Film für Emil Jannings, „Robert Koch".

Die Stunde der Berufung

Jemand, der mir seit vielen Jahren nahestand, bat mich, über die Stunde der Berufung zu schreiben. Warum das? schrieb ich zurück. Sie wollen, daß ich erzähle, wie ich Dramatiker wurde. Glauben Sie, daß man so etwas erzählen kann? Wie der Dichter Dichter wird; wie dieses schmerzvolle Leben sich aus einem unscheinbaren Dasein löst und plötzlich anfängt, ein Eigenwesen im Menschen zu sein, um nicht mehr Ruhe zu geben ...
Ach, wer könnte nicht in diesem Falle die interessantesten Geschichten erzählen über die Stunde, in der man deutlich fühlte, daß in ihr der Dichter geboren wurde. Sie brauchen noch nicht einmal erfunden zu sein, diese Geschichten, und können, so wahr sie sind, sehr wenig von der entscheidenden Wahrheit aussagen.
Ich wollte Schauspieler werden, ich war damals sechzehn Jahre alt. Der Fall war sehr ernst, so daß der Frieden zu Hause ein für allemal gestört schien. Jeden Tag ging das los. Und jeden Abend. Es war sehr schlimm. Franz Birgel, der nie vergessene Freund meiner Jugend, wollte mit mir Schauspieler werden. Das wollte er einmal. Er ruht in den Vogesen von allen Wünschen aus. Sein Bruder Willy war ja schon Schauspieler, er hatte auch nicht gedurft und ging uns doch mit gutem Beispiel voran — und wie ist er vorangegangen! Ich aber durfte nicht Schauspieler werden, so ging ich wenigstens statieren, das heißt: wenn viele Menschen auf der Bühne herumliefen, etwas schrien oder irgend etwas Gemeinsames veranstalteten, war ich einer davon. Und Franz auch. Zwei Theaterjahre lang heimlich Abend für Abend. Meine einzige namhafte Theaterrolle war einer der sieben mesopotamischen Gesandten

in Hebbels „Judith". Auf der Vereinsbühne spielte ich selbstverständlich nur die bedeutendsten Rollen. Aber wer spricht von so etwas. Ich war damals Gymnasiast des Dreikönigsgymnasiums zu Köln und hatte nichts anderes im Sinn als Schauspieler zu werden. Auf Statieren im Theater stand bei dieser Schule sofortige Strafentlassung. Was machte das? Genug, ich durfte nicht Schauspieler werden. Es sollte nicht sein. Und ich schrieb das Gelöbnis in das erste Tagebuch, daß ich später für die geliebten Schauspieler schreiben wollte, wenn ich schon nicht werden durfte wie sie.

Das alles klingt sehr schön und ist auch wahr mit jedem Wort. Wie kindlich das Ganze! Denn es ist nicht die Stunde, von der ich erzählen wollte. Diese Stunde aber ist voll großer, schmerzvoller Erinnerung, nicht allein für mich.

Es war genau ein Jahr nach jenen Schauspielabenden. Ich stand an den Betten der Sterbenden. Ich war siebzehn Jahre alt, freiwilliger Sanitätssoldat in den Lazaretten des Weltkriegs. Auf Transport, auf Station, in der Spülküche, im Operationssaal, in den Isolierbaracken, auf Nachtwachen. Eine Nachtwache, so hieß das damals unter uns, eine Nachtwache war nicht mehr zu retten. Die Kugel saß tief im Gehirn, sie verwirrte das Denken, das Empfinden, sie zerstörte das Leben und löschte es dennoch nicht aus, sie jagte den Atem durch die Lungen, als wären sie Kolben einer rasenden Maschine, immerfort, Minuten, Stunden, Tage, Nächte. Immerfort. Eines Abends tat sich die Tür auf, und ein alter Mann kam zu dieser Nachtwache aus Ostpreußen her, man hatte ihn gerufen. Plötzlich stand er da, klein, gebückt, schwere Schuhe an den Füßen, eine alte schwarzwollene Tuchhose um die Beine, eine grüne Lodenjoppe und ein gestricktes Wams darunter, eine Mütze mit Ohrenklappen, so stand er da. Kam näher, ganz langsam, Schritt für Schritt. Als er dann am Bett, ganz nahe den Sohn erkannte, gingen die Füße und Beine sachte unter ihm fort, als wäre er ein Baum aus den Wäldern seiner Heimat, den irgendeine unsichtbare Hand gefällt. Er lag neben dem Kopf des Sterbenden und schaute und sprach kein Wort. Er weinte leise wie ein Kind, unaufhörlich, bis man ihn aufnahm und hinausgeleitete. Und dann etwas später in der Nacht ging noch einmal die Tür auf, und der Tod kam herein. Er trat an das Bett wie vorhin der Vater. Er sah den sterbenden Soldaten. Und dann griff er plötzlich nach diesem schweren Leid, packte es unter seine dunklen Riesenflügel und rauschte mit ihm davon. Jetzt lag der Mensch da in tiefem Frieden. So war das. So schrieb ich das ein Jahr darauf, ein wenig, vielleicht auch sehr ungelenk nieder, aber genau, wie es geschehen war. Man bedaure sehr, kam die Antwort zurück, aber im Kriege dürfe man so tragische Dinge nicht veröffentlichen. In dieser Stunde, glaube ich ... da geschah es. Ich glaube, diese Stunde ist es, von der ich hier sprechen müßte und immer noch nicht weiß, ob ich es richtig vermag. In dieser Stunde sah ich das Leben, wie es ist, sah einen Herzschlag lang hinter das Geheimnis seiner Doppelgesichtigkeit, sah hinter den Schleier dieser entsetzlichen Wahrheit, daß das Leben zwei Gesichter hat in jedem Augenblick; da erkannte ich, daß das Leben tragisch ist. Man darf von etwas nicht sprechen, weil es Tod und Trauer, Schmerz und Verwesung und Verzweiflung ist, und es ist doch im selben Augenblick Heldenruhm, Unsterblichkeit, Opfer und Hingabe. Heilige Pflicht, für das Vaterland zu

sterben — wer könnte je die Größe dieses Wortes anzutasten wagen, und wer muß sich doch fürchten, von dem Leid des Todes zu sprechen! Ist es nicht die Weihe des Todes, die uns die Unsterblichkeit der Helden besingen läßt? Ist es nicht die Erhabenheit dieses Blutopfers, dem wir Altäre der Dankbarkeit errichten? Es stirbt doch ein Mensch, ehe der Held wird! Und man sollte nicht davon sprechen dürfen, nicht einmal mit der erschrockenen Demut eines jungen Menschenherzens, das selbst keinen Wunsch damals kannte, als opfern und dienen jenen, die so viel mehr getan hatten. Und das Entsetzliche jetzt! Hatten die anderen nicht recht, die es verboten? Sollte von der schnellen Sekunde des Sterbens gesprochen werden, wo die lange Ewigkeit des Ruhms vor der Türe stand? Sollten Tränenströme sich wieder öffnen, die vielleicht eben gestillt? Mutterherzen wieder zerbrechen, die sich eben mit blutenden Narben geschlossen? Sollte an die Grausamkeit des Sterbens erinnert werden, wo stündlich, minütlich Hunderte, ja Tausende starben? Nein, sie hatten recht! Aber da stand der tote Soldat auf und sprach: „Ich bin gekrönt mit dem Tode. Du weißt es. Sage es doch, damit auch sie wissen, wie groß und herrlich und bitter zugleich das Kämpfen und das Sterben ist.“ Erhabenes, entsetzliches Gesicht der Wahrheit!

*

Diese Stunde war es, von der zu sprechen man mich aufforderte, ohne zu wissen, was das für eine Stunde war. Es war eine Stunde großer, schmerzvoller Erinnerung. In dieser Stunde wurde das andere Leben geboren. Es fing an zu wachsen in mir, zu sprechen von der Kraft des Leides, von der tragischen Wahrheit, vom Schicksal der Welt, vom Schicksal des Menschen. Und es lernt sprechen, langsam ...

Alfons von Czibulka

Geboren wurde ich am 28. Juni 1888 auf Schloß Radbor̆ bei Kolin als Sohn des damaligen Obersten und Generalstabschefs des Prager Korps Hubert von Czibulka. Die erste Kinderzeit verbrachte ich in Prag, Radbor̆, Niederösterreich und Budapest. Das Gymnasium besuchte ich in Wien, Baden bei Wien und Prag. In Prag machte ich die Matura am deutschen Gymnasium. Nach dreijährigem Besuch der Theresianischen Militärakademie in Wiener Neustadt wurde ich 1910 als Leutnant zum Dragonerregiment Fürst zu Windischgraetz Nr. 14, Garnison: Stanislau in Ostgalizien, ausgemustert. Nach zwei Jahren krankheitshalber mit Wartegebühr beurlaubt. Besuch der Meisterklasse für Maler der Kunstakademie in Breslau. Ende Juni 1914, nach dem Morde in Sarajevo, meldete ich mich freiwillig zum Truppendienst. Im Weltkrieg machte ich mit die beiden ersten Feldzüge in Serbien, erste und zweite Isonzoschlacht, Mackensen-Feldzug in Serbien und Albanien, österreichische Offensive aus dem Etschtal 1916, anderthalb Jahre Hochgebirgsfront (Marmolata-Abschnitt), dann Schlachten und Gefechte bei Asiago-Arsiero in den Sieben Gemeinden. Seit Kriegsende lebe ich als freier Schriftsteller in München. 1938 erhielt ich den Dichterpreis der Hauptstadt der Bewegung. Seit November 1939 stehe ich als Oberleutnant an der Westfront. — Meine wichtigsten Bücher sind: „Die großen Kapitäne“, Lebensbilder; „Große deutsche Soldaten“, Lebensbilder; „Die Handschuhe der Kaiserin“, theresianisch-friderizianische Novellen; „Das Volksbuch vom Prinzen Eugen“, Biographie; „Der Münzturm“, Roman; „Der Henker von Bernau“, Roman; „Der Kerzelmacher von Sankt Stephan“, Roman; „Würfelspiel“, Novellen; „Die österreichisch-ungarische Kriegsmarine“; „Kampf in den Bergen“, Heldentaten an der Alpenfront; „Prinz Eugen und das Reich“; „Zwischen Königgrätz und Nikolsburg“.

Warum ich Soldat wurde und es wieder bin

Zwei Fragen wurden oft an mich gestellt. Die eine, warum in allen meinen Büchern, seien es Romane, Erzählungen oder Lebensbilder, in meinen Novellen, Aufsätzen und Vorträgen, in meinen Sendespielen immer wieder Soldaten als Hauptpersonen oder handelnde Figuren auftreten oder das Soldatische, wenn es auch einmal nicht die Hauptrolle spielt und das Tragende der Fabel ist, doch als seelische Haltung oder wenigstens als Beiwerk oder Hintergrund sichtbar wird. So unvermeidbar, daß ein Spielleiter des Reichssenders München die Kesselpauken, die zur Erzeugung der Geräuschkulisse „Schlachtendonner“ dienen, Czibulka-Pauken getauft hat. Die zweite Frage aber ist die, wieso ich, der ich doch noch k. u. k. Offizier war und immer wieder Ruhm und Glorie des altösterreichischen Heeres künde, von Friedrich dem Großen und seinen Soldaten, von den Preußen des Alten Dessauers, Blüchers, Yorcks und Gnei-

senaus, ja selbst von denen des Jahres 1866 mit gleicher Wärme erzähle wie von den Soldaten Prinz Eugens, Maria Theresias, Erzherzog Carls und Radetzkys. Die Antwort auf diese zwei Fragen ist zugleich die Antwort auf die Frage nach Sinn, Ziel und Arbeit eines ganzen Lebens.

Beide Fragen enthalten, wie leicht herauszuhören ist, einen gewissen Tadel. Die erste die Mahnung, daß es, vor allem dann, wenn nicht gerade Krieg ist, schließlich noch andere Stoffe, Probleme und Konflikte gebe als soldatische, die zweite den Vorwurf, daß man dem einstigen Gegner doch nicht ebenso sein Herz zuwenden könne wie den eigenen Fahnen. Darauf wäre zu sagen, daß der echte Soldat, zumindest der der Volksheere, doch die Summe aller hohen Eigenschaften seines Volkes und nicht nur eines Staates ist, der Inbegriff des Männlichen zugleich, und das Soldatische nicht etwas vorstellt, das man mit dem bunten oder grauen Rock auszieht und in Notzeiten mit dem Kriegsschmuck wieder anlegt, sondern eine innere und ewige Haltung, eine Angelegenheit des Blutes, des Herzens, des Charakters und der Pflicht, und daß es, sieht man von Äußerlichkeiten und Formen ab, im tiefsten Sinne nur e i n Soldatentum gibt und nicht zweierlei, etwa ein österreichisches und ein preußisches. Daraus ergibt sich, daß folgerichtiges Denken zum Erkennen der Gemeinsamkeit alles deutschen Soldatentums führen muß, das Soldatische alle großen Stoffe und Fragen des Lebens umfaßt — die heiligsten vor allem: das Schicksal des eigenen Volkes und das ewige Problem der Liebe zwischen Mann und Weib — und daß gerade der Soldat aus seiner Haut nicht heraus kann.

Wie ich aber zu diesem Soldatentum kam, wie es schon als Erbgut in mir steckte, wie es dann die Umwelt förderte und der Weltkrieg ganz erweckte, die Nachkriegszeit es noch weiter formte und verklärte, wie Soldatentum überhaupt und der Krieg im besonderen in Beziehung zu meiner Arbeit stehen, das eben will ich erzählen.

*

Schon mein Geburtsort, der nahe von Prag liegt, ist umweht von kriegerischem Klang. Wohl habe ich mein Geburtshaus, das mir bereits in meinem zweiten Lebensjahre verloren ging, erst als Heranwachsender wiedergesehen. Und doch hat schon dieser stille Herrensitz, dessen gelbe Mauer und grüne Jalousien an jenem heißen Sommertage, an dem ich ihn als Sechzehnjähriger wieder oder besser gesagt zum ersten Male sah, so weithin leuchteten über die staubende Dorfstraße mit den vor dem Jagdwagen aufflatternden Gänsen und die weiten Zuckerrübenfelder, die Melodie meines Lebens angeschlagen. Denn er gehörte einst Wallenstein und liegt am Rande des Schlachtfeldes von Kolin, auf dem das Regiment, in dessen Reihen ich später gleich meinem Großvater reiten sollte, das einstige kaiserliche Dragonerregiment De Ligne, in wagemutigem Ritt die Entscheidung erzwang. Daher vielleicht schon meine Liebe zu theresianisch-friderizianischen Stoffen, die noch erklärlicher dadurch wird, daß meine Vorfahren aus Schlesien nach Böhmen gekommen sind.

Meiner früh verstorbenen Mutter kann ich mich nicht mehr erinnern. Die ersten Kinderjahre verbrachte ich in der Obhut eines Onkels in dem alten theresianischen

Schlosse Zistersdorf in Niederösterreich, das ebenfalls auf weltgeschichtlichem Boden steht. Nahe an der durch fruchtgesegnetes Land strömenden March breitet sich jenes Blachfeld von Dürnkrut, auf dem Rudolf von Habsburg den Traum eines von Brandenburg bis an die Adria quer über die Donau sich lagernden Böhmerreiches zerriß. Auf meine soldatischen Bestrebungen blieben freilich diese frühesten Kinderjahre ohne merkbaren Einfluß. Verschleiert nur sehe ich in der Rückerinnerung Reiter mit goldblitzenden Helmen in den sommerlichen Gutshof einreiten, in dessen staubender Scheune eben die Dreschmaschine summte. Worauf ich Maschinist oder General zu werden beschloß.

Das erste volle Erwachen meines Bewußtseins aber erfolgte in einer ganz und gar soldatischen Welt. Mein Vater war von Prag nach Budapest versetzt worden, hatte wieder geheiratet und mich Vierjährigen heimgeholt. Noch entsinne ich mich des Winterabends, an dem ich wieder das Elternhaus betrat. Bekannte im Bürgerrock hatte mein Vater, außer dem Hausarzt, dem ich in den folgenden Jahren noch mancherlei Kummer bereitete, kaum. Nur Offiziere gingen bei uns ein und aus. Nur Uniformen, strenge oder fröhliche Soldatenaugen und die damals noch viel getragenen Schnauzbärte waren um mich. Noch gab es viele Generale, ja selbst Regimentskommandanten, die sich in den Radetzkykriegen, also vor nun fast hundert Jahren, die Sporen verdient hatten. Und wenn es mir gelungen war, aus strenger Behütung unbeaufsichtigt in den Hof zu entkommen, waren es abermals Soldaten, die ihr Wesen mit mir trieben. Die Pferdeburschen meines Vaters, ungarische Husaren, die mich in das geheimnisvolle Dunkel des Stalles einließen, wo weiche Pferdemäuler sich an meinen Wangen rieben, wo es so herrlich nach Pferd, Zaumzeug, Sattelseife und Bartwichse roch, die Husaren auf dem Kamme bliesen oder verhalten ihre heißen, traurig-schönen Ungarlieder sangen. Und zur Seligkeit wurden diese Erkundungsfahrten in noch verbotenes Land, wenn die Husaren, die, wie es sich gehörte, Verständnis für ein Soldatenkind hatten, mich heimlich auf dem sanftesten Pferd meines Vaters reiten ließen, auf der alten Braunstute Santuzza, die mich dann selber noch getragen hat und deren rechter Vorderhuf heute noch auf meinem Schreibtische steht. Freilich nur, wenn sie glaubten, daß die Katz aus dem Hause, das heißt mein Vater nicht daheim sei. Ich höre noch seine Stimme wie die Zornesstimme Gottes von dem um den Hof laufenden, mit einem Eisengitter eingefaßten offenen Umgang — überall in Altösterreichs weiten Gauen „Pawlatsche" genannt — auf einen der beiden Husaren niederdonnern, als dieser mich Sechsjährigen auf den mit Katzenköpfen gepflasterten Hof regelrecht im Trab longierte. Dieser väterliche Zorn war gleichermaßen aus der Sorge entstanden, daß sein damals gar nicht hoffnungsvoller Sprößling sich auf den Katzenköpfen zu Tode falle, wie aus Entrüstung, daß der Husar die Hufe der Stute auf dem buckligen Pflaster so freventlich mißhandelte.

Von unserer Wohnung in Ofen hoch über der herrlichen weithingebreiteten ungarischen Hauptstadt sah ich Tag für Tag zu meinen Füßen den gewaltigen Strom mit seinen vielen buntbewimpelten Schiffen und Schleppzügen, den stolzen, mächtigen Brücken, und es war für mich schon als Kind ein erregender Gedanke, daß diese

Donau aus Österreich, ja aus Deutschland kam, wo ihre Quellen in einem fernen Riesenwalde rauschten, und fortströmte bis ins Schwarze Meer. Ähnlich aufregend war das wie die schwarzen Kanonenkugeln, die noch aus den Türkenkriegen in den kleinen geduckten Häusern am Wienertor in Ofen steckten, und wie die Moschee Gül Baba, die mir als die letzte Nachhut der Türken erschien. Ein halbes Menschenalter später erst erkannte ich, wieviel Reichsgeschichte ich gerade damals in Ungarn schon unbewußt in mich aufnahm. Vor der hochragenden, ungeheuren Königsburg, in der immer noch wie einst im Heiligen Reiche der Kaiser als König von Ungarn Hof hielt, ritt über den Terrassen und weiten königlichen Gärten, mit der Rechten in die unermeßlichen, zukunftsfrohen Ebenen des Ostens weisend, aus Erz gegossen und auf erzenem Pferde: Prinz Eugen!

Immer noch waren es für mich seine Soldaten, seine Fahnen, die ich im Frühling und Sommer Tag für Tag von unserem winzigen Garten aus sah, der wie ein Burggärtlein in luftiger Höhe auf der noch aus der Osmanenzeit stammenden mächtigen Festungsmauer hoch über der von der Donau in weitausladender Kehre sich heraufschwingenden Albrechtstraße thronte. Täglich hörte ich kurz vor Mittag schon von fern her, näher und näher kommend, das harte Wirbeln der Trommeln, das helle Schmettern der Hörner der zur Burg anrückenden Wachablösung und sah sie dann selbst, die Wachkompanie, mit funkelnden Tschakos, mit wehenden Jägerhüten oder blutrotem Fes knöpfeblitzend und blau die Straße heraufmarschieren. Voran den seinen Stock im Takte wirbelnden Tambourmajor mit dem wehenden Schnauzbart vor seiner rasselnden, klingelnden, jauchzenden Musik, dann den Herre Hauptemann, dahinter die in Schlachten zerfetzte Fahne und den Gleichschritt des Fähnleins. Eine Weile später rollte von der Burg her der Mittagsschuß über Strom und Häusermeer. Und an stillen Abenden, wenn die Lichterschnüre die Donau säumten, wiegte sich auf den Wellen des Windes, auftönend aus allen Kasernen, die feierliche, getragene Weise des alten Zapfenstreiches der Kaiserlichen, denen allein es das weite Ungarland verdankt, daß der Halbmond über ihm sank. An Kaisers Geburtstag donnerte, während die Regimenter auf der Generalswiese hinter Ofen zur Parade standen, von den Turmgeschützen der schlanken silberhellen Panzer der in Kiellinie an der Kettenbrücke ankernden Donaumonitore der Kaisersalut über den Strom.

Auf sonntäglichen Wanderungen durch den Burggarten, über die Bastei, zu der alten Türkenfeste auf dem Blocksberg, auf den unvergessenen, von Erwartung durchzitterten Spaziergängen am Nachmittag des Heiligen Abends vor allem, erzählte mir der Vater von den beiden Kriegen, die er durchfochten, von Königgrätz, wo er als Leutnant gestanden, von dem gegen einen fanatischen, wilden und grausamen Gegner geführten bosnischen Okkupationsfeldzug des Jahres 1878, von Ernst und Scherz des Soldatenlebens und später dann mit Stolz von dem Ruhme und dem tiefsten Sinn dieses ältesten Heeres der Deutschen, dessen Vorposten — Vorposten des Deutschtums und des Abendlandes zugleich — damals noch an der Grenze Bessarabiens, der Moldau und des Morgenlandes standen, und mit leiser Wehmut von seiner Sorge um das uralte, deutscher Führung immer mehr entgleitende Donau-

reich, über das schon die Schatten des Abends sich senkten. Doch welche Jugend will vom Abend wissen! Und so war es gerade das, weshalb ich in meiner zwölf- oder vierzehnjährigen Bubenseele den Schwur tat, Soldat zu werden. Um zu helfen, dieses Reich zu schirmen und noch einmal zu neuer Größe zu führen.

Zwölf Jahre lebten wir in der schönen ungarischen Hauptstadt. Seit dem Beginn der Gymnasialzeit sah ich das Elternhaus freilich nur mehr in den Ferien. Wegen des Fehlens jeder deutschen Schule in Budapest war ich ins Theresianum nach Wien gekommen, also wieder mitten hinein in theresianische Erinnerungen. Spätere Schuljahre verbrachte ich in Baden bei Wien, wo noch heute Sagen über meine Kauflust umgehen sollen, mit der sich, anscheinend zum ersten Male, stürmisch mein Soldatenblut regte.

Und dann kam der Tag, an dem beim ersten Morgenschein, der die Turmhelme und Kuppeln der hunderttürmigen Stadt vergoldete, alle Gassen Prags von Musik und Marschtritt widerhallten und die vielen Regimenter der Prager Garnison zur Frühjahrsparade auf das große Exerzierfeld hinter dem Hradschin nahe dem Weißen Berge marschierten, wo einst der Winterkönig in kurzer, heißer Schlacht Kurhut und Böhmenkrone verlor. Der Morgen war das, an dem dann ein Signal die drei endlos langen Treffen zu Mauern erstarren ließ, nur mehr die Federbüsche, die seidenen Fahnen, das junge Eichenlaub, mit dem nach ehrwürdigem Soldatenbrauch Altösterreichs Heer zu Parade und Kampf die Tschakos und Helme schmückte, im Winde sich rührten, der Generalmarsch schmetterte, Haydns unsterbliche Hymne, Gebet, Schwur und Schlachtruf zugleich, brausend aufklang und zum ersten Male die ruhmumrauschten, kugelzerfetzten Fahnen mit dem Zeichen des alten Heiligen Reiches der Deutschen vor meinem Vater ihre Spitzen bis zur Erde neigten — mit diesem schönsten aller Fahnengrüße —, die Kommandanten die Körbe der Säbel und Pallasche an die Herzen hoben und dann blitzend, wie mit einem Schlag, die Klingen sich senkten. Und als dann eine Weile später Regiment auf Regiment, die Kompanien in entwickelter Linie, vorüberzog, in jenem zügigen, beschwingten und gelösten österreichischen Marschtritt, dessen Rhythmus mit dem Radetzky-Marsch einging in die Unsterblichkeit, als dann das Regiment Eugen von Savoyen, goldbehelmt, mit den keck über die linke Schulter gehängten Reiterpelzen vorbeitrabte, bei den Klängen des Prinz-Eugen-Marsches, dahinter in Linie die Batterien rasselten, da wußte ich: Du wirst Soldat!

In dem schönen, weiträumigen Korpskommandopalais mit der Hauptwache davor, zu Füßen des Hradschins, hing unter den Bildnissen der Prager Kommandierenden auch Wallensteins Bild. Allerdings waren mir für eine Weile Hornist und Schnarrposten der Hauptwache noch wichtiger als Wallenstein. Denn wenn der Posten sein „Gewehr heraus“ brüllte und der Hornist dann den Generalmarsch blies, wußte ich, daß Vater nach Hause kam und es an der Zeit war, vor aufgeschlagenen Schulbüchern hemmungslosen Fleiß zu mimen. Welcher Schwindel freilich mißglückte, wenn mein Vater rechtzeitig abwinkte, auf daß Hornist und Posten tückisch schwiegen. Doch wurde mir bald Prags große deutsche Vergangenheit immer bewußter. Spazier-

gänge oder -ritte führten an Kaiser Karls IV. und Meister Parlers herrlichem Veitsdom vorbei, an den Hradschiner Fenstern, aus denen mit den beiden kaiserlichen Räten die Kriegsfackel des Dreißigjährigen Krieges in die Welt geflogen war, an dem berühmten Prager Palais des Friedländers vorbei, über den steinernen Traum der Karlsbrücke zu der ältesten und ehrwürdigsten deutschen Universität und zum Altstädter Ring, auf dem man einst von hohem Gerüst der Reichskleinodien heilige Zeichen allem Volke gezeigt hatte. In den blühenden Gärten um den Hradschin aber, in den zauberhaften Gassen der einstigen deutschen Kaiserstadt, auf den Brücken und geheimnisreichen Höfen des goldenen Prag erlebte ich zum ersten Male ein Bild alter deutscher Städteherrlichkeit und damit das Reich. Und dort in Prag auch stieg mir die ganze Glorie dieses altösterreichischen Heeres auf, das so lange nicht nur das Heer Österreichs, sondern auch das des Reiches gewesen war.

Der Morgen kam, an dem wir jungen Leutnants im Park der Theresianischen Militärakademie zu Wiener-Neustadt, die heute eine der Kriegsschulen des Reiches ist, nach dreijähriger Zöglingszeit den Eid sprachen, dann unsere Säbel aus den Scheiden in den Sommertag flammten, sich kreuzten und wir über der gesenkten Fahne den Schwur der Neustädter jauchzten: „Treu bis in den Tod!" Der Tag ist mir gegenwärtig, an dem ich, um weniges später, im fernen Ostgalizien bei der Eidesleistung der Rekruten vor dem Standartenzug der Windischgraetz-Dragoner ritt, die, einst ein Regiment junger, noch bartloser Freiwilliger, für die Schlachtentscheidung bei Kolin das Privileg immerwährender Schnurrbartlosigkeit erhielten, „vom Obristen bis zum Gemeinen". Noch sehe ich vor mir die lange, erstarrte Linie der braungebrannten schnurrbartlosen Gesichter unter den goldblitzenden Helmen. Und hinter mir strahlte die Standarte, die einzige, die Österreichs Reiterei damals noch führte, jenes vom Soldatenstolz dreier Jahrhunderte gehegte Feldzeichen der einstigen Wallonen-Dragoner, das auf dem Standartenblatt goldgestickt den Spruch trug: „Qui s'y frotte, s'y pique" — „Wer an sie rührt, der sticht sich" — und auf einem ihrer Fahnenbänder die Mahnung: „Der Name, den Ihr ewig führt, führ' ewig Euch zum Siege!"

Doch war das alles in mir mehr erst Melodie und buntes Spiel und noch nicht das Soldatentum selbst. Dieses hat mir erst der Weltkrieg ganz erschlossen.

*

Noch stritt in mir dreifache Neigung: die Liebe zum Waffenhandwerk, zum Malen und zum Schreiben. Schon als junger Offizier hatte ich mich schriftstellerisch versucht und mich auch für eine Weile mit Wartegeld beurlauben lassen, um Maler zu werden. Ich besuchte bis zum Weltkriegsbeginn die Kunstakademie in Breslau.

In Leipzig, auf der Buchgewerbeausstellung, erlebte ich den die Welt umstürzenden Augenblick, in dem die Militärkapelle, deren Klänge über die fröhliche, unbeschwerte Menge der Ausstellungsbesucher hinschmetterten, mitten im Spiel plötzlich abbrach und eine vor Erregung zitternde Stimme das Telegramm vom Mord in Sarajevo verlas. Nach Minuten des Entsetzens und der Beklommenheit brausten das Deutschlandlied und der Prinz-Eugen-Marsch auf. Damals schon wußte ich, daß Krieg sein

werde. Die Bekanntmachung der österreichisch-ungarischen Gesamtmobilisierung las ich in Breslau. Noch am gleichen Abend fuhr ich nach Wien. Schon in Uniform. Womit ich einiges Aufsehen erregte, als ich mich im leuchtendblauen Waffenrock, in feuerroter Stiefelhose, mit dem Goldhelm, den wir österreichischen Reiter schon bei Aspern, bei Liebertwolkwitz und Leipzig getragen haben, durch die Menschenmenge im Breslauer Hauptbahnhof zwängte. Betroffene Blicke — rote Hosen hatten ja auch die Franzosen — dann das jubelnde Erkennen: „Ein Österreicher!" Hundert Hände streckten sich mir entgegen, als ich am Wagenfenster stand. Der Ruf einer fremden Stimme „Soldatenglück!" war der letzte Gruß, den ich aus dem damaligen Deutschland mit mir nahm.

Das Lodern der Wachtfeuer um die Bahnhöfe, das Deutschlandlied, die „Wacht am Rhein", das „Gott erhalte", das sind meine Erinnerungen aus jener Nacht, in der ich durch Preußisch-Schlesien und Mähren fuhr. Ob ich damals schon die Gemeinsamkeit alles deutschen Schicksals begriff, weiß ich nicht. Noch sollte ja über ein Jahr vergehen, bis ich reichsdeutsche Kameraden im Felde sah. In den ersten harten serbischen Feldzügen, in denen uns das Wetter so feindlich gesinnt war, daß Feldkanonen auf den Straßen bis über die Rohre versanken und Pferde ertranken, und dann am Isonzo standen wir allein. Bei jener Division habe ich den Beginn des Krieges im Süden erlebt, die mit achtundvierzig alten Geschützen und einer 30,5-Motormörserbatterie an der weiten, über die Steinwüste der Hochfläche vor Triest sich hinschwingenden Front allein gegen zwei Armeen in den Kampf trat. In der Gluthitze des tropischen Karstsommers jener zwei ersten Isonzoschlachten, als die Cholera wütete und es für Mann und Offizier täglich nur zwei Liter Wasser zum Trinken, Kochen und Waschen gab. Damals schon habe ich, als wir zu erfahren begannen, daß das k. u. k. Heer bereits in den ersten vier Weltkriegsmonaten über 90 v. H. seines Standes auf den Schlachtfeldern im Norden hatte liegen lassen, als wir hörten, daß Conrad unter Entblößung der eigenen Front zwei Drittel seiner Armeen vor Preußisch-Schlesien, vor die Tore des Reiches befohlen hatte, und es nun schon das dritte Heer war, das Österreich aufstellte, in mein Kriegstagebuch geschrieben: „Auch sie starben, auf daß Deutschland lebe!"

Und als ich dann das österreichisch-ungarische Heer und das kaiserlich deutsche bei Belgrad todesmutig über Donau und Save gehen sah, als das Hechtgrau der Österreicher, das Feldgrau der Reichsdeutschen aus den stürmenden Schwarmlinien schimmerte, als die Befehle und Meldungen, die ich als Ordonnanzoffizier überbrachte, bald steirischen, bald brandenburgischen, bald bayrischen, rheinländischen, sächsischen oder württembergischen Regimentern, bald ungarischen oder egerländischen Truppen galten, bald Kroaten, Pommern oder Kärntnern, da wußte ich, daß es nicht Deutschland und nicht Österreich-Ungarn waren, sondern immer noch das alte Heilige Reich, das, unter zwei Fahnen wohl, aber unter dem einen deutschen Kommandowort um Sein oder Nichtsein focht, wie einst in den Tagen des Prinzen Eugen.

Die Gemeinsamkeit alles deutschen Soldatentums ging mir unvergeßlich und entscheidend an dem Novembertag auf, an dem ich, nahe bei Alexandrowac, der Sommer-

residenz des serbischen Königs, eine Patrouille preußischer Husaren führte, deren Vorfahren einst bei Kolin mit meinem Regiment die Klingen gekreuzt hatten. Und nicht nur die Einheit deutschen Soldatentums erkannte ich damals. Immer, wenn fortab hinter mir der Galoppschlag der preußischen Reiter pochte, die Fähnlein von den Husarenlanzen flatterten — der Husarenzug, der uns zugeteilt war, hatte keinen Offizier —, wußte ich, daß einmal wieder kommen werde, was einst schon gewesen: das Heilige Reich aller Deutschen.

*

Als dann das Donaureich zerbrach, weil seine große deutsche und abendländische Sendung zu Ende war, als die altösterreichische Armee immer noch heroisch focht, obgleich es den Staat, für den sie in die Schranken getreten war, gar nicht mehr gab, als in den Fluten des roten Umsturzes auch das Kernland dieses Donaureiches, die tausendjährige Ostmark, zu versinken drohte und auch Deutschland zerfiel, da wurde es mir in diesen Wochen der Verzweiflung klar, daß nur noch eines unser Volk zu erretten vermochte: sein Soldatentum. Ich erkannte, daß allein dieses Soldatentum es gewesen war — im Reich wie in Österreich —, das eine große, stolze, aber schon sinkende Welt noch durch vier glorreiche Jahre getragen und gleichsam zur Apotheose verklärt hatte. Vieles war alt, morsch, faul, ja verächtlich geworden. Klar und rein geblieben aber, gehärtet und geläutert noch durch Opfer ohne Beispiel war das deutsche Soldatentum. Als hätte das Schicksal das Größte, Reinste und Beste unseres Volkes unberührt von allem Schmutz und aller Gärung für eine glücklichere Zukunft aufbewahren wollen. Und als sie uns Soldaten höhnten und schmähten und auf die Straße stießen, da wußte ich, daß sie uns wohl den Soldatenrock, nicht aber unsere Soldatenherzen zu entreißen vermochten. So wurde ich mit dem Weltkriegsende erst recht Soldat.
Dazu kam, daß es mir unfaßbar schien, daß all das Gewaltige, schon Übermenschliche, das diese beiden deutschen Heere geleistet hatten, gegen das selbst alle Heldensage verblaßt, nun in einer Welt des Wahns, des Hasses, der Schmach, Eigensucht und Kleinheit vergehen und verwehen sollte. Unvorstellbar war mir das. Darum wurde es fortab mein Ziel, die Lebenden aufzurütteln, den Kommenden Vorbilder hinzustellen aus der nahen und fernen Vergangenheit unseres Volkes.
Hinzu trat die meine Seele aufwühlende Trauer um einen großen Toten, um dieses altösterreichische Heer, das seine Fahnen schon vor dem Weltkrieg ruhmvoll durch mehr als siebentausend Schlachten und Gefechte getragen und — wie schon Radetzky einst den Abgeordneten in der Paulskirche zu Frankfurt zurief — auf jeder Quadratmeile deutschen Bodens sein Blut auch für das Reich hingegeben hatte. Daß die Tradition dieser ältesten deutschen Armee, die im Weltkriege sich noch selbst übertroffen, Preußisch-Schlesien vor russischem Einbruch bewahrt, siegreich die elf Riesenschlachten am Isonzo geschlagen und den Alpenwall über jede menschliche Möglichkeit hinaus gehalten hatte, daß diese Armee, die die größten Blutopfer aller im Weltkrieg kämpfenden Heere aller Staaten gebracht hatte — die Zahl ihrer Gefallenen erreicht fast ihren Ausmarschstand —, einmal eingehen müsse in die gesamtdeutsche Soldaten-

überlieferung, schien mir eine Lebensnotwendigkeit unseres Volkes. So nur konnte wieder ein Reichsgefühl und damit eine Reichsidee werden. Denn sieht man die Geschichte nicht staatlich, sondern von gesamtdeutscher Warte, dann macht die altösterreichische Soldatenleistung gut die Hälfte der deutschen Kriegsgeschichte aus. Es schien mir der Arbeit eines ganzen Lebens wert, beizutragen, daß dieses Soldatentum, das preußische wie das österreichische, das erst zusammen das deutsche ist, in unserem Volke nicht erlösche. So blieb ich Soldat auch ohne den Soldatenrock, und so hat fast jede Zeile, die ich schrieb, diesem heiligen Ziel gedient.

Wie hätte ich da fehlen können, als Großdeutschlands Heer seine Fahnen hob!

Edwin Erich Dwinger

einer der erfolgreichsten deutschen Dichter aus Kriegserleben, ist am 25. April 1898 in Kiel als Sohn einer russischen Mutter und eines holsteinischen Vaters geboren. Von der Schulbank weg meldet er sich, knapp sechzehnjährig, gerät schwer verwundet in die russische Gefangenschaft und erlebt in den Lagern in Moskau bis zur chinesischen Grenze das ungeheure Geschehen, dessen Sinn er in seinen Büchern nachspürt. Er mußte während der russischen Revolution in der „roten“ und „weißen“ Armee kämpfen und kehrte als letzter Überlebender seiner Kameraden erst 1920 nach Deutschland zurück, wo er sich in den Allgäuer Bergen ansiedelte. Seit 1933 gehört Dwinger dem Reichskultursenat an, 1935 erhielt er den halben Dietrich-Eckart-Preis. Seine Trilogie aus dem Weltkrieg ist in über zehn Sprachen verbreitet.

Das Schicksal eines Tagebuches

„Warum schreiben Sie eigentlich alles auf, Fähnrich?“ fragte mich Schnarrenberg. Ich sehe vom Notizbuch auf, einem dicken Schreibblock, den ich glücklicherweise bei der Gefangennahme rettete. „Damit die Menschheit einmal erfährt, was im zwanzigsten Jahrhundert möglich war! Und es in künftigen Kriegen vermeiden kann!“ sage ich hart.

„So glauben Sie auch, daß es immer Kriege geben wird, geben muß?“

„Nein, das glaube ich nicht. Aber daß wir in den nächsten hundert Jahren, gleichsam von heute auf morgen, noch nicht so weit kommen werden, unsere Konflikte auf andere Art zu lösen, das fürchte ich...“

„Ich habe an der Front nie viel von diesen Tagebüchern gehalten“, sagt Schnarrenberg nach einer Weile. „Was sollen sie? Gute sind selten wie weiße Raben — die meisten bestehen entweder aus geschminkten Heldentaten oder privaten In-die-Hosen-Machereien! Im Gefecht selbst kann niemand etwas schreiben, hat niemand Zeit dazu. Nachher erscheint einem alles anders... Haben Sie zum Beispiel mal bemerkt, auf welche Art jemand fiel? Ich hatte nie Zeit dazu — er fiel einfach, fertig. So ist es mit allem, was im Kriege geschieht: Nachher sieht alles anders aus...“

„Hier ist es etwas anderes“, fährt er fort. „Hier hat man genügend Zeit, kann jeden einzelnen in aller Ruhe porträtieren, jede Kleinigkeit in aller Muße bis aufs Haar beschreiben. Hier fliegt das Leben nicht, hier kriecht es... Hier werden Schilderungen echt — man kann nach Tagen noch vergleichen, ob man es bis zum Zipfel richtig wiedergab...“

„Mir kommt es allmählich wie ein ewiges Trommelfeuer vor, Fähnrich!“ sagte er zuletzt. „Man wartet auf den Angriff wie auf eine Erlösung... Aber hier ist es noch schlimmer... Denn hier kommt dies Aufatmen, diese Erlösung nie...“

*

Es ist Nacht. Ich habe die Petroleumlampe von der Tür genommen und neben mich auf die Pritsche gestellt. Ein paar, die sich vor dem Dunkel fürchten, fluchten mir nach, aber keiner hat mehr die Kraft, mich daran zu hindern. Auf meinen Knien liegt mein Buch. In meiner mit irgendwelchen Lappen umwickelten Hand steckt ein Tintenstift.

Ich denke an die Heimat. Ich habe keine Hoffnung mehr, sie wiederzusehen, aber mein Buch soll sie wenigstens erreichen. Es wird viel Tagebücher vom Kriege geben — Gott möge sorgen, daß es kein erschütternderes, daß es kein Dokument wie dieses gibt! Mein Buch genügt für ein Jahrtausend...

Ich habe mich immer bemüht, kalt und sachlich zu sein. Nichts von meinen Stimmungen und Ansichten hineinzulassen, nur das zu schildern, was ich sah. Wenn ich mein Inneres nicht verschlösse, wenn ich aus ihm etwas in seine Seiten fließen ließe... Nein, niemand würde das lesen noch verstehen können! Es wäre nichts als ein einziger, irrsinniger, unartikulierter Schrei... Mit welchen Buchstaben sollte ich den niederschreiben?

Ich habe keine Hoffnung mehr, hier noch einmal herauszukommen. Darum schrieb ich diesen Abschnitt. Und setze hinzu: J'accuse — ich klage an! Aber ich klage nicht für mich, nein, nicht einmal für meine vierzehntausend Kameraden, die bis heute unter meinen Augen in diesen Erdlöchern verendeten — ich klage um der Schmach und Schande willen, die man hier am Menschlichen beging, an jenem Menschlichen, das von Gott stammen soll, wie die Priester sagen! Man schändete nicht uns, dafür waren unsere Leiden nicht klein genug — man schändete über uns hinaus: Gott!

Vielleicht muß es Kriege geben, das kann ich so nah dem Tod nicht wissen — nur, daß es diese Schande, die sein Gefolge ist, dies ungeheuerliche Grauen nicht geben muß, das weiß ich! Ist es nicht schlimmer als vor zweitausend Jahren? Ach hätte man uns zu Kriegssklaven gemacht, wie es in jenen Zeiten üblich war, es wäre uns besser ergangen, und vierzehntausend und im ganzen Rußland vielleicht hunderttausend hätten nicht wie Hunde in ihrem eigenen Kot verkommen brauchen! Es läßt kein Mensch sich ungestraft beleidigen — glaubt ihr: Gott? Und diese Sünde, seinen Geschöpfen und Ebenbildern angetan, ist wider Gott...

Ich bin müde. Ich kann nicht weiter. Eben ist auf der Nachbarpritsche der Pionier verstummt. Er hielt so plötzlich mit seinem tagelangen, immergleichen Fluchen inne, daß es mir auffiel. Ich hebe die Lampe ein wenig und leuchte ihm ins Gesicht. Er ist tot. Er sieht aus wie alle andern. Das Individuum ist ausgelöscht. Er ist nicht mehr der Harburger Pionier namens Meier oder Müller — er ist nur mehr ein Flecktyphustoter, Nummero 14324 in diesem Winter, kein Quentchen mehr.

Ich stelle die Lampe neben mich und krieche wieder unter meine Waffenröcke. Von der Nachbarpritsche schreit ein junger Wiener in einem fort: „Mutter, Mutter, jetzt ist es aus..."

*

„Was schreibst du eigentlich immer auf?" fragt mich Pod.

Ich klappe mein Tagebuch unauffällig zu. „Alles, Pod", sage ich bedrängt.
„Alles? Wieso?"
„Na", sage ich, „alles, was hier vorkommt. Was gesprochen, was getan wird, wie jedermann sich fühlt und gibt..."
„So stehe auch ich in deinem Buch?"
„Gewiß, Pod."
„Ja, wie zum Beispiel?"
„Nun, was du tust, sagst, erzählst..."
„Mensch!" lacht er auf. „Wozu? Ich bin ein dummes Luder, wer sollte wohl an mir einmal Interesse haben?"
Ich lächle leise. „Vielleicht mehr, als du denkst, Pod. Du vergißt, daß du in meinem Buch für hunderttausend stehst, die alle litten, was du littest, die dir ähnlich waren... Brünn wiederum für hunderttausend andere, die seinem Wesen ähnlich waren, dies Leben wieder so empfanden, wie er's empfand..."
„Ja", sagt Pod und legt den Finger an die Nase, „jetzt verstehe ich! Und Schnarrenberg und Seydlitz und der Artist? Und Blank und unsere Bayern und du selbst? Und Türken und Ungarn und Österreicher? Von allen sprichst du, wie? Von allen zweieinviertel Millionen?"
„Ja", sage ich, „und diese zehn bis zwölf, die ich beschreibe, vertreten gleichsam —"
„So willst du es einmal veröffentlichen?" unterbricht er mich.
„Vielleicht, Pod..."
„Aha..." Er schweigt etwas. „Gut", sagt er dann. „Ja, schreibe. Und schreibe auch von mir. Es ist ganz recht, wenn sie in der Heimat mal erfahren, wie man uns am lebendigen Leib das Blut aussaugte, und was wir dabei dachten, sprachen, fühlten! Dann hat es aber auch nur Wert, wenn du nichts beschönigst und nichts verheimlichst", fährt er fort.
„Natürlich, Pod."
„Dann wird's verboten!" sagt er rasch.
„Warum?"
„Weil es so grauenvoll, so häßlich, so gemein ist..."
„Die Wahrheit braucht kein schönes Kleid, ist nackt am schönsten, mein lieber Pod!" antworte ich. „Und Lügen können den kommenden Geschlechtern und unserer Welt nicht helfen..."

*

Es wird mir immer schwerer, meine Eintragungen fortzusetzen. Mein Kopf ist manchmal wie ausgequetscht, ich sehe keinerlei Zusammenhänge mehr. Einzelne Vorkommnisse kann ich überhaupt nicht mehr niederschreiben, für andere finde ich wieder nicht die richtigen Worte mehr. Wenn ich mein Tagebuch zurückblättere, sehe ich deutlich, daß meine Eintragungen immer kürzer und knapper werden, nicht nur räumlich, sondern auch in der Diktion. Es mutet mich wie die Sprache eines Menschen an, der immer verbitterter und kraftloser, der in kurzer Zeit selbst zum Sprechen zu

müde sein wird. Der nur noch hart und kurz herausstößt, was er zu sagen hat, der alle Freude am Wort, an sprachlicher Schöpfung verloren hat.
Und es ist nicht nur das. Auch meine Schrift wird täglich schlechter, verbissener, unleserlicher. Ich habe keine Spannung mehr, um noch fünfzig Zeilen hintereinander zu schreiben, und kann die erste kaum mehr lesen, wenn ich die dritte geschrieben habe. Ich kann auch nur noch Mosaik geben, heute und morgen und übermorgen je ein Steinchen, dann vier Wochen lang vielleicht keins. Runden sie sich zum Bilde, diese Steinchen — gut. Tun sie es nicht, kann ich es nicht ändern. Ich bin zu ausgesaugt und hoffnungslos. Das jähe Zusammenfallen unserer Friedenshoffnungen hat mich und alle getroffen, wie ein Axthieb einen Baum trifft. Er bleibt noch eine Zeitlang grün, aber er kränkelt im Mark...
Vielleicht aber ist dieses immer Kürzer- und Seltenerwerden meiner Einträge ein klareres Zeichen dafür, wie weit wir schon von unserem Einst herabgesunken sind, als die ausführlichsten Schilderungen? Gibt es nicht ein beredtes Schweigen?

Heinrich Eckmann †

Mein Leben ist so schlicht und einfach, so still und ernst wie mein Acker, ohne jedes Prunken und Prahlen. Es ist nur darauf bedacht, zu wachsen, zu blühen und Frucht zu tragen. Es kommt ja nicht darauf an, daß das Leben leicht und bequem sei, sondern daß es seine Pflicht tut und sich lohnt.

Ich bin von Beruf Gärtner und Bauer. Mein Vater übergab mir sein Lebenswerk, daß ich es fortsetze und verbessere. Das verlangt einen ganzen Menschen von mir, denn ich bin selber immer mein bester Arbeitsmann. Was dann noch von meiner Zeit übrigbleibt, hat nicht viel Lust zum lauten Feiern und Prunken, das bleibt still für sich und trachtet nur darnach, sich zu sammeln. Denn es ist ja auch noch das andere da, das Schreiben. Ich weiß nicht, warum ich schreiben muß, aber auf einmal war es da, ich war damals vierzehn Jahre alt. Ich habe mich oft bemüht, wieder davon loszukommen, aber es war mir nicht möglich. So muß es denn bleiben, wie es sich gefügt hat. Das hindert mich manchmal sehr in meiner Gärtnerarbeit, aber ich habe guten Mut. Ich brauche schließlich ja auch nicht mehr zu schreiben, als was ich unbedingt schreiben muß. Das ist viel wert. Ja, und dann brauche ich auch nicht alles sehr weit herzuholen, alles, was ich schreiben muß, ist da, in mir oder um mich, es wächst langsam von selber auf, fängt an zu blühen und reift zur Frucht, wenn die Zeit gekommen ist.

Als Gärtner und Bauer weiß ich, daß zur Erfüllung meines Lebens mehr gehört als nur mein guter Wille und meine Arbeit. Ich gehöre zu jenen Bauern, die nach jedem Segen stiller und ernster werden. Ein solcher Bauer wird nie leichtsinnig und oberflächlich werden können, sondern er wird sich immer in allem Ernst bemühen, seinen Acker reinzuhalten und die Saat zu einer guten Ernte zu bringen. Ein Bauer, der mit seiner Ernte prahlt, ist in meinen Augen widerlich und lächerlich.

Mein Leben ging seinen Weg immer gerade und selbstverständlich, es war natürlich jeder Freude hold, erlebte aber mehr kleine Freuden als große, weithin leuchtende. Ich besuchte in meiner Kindheit zuerst Privatschulen und trat in die Gärtnerlehre, nachdem ich meinen „Einjährigen" gemacht hatte. Als Gärtnergehilfe arbeitete ich in den schönsten Gegenden Deutschlands. Als der Weltkrieg ausbrach, studierte ich an der Gärtnerlehranstalt Köstritz, meldete mich aber schon am ersten Tage kriegsfreiwillig und ging zu den Marburger Jägern an die Westfront. In der Schlacht bei Neu-Chapelle geriet ich mit dem zerschossenen, kläglichen Rest unseres Bataillons in englische Gefangenschaft, die mich fast fünf Jahre festhielt, fast immer in Wales. In dieser Zeit lernte ich das Volk von Wales kennen und verstehen und schrieb mir, fünfzehn Jahre später, aus diesem Erleben den Roman „Eira und der Gefangene" vom Herzen, der 1936 mit dem erstmalig verteilten Schleswig-Holsteinischen Literaturpreis ausgezeichnet wurde und weite Verbreitung und viel Anerkennung fand. 1937 folgte diesem Buche der Roman „Der Stein im Acker", für den ich im selben Jahre den Volkspreis für deutsche Dichtung (Raabepreis) und den Dichterpreis

der Stadt Braunschweig erhielt. Im Herbst 1939 veröffentlichte ich den Roman „Das blühende Leben“. Freunde dieser Arbeiten luden mich zu Vorlesungen im ganzen Reiche ein, ich unternahm in den letzten Jahren auch Vortragsreisen nach Ungarn, Rumänien, Dänemark, Belgien und England.

Aber ich bin und bleibe Gärtner und Bauer und betrachte die Schreiberei nur als Nebenarbeit, die hauptsächlich im Winter geleistet wird. Meine Frau und ich haben vier gesunde Kinder, drei Jungen und ein Mädchen. Um diese vier Kinder dreht sich bei uns fast alles. Für sie leben meine Frau und ich. Und daß wir das können, scheint uns Glücks genug zu sein. Unser Ältester hat sich, wie 1914 sein Vater, gleich am 1. September 1939 beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich und England freiwillig gemeldet. Wir stehen nicht gern zurück und kommen nicht gern langsam und zögernd hinterher. Wenn wir uns etwas vorgenommen haben, setzen wir es auch mit ganzer Kraft durch. Unser zweiter Junge wird dereinst die Gärtnerei übernehmen.

Ich werde es nie in meinem Leben lernen, etwas leicht zu nehmen, obwohl ich dahin strebe, einmal ein helles und heiteres Buch zu schreiben. Das scheint mir das Höchste zu sein, was ich in meinem Leben erreichen kann. Je weiter ich gehe, desto schlichter und einfacher wird mein Leben sein. Dasselbe wünsche ich mir auch von meinen Büchern, damit alles klarer und schöner werde und jeder Mensch mich verstehen und mir glauben kann, was ich sage.

Zum erstenmal im Graben

Mittags gegen zwei Uhr trafen wir in La Bassée ein und wurden gleich den Kompanien zugeteilt. Um sechs Uhr marschierten wir schon ab nach vorn, in den Graben. Fürchterliche Gegend hier, hörten wir erzählen. In der vergangenen Woche hätte das Bataillon zweiundvierzig Mann verloren. Drüben die Engländer wären abgelöst und durch neue Truppen ersetzt. Die übten sich nun Tag und Nacht im Schießen, erzählten die Alten, die schon länger dabei waren. „Oha“, sagten sie, „hier ist etwas gefällig.“

Wir, die wir heute mittags erst eingetroffen waren, wußten noch nicht, was das bedeutete, wenn etwas gefällig war. Vor drei Tagen marschierten wir noch in Deutschland. Alles war neu an uns, auch der Mut. Und in der Tasche trugen wir alle noch den kleinen Blumenstrauß, den die deutschen Mädchen uns bei der Abfahrt geschenkt hatten. Und dann schleppten wir auch noch dies und das mit, ganz vollgepackt waren wir, drinnen und draußen. Wenn wir erst kämen, dann wollten wir den Engländern mal etwas zeigen.

Zuerst, als wir von La Bassée abmarschierten, sangen wir den Ruinen der Stadt noch einige unserer schönen Lieder vor, die wir frisch aus Deutschland mitgebracht hatten. Die Alten sangen nur wenig mit, als wenn es zu rauh und trocken in ihren Kehlen wäre und als wenn sie weniger Mut hätten als wir. Nachher aber, als wir

die Stadt hinter uns gelassen hatten, wurden auch wir stiller. Wir hatten nun wohl auch schon genug auf uns selber zu achten. Einer schob hinter dem andern her, und gesprochen wurde nur wenig. Ringsum sank schnell das Dunkel nieder und versteckte vor unsern Augen, was zu beiden Seiten des Weges lag. Der Weg selber war sehr schlecht, kaum noch Weg zu nennen. In der Ferne blitzte es und grunzte es dumpf, als wenn ein Gewitter heraufzöge. Und dann — was war das eigentlich? An meinem Kopfe flog manchmal etwas vorbei, als wenn es ein Käfer wäre oder eine surrende Biene. Wenn es vorbei war, wollte ich mit dem Kopfe ausbiegen, aber dann surrte es auf der andern Seite. Ich wußte aber bald, daß es von drüben herkam, von den Engländern, und daß es weder Käfer noch surrende Bienen waren.

Als wir durch den großen Wald marschierten, flogen diese kleinen, unsichtbaren Dinger schon kürzer und schärfer an uns vorüber, schlugen auch mit — tock — tock — in die Baumstämme und dann wieder sssst — sssst — an unseren Köpfen vorbei. Einer von unsern Leuten, der an diesem Mittag erst mit uns angekommen war, erhielt gleich einen Kopfschuß — kurzer, schriller Aufschrei, dann sackte er still in sich zusammen.

Und dann wieder hierher mit dem Kopfe, dorthin mit dem Kopfe, fast automatisch, immer erst, wenn die Kugel vorbei war. Und dunkel war es, ringsum überhaupt nichts mehr zu erkennen.

Der Kamerad, der neben mir ging, war der Gefreite Heinrich Büscher, der den Krieg von Anfang an mitmachte. Er fing an zu lachen und fragte mich: „Warum wackelst du eigentlich immer so mit dem Kopf hin und her, Mensch?" Ich? Mit dem Kopfe hin und her? Ich wußte wohl selber nicht, daß ich es tat. „Wenn du ihnen nichts tust", sagte Heinrich Büscher trocken, „dann tun sie dir auch nichts. Mir hat noch keiner etwas getan." So also, wenn es so war —, aber der Kopf richtete sich nicht danach und zuckte wieder links oder rechts, wenn die Kugel verbeigesirrt war. Und düster war es, man konnte nicht die Hand vor den Augen sehen.

„Du bist heute mittag wohl auch erst mit aus dem Backofen gekommen?" fragte der Gefreite Büscher.

„Aus dem Backofen?" fragte ich und hatte mit mir selber genug zu schaffen.

„Von Muttern, mein' ich", erklärte Heinrich Büscher.

„Ach so, ja — heute mittag —, aber dies Düster hier, das ist ja — da kann man ja —." Und die kleinen Dinger von drüben her flogen wie verrückt.

„Ja", sagte Heinrich Büscher gutmütig und väterlich, „dann will ich dich man ein bißchen unter meine Flügel nehmen und dich mit dem Kriege bekannt machen."

„O ja, das ist gut, Herr Gefreiter — sehr gut ist das —, wenn ich diesen Weg allein gehen sollte." Batz! rannte ich mit dem Kopfe gegen einen Baum. Verdammt! der saß aber.

„Hast du deine Augen zu Hause vergessen?" fragte Heinrich Büscher, immer gutmütig und väterlich. Und dann erzählte er mir: „Du weißt doch, in unserer Garnisonstadt in der Hauptstraße, in der Nähe der Post, bei dem großen Hotel, gegenüber von dem großen Warenhaus, da wohnt doch ein Bäcker —"

„Bäcker?“ fragte ich. Warenhaus? Hotel? Post? Nein, ich besann mich in diesem Augenblick auf nichts, ich wußte nur, daß es hier finster war wie in einem Loch. Und die ganze Luft war voll von den kleinen Dingern von drüben.

„Büscher, nun halt doch endlich mal das Maul“, schimpfte der Feldwebel.

„Jawoll, Herr Feldwebel!“ Trotzdem aber mußte Heinrich Büscher mir die Geschichte noch zu Ende erzählen.“ Also da bei dem Bäcker, bei dem habe ich zwei Jahre als Geselle gearbeitet, mächtig verdient, kann ich dir sagen. Aber bei dem Bäcker auf der andern Seite war nichts los, der konnte nicht einmal richtige Berliner backen —“ Ich weiß nicht mehr, was Heinrich Büscher mir sonst noch alles erzählte auf diesem Wege in den Graben.

Auf einmal packte Heinrich Büscher mich beim Arm und sagte: „Komm mit!“

„Wohin?“ fragte ich. „Du meinst wohl, nach Muttern, was?“ „Ach so, nein — aber —“ Ich folgte ihm willig, sah mich nur noch einmal um. Die Kompanie bog nach rechts ab, während Heinrich Büscher sich mit mir nach links wandte. Da — Leuchtkugeln schossen hoch. „Stillstehn!“ rief Heinrich Büscher. Totenland lag um uns her, kahl und einsam — Wasser — Schlamm — eine unendliche Einöde — kein Strauch, nichts, gar nichts — das flatternde Licht wehte schon wieder auseinander.

„Dies ist nämlich der Weg nach Richebourg“, sagte Heinrich Büscher.

„Ach so“, erwiderte ich.

„Maul halten“, sagte er, „zweihundert Meter von uns entfernt liegt der Engländer.“

„Zweihundert Meter?“ Das nahm mir fast die Luft weg. „Wo sind denn die andern?“

„Die andern stehen angebunden im Stall.“

„Nein, ich meine unsere Kameraden.“

„Im Graben.“

„Und wo wollen wir hin?“

„Doppelposten auf diesem Wege.“

Wieder kam für einen Augenblick das Stillschweigen über mich. Aber da — nun schoß wieder eine Leuchtkugel nach oben. Fahles Licht flatterte über den trostlosen Einöde. Dann ging Heinrich Büscher wieder weiter, und ich stapfte hinter ihm her.

„Wo ist denn der Graben?“ fragte ich leise.

„Sind hier nicht genug?“

Löcher und Gräben, bis an den Rand mit Wasser angefüllt, kreuz und quer durch das aufgewühlte, durchpflügte Land. Hier und da lag ein Brett, um den Weg anzudeuten. Der Schlamm sog sich hartnäckig an den Stiefeln fest. Und nur zweihundert Meter bis zum Engländer? Meine Gedanken irrten umher. Was war das? Tack-tack-tack-tack — Maschinengewehr —, schien bekannt von der Garnison her und doch wieder neu hier, ganz anders als in Deutschland —. Wieder führte der Weg über ein schmales Brett. Nun vielleicht nur noch hundertachtzig Meter — hundertfünfzig — was wußte ich? Tack-tack-tack-tack —

„Herr Gefreiter!“

„Halt nun bloß dein verdammtes Maul, Mensch!“

Ich war auf dem Brett ausgeglitten, stand bis am Bauch im Wasser, aber Heinrich Büscher ging weiter, als wenn er mit mir nichts zu schaffen hätte. Nun stapfte ich schon wieder hinter ihm her, damit er meinen Augen nicht entkomme. Tack-tack-tack — in unaufhörlicher Kette. Und dann — kladumms! über uns. Heinrich Büscher blieb stehen und sah mich scharf an. Ich konnte freilich nicht sehen, daß er mich ansah, aber ich konnte es fühlen, von unten bis oben sah er mich an, durch und durch. Kladumms! Die Luft spuckte Feuer. Tack-tack-tack-tack —. Und es war, als wenn es immer düsterer würde, verdammt noch mal! Auf einmal sprang etwas vor uns hoch. Ich riß mein Gewehr — sprang auf die Seite —. Aber Heinrich Büscher hatte keine Angst. „Hier sind wir denn ja wohl zu Hause angelangt“, sagte er gemütlich und nahm sein Gewehr von der Schulter.

„Was ist hier?“ wollte ich gerade fragen, da hörte ich eine Stimme vor uns: „Ihr kommt hier wohl mit Regimentsmusik an?“

„Ja“, erwiderte Heinrich Büscher trocken, „mein Kamerad glaubt, daß wir in Paris einmarschieren.“

Da wieder — kladumms! Die Luft spuckte Feuer und warf mich fast um. Aber Heinrich Büscher kümmerte sich nur wenig darum.

„Böse Gegend hier“, sagte num einer von den beiden, die wir ablösen wollten. „Drei Tote heute.“ Dann stapften sie mit schweren Schritten den Weg zurück, den wir gekommen waren. Noch lange hörte ich, wie der Schlamm sich an ihren Stiefeln festsog. Ich stand da, blickte mich suchend um und starrte wie in einen Spuk. Das da vor uns, was war das denn?

„Wo ist denn unser Graben?“ fragte ich wieder.

„Kannst du ihn denn nicht sehen?“ fragte Heinrich Büscher.

Nein, ich konnte ihn nicht sehen. Heinrich Büscher lachte. „Mensch, Mensch“, sagte er, „du bist einer.“ Dann zeigte mir eine Leuchtkugel das, was ich nicht sehen konnte. Ein paar Sandsäcke übereinander gelegt, das war er, der Graben, kaum, daß sich zwei Menschen dahinter verbergen konnten. Und rundherum Schlamm und Wasser und Dunkelheit.

Ich fragte nichts weiter. Ich hatte mir dies alles ganz anders vorgestellt. Wir hockten uns nieder. Das Dunkel starrte uns an. Von drüben wurde noch immer heftig geschossen. „Baller du ihnen man auch mal einen hinüber“, sagte Heinrich Büscher. Ich wußte kaum, in welche Richtung ich schießen sollte, so verwirrt war ich. Ich nahm mein Gewehr, legte an und schoß einfach in die Dunkelheit hinein. „So“, sagte Heinrich Büscher zufrieden, „nun wissen sie drüben jedenfalls, daß du da bist.“

*

Die Nacht war lang, so lang, als wenn sie kein Ende nehmen wollte. Heinrich Büscher brannte vorsichtig seine Pfeife an. Hundert Meter von uns entfernt lag der Engländer.

„Also in der Nähe der Post, weißt du, bei dem großen Hotel, gegenüber von dem

großen Warenhaus bei dem Bäcker, dort arbeitete ich über zwei Jahre, wie ich schon sagte —" Heinrich Büscher erzählte unaufhörlich, als wenn wir hier sonst nichts zu tun hätten.
Meine Gedanken waren lange nicht immer bei ihm, sie waren immer unterwegs, suchten vielleicht zurück, suchten sich vielleicht zurecht. Kalt war es, hier zu hocken. Und kahl und dunkel war es. Und immer stiller wurde es, kaum daß nun von drüben noch ein Schuß fiel. Eine Minute kroch langsam hinter der andern her, die Zeit kam nicht von der Stelle.
Drüben bei den Engländern kämpften auch Schwarze, erzählte Heinrich Büscher, Gurkhas und so'n Volk. Eines Nachts war er auf Patrouille nach der andren Seite hinüber. Auf einmal stand vor ihm einer mit einem großen Hut, mehr war von ihm eigentlich nicht zu erkennen. Beide erschraken wohl ungefähr gleichviel über die plötzliche Begegnung. Aber Heinrich Büscher hatte doch die Oberhand gewonnen, einfach Hände hoch und so und ihn dann mit herübergebracht in die deutsche Linie. Ja. Heinrich Büscher kannte den Krieg, er war von Anfang an mit dabei, überall, wo es etwas zu tun gab. Er erzählte und rauchte und verjagte die Zeit. Aber sie lief trotzdem nicht viel schneller, als wenn sie keine Angst vor ihm hätte. Es wollte nicht Morgen werden. Und hundert Meter vor uns lag der Engländer auf der Lauer.
Einmal arbeitete ein Geselle bei dem Bäcker auf der andern Seite — aber ich weiß nicht mehr, was mit dem Gesellen los war, ich hörte zuletzt gar nicht mehr hin, was Heinrich Büscher erzählte, sondern ging still meinen eigenen Weg.
Schließlich wachte ganz in der Ferne doch der Morgen auf, kam langsam näher, ganz langsam und zögernd, als wenn er sich nicht getraute. Noch müde schlug er seine Augen auf, sah mich groß an, lächelte ein wenig und begann dann, mir alles zu zeigen, was um mich lag. Es war nicht viel mehr als die große Einöde, die ich schon beim kurzen, flatternden Licht der Leuchtkugeln in der Nacht entdeckt hatte. Drüben am Wald, durch den wir in der Nacht marschiert waren, sah ich ein paar zerschossene Häuser. Vom Wege, auf dem wir lagen, war fast nichts mehr zu erkennen. Und nun erst entdeckte ich den Graben, in dem unsere Kameraden lagen oder vielmehr die Sandsäcke, hinter denen sie wie wir hockten.
Vor uns im Stacheldraht hing ein toter Engländer. Seine Mütze und sein Gewehr lagen neben ihm im Dreck. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, der Kopf war niedergesunken und lag auf der Brust. Etwa hundert Meter von uns entfernt war der englische Graben. Ich wußte es nur, weil Heinrich Büscher es mir erzählt hatte. Durch die Schießscharte, die in unseren niedrigen Sandsackwall eingebaut war, konnte ich kaum etwas Auffallendes unterscheiden. Es sah dort drüben alles genau so kahl und tot und trostlos aus wie bei uns. Nichts bewegte sich. Und doch lag hier einer gegen den andern auf der Lauer.
Kalter Tee mit Rum brannte mir im Magen. Heinrich Büscher hatte es sich bequem gemacht, er saß mit dem Rücken gemütlich gegen den Sandsackwall gelehnt und rauchte seine Pfeife. „Was machen sie denn eigentlich dort drüben?" fragte er. „Haben sie die Zeit verschlafen?"

„Warum?“ fragte ich.
„Weil sie sich noch nichts merken lassen.“
Ich wußte nicht, was ich mir dabei denken sollte. Aber ich sollte es bald erfahren. Denn die Engländer fingen an, mit ein paar Granaten unsern Graben abzusuchen. Bei unserer ersten Kompanie fingen sie an — rummmms! da schlug sie ein. Und mit jedem Schuß rückten sie uns einen Schritt näher, setzten eine Granate neben die andere — und wir saßen da und sahen zu, wie sie immer näher auf uns zukamen. Heinrich Büscher rauchte gemütlich seine Pfeife und ließ sich nicht stören. Aber ich hockte dort und sah mit großen Augen dem immer näher auf uns zupolternden Tode entgegen. In zehn Minuten vielleicht oder in einer Viertelstunde — wer weiß, was dann ist, dachte ich.
Heinrich Büscher hatte eine Braut, die war Köchin bei dem Bäcker auf der andern Seite —.
Die Engländer hämmerten mich mürbe, verdammt noch einmal. Immer näher kamen seine Granaten auf uns zu, immer den Graben entlang, einmal vor dem Graben, dann gleich hinter dem Graben, dann wohl mitten in den Graben hinein. Es stank nach Schwefel, und gelber Qualm biß mir in die Augen. Heinrich Büscher erzählte, ich weiß aber nicht, worüber er sprach, ich hörte kaum noch seine Stimme, sondern hörte nur die Stimme dessen, der auf uns zukam, langsam, aber sicher. Schließlich ist man doch nur ein Mensch und hängt an seinem bißchen Leben. Immer näher, immer den Graben entlang. Gestern hatten drei Leute daran glauben müssen. Heute fing der Tag erst an.
„Du bist ja so schweigsam“, sagte Heinrich Büscher, „kannst nun gern mal ein Wort sagen.“
„Was soll ich sagen?“ fragte ich.
„Es ist ja alles egal“, sagte er. Das war immer sein Wort, immer war bei ihm alles egal. Wenn das eine vorbei war, kam das andere, genau so wie beim Bäcker in der Backstube, alles hatte seine Zeit, und der ganze Tag über war in Bewegung. So war es auch im Kriege. Immer sinnig, Heinrich Büscher kannte den Rummel.
Ich war gestern erst aus Deutschland gekommen. Ich hatte Goethes „Faust“ und sonst noch ein paar Bücher in der Tasche. Aber Heinrich Büscher hatte sich, glaube ich, nichts zu lesen mitgenommen. Er mochte wohl gedacht haben, daß er doch nicht zum Lesen käme. Seine Gedanken beschäftigten sich immer wieder mit dem Bäcker, bei dem er zwei Jahre gearbeitet hatte, und mit dem andern Bäcker, bei dem nichts los war, weil er nicht einmal richtige Berliner backen konnte. Und nun fing Heinrich Büscher tatsächlich an, mir auseinanderzusetzen, wie die Berliner gebacken werden müssen, als wenn ich bei ihm im Kriege die Bäckerlehre durchmachen solle. Und immer weiter hämmerte der Engländer und kam immer näher auf uns zu. Wenn Büscher doch schweigen wollte! dachte ich. Und ich fragte mich: Hat denn der Mensch kein Herz? Und kennt er keine Angst um sein Leben? Oder warum hängt er nicht mehr an seinem Leben? — Ich begriff ihn nicht. Ich sah den Tod vor mir, wie er mich anglotzte, als wenn er es auf mich abgesehen hätte. Da flog schon wieder ein

solches Untier von drüben in die Luft. Verdammt noch mal! Ich schloß die Augen. Ja, mir bangte um mein Leben, denn ich war doch noch jung und hatte noch nichts erlebt. Da — schon wieder! Meine Gedanken wurden auseinandergerissen, genau so wie dort die Granate. Für einen Augenblick wollte mir mutlos der Kopf niedersinken. Heinrich Büscher sah mich fast verwundert an und fragte: „Was hast du eigentlich? Was ist mit dir los?“ Er klopft seine Pfeife aus und steckte sie in die Tasche. „Ich kriege auf einmal so fürchterlichen Hunger“, sagte er gemütlich, griff nach seinem Brotbeutel, holte ein Stück Brot heraus und fing an zu essen. Er war ein Mensch mit einem Genick wie ein Bulle, mehr Rollkutscher als Bäcker. „Dies Brot ist gut“, sagte er, „besser kann ich es auch nicht backen.“ Und als er mit dem Essen fertig war, begann er wieder, mir ein wenig vom Kriege zu erzählen. „Der Engländer“, sagte er, „kann nämlich nicht gut schießen, er schießt meistens immer vorbei.“ Da — wie seinen Worten zum Hohn — rummmms! flog wieder ein Ungeheuer vor uns auseinander, spritzte mir eine Handvoll Schlamm ins Gesicht, warf mich gegen den Sandsackwall — und Heinrich Büscher, dem es nicht besser als mir erging, ließ sich wieder einmal vernehmen mit seinem verdammten „Es ist egal!“ Dann aber sagte er freudestrahlend: „Habe ich es dir nicht gesagt? Hätte er uns eben nicht treffen müssen, der Engländer, wenn er wirklich schießen könnte? Und hat er uns getroffen? Oder lebst du nicht mehr?“

„Warten Sie nicht darauf, Herr Gefreiter“, sagte ich mit heiserer Stimme. „Warten Sie nicht darauf und sprechen Sie nicht darüber, Herr Gefreiter!“

„Sie?“ fragte er, „wer ist das denn? Und Herr? Den kenne ich nicht, den gibt es hier vorn auch nicht bei uns im Graben.“

„Aber ich meine, der Tod läßt nicht mit sich spaßen.“

„Tod?“ fragte er. „Was du bloß für Ideen hast, Mensch! Was haben wir denn mit dem Tod zu schaffen? Wir haben hier Engländer vor uns, hast du das noch immer nicht begriffen? Und wenn der Engländer etwas von uns will, dann soll er herkommen, sage ich dir. Oder führst du hier einen Privatkrieg gegen den Tod?“

Ich konnte nicht mehr denken, so war mir in diesem Augenblicke zumute. War denn dieser Büscher bei Verstand? Nun zog er wieder seine Pfeife hervor, stopfte sie und brannte sie an. Ich saß da und starrte dem Grauen ins Gesicht.

„Wie stehst du eigentlich zu den Mädchen?“ fragte Heinrich Büscher und „hast du in Deutschland auch eine sitzen, die auf dich wartet?“

Als ich trotzend schwieg, sprach er weiter: „Du scheinst bei den Mädchen ja noch nicht weit gekommen zu sein, ist auch nicht verkehrt. Die Mädchen haben nämlich Angst vor dem Kriege, fangen an zu zittern und zu schreien, es ist nicht viel los mit ihnen. Es gibt aber auch Männer, die nicht besser sind als die Mädchen. Und solche, die Angst haben, die sucht der Engländer sich aus. Aber uns tut er nichts, darauf kannst du dich verlassen.“

„Ich habe auch Angst“, erwiderte ich. „Ich hänge an meinem Leben und habe darum Angst vor dem Tode.“

„Fängst du schon wieder von deinem verdammten Tode an?“ grollte Heinrich Büscher

auf und war wirklich böse. „Wenn du Angst vor dem Engländer hast, dann sage mir nur Bescheid, denn das will ich dir bald abgewöhnen. Vom Tode aber will ich nichts hören, verdammt noch einmal, der hat hier nichts verloren."

Was sollte er nur mit diesem Menschen anfangen? Ich sagte zu ihm: „Wenn er nun aber doch kommt und dich anpackt, was dann, wie? Dann bist du wohl klein, wie? Dann hast du nichts mehr zu lachen, wie? Und daß gestern drei Kameraden —"

Heinrich Büscher lächelte verächtlich über mich und dachte nicht daran, mir noch einmal eine Antwort zu geben. Er rauchte gemütlich weiter, besah sich seine Hände, zog sein Messer aus der Tasche und begann, sich die Fingernägel zu reinigen. Wenn der Engländer nicht kam, hatte er immer Zeit und Ruhe. „Ja", sagte er, „du bist ein Held." Und dann sagte er kopfschüttelnd: „Was du bloß für Ideen hast." Ich schwieg. Ich glaube, ich haßte diesen Menschen, der kein Herz hatte. „Sieh mal", sagte er, „der Bäcker gegenüber von uns —"

Da — ich packte Heinrich Büscher am Arm — er ließ mich gewähren, duckte sich selber zusammen, behielt aber die Pfeife im Munde — die Granate heulte von drüben herüber — mein Atem stand still — nun — schwapps! — Blindgänger, gerade vor uns, kaum zwei Meter von uns entfernt — da schlug er hin — Wasser und Schlamm spritzten uns ins Gesicht — Gott Lob und Dank! Wir lebten.

Heinrich Büscher hob den Kopf wieder hoch, lachte vergnüglich und sagte: „Was habe ich zu dir gesagt? Hat der Engländer uns getroffen? Spanischer Wind — nichts drin." Dann brannte er seine Pfeife wieder an, sie war ihm doch dabei ausgegangen. Der Tabak taugte nämlich nichts. Heinrich Büscher schimpfte dabei mächtig auf ihn. „Wald-, Feld- und Wiesentabak", sagte er. „Willst du ihn mal probieren? Oder darfst du noch nicht rauchen?" Er klopfte mir auf die Schulter. „Das mit dem Tod, mein Freund, das gibt sich alles. Was geht uns der Tod an? Wir wollen doch leben, Mensch!" —

Nachher wurde der Engländer von selber wieder still.

Ein Toter und ein Verwundeter.

Die Bäckerei habe ich vorn im Graben bei Heinrich Büscher freilich nicht erlernt, aber Soldat bin ich bei ihm geworden, das könnt ihr mir glauben. Wir sind die ganze Zeit über immer zusammen gewesen, immer vorn und immer im Feuer. Und die Engländer haben immer schlecht geschossen und uns nicht getroffen. Um den Tod habe ich mich auch nicht mehr gekümmert.

Ich wollte doch leben.

Kurt Eggers

Ich kann wohl sagen, daß mir das Leben nie etwas geschenkt hat, und das ist sicherlich für meinen Entwicklungsgang gut gewesen. Ich glaube auch nicht daran, daß ein bequemes Dasein jemals schöpferische Leistungen hervorbringt.

Als ich am 10. November 1905 in Berlin geboren wurde, sah die Welt noch friedlich und reich aus, und ich glaube auch nicht, daß ich in den ersten Jahren meiner Kindheit irgend etwas zu entbehren gehabt hätte. Im Jahre 1917 versuchte ich, die Erlaubnis zu bekommen, in das Kadettenkorps eintreten zu dürfen. Nach einigem Hin und Her langte ich statt in Plön auf einem Schülerschulschiff in Berlin an. Dort habe ich die schwere Zeit von 1918 erlebt. Als junger Bursche beteiligte ich mich an der Seite meines früheren Schulschiffkommandanten 1920 am Kapp-Putsch und fand meine seelische Heimat in den völkischen Verbänden. Das Jahr 1921 sah mich als Freikorpssoldaten am Annaberg. Nach einer kurzen Landwirtszeit in Mecklenburg und in der Niederlausitz landete ich 1924 bei einem Reichswehr-Artillerieregiment in Frankfurt an der Oder. Von hier aus machte ich einen gewaltigen Sprung, der mich geradenwegs auf die Schulbank eines Berliner Gymnasiums zurückführte, auf dem ich mein Abitur ablegte. In Göttingen, Rostock und Berlin habe ich dann alles studiert, was mir Freude machte: Sanskrit, Archäologie, Philosophie und zum Schluß auch Theologie. Unter anderem bestand ich mein theologisches Examen mit Auszeichnung.

In meinen Wanderjahren, die mich vom Freikorps über die Landwirtschaft in die Kaserne und von dort über die Universität vorübergehend bis zur Kanzel einer Berliner Kirche führten, habe ich mir das Rüstzeug für mein dichterisches Schaffen zu eigen gemacht. Ich war weder ein frühdichtendes Wunderkind, noch ein in Literatencafés vegetierender Snob, vielmehr habe ich nach einigen frühen Gedichtversuchen planmäßig begonnen, meine inneren Erlebnisse dichterisch zu gestalten. Nachdem ich aus der Kirche ausgeschieden war, habe ich mich mit verdoppeltem Fleiß an die Arbeit gemacht. Meine ersten Werke waren das später, 1933, in Köln als Reichsfestspiel aufgeführte Mysterium „Job der Deutsche“ und der „Annaberg“, der mehrere Male im Rundfunk gesendet und als Spiel aufgeführt wurde. Inzwischen war ich 1933 Sendeleiter des Leipziger Rundfunks geworden. Hier entstand mein erster Roman, „Hutten“. Mit diesem Roman schrieb ich mir mancherlei von der Seele! In allen meinen späteren Büchern habe ich den Versuch unternommen, den heute seelisch um eine neue Heimat Ringenden zu helfen, den Weg in das eigene Herz zu finden.

Soldatisches Bekenntnis

Der Krieg war bisher das Schicksal meines Lebens! Nicht nur des körperlichen, weit mehr noch meines seelischen Lebens. —

Als ich neun Jahre alt war, begann der Weltkrieg. Die erste Not meines Herzens war: zu jung zu sein!

So wollte ich wenigstens Kadett werden, ein winziges Teilchen, das letzte, geringste, des wehrhaften Volkes. Aber doch wenigstens ein Glied, ein bewußtes Glied. Ich kam nicht, wie ich es erst gewünscht hatte, nach Plön, sondern mein Vater gab mich auf ein Schüler-Schulschiff.

Die Revolte von 1918 zerschlug alle Pläne, alle kühnen Hoffnungen und stolzen Gedanken meiner jungenhaften Träume.

Das war die zweite Not meines Herzens.

Als blutjunger Freiwilliger — hervorgegangen aus der völkischen Freiheitsbewegung der Jahre 1919/20 — kämpfte ich im Freikorps am Annaberg.

Dieser wilde, verzweifelte Kampf mit der Waffe, die Kameradschaft harter, entschlossener Männer, die in einer rücksichtslosen Rebellion alles für die Freiheit hingaben, wurden die ersten seelisch entscheidenden Erlebnisse, die mich allmählich zum politischen und geistigen Aktivisten reifen ließen.

Jahre später — ausgefüllt durch Walten eines abenteuerlichen Schicksals — wurde ich Reichswehrsoldat. Feldartillerist.

Es war die Zeit des Chaos, die über Deutschland hereinschlug.

Damals begann ich — anfangs zögernd in Gedichten, später fordernder, radikaler in Ausbrüchen und Aufrufen — zu schreiben. Ich wollte rütteln, beschämen, peitschen. Und ich schreckte auch nicht davor zurück, zu höhnen und zu beleidigen!

All das geschah aus Liebe zur Nation, deren Jugend wieder lernen sollte, das kriegerische Ideal dem der Geborgenheit vorzuziehen.

Ich habe mir bewußt Feindschaften zugezogen. Aber was gilt schon der Haß der Lauen!

Mit zusammengebissenen Zähnen habe ich meinen Weg verfolgt: die Mobilmachung der deutschen Seele!

Und als ich das erste Echo fand, das Echo aus dem Herzen von gleich mir sehnsüchtigen deutschen Menschen, empfand ich das erhebende und ermutigende Gefühl der Bestätigung.

Ich sagte: meine Bücher richteten sich nicht an den „Lieben Leser“. Sie sollten nicht umgestalten, sie sollten aufrütteln. Kriegsrufe sollten meine Werke sein!

„Unser Himmel ist
der große Krieg auf Erden ...“

War es da nicht selbstverständlich, daß ich von mir selber in der Stunde der Gefahr den besonderen Einsatz verlangte?

Die Tat ist mehr als der Ruhm! Sie ist vor allem die Bestätigung der Idee, die Bestätigung aber auch der Ehrlichkeit des Wollens eines Menschen.

So bin ich stolz, bei einer „gefährlichen“ Waffe zu dienen. Ich bin Unteroffizier in einem Panzerregiment, Angehöriger der Kampfstaffel.

Im Felde, Februar 1940.

Kamerad!

Kamerad!
Nun sind wir wieder
Eine graue Front geworden!
Du im Süden, ich im Norden!
Und die alten, wilden Lieder,
Die im Kampf die Väter sangen,
Die den Todesweg gegangen,
Sind auch unsres Herzens Sprache.

Kamerad!
Die große Sache
Ist das leuchtende Fanal:
Deutschland! Freiheit! Ewigkeit!
Und das Reich von dieser Welt!

Kamerad!
Wer von uns fällt
In dem großen, grausen Morden,
Du im Süden, ich im Norden,
Wird ein Teil der Ewigkeit,
Die da leuchtet, fordert, zwingt,
Daß der Enkel einmal singt,
So wie wir, die ausgezogen
Und im Kampf ihr Herz gewogen:
Deutschland! Freiheit! Ewigkeit!
Und das Reich von dieser Welt!

Im Felde, September 1939.

Gedanken im Felde

Motto zu „Von der Freiheit des Kriegers":
„Fragt nicht! Klagt nicht!
Die gefallen, Sind uns allen
Neu verbunden, Denn ein Volk
Hat heimgefunden."

Neun Zehntel des Krieges bestehen aus Dreck, aus Warten, Warten, Warten . . . Aber das zehnte Zehntel — Gefahr, Einsatz, Überwindung — ist das Salz der Erde, das das tägliche Brot des Mannes würzt.

*

Der tiefere Sinn des Krieges liegt darin, daß wir Soldaten in die artgemäße Form unseres Wesens wachsen.
Der Krieg ist der Regen, der die Saat des Herzens befruchtet.

*

Im Alltag der Pflicht, der sich fern der Öffentlichkeit abspielt, der keine Orden vergibt und keine Belobigungen ausspricht, erweist sich die wirkliche Haltung des Soldaten.

*

Der Herr des Krieges ist der denkende und wissende, der politische Soldat.
Der Spießbürger zerbricht an der Brutalität der Erscheinungen des Krieges.
Aber auch der sture Landsknecht steht ihm fassungslos gegenüber.

*

Wir Soldaten wissen, daß dieses Europa ein deutsches Gesicht tragen muß, unsern Willen, unsern Geist haben muß.
Wie will es sonst als Erdteil überhaupt existenzberechtigt sein?

Von der Freiheit des Kriegers

Hoch über dem Chaos der Welt erhebt sich, weithin leuchtend, der Berg in Mitternacht, der hohe Hügel der Verheißung. Inmitten der Brandungen erregter Tage trotzt er, schroff und unzugänglich, von Ewigkeit zu Ewigkeit und bietet Zuflucht und Heimat nur den wenigen, die gewohnt sind, unter Opfer und Entbehrung ein gefährliches Dasein zu leben. Kalt ist der Stein des Berges im Norden, und rauh sind die Winde, die sich an seinem Gipfel spalten.
Schwächlingen graust vor seiner wilden Eintönigkeit. Und Menschen, die da glauben, Schönheit erwüchse nur in den vor Stürmen geschützten, wärmeerfüllten Tälern, fürchten, daß ihr Herz erstarren müsse in der Kälte jener Erhabenheit.
Die wenigen aber, die auf dem Berge der Freiheit wohnen, um der Sonne nahe zu sein und den Sternen, sehen unter sich die Wolken und den Dunst, den Nebel und den Staub, die sich wie dichte Schleier über die Täler decken, und wissen, daß sie in der Enge dort unten nicht atmen können. Sie spähen in die Niederung und rufen jedem Wanderer, der sich ihnen nähert, ermahnende Worte zu, daß sich sein Fuß nicht verirre, daß er zu ihnen herauffinde über alle Schluchten und Abgründe hinweg.
Und wenn es in der Welt dunkel wird, wenn die Menschen der Täler im Traume alle Hoffnung hingeben an Wünsche des ewigen Friedens und der fortdauernden Glückseligkeit, dann beginnt der Berg in Mitternacht zu glühen, und die Herzen der wenigen leuchten in ihrer Begeisterung für das gefährliche Wachsein wie Fackeln in der Nacht.

Und wenn von den Tälern herauf die müden Melodien verzweifelter Frommer klagend klingen, schicken die wenigen das Jauchzen ihres Herzens mit dem wehenden Wind in die endlose Weite der gärenden Welt.
Zuweilen, wenn die Sonne der Freiheit die Nebel zerteilt oder wenn in sternenklaren Nächten die Fackeln vom Berge weithin leuchten, heben die Menschen der Täler verwundert ihre Augen auf und schauen zu den wenigen empor.
Sie schaudern wohl, wenn sie die Gefährdeten dort oben am Grat des Todes sehen, und fühlen sich in ihrer geborgenen Niederung glücklich.
Das Verhalten der wenigen erscheint ihnen sinnlos, weil sie keinen Ertrag erspähen können, denn sie haben erkennen gelernt, daß die Früchte des Tages in den Tälern schnell reifen, und sie können an den hohen steinigen Hängen keine Frucht erkennen.
Vergebens fragen die Menschen der Täler nach dem Sinn jenes einsamen Lebens.
Nur sehr selten befällt einen aus dem Tale, einen Jungen, der sich durch seine Kraft aus Traum und Taumel lösen konnte, die Sehnsucht, hinaufzusteigen in die trotzige und freie Einsamkeit.
Er nimmt lächelnd Abschied von den Seinen, sein Blick sieht in die Weite, er will nicht mehr das enge Glück des Tales preisen, er sieht auch nicht mehr, daß jene, die ihm das Geleit geben, um ihn weinen wie um einen Toten. Die Zurückbleibenden aber zerreißen sich das Gewand aus Trauer um den Verlorenen, der jubelnd in den großen Krieg des Lebens zog, und fragen ängstlich nach dem Warum des Aufbegehrens gegen die Geborgenheit. Sie finden keine Antwort. Die große Sehnsucht erklärt ihnen nicht das Warum.

*

Die Einsamen sind die Wächter an den ewigen Feuern der Freiheit. Wenn es kalt wird in der Welt, und wenn Eis und Schnee drohen, alles Lebendige erstarren zu machen, dann gehen sie auf den Gipfel des Berges, um unter dem hohen Sternenhimmel ein Feuer zu entzünden, das Himmel und Erde in einem gewaltigen Leuchten verbindet.
Und wer in den Tälern dem Untergang entrinnen will, der macht sich auf, den Berg der Freiheit zu ersteigen.
So ist das Feuer das Zeichen derer, die in Freiheit wachen und das Schwert nicht aus der Hand legen. Feuer ist der Feind alles Schwachen, es brennt alle Spreu, alles Morsche auf, um das Edle um so fester zu binden.
Im Feuer, das das Leben weckt und erhält, schmieden die Einsamen ihr Schwert, das sie als Krieger bis an das Ende ihrer Tage tragen.
Im Feuer gehärtet: so ist das Schwert das Sinnbild des ewigen Willens zur Freiheit, die Glanz vom gewaltigen Leuchten ist, das Sternenhimmel und Erdenraum vereint.
Und das Eisen, das dort im Feuer gehärtet wird, ist die beste Gabe, die der tiefe, geheimnisvolle Schoß der Erde birgt.
So findet sich im Schwerte alles Hohe, was Erde und Ewigkeit zu geben haben, Eisen und Feuer, Willen, Wachsein und Bereitschaft.

Nur den Einsamen aber ist das Schwert Offenbarung. Den Menschen der Täler ist es grauenumwittertes Geheimnis.

*

„Das Schwert ist das Recht und die Wahrheit", so sagt ein alter deutscher Waffenspruch.

Am Schwerte scheiden sich die Welten. Wenn das Schwert rostet, stirbt die Ehre, dann aber stirbt mit ihr das Recht und die Wahrheit. Die Einsamen wissen, daß die Trägheit der Niederungen mehr Herzen getötet hat als das Schwert, darum trauen sie dem einschläfernden Alltag, der sich „Frieden auf Erden" nennt, nicht. Denn mit den Wolken, die aus der Niederung aufsteigen, schleichen sich alle Gewalten der Finsternis ein.

Warum aber greift der Krieger zum Schwert?

Solange es überhaupt ein Denken des Nordens gibt, so lange gibt es eine Besinnung auf die Kraft, die der Widrigkeit des Schicksals ein trotziges Dennoch bietet. Der Mensch des Nordens muß wissen, daß selbst unter dem tiefsten Eise noch Leben schlummert, das die Sonne des Frühlings zu wecken vermag. Er muß wissen, daß über den sturmzerrissenen Wolken die ewige Sonne leuchtet. Dieser Glauben ist Trotz, ist Auflehnung, ist Empörung. Er beugt sich nicht dem Alltag des Zustandes. An den Widrigkeiten wachsen die Kräfte. Und das Schwert, das sich der Krieger schmiedete, ist nichts anderes als der zu Eisen geballte Widerstandswillen. Es ist tiefstes Wissen des Kriegers, geboren aus dem Gesetze der ewigen Auflehnung, die nur der gefahrenumlauerte Norden kennt: daß das letzte Heil im Schwerte liegt! Das Schwert kennt keine Lüge, so wenig wie der Tod.

Wer je und je zum Schwert gegriffen hat, um das Schicksal „Leben" zum Zweikampf herauszufordern, wuchs über die Ängste in das Land der letzten Entscheidung: in das Land der Freiheit!

*

Der erste, der einst ein Schwert sich hämmerte, mag es nur zur Wahrung seines Lebens geschwungen haben. Aber schon der Schwertträger, der sich im Besitze seiner Waffe allen kommenden Widrigkeiten überlegen fühlte, verband mit seinem trotzigen Wissen den Stolz, den Widrigkeiten gefährlich zu sein. Das Bewußtsein, Furcht einflößen zu können, gab eine unerhörte Selbstachtung in die Herzen der Schwertträger und ließ sie zu Kriegern emporwachsen.

Das Kriegertum wurde der mit der Freiheit gekrönte Adel jenes Teiles der Menschheit, der fähig war, ein Leben in Wachheit und Bereitschaft zu führen. „Wehrhaft sein" war die selbstverständliche Forderung ehrenhafter Männer, die wußten, daß sie mit dem zum Kampf verpflichtenden Schwerte über sich selbst hinauszuwachsen vermochten.

„Der sich ehrt, der sich wehrt", verkündet ein Waffenspruch.

Zum Zeichen seiner Ehrenhaftigkeit trägt der Krieger sein Schwert auch dann, wenn friedliche Jahre über die Welt kommen. Und wenn die Üppigkeit des Genusses seinen

Sinn verführen will, tastet der Krieger nach dem Schwert, das ihn an die herrliche Freiheit des gefährlichen Lebens erinnert, in dem aller Genuß vor der Erhabenheit der Tat ins Nichts der Bedeutungslosigkeit versinkt.
Ohne Schwert ist der Mann dem Schicksal seines Lebens ausgeliefert, mit dem Schwerte in der Hand aber überwindet er, was soeben noch unüberwindlich schien. Die Gesinnung des Schwertes aber ist die heldische Bereitschaft des Herzens.

*

Das Schwert ist der letzte Kamerad des Kriegers, wenn alle um ihn in die Nacht des Todes gesunken sind. Solange er das Schwert trägt, trägt er auch die Hoffnung auf den endlichen Sieg.
So gibt das Schwert dem Krieger Kunde vom Leben und erfüllt sein Herz mit trotziger Zuversicht.
Das stolze Wissen von der Überlegenheit der Tat über jeden Zustand läßt den Krieger immer wieder die Gefahr und mit ihr die Stunde der Bewährung suchen. Die Welt wäre für ihn nicht mehr lebenswert, würde sie ungefährlich. Darum ist das Wesen des Kriegers nicht von der Stille, sondern vom Sturme. Er verachtet die träge Ruhe und liebt die große Unruhe, die alle Offenbarungen des Erlebens birgt.
Das Kriegertum des Mannes sehnt sich immer wieder in die lockenden Weiten der Gefahr. Alles will der mit dem Schwert gerüstete Krieger erfahren, die Welt und den Himmel, das Gestirn, das Heute und das Morgen. Wohin er dringt, wo auch immer sein Fuß Neuland betritt, überall dorthin trägt er auch die brennende und leuchtende Fackel seiner furchtgelösten Freiheit als Botschaft vom hohen Hügel der Verheißung.
Sein Leben ist Sturmlauf, nicht ruhige Beschaulichkeit. Die Menschen der Täler sehen in ihm einen Dämon und hassen ihn, weil er die Götzen ihrer Geborgenheit, die sie Glück nennen, zerschlägt.
Sie sehen in ihm einen Verführer ihrer Söhne, weil er ihnen kriegerische Weisen der Sehnsucht ins Herz singt.

*

„Im Herzen Mut,
Trotz unterm Hut,
Am Schwerte Blut,
Nur so wird's gut!"

Die Waffensprüche auf den Schwertern sind kurz angebunden, hart, herrisch, gerade so wie die Krieger, die sie ersannen.
Und die Lieder der Krieger künden vom Tode, dem der Mut der Tapferen den Schrecken nahm.
Leben und Sterben liegen beim Krieger eng beieinander. Heute rot, morgen tot! Dieses Sprichwort ist alles andere als eine demütige Verbeugung vor dem Schicksal, vielmehr liegt in ihm die Mahnung, den Tag zur Tat zu nützen, denn der Tod setzt

der Tat ein Ende. Die Nähe des Todes, das Du und Du mit Freund Hein, zwingt zur Ballung des Lebenswillens und steigert so die Lebensinnigkeit, aus der heraus allein die großen und gewollten Taten der Freiheit erwachsen.
Aber ist nicht jeder, der vom Blute her Krieger ist und Freude am Schwerte hat, ein Zerstörer seines Lebens? So fragen die Menschen der Täler und flüstern ängstlich die Warnung, daß, wer sich in die Gefahr begebe, in ihr umkomme!
Sie wissen nichts davon, die Menschen der Täler, daß jedes Wandeln auf der Höhe mit der Gefahr des Absturzes verbunden ist. Daß jedes sehnsüchtige Schweifen in die Ferne den Untergang bringen kann. Daß jeder, der mit vollen Segeln der Hoffnung und Zuversicht das Schiff seines Lebens in die Meere der Verheißung fahren läßt, Gefahr läuft, in den Stürmen des Daseins unterzugehen. Der Geborgene lebt gewiß sicherer, ungefährlicher, harmloser, ohne Kümmernis und ohne Leid, er lebt aber auch unfruchtbar. Er schafft keine Werte der Erkenntnis, weil ihm die Erfahrung, gerade das, was auf den abenteuerlichen Fahrten des Lebens an Einsicht, Weisheit und Gewißheit gewonnen wird, fehlt.
Der Abgrund des Grauens, der sich für den Menschen der Geborgenheit zwischen Leben und Tod auftut, wird von den Kriegern überbrückt, weil sie sich im Wissen um das Gesetz des Daseins damit abgefunden haben, daß nur durch kühnes Wagen die Wege zur Freiheit erforscht werden können.
Ist überhaupt ein Ziel wert, daß der Wanderer zu diesem Ziele auf dem Wege dorthin sein Leben verliert? So spricht der Zweifel in den Herzen der Ängstlichen. Denn sie errechnen, daß das Unerreichte kein Ergebnis ist! Krieger aber sind keine kalten Rechner, sie wagen nicht um eines Preises, sondern um ihrer Sehnsucht willen.

*

Die Erde ist im Laufe der Jahrtausende ein unübersehbares Totenfeld geworden. Das Gesetz der Verwesung und des Neuwerdens bestimmt, daß aus dem Gestorbenen in gewandelter Form etwas Neues werde. Nicht einmal der Halm stirbt, ohne neues Wachsen zu bewirken, zu fördern.
Krieger und Feige deckt die gleiche, ewig sich aus Totem zu Lebendigem erneuernde Erde, und hämisch stellen die Schwachen fest, daß der Tod alles gleichmache. Das ist ihr Trost, daß sie den Verräter neben den Treuen betten dürfen.
Sie wissen nichts davon, daß, während die Gräber im Winde verwehen, der Willen zur Freiheit, der einst die Herzen der Krieger erfüllte, als gewaltige Kraft von Ewigkeit zu Ewigkeit erhalten bleibt und als großes Leuchten auf dem Berge in Mitternacht seinen Wohnsitz nimmt. Die Namen der Tapfersten aber werden zu Fackeln!

„Besitz stirbt,
Sippen sterben,
Du selbst stirbst wie sie.
Eines nur weiß ich,
Was ewig lebt:
Der Toten Tatenruhm!“

Das ist die ernste und verpflichtende Lehre vom ewigen Leben des Kriegers, eine Lehre, die nur im hohen Norden der Erde, am Berge in Mitternacht, erstehen konnte. Es gibt nur eine Wiederkunft der Toten, an die die Krieger glauben: die ehrende Erinnerung an tapfere Taten, die die Wolken der Schmach, die einst die Sonne der Freiheit verhüllen wollten, vom Himmel rissen.

*

Ein Volk ist das, was seine Seele will! Die Gestalter des Willens aber sind die Krieger. Darum lebt das Volk von ihrer Tat.

Der Willen der Nation offenbart sich im Reich, für das die Krieger kämpfen und fallen. Weil sie sich dem Befehl verschrieben haben, verzichten sie auf die Wahl ihres Loses.

Vor dem Willen der Nation, dem gerechten Willen zur Unsterblichkeit, dessen nur ein starkes, kriegerisches Volk fähig ist, haben sich alle Toten zu verantworten wie bei einem Appell.

Wenn der Willen der Nation die Frage erhebt: Wofür seid ihr gestorben?, dann müssen die Schwachen schweigen. Sie wissen weder einen Grund für ihr Leben noch für ihr Sterben anzugeben, weil sie sich ganz der verlockenden Bestechung des Götzen Zufall hingegeben haben.

Nur die Krieger können Antwort geben, indem sie auf ihre Taten weisen, die dem Wachen, dem Bereitsein, dem Wachsen und dem Leuchten gedient haben. Nur wenige sind es, die in die einzige, in die wirkliche Ewigkeit, in die Ewigkeit der Nation eingehen, weil sie Werte geschaffen haben.

Der Ruhm der Taten und der Werte scheidet das Unverwesliche vom Verweslichen. Nur wer bei diesem Appell Antwort geben kann, ist gerecht.

*

Wer aber ist Krieger?

Nicht der, der nur bereit ist, sein Leben hinzugeben. Es gibt Schwärmer, Heilige und Narren, die für einen Tand ihr Leben bereitwilligst mit der zerstörerischen Wut eines Selbstmörders wegwerfen. Sterben können ist noch kein Zeichen einer überlegenen Haltung.

Nicht der, der aus Gehorsam ohne Widerspruch Uniform und Waffe trägt, um sich nach einer gewissen Zeit wieder in die durch den unfreiwilligen Dienst unterbrochene Geborgenheit zurückzubegeben und den Rest seines Lebens mit einer gewissen stolzen Bewunderung an jene Jahre, die er als „Vaterlandsverteidiger" zubrachte, zurückzudenken.

Krieger kann einer nur aus seinem Blute sein, denn Kriegertum ist das Aufjauchzen der Seele, die zum fernen Leuchten des Berges strebt. Es ist die geläuterte Haltung des Menschen, der die Sehnsucht nach Freiheit über die Verlockung der Geborgenheit siegen ließ.

Kriegertum ist der Lebensstand der Starken, die sich dem Wagnis verschrieben haben.

Es ist das Immerbereitsein zum Kampfe um die läuternde und stärkermachende Erkenntnis, die Mobilmachung gegen die Widrigkeit des Schicksals, das ständige Unterwaffenstehen. Das Leben des Kriegers ist nicht „glücklich" im Sinne eines Friedensschlusses mit Schicksal und Zustand. Es kennt mehr Leid und Wunden, Enttäuschungen und Abgründe als das Leben der Geborgenen. Mehr aber, als alles Glück der Erde an Zufriedenheit und Behaglichkeit zu geben vermag, gibt dem Krieger das Bewußtsein seines schöpferischen Wertes.
Trotzig und stolz ist der Krieger, wenn die Geborgenen zufrieden und glücklich sind. Darin liegt der Mut des Kriegers, daß er, der Gefahren ungeachtet, immer wieder den Sprung in das Wagnis tut, um stärker zu werden. Er unternimmt es, von Mal zu Mal stärkere Gegner zum Zweikampf zu fordern, um an der Zahl der Siege das Wachstum seiner Seele festzustellen. Bei dieser Zerreißprobe muß er sich damit abfinden, daß er eines Tages der Unterlegene sein wird. Diesen dämonischen Urwillen zum Siege für die Nation nutzbar zu machen, ist die letzte Weisheit des Kriegers.
Wertvoll zu sein, ist das Ziel seines Daseins.
Der Hinweis auf die Erfüllung seiner Pflicht, auf seine Taten, ist seine Antwort beim Appell!

Richard Euringer

Geboren bin ich in einer Stadt, die ich liebe, in Augsburg. Gedichtet hab' ich schon als Schüler. Meine Lehrer verehre ich noch heut, fast ausnahmslos. Meinen Vornamen verdanke ich einem Vetter meines Vaters, der, bei Orleans verwundet, als tot galt, aber sich wiederbelebte. Von den Großvätern meiner Mutter nenne ich den Bildhauer Hoffmann-Overbeck. In Mathematik war ich schlecht, dagegen lag mir Stereometrie. An Plato ging mir eine Welt auf; die der Gleichnisse vor allem. An den Klassikern bewunderte ich nicht nur ihr Werk, nein, mehr noch ihr Leben, die Kühnheit ihrer Einsamkeit. Zum Militär ging ich wie im Traum; man kann doch nicht „Dichter werden".

Das erste Flugzeug, das ich sah, entschied in mir den künftigen Flieger. So zähle ich zu den „Alten Adlern". Die Jagdfliegerei hab' ich leider versäumt; wir schwitzten in der Sinaiwüste, während sie im Westen aufkam. Dafür schulte ich, als Seeflieger, dann für Londonflüge. Doch holte man mich nach Bayern heim, machte mich zum Fliegerschulchef. Die letzten Abwehrschlachten erlebte ich als Adjutant des Kommandeurs der Flieger 6. Meine Achselstücke brachte ich heil heim; niemand hat mir daran getastet. Aber ich zog dann doch den Rock aus, studierte angeblich, in München, versuchte in Wirklichkeit in Büchern und Dramen mir über vieles klarzuwerden. Juden verpfiffen mein erstes Stück. Als Sägewerksarbeiter und Holzknecht überstand ich die Inflation. Ein Abenteuer entführte mich nach Westfalen, an die Niederländer Grenze, wo ich eine zweite Heimat, mein ander Ich, und einen Herd fand. Vom Gleichnis haben wir gelebt. Jahrelang. Bis Ullsteins Remarque mich auf den Plan rief. Da stellte ich meine „Fliegerschule" hin, als eine Antwort. Die „Arbeitslosen", die „Fürsten" folgten, die Rufe und Ausrufe, die in der „Chronik einer deutschen Wandlung" nachher gesammelt worden sind. Die „Deutsche Passion 1933", im Rundfunk von der HJ. gespielt, schlug durch und brachte mir den Staatspreis, den ersten im verjüngten Reich. Dem Antrag, an lebenswichtiger Stelle, mitten im Industriegebiet, das Volksbüchereiwesen mitzusäubern, entzog ich mich, anfänglich zögernd, nicht, wirkte dreieinhalb Jahre lang als Büchereidirektor in Essen, machte, weiß Gott, Revolution und mich entsprechend unbeliebt bei allerhand Buchhändlern und Verlegern, die mir teilweise heute noch gram sind.

Immerhin bin ich dem Herzen des Arbeiters noch nähergekommen. Auch schätze ich seitdem den Menschenschlag, der an der Ruhr wohnt, für alle Zeiten. Daß ich mir trotzdem im Hermannsland, in tiefster Stille, im Asental, eine Dichterklause baute, um nur noch zu dichten, hing wohl mit der Ahnung zusammen, daß unsere Schaffenstage gezählt sind.

Envers Gestalt war mir erschienen; der „Serasker" ließ mich nicht los. So rollte ich noch einmal den alten Plan meines „Türkischen Tagebuchs" auf, von dem ich noch jetzt nicht ganz erlöst bin, schrieb den „Vortrupp", den „Zug durch die Wüste", um sie mit Envers Ende zu krönen. Auch fügte ich mein Buch „Die Gedichte" zur Form.

Der Möglichkeit, reaktiviert, also wieder Soldat zu werden, wich ich aus, an mein Werk gefesselt. In „Gleichnissen der Politik“, in Aphorismen und einer (bisher ungedruckten) „Reise zu den Demokraten“ blieb ich weiter am Pulsschlag der Zeit.
Schon dämmerte der magische Umriß des unverrückbar nächsten Romans, als mich die Dämonie des Krieges ein letztes Mal dem Schreibtisch entriß. — Seither bin ich wieder Soldat. Reklamierung schlug ich aus; als Chef einer Fliegerkompanie, Ortskommandant, Personaladjutant, Major beim Stab eines Jagdgeschwaders, fliege ich wieder, stehe im Westen und hoffe, so Gott will, zu bestehen. Es kann unsere Aufgabe nicht sein, Thesen zu lehren, die wir nicht leben. Wenn wir schon keine Klassiker sind, wenn wir schon keine Helden werden, so soll das Zeugnis, das wir geben, doch wenigstens nicht wider uns zeugen. Das Reich und seine Gerechtigkeit, die wir suchen, wird uns finden.
So oder so.

Künstler im Kampf

Der Naturalist ging zum Steinklopfer, sah ihm aufs Leder, sah ihm aufs Maul, und notierte sich sein Handwerk. Wie mit dem Pinsel nahm er Pünktchen um Pünktchen auf, Reflex um Reflex, und trug sie zusammen. Er tüpfelte und tüftelte, als ein wahrer Pointillist, etwas wie einen Brocken Granit oder eine Fuhre Splitt aus lauter Glanzlichtern zurecht, dazu den Mann selbst — Stein unter Steinen.
Wir dann sind Steinklopfer geworden.
Will sagen: Der eine ist Kesselschmied, der andere Erbhofbauer geworden, der dritte Arzt, der vierte Soldat. Das heißt: Wir schauen dem Volk nicht aufs Maul, sondern dichten das, was wir sind.
Der eine dichtet als Jungvolkführer, der andere dichtet als Frontsoldat. Ein bißchen Abstand dabei tut gut; denn es kommt ja in der Kunst eben nicht auf das Spezielle, sondern auf das Spezifische an.
Künstler von einigem Format haben sich immer davor gehütet, zu Spezialisten zu erstarren. Was aber der Impressionist an Eindrücken zusammenlebte, um es zu *reproduzieren*, das lebt der Künstler dieser Tage. Das unterscheidet ihn gleichzeitig vom Berichterstatter. Der Berichterstatter nimmt auf. Er tastet, wie der Fernsehsender, mit einem Raster, die Erscheinung, die Tat und das Erlebnis ab.
Der Künstler tut sie, stellt sie hin.
Er stellt sie nicht etwa nur dar. Nein, er lebt sie, lebt sie vor.
Ich lese gerade, daß Hans Steinhoff, der Filmregisseur, für seinen Film „Die Geierwally“ Bauern, Tiroler Bergbauern sucht, natürliche, überzeugende, und daß er sie unter Künstlern, unter deutschen Künstlern, gefunden. „Sie haben sich verwandelt in ‚Eingeborene‘. Sie denken, fühlen und reden tirolerisch.“
Man sehe: Hier ist die Grenze gewahrt, die gegen das Spezialistentum, wie die gegen den Naturalismus.

So werden da echte Tiroler stehen, werden rechte Bergbauern stehen, die doch eben Künstler sind.

So haben wir seit Jahren echte Soldaten als Figuranten des Films gesehen, echte Soldaten und echte Künstler. Nicht uniformierte Salonhusaren nach dem Operettenklischee, aber auch nicht einfach Muskoten, als Filmstatisten kommandiert. Sondern glaubhaft den Typus Künstler, der Soldat ist.

Um diesen Typus geht es noch immer, ohne daß dabei dem Künstler das Recht auf Verwandlung bestritten wird, dies Urrecht künstlerischer Magie.

Balzac hat von sich erzählt, daß er sich im reinen Anschauen in ein Gesicht verwandeln konnte, das ihm gegenübertrat. Da saß er, auf irgendeiner Bank auf einem Boulevard in Paris und vergaß sich überm Ausdruck eines Menschen, einer Gestalt, die ihm dann nachging, wie er ihr nachging, traumwandelnd sich in sie verwandelnd. Nie wird ein Künstler anders schaffen. Immer wird er aus sich herausgehen in einer wahren Ekstasis, in einer Entrückung, die ihn entrückt. Dann wandelt er der „fremden" Gestalt nach. Es „zieht" ihn etwas, das er ... bannt. Die Distanz der Möglichkeiten im Bannkreis seines Künstlertums zieht ihn, lockt ihn aus sich heraus.

So hat Goethe das Wort gemeint: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an!"

So sind wir nun wieder ausgerückt. (Man kann auch sagen: eingerückt.) So sind wir, Künstler und Soldaten, nun wieder unter die Soldaten, und zwar durchaus als Künstler, gegangen. — Nicht etwa als Berichterstatter. Nein, wir haben, kraft unseres Künstlertums, uns wieder in Soldaten verwandelt. Nicht etwa, weil wir uns uniformiert. Nein, weil uns die Gestalt des Soldaten nicht losläßt, bis wir sie hingestellt haben. Ich finde da und dort ein Wort deutscher Dichter, die wieder „dienen". Eigentümlich ist allen dies, daß sich ihr Künstlertum darin bewährt, daß sie nun „nichts als Soldaten" sind. Sie erzählen nichts vom Kommiß. Aber sie stellen die Gestalt hin, die nicht etwa der Unteroffizier X, der Hauptmann Y oder der Gefreite Z ist, sondern eben der Soldat.

Wir wissen alle nicht, was wir tun. Aber ich ahne, wir tun etwas, was für die Literaturgeschichte wichtiger sein wird als der Roman, den irgendeiner von uns jetzt schriebe, hätte er sich „freigemacht".

Ich ahne, wir prägen einen Typus, der stehenbleiben wird als Gestalt, nicht an einen Namen gebunden, nicht durch einen Titel belegt, und als Werk doch echtes Kunstwerk.

Wir haben den „Feldzug in Polen" gesehen, ein Filmwerk, von dem die Kritiker sagen, es sei ein Kunstwerk ohne Künstler.

Ich kann mir allmählich einen Künstler tatsächlich ohne „Kunstwerk" denken.

Ich kann mir einen Künstler denken, der gar nichts wäre als Soldat, wenigstens auf eine Weile. Solang, solange diese Entrückung, dies Ausrücken, weg vom Schreibtisch, währt.

Und ich kann mir diesen Soldaten dann freilich auch als einen Künstler denken, der

buchstäblich den Rock auszieht, in die Lederhose schlüpft, die Ärmel aufkrempelt und nur mehr dichtet, auf die Gefahr hin, daß ihm Künstlerlocken wachsen.
Ja, ich könnte mir sogar denken, daß er für sein kämpfendes Volk nachgerade zum Gleichnis würde.

Ich lieh mir einen Sommer Leben...

Ich glaube nicht, daß Leben gezeugt wird, das sich nicht nach Leben sehnt. Ich glaube nicht, daß es der Vater ist, der den Sohn will. Es ist der Sohn, der die Lebenden anfleht: „Leiht mir Leben! Ich will sein."

*

Ich glaube nicht, daß mein Leben mein ist. Es war die Sehnsucht, die mich gezeugt. Es war die Sehnsucht, die mich geboren. Sie kam nicht aus mir. Sie suchte ihr Gleichnis.
Sie suchte nicht sich, ihr selbstisch Ich, sie suchte ihr Gleichnis.
Da fand sie mich!
Ach, wer bin ich!
Ich bin nicht ich. Ich bin ihr Gleichnis, das sie gesucht.
Wie nun finde ich mein Ich?

*

Ich suche mein Ich, mein ander Ich.
Es ist die Sehnsucht in mir, die sucht.
Siehst du, so fand ich dich, mein Sohn; mein kleines Mädchen, so fand ich dich.
Die Sehnsucht fand ihr ander Ich. Aber sie suchte nicht sich selbst.
Euch, meine Kinder, sie suchte euch.
Nein, sie suchte euch nicht, sie fand euch.
Es ist das Kind, das die Mutter sucht. Es sucht die Mutter, in seiner Sehnsucht.

*

So leben wir, Gleichnisse eines Lebens, das in Sehnsucht Leben sucht. Wir sind nicht das Leben, wir gleichen ihm nur. Wir sind viele aus einer Sehnsucht. Wir leihen uns Leben, das wir nicht sind, wir leben, aber wir sind nicht sterblich.

*

Nur das, was Gleichnis an uns ist, ist „sterblich". Es erscheint. Es scheint nicht nur, als sei es nur Schein. Nein, es ist wirklich, es wirkt, es lebt.
Aber es lebt von einem Leben, das durch seine Erscheinung hindurchscheint.
So ist alles Gleichnis.
Die Rose stirbt nicht, wenn sie verblüht. In tausend Sommern blüht sie wieder. Es ist nicht die Rose, die verblüht; nur eine Rose; der Rose Gleichnis.

Du hältst, Geliebte, mich nicht umfangen. Ich bin es nicht, den deine Sehnsucht sucht.
Sie sucht das Leben.
Ich bin es nicht.
Ich lieh mir einen Sommer Leben. Der reift nun in dir, der reift nun in mir.
Wir „sterben“. Aber wir sterben nicht.
Unser Leben, das wir lieben, unser Lieben, Geliebte, stirbt nicht.
In unsern Kindern lebt es fort. In unserer Liebe lebt es fort.
Es sucht sich wieder, es findet sich.
Und immer findet es nicht „sich“.
Es findet Leben. Sei ganz getrost!

*

Die Sehnsucht in dir, die Sehnsucht in mir, die sich einst ins Licht gesehnt, sie lischt nicht aus wie Kerzendocht.
Das Licht erlischt nicht. Nur der Docht.
Ich weiß, daß wir nicht sterben werden. Aus jedem Dunkel, aus jeder Nacht sucht unsere Sehnsucht sich wieder ins Licht.
Ich weiß, daß dies „mein“ Leben nicht mein ist. Es ist meiner Väter Leben, die sich in meinen Müttern gesucht. Es ist meiner Urväter Leben, die sich in Urmüttern gesucht.
Wir sind viele aus einer Sehnsucht. Wir sind Geschlechter und sind doch nichts als das Gleichnis ihrer Liebe.
Ich glaube nicht, daß wir so viele sind, wie wir uns dünken.
Wir sind eins; denn im Vater ist der Sohn und im Bruder ist der Bruder. Wir sind eins aus einer Sehnsucht, die sich sucht; die Leben sucht.
Gebe ich denn also mein Leben hin, geb ich es hin für meinen Bruder?
Nein, ich gebe soviel nicht hin; denn im Bruder ist der Bruder, und im Vater ist der Sohn.
Meine Kinder, was gäbe ich denn hin, gäb' ich um euch mein Leben hin?
Seht, ich gäbe soviel nicht hin.
Nein, wir wollen uns nicht fürchten.

*

Mutter, die du dein Leben hingabst um dein Kind, sieh, du verstehst mich. Die Rose stirbt nicht, die erblüht. Sie blüht, weil sie den Tod nicht fürchtet.
Wir sind nicht viele, wir sind eins, wie — am tausendjährigen Stock — Rosen all der tausend Sommer.
Wir sind nicht viele, wir sind ein Volk, wir sind am tausendjährigen Weinstock Trauben all der tausend Jahre.
Der Weinstock stirbt nicht, die Traube stirbt nicht, ja, es stirbt die Beere nicht, weil die Kelter einer Beere den Saft erpreßt, der rot wie Blut ist.
Tausend Beeren wollen bluten, daß er süß werde und Wein.

*

„Dionysos, der Gekreuzigte", hat ein Seherischer gesagt. Das Wort schien dunkel, rätselhaft.
Uns scheint es, hell. Wir sehen durch dies Gleichnis hindurch ein Leben ewiger Wiederkunft. Nicht einer öden Wiederkehr. Nicht einer Seelenwanderung, die vom Cherub in das Tier fährt. Aber das Leben der ewigen Sehnsucht, die sich sucht, bis sie sich findet.
Wir werden leben, mitten im Tod.
Wir haben uns daran gewöhnt, seit wir um „Tod" dies „Leben" erkauften. Nein, wir haben es nicht erkauft; nur ersehnt. Dies „sterbliche" Leben. Wir ersehnen es heute noch, immer wieder, immer neu. Wir sind bereit, darum zu sterben.

*

Ich glaube nicht, daß ein Leben stirbt, das immer wieder bereit ist, zu sterben.

*

Aber ich glaube an eine Liebe, die durch das Gleichnis „deutsches Volk" hindurch das deutsche Wesen zieht. Und es wirkt, nach seiner Sehnsucht.

Zwischen Herbst und Frühling

Kleine Erlebnisse aus großer Zeit

Schade, daß jetzt nicht „Buchwoche" ist! Ich hätte ein frontgerechtes Motiv für den Zeichner beizusteuern:
Sitzt da im Securitgehäus, fix und fertig für den Feindstart, ein Jäger in seiner Jagdmaschine und liest in einem Feldpostbüchlein. Den Knüppel zwischen die Knie geklemmt, fest in seinen Fallschirm vergurtet, hockt er und liest sein Feldpostbüchlein. Die Tommies kommen und kommen nicht; wahrscheinlich wird es auch heut mit dem Start nichts, aber die Staffel bleibt auf Draht. Einmal quarrt doch das Signal, das die Abschuß-Chance bringt; also heißt es, sprungbereit sein. Da hat sich nun jeder auf seine Weise einen Zeitvertreib „organisiert". Der eine ergründet weltverloren ein winziges, grünverglastes Geduldspiel mit einer widerspenstigen Kugel. Sie kullert immer wieder zu Tal. Und sie soll doch irgendwie auf dem kleinen Hügel landen, der da unter Glas sich aufwölbt. —
Der andere liest. Er liest vertieft. Er liest so, wie man lesen muß, um sich gänzlich zu vergessen. Er weiß bestimmt nicht, daß er, in Pelz und Leder verpackt, hinter seinem Knüppel hockt. Er liest, wie vor ihm nie ein Mensch gelesen. Er hat sich ein Gehäus gebaut, in das er förmlich eingebaut ist. So liest er. Bis dann das Signal quarrt.
Da schaltet er aus, schaltet ein, schaltet eine andere Welt ein, stiebt dahin und ... stellt den Feind.

*

Neben mir hab' ich die Flakvermittlung. Da reißt die Fernsprecherei nicht ab. Drei „Nachrichter" quasseln durcheinander, der vierte nebendran „telephoniert". Dazu tönt das Rundfunkgerät. Es tönt unerbittlich, Tag und Nacht. Die Kerle brüllen, um zu verstehen —. „Die Verständigung ist schlecht!" —, aber sie stellen ihr Radio nicht ab. Sie kommen gar nicht auf den Gedanken, daß es die Verständigung störe. Lieber brüllen sie sich heiser. Radio muß sein. Es gehört dazu.
Einmal aber wird mir's zu bunt. Da nämlich hat der Musikzug Dienst. Der eine hat seine Klarinette, der andere sein Saxophon bei sich. Ich lüge nicht: Während „vermittelt" wird, das Radio tönt und die Kerle brüllen, üben die andern durcheinander. Zuerst pumpere ich an die Tür. Da es nichts hilft, werde ich feindlich und erscheine in Person. Sie bolzen hoch und stehen still. Aber sie verstehen nicht.
Die Leitung ...? Die Leitung sei nicht gestört.
„Die Verständigung ist doch gestört!"
Nein, die Verständigung sei nicht gestört.
Nerven scheinen sie nicht zu haben.

*

Ein Fernaufklärer, rückkehrend vom Feindflug, funkt, sein Fahrwerk sei nicht im Lot. Er bringt die Räder nicht heraus. Er brummt um den Platz, zweimal, dreimal ..., es klappt nicht, da ist was kaputt.
Die Sache zieht allmählich „Blasen".
Die Funkbude wird von Männern gestürmt, die wissen wollen, was denn los ist.
Nichts ist „los": das Fahrwerk sitzt fest.
Der brave Bordfunker funkt und funkt.
Erst funkt er: „Stellt die Suppe warm!" Dann: „Grüßt Marie! Wir bleiben oben."
Es scheint dann aber doch nicht so. Plötzlich schweigen die Motoren, die Kiste nimmt das Landetuch an.
Da funkt er noch einmal: „Gut' Nacht! Gleich kracht's."
Es kracht aber nicht. Der sanfte Walfisch legt sich friedlich auf den Bauch.
Im „Nervenkrieg" muß man nur Nerven haben.

*

Als Offizier vom Nachtdienst meldet sich pünktlich 18 Uhr täglich ein Leutnant der Staffeln auf dem Gefechtsstand. Er bringt seine Decke mit, darf von Mitternacht an schlafen, muß aber, wenn er geweckt wird, bereit sein, Fernschreiben entgegenzunehmen und etwas Eiliges weiterleiten. Dazu steht ihm ein U. v. D. (ein Unteroffizier vom Dienst) zur Verfügung, der in der Nebenkammer nistet.
Eines Morgens frage ich nach, was von Fernschreiben angekommen. Der Stabsschreiber legt sie mir vor.
Ich wundere mich, daß kein Leutnant da ist.
Es wird mir gemeldet, doch, er sei da.

Ich trete ins Kommodorezimmer. Da liegt er in Socken auf der Couch, wie ein Igel in sich verrollt, unter der verrutschten Decke.
„Gut'n Morgen!"
Aber er rührt sich nicht.
Ich denke, du wirst schon munter werden, und stelle ihm das Radio an.
Der Leutnant aber rührt sich nicht.
Da reiße ich die Fenster auf. Eisig strömt die Kälte herein.
Er zieht die Beine an den Leib, fischt im Traum nach seiner Decke, schläft aber weiter wie ein Sack.
Ich bin dann frühstücken gegangen.
Als ich zurückkam, schlief er noch!
Steifgefroren, die klammen Fäuste wie ein Säugling im offenen Mund, den Deckenzipfel quer über der Brust, die Knie an den Leib gezogen, schlief er, mitten im Nervenkrieg, bis wir ihn an Händ und Füßen packten und lebendig prellten.
Seither besteht Befehl, daß der O. v. N. sich einschließt. Nicht daß ihn uns noch einer stiehlt.

Hermann Gerstner

Ich bin im Jahre 1903 in Würzburg geboren. Dort an den Ufern des Maines in der schönen altertümlichen Frankenstadt und vor ihren Mauern zwischen Wiesen und Weinhügeln verbrachte ich meine Jugend und meine Schuljahre. Auch die ersten Semester studierte ich dort an der Universität deutsche Literatur, Geschichte, Philosophie und manches andere, dann siedelte ich als Student in das ersehnte München über, das mir besonders wegen der Nähe seiner Berge gefiel. Nach verschiedenen Examinas war ich drei Jahre als Lehrer in Berlin, wechselte dann aber meinen Beruf und wurde Bibliothekar an der Bayerischen Staatsbibliothek wiederum in München. Immer aber glaubte ich zu wissen, daß die dichterische Lebensaufgabe mir den entscheidenden Inhalt meines Lebens schenken würde. Und so diene ich auch in allen Stunden, die mir dafür gegeben sind, meinem dichterischen Werk. Ich bin — und dies gehört wesentlich zu meinem Leben — glücklich verheiratet und habe ein Kind. Reisen führten mich kreuz und quer durch die deutschen Lande und dann auch nach Norwegen, Schweden, Dänemark, Frankreich, Schweiz, Italien und Afrika. Gegenwärtig bin ich wie schon beim sudetendeutschen Einsatz wieder unter den Waffen, ich stehe im Westen im Felde. Von meinen Dichtungen seien genannt: Gedichte: „Requiem für einen Gefallenen", „Den Müttern der toten Kämpfer", „Acker der Grenzmark". Novellen: „Der graue Rock", „Opfer der Jugend". Romane: „Ewig ruft das Meer", „Die Straße ins Waldland", „Zwischen den Kriegen", „Mit Helge südwärts".

Gespräch mit meinem Töchterchen Doris

Wir schreiben das Jahr 1940. Du, kleine Doris, bist erst einige Tage alt und du weißt noch nicht, was ich mit dir spreche. Zart liegst du in deinem Kinderbettchen, leise und behutsam atmest du, deine Augen sind geschlossen, du schläfst und ahnst nicht, daß dein Vater für einige Tage aus dem Feld in die große Stadt Berlin gekommen ist, um dich im Leben zu begrüßen und um deiner Mutter zu danken, daß sie dich unter Schmerzen geboren hat. Nein, meine kleine Doris, du weißt nicht, daß dein Vater jetzt mit dir spricht, auch wenn du zuweilen aus deinen sanften Träumen aufwachst, die Händchen erhebst und die Augen groß und staunend aufschlägst, als könntest du schon begreifen, was rings um dich vorgeht. Nein, du weißt es nicht — und dennoch unterhalte ich mich mit dir, ja ich bringe sogar diese Unterhaltung zu Papier. Wenn du auch heute die Worte noch nicht verstehst, so wirst du doch später einmal an das Jahr 1940, das Jahr deiner Geburt zurückdenken, und du wirst dich erinnern, daß dieses Jahr im Zeichen des Krieges stand — vielleicht liest du dann auch diese Zeilen, diese Worte eines Gespräches, über das ich nachsann, als ich in den ersten Tagen deines Lebens am Bette deiner noch etwas bleichen Mutter saß und zu deinem lieben Gesichtchen hinüberschaute.

Ja, siehst du, kleine Doris, als der Große Krieg des Jahres 1914 begann, da war ich schon älter als du. Schon elf Jahre war ich damals alt, ich besuchte schon das Gymnasium, ich konnte schon schwimmen und Ball spielen — bei dir aber wird es noch einige Zeit dauern, bis du lesen und rechnen, schwimmen und Ball spielen kannst. Und ich wußte damals 1914 schon, daß im Krieg die Männer ins Feld ziehen müssen, daß sie kämpfen müssen und schwere Gefahren zu bestehen haben. Siehe, ich hatte zwei Brüder, die waren damals etwa zwanzig Jahre alt und sie trugen schon nach wenigen Tagen den Rock des Soldaten. Ich nahm von beiden Abschied und ahnte schon die innere Gewalt eines solchen Abschiedes, Briefe schrieb ich meinen Brüdern ins Feld, ich sparte und war stolz, wenn ich ein Päckchen abschicken konnte. Obwohl ich nur ein Junge war, erlebte ich doch den Krieg, ergriffen und gepackt vom Schicksal meiner Brüder. Den einen besuchte ich später im heimatlichen Lazarett, ihn sah ich dann auch heimkehren — den anderen sah ich nur noch einmal auf einem kurzen Urlaub, er fiel im Herbst des Jahres 1916 in den blutigen Kämpfen an der Somme. Jetzt liegt er in einem Soldatenfriedhof bei St. Quentin in Nordfrankreich, ich habe sein Grab einmal besucht, es schlafen dort unter den Bäumen noch viele andere deutsche Soldaten, die damals 1916 an der Somme größte Tapferkeit zeigten.
Du wirst mir zugeben, liebe kleine Doris, daß ich durch dieses persönliche Erlebnis die Fittiche des Krieges nahe rauschen hörte — ich selbst war ja noch ein Junge, als meine Brüder kämpften, aber ich liebte sie, ich begleitete sie bei ihren Ritten und Angriffen, ich steckte die Fähnchen an die Stellen der Karte, wo ich meine Brüder wußte, meine Träume waren bei ihnen, meine Wünsche und alle meine Gedanken.
Nicht nur ich aber, mein liebes schlafendes Kind, ahnte so das Schicksal des großen Krieges, auch deine Mutter wurde von ihm berührt, ja noch mehr, ihr Geschick wurde in tiefem Maß von ihm beeinflußt und gestaltet. Deine Mutter ist nämlich als Auslandsdeutsche in Petersburg geboren. Ach, sie war, als 1914 der Krieg begann, noch ein kleines Mädelchen, nein, in die Schule ging sie damals noch nicht, aber sie konnte schon laufen, konnte schon sprechen, gewiß erzählte sie in jener Zeit ihren Puppen schon die Märchen, die sie von ihrer Mutter gehört hatte. Als Deutsche wurde sie dann in Rußland interniert, erst während des Krieges kam sie auf dem Wege des Austausches über die nordischen Länder nach Deutschland, wo glücklicherweise noch ihre Großmutter wohnte. Ja, kleine Doris, so war das Leben deiner Mutter dereinst, als sie selbst noch ein Kind war und als an dich noch niemand dachte, schon vom Krieg geformt. Es sind eben die großen Ereignisse dieser Welt, die unsere Lebensbahnen in diese oder jene Richtung leiten.
Aber kleine Doris, wäre dies alles nicht gewesen, so wäre deine Mutter auch voraussichtlich als Auslandsdeutsche in Rußland groß geworden und wäre wohl auch dort geblieben. Und so ist auch dein Werden, obwohl es erst viele Jahre nach den Jahren des Weltkrieges von 1914—1918 seinen Anfang nahm, nicht ohne jene umwälzenden Ereignisse denkbar. Daß deine Mutter und ich, daß wir uns finden konnten, dies liegt nicht zuletzt an den Geschehnissen der Jahre des Krieges.
Schlaf ruhig weiter, mein Kind. Schließe wieder deine großen staunenden Augen!

Träume selig in deinen Kissen. Noch kannst du nicht fragen, wann du ins Leben gerufen wurdest. Ja, ein Wunsch warst du schon deinen Eltern, als im Herbst des Jahres 1938 dein Vater als Soldat beim sudetendeutschen Einsatz, bei der Befreiung dieser alten deutschen Gaue dabei war. Aber da warst du noch nicht unter uns, doch später, als ich Ende August 1939 in München wieder zu den Fahnen gerufen wurde, da wuchsest du schon unter dem Herzen deiner Mutter, da wußten wir schon, daß es nur noch einige Monate dauern würde, bis du in unserer Welt erscheinen würdest. Gewiß schlug dein Herz noch sehr leise, und das Blut deiner Mutter rauschte noch geheimnisvoll und wie ein scheuer Traum durch dein erwachendes Leben, aber sie spürte dich schon, deine Mutter, sie spürte dein erwecktes Dasein.

Ja, mein Kind, du mußt an die Tapferkeit deiner Mutter denken, die dich dem Leben gab, während ich fern von ihr im Felde an der Westgrenze des Reiches weilte. Unter Schmerzen hat sie dich geboren, du aber weißt nichts davon, mein Kind, zart schlummerst du — aber später sollst du einmal an deine gute Mutter denken, sie hat dich in einem Kriegsmonat geboren. Jetzt ist sie noch müde und ein wenig erschöpft, aber sie lächelt leise zu deinem Dasein hinüber. Nun fließt unser Blut, mein Kind, in deinen Adern, und die Träume, die wir sahen, werden vielleicht auch in dir einmal aufwachen und Gestalt annehmen.

Und nun kann ich einige Tage bei euch sein, ich kann die Hände deiner Mutter ergreifen und ich kann dich selbst aus dem Bettchen heben und dein Gesichtchen ganz nah betrachten, ganz nah. Aber es sind nur einige Tage, die ich bei dir verweilen kann, dann werde ich wieder durch das nächtliche Land fahren, immer gen Westen.

Später aber, wenn du schon lesen kannst und wenn du begreifen wirst, was die Buchstaben und die Worte den Menschen sagen können, dann wirst du vielleicht auch diese Zeilen lesen und du wirst dich auch in diese Stunden versenken, in denen ich zu einem kurzen Aufenthalt in das Zimmer einer Berliner Klinik, in dein Geburtszimmer, eingetreten bin. Und dann magst du wissen, daß du in der Liebe des Herzens empfangen und aus der Liebe und Sehnsucht geboren wurdest. Und daß die guten Wünsche deiner Eltern wie reine Gestalten an deinem Kinderbettchen standen, das sollst du wissen und nicht vergessen.

Wenn dir dann diese Stunden nahe sein werden, dann wirst du vielleicht auch die Bücher, die dein Vater geschrieben hat, zur Hand nehmen und du wirst dich fragen, in welcher Weise hier das Schicksal des Krieges, das die Wege der Menschen so vielfältig bestimmt und sie zur Tapferkeit und Bewährung ruft, geformt ist. Nun, mein Kind, ich kann dir in diesem Augenblick noch nicht sagen, welche Werke mir in der Zukunft reifen werden — ich kann dir heute, während ich an deinem Kinderbettchen zu Anfang des Jahres 1940 sitze, erzählen, was ich in meinen bereits geschaffenen Dichtungen vom Krieg und vom feldgrauen Rock aussagen durfte. Nimm dann einmal die Gedichtfolge „Requiem für einen Gefallenen" zur Hand, lies die Sonette aufmerksam in einer stillen Stunde; denn ich habe sie für einen unbekannten Gefallenen des Weltkrieges 1914—1918, ich habe sie für meinen Bruder Valentin, der im Herbst 1916 an der Somme sein Leben gab, geschrieben. Und dann

Kurt Eggers

Richard Euringer

Hermann Gerstner

Joachim von der Goltz

Thor Goote

Georg Grabenhorst

Hans Grimm

Karl Maria Grimme

in einer nicht minder gesammelten Stunde nimm den Gedichtkreis „Den Müttern der toten Kämpfer“, lies die Verse mit einer gewissen Andacht; denn diese Sonette gelten dem Schmerz meiner Mutter, die ihren Sohn Valentin, der für sein Vaterland starb, sehr liebte. Und wenn du dann noch einige meiner Gedichte lesen willst, die vom Opfer für das Vaterland künden, so greife nach meinem Büchlein „Acker der Grenzmark“, hier wirst du Verse finden, die der Tapferkeit soldatischer Helden ein Denkmal setzen wollen.

An einem anderen Tag greifst du vielleicht nach einem Band gesammelter Erzählungen, du wirst darin nicht nur von Kämpfen und kühnen Taten der Vergangenheit hören, auch manchem Schicksal wirst du begegnen, manches Gesicht wirst du anschauen, das vom Erlebnis des Krieges geformt und bestimmt ist. Besonders nenne ich dir die Novelle „Der graue Rock“, eine Schi-Novelle aus meinen geliebten Bergen, in der des Soldaten grauer Rock gleichsam selber zum Helden geworden ist.

Aber auch in meinen Romanen, die dir von meinen Träumen, von meinen Sehnsüchten und Verliebtheiten, von meiner Heimat und von meinem Fernweh Kunde geben, zittert das Geschehen des Weltkrieges von 1914—1918 nach oder es kündigt sich sein Anbruch wie das Näherrollen eines heraufziehenden Gewitters an. So wirst du in dem Roman „Ewig ruft das Meer“ nicht nur den Schatten der Skagerrakschlacht am Horizont auftauchen sehen, du wirst auch Menschen finden, die noch im Frieden scheinbar vom Gesetz des Krieges bestimmt sind. Auch in dem Roman „Die Straße ins Waldland“, der doch in friedlichen Jahren des Aufbaues spielt, erscheinen plötzlich Menschen, deren Lebensweg von den Jahren des Kampfes gewandelt wurde. Und der Roman „Zwischen den Kriegen“, der die Zeit zwischen 1866 und 1914 umfaßt, schließt die Kriege von 1866 und 1870/71 ein und mündet in den Beginn der neuen Epoche ein, die mit den Augusttagen von 1914 anhebt. Und bei alledem, liebe kleine Doris, wirst du einmal Lebensläufen begegnen, die sich zwischen Krieg und Frieden ereignen und vollenden.

Nun siehe, meine kleine Doris, ich habe mich wieder in den Gedanken an meine Werke, ich habe mich wieder auch in dichterischen Plänen der Zukunft verloren. Deine Mutter lächelt, sie weiß, daß mir der dichterische Beruf zur heiligen Lebensaufgabe geworden ist, sie kennt mein Ringen um das dichterische Wort, ja sie hat erfahren, mit welcher Inbrunst und mit welcher uneingeschränkten Hingabe ich diesem Werk zu dienen versuche. Und darum legt sie ihre Hände nun auf meinen Arm, ich brauche ihr gar nicht zu sagen, warum ich in dieser Stunde an meine dichterischen Arbeiten dachte, sie begreift mich auch ohne Worte, ist sie doch allezeit mein bester Kamerad gewesen, ihr brauche ich nichts mehr darüber zu sagen, sie glaubt an das Feuer, das in mir brennt.

Aber dir will ich sagen, warum ich in dieser Stunde, in der ich als Soldat in dein Geburtszimmer heimgekehrt bin, auch meinen Büchern nachgesonnen habe. Du, kleine Doris, bist mit deinen Augen und deinen Händchen wie etwas Wundersames, etwas Reines und Zartes in dieser Welt erschienen, und in einer solchen wundersamen Stunde soll man nicht Alltäglichem nachhängen, man soll an das denken, was einem selbst im Leben heilig ist. Auch vergehen die Stunden des Urlaubes rasch, man soll

sie nicht mit Tändeleien verbringen. Du aber, kleine Doris, mögest an meinen Dichtungen später Freude haben, an denen, die ich bisher schaffen konnte, und an jenen, die mir das Schicksal hoffentlich noch in reicher innerer Fülle zu schaffen vergönnt. Siehe, ich erzähle meine Bücher meinen Freunden, aber auch meiner Frau, deiner lieben Mutter, erzähle ich sie — und nun, kleine Doris, möchte ich sie auch dir erzählen. Ich weiß, du wirst sie einmal aufmerksam lesen, du wirst sie vielleicht sogar lieben; denn mein Blut ist ja jetzt auch dein Blut — und dann rauscht ja auch das Blut deiner Mutter durch deine Adern, und siehe, mein Kind, deine Mutter liebt meine Bücher. Denn sie weiß, wie sehnsüchtig die Flamme in mir brennt, mit der schönen Sprache unserer Mütter und Väter die Bilder des Lebens deuten zu können, auf daß sie Gleichnisse werden für das Dasein der Menschen, das sich zwischen Geburt und Tod so wundersam, so schmerzvoll und so beglückend ereignet.
Nun, meine kleine Doris, hebst du schon deine winzigen Händchen zu meinem feldgrauen Rock empor, aber du weißt noch nichts von mir. Aber ich bin glücklich, daß du im Leben bist, und froh reiche ich dich jetzt deiner Mutter, deren Blicke zwischen dir und mir hin- und herwandern. Nun liegst du still und zufrieden neben ihr, du schließt wieder deine Augen, du schläfst in die Zukunft hinein. Wir aber müssen diese Zukunft bauen und gestalten, wir müssen die Gegenwart auf unseren Schultern tragen, damit du einmal jung und fröhlich über die Wiesen des Frühlings springen kannst.
So nehme ich für heute Abschied von dir, ich streichle sehr zart deine Härchen, nun liegst du wieder im Schatten des bunten blumigen Daches, das sich über deinem Bettchen wölbt, schlafe sanft, mein Kind! Deine Mutter, die gute, wird für dich sorgen, da ich selbst wieder ins Feld zurückfahren werde. Ihre beiden Hände umschließe ich jetzt und ich spüre, wie ihr Blut klopft, ihr rauschendes Blut, das sie auch dir, du kleine Doris, vermacht hat.
Mein Herz schlägt für euch, fortan für euch beide ...

Im Saal der Verwundeten

Als ich vor einigen Tagen eine Kunstzeitschrift durchblätterte, fiel mir ein Bild auf, das eine Landschaft von der Kurischen Nehrung darstellte. Im Vordergrund sah man die Wellen der Ostsee, daraus stiegen die Sanddünen mit ihrem spärlichen Kiefernbestand und darüber wölbte sich ein strahlend blauer Himmel, in dem nur wenige zartweiße Wolken schwammen. Das Ganze war die leichte und duftige Wiedergabe eines zarten Aquarells, das mir wie der vollkommene Ausdruck innerer Ruhe und Heiterkeit erschien.
Als ich den Namen des Malers Horst Rogge las, erinnerte ich mich an ein Erlebnis aus meiner Kindheit, das mich heute noch bewegt.
Es mochte im zweiten Kriegsjahr, also 1915, gewesen sein. Ich war damals etwa zwölf Jahre alt und ging noch zur Schule, während mein großer Bruder an der Westfront stand. Als er verwundet wurde, kam er über ein anderes Lazarett auf

den Antrag meiner Eltern schließlich auch in meine Heimatstadt und war nun in der Schillerschule untergebracht, die damals ganz für die Verwundeten eingerichtet war. Ich besuchte ihn öfters. Er lag in einem Bett des Turnsaales, den ich aus meinen ersten Schuljahren mit all seinen Winkeln und Geräten kannte. Wie oft war ich als kleiner Kerl über die Schnur gesprungen, wie oft hatten wir die Matten von den Wänden geholt, wie hatte ich mich als Knirps am niedrigen Bock geplagt! Jetzt freilich war kein Reck mehr zu sehen, die Barren waren weggeräumt, die Lederpferde ausquartiert, nur die Kletterstangen, die fest in den Parkettboden eingelassen waren, erinnerten noch an die ehemalige Bestimmung des Saales.

In langen Reihen standen nun die Betten. Manche der Verwundeten durften schon aufstehen, da saßen sie in der Mitte des Raumes um einen Tisch und spielten Karten oder vertrieben sich die Stunden mit Zeitunglesen. Einige trugen den Arm in der Schlinge, andere hinkten an einem Stock einher und wieder anderen war ein Verband um die Stirn gelegt. Aber zwischen allen war eine sorgliche, fast zärtliche Güte für einander. Oft durfte ich in ihrer Mitte sitzen und Geschichten aus dem Großen Krieg anhören, die ich dann zu Hause unbeholfen, aber als gewissenhafter Chronist aufzuschreiben versuchte.

Eines Tages erzählten sie mir, daß ein Junge meines Alters mit Namen Horst Rogge in das Kriegslazarett eingeliefert worden sei. Nein, er sei kein Frontkämpfer gewesen, dafür sei er noch zu klein, er könne ja noch nicht einmal recht ein Gewehr anstemmen, aber er müsse doch irgendwie mit den Truppen verbunden sein, sonst hätte man ihn nicht in die Obhut der Militärärzte gegeben.

Ich bekam meinen Altersgenossen vorerst nicht zu Gesicht, da er in einem Zimmer der Schwerverwundeten lag. Man sprach davon, daß ihm ein Bein abgenommen worden sei. Dann hörte ich wochenlang nichts von ihm.

Aber einmal erfuhr ich von den Insassen des Turnsaales, daß der Junge nun wohl auch zu ihnen kommen werde. Die Lebensgefahr sei überwunden, Fieber habe er auch nicht mehr, so daß er wohl jetzt in den großen Saal überwiesen werde, wo die Genesenden untergebracht waren.

Als ich ihn hier zum ersten Male sah, saß eine Frau im dunklen Kleid an seinem Bett, das sich in der Mitte der großen Reihe befand. Die lächelte sanft und hielt ihrem Sohn ein Stück Kuchen hin, das er mit leisem Dank empfing.

Die Frau bemerkte mich, winkte mir zu und sagte dann zu mir, sie habe gehört, daß ich öfters hierherkomme, um meinen Bruder zu besuchen. Sie würde sich freuen, wenn ich auch ihrem kleinen Horst ab und zu ein wenig Gesellschaft leisten würde.

Horst gab mir die Hand. Klein und dünn war sie und nicht besonders kraftvoll. Und sein Gesicht war weiß und schmal. Aber er lachte mir freundlich zu und seine Augen schauten dabei klar und rein in die Welt. Man sah dem Gesicht an, daß es manches erlitten hatte, aber es war zugleich durch das Erleiden so verklärt, daß ich nur mit dem Gefühl einer inneren Ergriffenheit seine Tapferkeit gewahren konnte. Der kleine Horst mußte doch wissen, daß er mit dem einen Bein, das ihm geblieben, nie mehr so spielen konnte wie seine Altersgenossen. Trotzdem hörte ich kein klagendes Wort von ihm.

Er erzählte mir vielmehr an den folgenden Tagen, an denen ich vor seinem Bett saß, daß seine Mutter hier in meiner Heimatstadt bei seiner Großmutter wohne. Er selbst sei in Ostpreußen geboren, dort sei sein Vater in Friedenszeiten Lehrer. Jetzt freilich diene er im Osten, er sei einem Infanterieregiment zugeteilt, das gegen die Russen kämpfe.

Als ich ihn eines Tages fragte, wie er selbst verwundet worden war, wollte er zuerst ablenken. Dann aber sagte er nur ganz kurz, er habe den deutschen Soldaten, die im Schützengraben lagen, Essen zugetragen.

Von seiner Mutter vernahm ich bei anderer Gelegenheit, daß er sich nachts heimlich aus dem Dorf entfernt und den Soldaten mitten im Feuerhagel allerlei Notwendiges in die Stellungen vorgebracht habe. Sie hatte ihm diese Gänge wiederholt verboten, aber er sei immer wieder durchgebrannt, in der Hoffnung, einmal seinen Vater vorn zu entdecken. Der kleine Essenträger ist im ganzen Frontstück bekannt gewesen, er war geschickt und schlau, immer wieder fand er sich zurecht, so daß er sogar zu kleinen Botengängen verwendet wurde, bis dann das jugendliche Heldentum jäh durch die schwere Verwundung, durch ein so hartes Opfer besiegelt werden mußte.

In den langen Wochen und Monaten seines Krankenlagers hatte sich Horst zwei Beschäftigungen angewöhnt, die ihm Unterhaltung für seine stillen Stunden bringen sollten.

Er hatte sich von seiner Mutter einen großen Zeichenblock mit weißem Papier schenken lassen, dazu ein Kästchen voll Wasserfarben und auch Pinsel und Näpfchen, und zauberte nun blaue Wellen, dunkelgrüne Wälder und braune Äcker auf seine Bogen. Über allem aber wölbte sich ein hoher Himmel, wie er ihn wohl in Ostpreußen erlebt hatte. Dort über dem ebenen Land waren von Horizont zu Horizont die flimmernden Wolkenzüge gespannt.

Sicher war das alles mit kindlicher Schlichtheit entworfen, aber mir gefielen damals die bunten Blätter ausnehmend gut und ich bewunderte immer wieder die Phantasie meines Kameraden, der die Wolken doch nur durch das Fenster des Saales sehen konnte, aber trotzdem die verschiedenartigsten Figuren in seinen Himmel baute. Gern wusch ich ihm die Pinsel aus und holte immer neue Näpfchen mit frischem Wasser, damit die Farben recht rein und klar schillerten. Ich selbst besaß nicht die Gabe des Zeichnens oder Malens und hatte daher eine ganz besondere Hochachtung vor den farbigen Landschaften meines Kameraden.

Seine zweite Leidenschaft war das Schachspiel. Mir persönlich wäre das einfachere und schneller zu Ende gehende Mühlspiel lieber gewesen, ich hatte nicht von Natur aus die Geduld zu den wohlüberlegten Zügen von Bauern und Königen, von Springern und Türmen. Aber Horst lebte außerhalb meiner Zeiteinteilung und vertrieb sich gern die langen Tage, indem er sich selbst die schwarzen und weißen Gegner auf den Feldern seines Brettes aufbaute und sie nun nach bestimmten Aufgaben gegeneinander verschob. Manchmal kam ich gerade dazu, wenn die Feinde sich in verwickelten Gruppen bedrohten. Dann mußte ich eine Partie übernehmen, aber leider war meine Spielkunst nur manchmal dem Schlachtenplan des kleinen Horst gewachsen.

Nicht selten standen Soldaten in Gruppen um uns herum, mochte nun Horst seine Wolkenvisionen auf die Blätter färben oder mochte er mit seiner stolzen Königin meinem erschrockenen König Schach ansagen.

Wie konnte er sich freuen, wenn er mir das Schachmatt geboten hatte! Aber gleich darauf holte er eine Birne oder einen Apfel oder auch ein Stück Schokolade aus der Schublade seines Nachttischchens und schob mir die Gabe in den Mund, als wollte er mich damit für den Verlust des Spiels entschädigen.

Am meisten aber freute er sich, als ihm einmal der behandelnde Arzt, ein gutmütiger älterer Herr, der mit allerlei Zauberkunststückchen seine Patienten unterhielt, ein kleines Lederkästchen darbot. Schon glaubte mein Freund, der Arzt habe wieder seinen Spaß vor, um hier eine Gummizigarre verschwinden, dort auftauchen zu lassen, und er vermeinte, daß in dem Kästchen wieder so ein lustiger Schabernack verborgen sei. Da aber sprang das Etui auf und siehe, es lag auf samtenem Grund ein Orden. Ein richtiger Orden mit dem dazugehörigen Band.

Mit einer gewissen Scheu faßte Horst das Metall, das in der Form eines Kreuzes geschnitten war, an und holte die Auszeichnung heraus. Da lag die Ehrengabe auf dem weißen Bett, die Knabenhände ruhten daneben und ein leises Zittern ging durch das Gesicht des Verwundeten. Er schaute den Arzt bangend an, als könnte er das Zeichen wieder mit seiner gewohnten Zauberfertigkeit verschwinden lassen. Dem aber fiel das gar nicht ein, er sagte: „Ja, Horst, das gehört wirklich und wahrhaftig dir. Das hat man dir verliehen, weil du so tapfer den Soldaten geholfen hast."

Ganz gerührt schien Horst, aber als der Arzt nun aus seiner Rocktasche mit einer jähen Bewegung ein gefaltetes Papierblatt zog und daraus mit einer kleinen Handreichung einen bunten japanischen Blumenstrauß zauberte, da lachten alle, man gab die Papierblüten dem Jungen zur Gratulation, der lachte nun auch mit und freute sich unbändig, daß man ihn mit diesem Orden als vollgültigen Soldaten anerkannt hatte. Dann kamen auch schon andere mit frischen Schnittblumen, die sie aus dem Schulgarten geholt hatten und jetzt auf die Bettdecke des Ausgezeichneten legten.

Einige Wochen später teilte mir Horst mit, daß sein Vater auch verwundet worden sei. Aber es sei nur ein Armschuß, er habe selbst geschrieben, daß es keine gefährliche Verletzung sei. Wohl aber sei es etwas langwierig, da die Sehnen durchschossen seien. Die Mutter wolle sich um Überweisung ihres Gatten an das Lazarett bemühen, in dem auch mein kleiner Kamerad seine Heilung erwartete.

Ich erinnere mich noch genau an jenen Tag, an dem der Vater tatsächlich ankam. Es war ein etwa vierzigjähriger Mann, der sich im Feld einen dunklen Bart stehengelassen hatte, ein breiter, starker Mensch, vor dem man als Kind einen ungeheuren Respekt haben mußte, bis man entdeckte, daß er einen mit guten, überaus freundlichen Augen betrachten konnte. Der linke Ärmel seines feldgrauen Rockes hing schlaff herunter, er trug den dickverbundenen Arm in einer schwarzen Binde.

Seine Frau, die wieder in ihr dunkelgraues Gewand gekleidet war, führte ihn zuerst an das Bett seines Sohnes, der gerade mit mir eine Schachpartie spielte. Ich trat etwas zurück. Horst blickte auf.

Lange hielt der bärtige Feldgraue die Hand seines Kindes fest, dann sagte er: „Ich hab' schon gehört, daß du verwundet worden bist." Behutsam strich die Mutter, die ihren Mann wohl schon vorher über die schwere Verletzung des Sohnes unterrichtet hatte, über die Bettdecke.

Horst lächelte ein wenig unsicher.

Der Vater mühte sich um Haltung. Er rührte sich nicht, und auch sein Gesicht schien unbewegt. Er war wie ein steingewordener Krieger anzuschauen, den der Schmerz stumm gemacht hatte.

Da sagte der kleine Horst: „Vater, es hätte mir ja auch den Kopf abreißen können." Er streckte seine Hand vor.

Und die Mutter setzte hinzu: „Er hat den Soldaten Essen in die Stellungen vorgetragen."

Jetzt erst atmete der Vater tief und hörbar auf; er trat noch näher an den Bettrand und fuhr seinem Kind mit der einen unverwundeten Hand über Haar und Stirn.

Ich werde es nie vergessen, wie die beiden mit der dunklen Erscheinung der Mutter ihr Wiedersehen erlebten. Es war etwas Heiliges um ihre Begegnung, so daß sogar die Soldaten am Tisch, die Karten spielten, leise ihre Trümpfe auflegten.

Da der Chefarzt dem Vater ein Bett im gleichen Saal anwies, sah man ihn oft bei seinem Sohn. Manchmal erzählten sie sich von ihren Kriegserlebnissen, und es überwältigte mich immer wieder, da ich doch klein und jung von Jahren war, daß der bärtige, verwitterte Soldat das bleiche Kind wie einen Kameraden nahm, der völlig ebenbürtig war. Ich habe sie einmal gesehen, wie der Vater den Orden des Horst anschaute und wie ihm dabei Tränen in die Augen stiegen. Aber dazwischen lachte er wieder und gratulierte mit einem ergreifenden Stolz dem Ausgezeichneten.

Häufig spielten sie Schach. Da saß der Vater auf der Bettkante und schob mit seiner gesunden Hand die Figuren hin und her, während sich Horst auf seinen Ellenbogen stützte und den Zügen mit Erfolg zu begegnen suchte. Ich mußte dann manche Partie zu Ende führen, wenn die Mutter erschien und ihren Gatten für eine Viertelstunde in die Sonne des Schulhofes führte.

Eines Tages aber war es so weit, daß auch Horst sein Bett verlassen durfte. Zuerst schob man ihn für einige Stunden im Krankenwagen ins Freie, dann konnte er schon auf Krücken einige Schritte machen und saß nun oft draußen auf einer Gartenbank. Seinen Zeichenblock hatte er auf seine Knie gestützt, da schaute ich ihm zu, wie er die weißen Anemonen und die blauen Schwertlilien mit Farbe skizzierte, bald hatte er ein ganzes Gras- und Gartenstück entworfen.

Am liebsten blickte er hinauf in die Wolken, er träumte ihren wechselnden Figuren nach und versuchte immer wieder, ihre Gebilde auf sein Papier zu zaubern. Es wurden weißwollige Tiere und es wurden zarte Schmetterlingsflügel. Manchmal aber platzten in diese Traumformen Blitze von zerberstenden Granaten.

Einmal kam in eine solche Malstunde, die Horst vor einem blühenden Fliederbusch verbrachte, der Vater. Er hatte nun wieder die Herrschaft über beide Hände, seine Wunde war geheilt. Da stand er als starker, feldgrauer Soldat vor seinem Sohn,

dessen Gesichtsfarbe sich in den letzten Sonnenwochen gebräunt hatte. Voll Freude sah er, daß es Horst besser ging und daß er sein Schicksal mit innerlicher Gefaßtheit trug. Ich wollte die beiden allein lassen, blieb dann aber auf den Wunsch des Vaters. Der begann auf dem Brett, das auf der Bank lag, einige Schachzüge, und sogleich legte Horst seinen Pinsel aus der Hand und stellte sich seinem Spielgegner. Aber schon nach einer knappen Viertelstunde unterbrach der Vater den Kampf, er richtete sich auf und saß nun fast feierlich da.

Er sagte: „Horst, ich bin nun wieder gesund und muß zurück ins Feld. Du weißt, man darf seine Kameraden nicht allein lassen. Du hast ihnen ja damals auch mit dem Essenholen geholfen."

„Ja, Vater."

Der stand auf, strich seinem Jungen noch einmal über die flachsblonden Haare, und nun reichten sich die beiden die Hände. Fest schaute Horst in die Augen seines Vaters. Man wußte nicht, was in ihm vorging. Er hatte sich so bewundernswert sicher in der Hand, daß man ihn leicht für einen alten Frontsoldaten genommen hätte, wenn nicht sein Gesicht so jung und zart gewesen wäre.

Als der Vater langsam fortgegangen und um die Ecke entschwunden war, blieb Horst noch eine Weile sitzen. Aber er malte an diesem Tage nichts mehr und auch das Schachbrett tastete er nicht an.

Erst als es Abend wurde, ging er, auf mich gestützt, in den Saal der Verwundeten zurück. Während er sich ins Bett legte, holte ich seinen Malblock mit den Farben aus dem Garten und trug auch das Schachbrett hinein, stellte es dort auf das Nachttischchen des Horst, ohne die Figuren der letzten, unterbrochenen Partie zu verändern oder zu verschieben.

Dann ließ ich ihn allein. Aber als ich einige Tage später wieder nach ihm schaute, stand das Schachbrett noch genau so da, und keine Figur war verändert. Da waren noch die Pferde im Angriff und die Springer lauerten darauf, zusammen mit den Türmen ihr Schachmatt verkünden zu können.

Nun bat mich Horst, für seinen Vater die Partie zu Ende zu spielen. Aber ich verlor heute schon nach ganz kurzer Zeit. Horsts Vater hatte die Stellung damals nicht gut verteidigt, vielleicht waren seine Gedanken schon wieder bei seinen Kameraden im Osten, als er zum letzten Male mit seinem Sohn den Kampf auf dem Spielbrett durchführte.

Es war nicht viel später, da konnte mein Freund, dem die ärztliche Geschicklichkeit ein künstliches Bein gegeben hatte, unsere Schule besuchen. Er trug zu einem feldgrauen Rock, der ihm etwas zu groß um die Schultern hing, eine lange, blaue Hose und ging nun schon sicher, daß man nur an seinem langsamen, etwas hinkenden Schritt seine Verletzung merkte.

Ich entsinne mich noch, daß er eines Tages herkam und mir sagte, sein Vater habe nun den gleichen Orden erhalten, den man ihm selbst verliehen hatte. Er war darauf so stolz und erzählte mir immer wieder, was sein großer Kamerad Rogge, wie er seinen Vater nannte, inzwischen erlebt und im Brief geschildert hatte.

Eines Tages aber mußte er meine Heimatstadt verlassen, da seine Mutter sich entschloß, in ihr befreites ostpreußisches Dorf zurückzukehren.
Wir wechselten noch einige Briefe. Ich erfuhr aus seinem Schreiben, wie seine Mutter das Lehrerhaus, das sie bewohnten, wieder einrichtete. Aber schließlich verloren wir uns doch aus den Augen.
Zwanzig Jahre fast habe ich nichts mehr von ihm gehört, bis mir die Begegnung im Saal der Verwundeten wieder eingefallen ist. Ja, ich habe doch das Bild mit dem Meer, den Dünen und Wolken in der Kunstzeitschrift gesehen und seinen Namen darunter gelesen.
Nun schien es mir klar zu sein, daß der Maler mein ehemaliger Gefährte war. Ich schrieb daher an die Schriftleitung der Zeitschrift, bekam von dort die Anschrift des Künstlers und verfaßte einen Brief.
Es dauerte nicht lange und ich erhielt Antwort. Es war tatsächlich mein Jugendkamerad, und er teilte mir mit, daß er zusammen mit Frau und Kind als Maler in einem Fischerhaus der Kurischen Nehrung lebe. Von seinen Fenstern aus habe man eine wunderbare Aussicht auf die Dünen, auf das weite Haff und hinauf in die Wolken. Man brauche nur tausend Schritte zu gehen, quer durch die Kiefernschonung der Dünen, und stehe vor der blauen Ostsee mit ihren schäumenden Weiten. Jedes Jahr besuche er mit seiner Frau und seinem Töchterchen seine Eltern in dem masurischen Dorf, wo sein Vater, der nun ein gewiegter Meister im Schachspiel geworden sei, als Lehrer wirke. Dessen Bart sei nun schon grau geworden, und seine Mutter sei auch ein wenig gebückt. Aber die Wälder seien noch so weit und unermeßlich wie einst, und die Seen seien immer noch so einsam zwischen den hohen Forsten. Er liebe dieses Land, seine Heimat.
Dem Brief lag eine Aufnahme bei: da war mein Freund zu sehen, wie er vor der Malerstaffelei am Meer saß. Sein Kind spielte im Sand, seine Frau stand groß und schlank mit wehenden Haaren vor dem dunklen Schiffssegel. Darüber aber zogen die Wolken durch den Himmel, und sie waren zart wie Schmetterlingsflügel.

Joachim von der Goltz

Geboren am 19. März 1892 zu Westerburg im Westerwald, wo mein Vater Landrat war, kam ich schon im sechsten Lebensjahr infolge der Wiederverheiratung meiner Mutter nach Süddeutschland und wuchs auf im Hause des Stiefvaters, eines weitbekannten Arztes, in Baden-Baden. Selber von Vater und Mutter her norddeutschen Ursprungs — die Familie der Freiherren von der Goltz gehörte zu den ersten Kolonisatoren des deutschen Nordostens und blieb durch Jahrhunderte dort ansässig —, wurde der Schwarzwald mir zweite Heimat. Das Soldatische wohnte mir inne von der väterlichen Familie her, meine Entwicklung wurde bestimmt durch den Geist des Hauses meines Stiefvaters, in welchem hervorragende Persönlichkeiten der Wissenschaft und des künstlerischen Lebens der Jahrhundertwende verkehrten. Ich studierte die Rechte und Volkswirtschaft in London, Genf, Heidelberg, Berlin, erwarb den Doktortitel und war soeben Gerichtsreferendar in einer kleinen preußischen Stadt geworden, als mich allen Zweifeln, ob die Beamtenlaufbahn oder eine freie künstlerische meine Bestimmung sei, der Ausbruch des Krieges enthob. So ritt ich, am 6. August 1914, als Vizewachtmeister der Reserve, ein fast vollendetes Jugenddrama in der Packtasche, mit den Kameraden über die Rheinbrücke und hinein in die erste Schlacht bei Mühlhausen. Der eigene jugendliche Sturm und Drang ging ein in den großen Sturm und in den von Anbeginn heiß empfundenen Drang der angebrochenen Zeitenwende. Ich stand drei Jahre in der Front im Westen als Feldartillerist und zeitweise Infanterist und Kompanieführer, im letzten Kriegsjahr wurde ich als sogenannter Offizierkriegsberichterstatter abkommandiert. Das übermächtige Erlebnis zwang mir die Bewältigung durch das gedichtete Wort als eine Notwendigkeit auf, so entstanden in Graben und Unterstand die „Deutschen Sonette“ und anderes, gegen Ende des Krieges die „Leuchtkugel“.
Nach der Heimkehr, mit erschütterter Gesundheit und mich mit allem wieder an einem Neuanfang fühlend, gab ich den Staatsdienst als Beamter auf, was mir angesichts der Verhältnisse nach dem Zusammenbruch nicht schwer wurde, und unternahm es, ganz meiner inneren Berufung zu folgen und hiernach mein Leben einzurichten. Die im Krieg entstandene leidenschaftliche Neigung für das Landleben und die Kameradschaft mit den badischen Truppen im Feldzug leiteten mich, ein Dorf am nördlichen Schwarzwald als Wohnsitz zu wählen.

*

Nachdem das Kriegserlebnis spät, in meinem „Baum von Cléry“, seinen thematischen Ausdruck gefunden hatte, konnte ich mich endgültig dem freieren Gestalten zuwenden. Ich glaube, von mir aussagen zu können, daß ich wie in meinen seither erschienenen Werken so auch künftighin nie etwas anderes werde gestalten dürfen, welchen Gegenstand ich mir auch erwähle, als was im weitesten und wesentlichen Sinne aus dem geistigen Kampferleben meiner Generation seinen Anschlag nimmt.

Ich wünscht', wir blieben ewig Kameraden

Ich wünscht', wir blieben ewig Kameraden.
Doch fürcht' ich sehr, es kehrt die Zeit zurück,
wo Neid und feiler Sinn und arge Tück'
am Herzen fressen gleich gefräß'gen Maden.

Man braucht ja nicht zu schießen und zu laden,
kann doch Soldat sein in dem einen Stück:
ihr! die euch heimwärts führt ein hohes Glück,
ihr! läutet Glocken, blaset nicht Chamaden.

O Kameraden in dem großen Heer,
legt mit dem grauen Rock nicht weg die Ehr',
bleibt auch in Zukunft Kämpfer, bleibt Soldaten,

seid's mit der Feder, seid's mit Hand und Spaten,
jetzt fühl ich's erst, wie ist der Glaube schwer!
Ich will, du willst es auch! Wer weigert's, wer?

Infanterie

Gekrümmte Rücken, hoch mit Last betürmt,
so stapft der abgelöste Trupp zu Tal.
Der Mond, der bleich durch Wolkenfetzen stürmt,
beglänzt von Helm zu Helm den grauen Stahl.

Und Mann für Mann den knot'gen Sappenstock
tief in den zähen Kot der Straße stemmt,
mit Lehm und Blut beklebter Waffenrock
starrt wie ein kugelfestes Panzerhemd.

Im Mantelkragen fröstelnd ein Gesicht
und gelbe Haut, von Dampf und Gas verdorrt,
die blasse Lippe aber regt sich nicht,
und keiner lacht, und keiner sagt ein Wort.

Stumm ist die Nacht, nur in der Ferne grollt
der Kampf und fahle Leuchtraketen flirr'n.
Wenn dumpfer Donner Hügel überrollt,
Feldflaschen leise an das Koppel klirr'n.

Und wenn die rote Lohe feurig zuckt,
und Blut den schwarzen Himmel überschwemmt,
dann ist's, als ob der Mann sich tiefer duckt
und keuchend in der Brust den Atem hemmt.

Dort waren wir! Dort litten wir! Im Sumpf
des Trichters kauernd, elend wie ein Tier;
dort auf des Hochbergs umgewühltem Stumpf,
von Loch zu Loch gehetzt, dort kämpften wir!

Kein Feierabend, wenn die Sonne sank,
von Handgranaten dröhnte dumpf die Nacht,
mit Lärm begrüßte und mit Pulverstank
das neue Morgenrot die neue Schlacht.

Erlösung war's, wenn aus den Trichtern jäh
die Kompanie dem Feind entgegensprang,
wenn mit vermischtem Atem, wild und zäh
Mann gegen Männer, Leib mit Leibern rang.

Hochberg, du mit der Nebelkappe, du,
leichengedüngter, Flammen rings umspien,
nun sind wir abgelöst und gehn in Ruh',
um dann, um dann wohin, wohin zu ziehn?

Schon blies der Herbst die Pappelbäume kahl,
der letzte Mond entsteigt dem dunklen Jahr,
kein Ende schimmert namenloser Qual,
und Winter ist, wo einmal Hoffen war.

Sei's! Wenn vom Himmel keine Träne fällt,
und stiege Schlamm und Blut uns bis ans Knie,
wär' ein zerwühlter Berg die ganze Welt:
wir hielten ihn, die deutsche Infanterie!

Die Feuerstellung an der Somme

I.

Am Steilhang ward im Schutz der Nacht
die Batterie in Stellung gebracht.
Wie ein Heidestrauß das Morgenrot
nun kühl auf den blanken Rohren loht.

Die Weißdornhecke so blutig flammt,
die Mulde glänzt wie schwarzer Samt.
Und müde und versonnen ganz
hockt einer am Lafettenschwanz.
Mein Kanonier, was wohl der Tag,
der dort heraufzieht, dir bescheren mag?

II.

Der Steilhang ist wie ein rissiger Schwamm,
viel Zentner Eisen stecken im Schlamm.
Die Mulde, wo manch Kreuzlein ragt,
ist wie ein Sieb zerwühlt und zernagt.
Geborstne Balken liegen versprengt,
das Feld ist ringsum abgesengt,
und aus der Hecke, nun dürr und kahl,
lugt heimlich vor der graue Stahl.
Doch hinter dem verdorrten Strauch
liegt ein Blindgänger auf dem Bauch,
er blinzelt wie ein alter Hund —
der wiegt wohl dreimalhundert Pfund!

III.

Vom Morgen bis zum Abendrot
und in die dunkle Nacht,
wohl vierzig heiße Tage schon
währt nun die große Schlacht.

Nur manchmal in der heil'gen Früh
nickt sie ganz leise ein,
dann hört mein braver Kanonier
im Wald die Vögelein.

Sie singen nicht im grünen Wald,
der Wald ist längst nicht mehr,
er hört sie jetzt in seiner Brust,
ihm wird der Mut so schwer:

Ich glaub', ich war einmal daheim,
da war so manches so lieb;
ob sich mein Weib wohl härmen tut,
weil ich so lang nicht schrieb?

Mein Weib, die Finger sind mir steif,
mir fallen die Augen zu;
sei um dein Kind, ich am Geschütz,
so haben wir beide Ruh.

IV.

Noch einen Blick auf eine Trümmerstätte.
Da lebten wir!
Wenn uns der blinde Tod gegriffen hätte,
da blieben wir.

So blieben zwanzig gute Kameraden.
Heut' der und morgen der!
Ein anderer hat das Geschütz geladen,
heut' der und morgen der.

Das Frühlicht auf den bleichen Steinen zittert.
Die schirmten uns!
Bald ist Gestein und unser Werk verwittert
und schweigt von uns.

Das Echo der Geschütze ist verklungen.
Wie zornig war's!
Das Lied des Kanoniers ist ausgesungen,
so innig war's.

Die Scherze sind, die Seufzer sind verschollen,
alles ist leer!
Grundwässer rieseln durch die öden Stollen,
alles ist leer.

Du stumme Stätte, zeug zu unserer Ehre.
Wir hielten dich!
Komm, mein Geschütz, im großen deutschen Heere
ist Platz für dich.

Aus den „Zehn Geboten an die deutschen Krieger, in Worte gebracht von einem Infanterieoffizier" (1915)

Siebentes und höchstes Gebot
„Freut euch des Lebens und fürchtet nicht den Tod!"

Wir träumten uns das Paradies als eine Stätte, wo der Tod nicht Zutritt hat, noch Krankheit, noch Mangel.
Wir haben schlecht geträumt. Das Paradies ist unterm Angesicht des Todes.
Uns Lebenden ist das goldene Zeitalter ein versunkenes gewesen, und das Paradies war einmal, am Anfang, sollte wiederkommen in unerkundeten Bezirken jenseits des Todes.
Nein! und tausendmal nein! Wir Kämpfer wissen's besser. Das Paradies ist auf Erden unter uns und ist auf der schmalen Grenze zwischen Leben und Tod. Welche gehen auf dem dämmernden Wege zwischen dem reichbehangenen Fruchtbaum und den dunklen Zypressen, die wandeln im Paradiese.
Das Paradies, laßt es uns glauben, ist und muß sein in unserm Leben irgendwo.
Wer sah je den Himmel blauer und die Blumen lieblicher oder die Mädchen reizender und schwellender als der Soldat, eh er zum Kampfe ging? Wann war das Herz so übervoll von der Schönheit des Lebens? Oder empfand einer die Treue seines Weibes je so köstlich wie der Wehrmann, der unterm feindlichen Feuer den Brief aus der Heimat liest? Oder trat je einem Jüngling der in den Adern seiner Zukunft lagernde Reichtum so blühend und so hebenswert vor die Seele wie dem jungen Infanteristen, der vorm Sturmangriff über sich nachsinnt? War dem Bauersmann sein heimisches Stückchen Erde je so lieb und so fest ans Herz gewachsen, da er es noch friedlich bebaute, als jetzt, wo er in Feindeserde mit Pickel und Spaten schanzt und seiner Scholle gedenkt?
Sie alle stehen unterm Angesichte des Todes. Aber das Leben strahlt unterm Todesschatten weit köstlicher und blühender ihnen als je zuvor. Schönen Frauenaugen unter dunklen Wimpern gleicht das Erleben unterm Schatten des Todes. Euer Leben, Krieger, steht unterm Schatten des Todes, und jeder Augenblick ist ein Abschied von eurem Leben.
Ein Held sein! Gibt's ein schöneres Wort? Der Anblick eines Helden und die Kunde von ihm zuckt von Herz zu Herz wie mit elektrischen Strömen, durchzittert ein ganzes Volk. Was ist Schöneres auf Erden als ein siegreicher Mann, und was ist erhabener als ein Volk von siegreichen Männern? Die ihr den Dankchoral auf abendlich dämmerndem Schlachtfeld erlebt habt, ihr Glücklichen, wißt es.
Darum, Krieger, freut euch des Lebens, des schönsten und stolzen, und fürchtet nicht den Tod.
Ist unter euch einer, der von sich sagen könnte, ich habe ihn nie gefürchtet? Den niemals das Bangen mit betäubenden Fittichen überkam? Bangen vor dem dunklen,

ungewissen Etwas? Ich möchte die Hand dieses Mannes fassen und das Knie vor ihm beugen. Aber noch kenne ich ihn nicht, ich warte seiner noch.
Laßt uns glauben, Kameraden, glauben, daß wir die Edelsten, daß wir berufen sind. Wir glauben an unser Heer und an den Staat. Wir glauben an den Genius unseres Volkes. Wir glauben, daß aus diesem Genius das Genie einzelner Männer geboren werden wird, gleichwie Athene aus der Stirn des Zeus, um unserm Volk in die Berge und Täler der Zukunft vorauszuschreiten.
Wer hält sein Leben zu kostbar, um für solchen Glauben zu bluten? Wer wüßte stolzer und freudiger, weil für herrlichere Ziele zu sterben als ihr?
Deutsche Krieger, wer wollte euch noch ermahnen: Fürchtet nicht den Tod!

Zehntes Gebot
„An die jungen Soldaten!"

Wir Jungen sind der Bergquell, der zwischen altem Geröll neues Bette sich bahnt, sind die Primeln, die an lauen Februartagen unter gelbwuchernden Gräsern und dürren faulenden Zweigen aus dem Beet schießen, sind das kraftschnellende Lachen, das aus übervollen Herzen in die ängstlich verstaubten Fäden einer konventionellen Unterhaltung bricht, — wir sind Flamme und Wasserwoge und Brausen in den Lüften und berstende Erde. Heil uns Jungen, daß wir in einer Zeit mächtigen Erlebens jung sind!
Der Krieg ist eine Prüfung für alle. Über die Alten hält er ein Gericht, während unter uns Jungen er eine Musterung hält.
Wir danken dem Krieg die Kraft und das Recht, das Alte zu reinigen und an uns Junge zu glauben.
Wir werden über den Frieden dahinbrausen gleich dem Märzensturm. Wehe dann der Lüge, und wehe dem Schein!

Eine tote Stadt

Siebenreut sprang in langen Sätzen die Straße hinab. Ein Krachen links von ihm — los, vorwärts! Jetzt kam er um die Biegung, da hörte die Böschung auf, und die Straße war ein Stück weit einzusehen. Vorwärts! Noch hundert Schritt. Dort war der Wall! Er kam durch den Wall und erreichte die ersten Häuser.
Er lehnte sich an eine Mauer, um zu verschnaufen. Gegenüber, auf der anderen Seite der Straße, war ein stattliches Gebäude aus grauem Stein, wohl ein Bankhaus, das der Zerstörung besser widerstanden hatte als die übrigen Häuser; nur der Dachstuhl war eingebrochen, und aus den Fenstern waren Haufen bedruckten und beschriebenen Papiers auf das Pflaster gestürzt.
Sein Gefährte kam nicht nach. Vielleicht war er hockengeblieben oder die Puste war ihm ausgegangen.

Siebenreut ging weiter.
Wohin man sah, nichts als Verwüstung. Geborstene Hausmauern ließen den Blick ungehindert in das Innere der Wohnungen dringen. Man sah in Stuben mit zerbrochenem Hausrat und zerfetzten Tapeten, die im Wind wehten. Man sah zerrissenes Bettzeug auf den Haustreppen, und vor den ehemaligen Schaufenstern Haufen zerschlagener Ware. Schutt und Scherben, wohin man blickte.
Schaurig hallte der Geschützdonner in den öden Straßen. Hie und da das Schmettern einer Granate, die in irgendeinem Stadtteil einschlug, oder das Dröhnen eines Abschusses vom Rande der Stadt, wo die schweren Batterien standen.
Er ging rasch voran. Er stieg über Haufen vermodernden Unrats und über stinkende Lachen, die von fettigen Flüssigkeiten schillerten. Irgendwo roch es nach Gerberlohe. Irgendwo erklangen die scheppernden Töne eines Klaviers mit zersprungenen Saiten, auf das einer losschlug. Hin und wieder begegneten ihm Soldaten, die aus den bewohnten Kellern kamen oder mit der Säuberung der Straße beschäftigt waren. Einige waren mit wildem Geschrei bei der Rattenjagd, andere mühten sich, einen Pferdekadaver wegzuschleifen. Aus einem zertrümmerten Laden scholl Gelächter. Dort spielten ein paar Soldaten Komödie mit einer schwarzen Schneiderpuppe, die sie mit Hemd und Unterrock bekleidet hatten und von Arm zu Arm reichten und abknutschten. Einer, der dabeistand, machte mit einem Faßreifen und einem Emailtopf die Begleitmusik.
Siebenreut bog in eine Gasse ein, die nach dem Marktplatz führte und deren Häuser noch verhältnismäßig gut erhalten waren. Leere Fensterhöhlen auch hier überall, aber man gewahrte doch noch Spuren der einstigen Bewohner. Er las Namen auf den Türschildern neben den Klingelzügen. Dort auf dem Fensterbrett stand eine verdorrte Topfpflanze, dort auf dem Tisch lag ein angefangener Strickstrumpf, in dem noch die Nadeln steckten. Es war schon viele Wochen her, daß man die Einwohner aus Péronne fortgeschafft hatte, wahrscheinlich bei den ersten Angriffen Anfang Juli.
Nur einmal hatte Siebenreut einen solchen Auszug gesehen. Oktober 14 auf dem Vormarsch gegen La-Bassée war es gewesen. Sie kamen von der belgischen Grenze, von St.-Amand her, schon in der Nacht hatten sie brennende Dörfer gesehen. Es war ein düsterer, feuchtkalter Morgen, fröstelnd hingen sie im Sattel — sie rückten durch eine Pappelallee, die kein Ende nahm. Da kam der Zug ihnen entgegen. Männer und Weiber, die Karren zogen, bepackt mit Hausrat und Bettzeug, darauf die Kleinsten saßen, humpelnde Alte, Kinder, die einander an der Hand hielten, und einzelne Frauen, die ihren Säugling in einem um den Hals geknoteten Tuch an der Brust trugen. Stumm waren sie an ihnen vorübergezogen, den trostlosen oder haßerfüllten Blick in die Ferne gerichtet. — Das war ihm schlimmer erschienen als alles, was der Krieg sonst brachte, schlimmer als alle Verwüstung und die ganze Morderei.
Er kam auf den Marktplatz. Der weite Platz war eingerahmt von Reihen zertrümmerter Häuser, die einen zusammengestürzt, andere bis zum Giebel haltend, alles überragt von dem mächtigen ausgebrannten Bau der Kathedrale. Ein Schanzzeugwagen rasselte über das Pflaster. Um die Ecke kam ein Sanitätsauto, es hielt vor

einem Gebäude, an dem die Rotekreuzfahne hing, Bahren mit Verwundeten wurden herausgehoben und in den Keller getragen. Auf dem Trottoir lag unter Zeltbahnen eine Reihe Toter.

Das Gebäude, in dessen Kellern der Verbandplatz war, trug die Aufschrift: Hôtel de ville. Die starken Mauern des Erdgeschosses hatten standgehalten. Das obere Stockwerk, das die städtischen Sammlungen enthielt, war teilweise zerstört, aus der geborstenen Wand hing, Eingeweiden gleich, das zersplitterte Fachwerk herab samt Decken, Bildern, Büchern, aufgehalten im Sturz. Ob von den Sammlungen oben noch etwas erhalten sei, fragte Siebenreut einen der vorbeikommenden Lazarettgehilfen: Ja, dort sei noch allerhand zu sehen, war die Antwort. Er trat ein. Karbolgeruch erfüllte den Treppenraum. Auf den Bänken an der Wand saßen Verwundete mit frischen Verbänden, gewärtig des Abtransports. Aus den Kellerräumen drang Stöhnen und Schmerzgeschrei herauf.

Er stieg die breite Steintreppe hinauf in das erste Stockwerk. Er kam durch Amtsstuben voll Schutt und Mengen umhergeschleuderter Papiere; Schriftstücke und Akten aus der Friedenszeit und Verfügungen und Formulare der deutschen Etappenkommandantur, deren wilde Flucht ein paar liegengebliebene Jägermützen bezeugten. Ha, unsere Etappenschweine! Dann kam er durch eine Reihe verwüsteter Säle, die vormals die Schätze und Sammlungen der Stadt geborgen hatten. Zerlöchert Decke und Mauern, die Glaskästen und Schränke zersplittert, der Inhalt größtenteils umhergestreut.

Ein Saal voll zerfetzter, verschrumpfter Ölbilder, von denen einige noch an den Wänden hingen, andere herabgestürzt und von Schutt bedeckt waren. Es schien lauter alte Kunst zu sein, viele Kopien darunter, auch aus der niederländischen Schule. Eine unversehrte Bronzestatue des Betenden Knaben stand in der Ecke. Über das runde Plüschsofa in der Mitte des Raumes hingestürzt lag der weiße Marmorleib einer Aphrodite, ohne Kopf und Glieder, eine Hand mit abgehackten Fingern nicht weit davon auf einem Schutthaufen.

Der nächste Saal enthielt Erinnerungszeichen und Altertümer. Siebenreut musterte die zerschlagenen Kästen und stöberte in den Trümmerhaufen umher, ab und zu einen Gegenstand aufhebend und betrachtend. Ein spanischer Degen! Ein burgundischer Zierdegen! Ein Gallierschwert aus Bronze! Bronzearmbänder! Münzen aus der Römerzeit! Spangen! Buckeln! Vasen! Terrakotten! — Urkunden der Ludwige und Heinriche, welche die Privilegien der Stadt bestätigen! Ein Modell vom alten beffroi! Ein Dokument von der Verteidigung der Feste Péronne aus dem Jahr 1536! Das Ölporträt eines gestrengen Bürgermeisters von Anno dazumal! Zerschlissene Banner! Ein Germanenschädel, eine Handmühle — Funde aus der Gegend bei Amiens! Eine Bulle des Papstes, die Echtheit der Reliquien eines Stadtheiligen bestätigend!

Im letzten Raum, der als Bibliothek gedient hatte — begraben unter Kalk und Mauerwerk und den Resten der zerschmetterten Gestelle —, Berge von herabgestürzten Büchern! Bis hoch an die Decke hatten die Regale gereicht, dort stand noch die Leiter

des Bibliothekars. Ein Teil der Bücherei war erhalten und stand noch wohlgeordnet auf den Regalen. Siebenreut ging von Reihe zu Reihe und las die Titel: Homer, Thukydides, Juvenal, Cicero, Corneille, Jean Jacques Rousseau, Goethe! — Cäsars bellum gallicum in Pergament, von den Mäusen angeknabbert! — Gil Blas! Der Kopf schmerzte ihn. Er nahm den Helm ab und trat ans Fenster.

Er blickte hinüber nach dem Turm der Kathedrale, der zerlöchert und bröcklig, ein mächtiger Stumpf, aufragte aus einer Trümmerstätte von Säulen und Bögen. Auf dem Platz begann es zu dämmern. Irgendwo aus einem der toten Häuser, die den weiten Platz einrahmten, tönte Klavierspiel — Wagner, Isoldes Liebestod! Die wild gehämmerten Klänge mischten sich mit dem Rasseln der Fahrzeuge auf dem Pflaster, dem Geschrei der einander begegnenden Fahrer und mit dem Dröhnen der Geschütze, das von den nackten Mauern und in den zerfallenen Häusern mehrfach widerhallte. Jetzt begann noch eine Ziehharmonika zu orgeln.

Siebenreut, der durch die Erlebnisse dieses Tages aufgewühlt und furchtbar erschöpft war, kämpfte vergebens an gegen eine unendliche Traurigkeit. Er hatte ein Gefühl, als wenn alles, was die Menschen bisher gedacht, geschaffen und geglaubt hatten, im Sterben sei. Wohin will es mit uns? fragte eine Stimme in ihm voll Bangigkeit. Er dachte an ein Bild, das ihm vorhin beim Durchwandern des zerstörten Gemäldesaals aufgefallen war, dem Anschein nach ein alter niederländischer Meister, es hatte an der Wand gelehnt und war noch leidlich erhalten gewesen. Le Seigneur voulant détruire le monde — der Herr naht, die Erde zu vernichten — lautete die Aufschrift. Eine Vision stellte es dar: die Erdkugel in magischem Dämmerlicht und die Gestalt des Herrn, der in Wolken gehüllt niederfährt, um sie mit erhobenem Arm zu zerschmettern — zu Ihm aufblickend und um Gnade flehend ein angstvolles Menschenpaar.

Was hat das Schicksal mit uns vor? dachte Siebenreut beklommen. War das, was man jetzt erlebte, nicht der Anfang einer Selbstvernichtung der Völker? Und war nicht das Leben reif zum Untergehn?

Seine Studentenzeit, die der Krieg abgerissen hatte, kam ihm in den Sinn, besonders das letzte Berliner Semester, wo er mehr als vordem mit Personen und Ideen verschiedenster Art in Berührung gekommen war. Wie einsam und unglücklich hatte er sich gefühlt unter all diesen Menschen, die auf der Höhe des Wissens standen oder sich darum mühten, und die doch dem Leben im Tiefsten entfremdet waren. Wie schmerzlich hatte er die Kluft empfunden, die diese rechnenden, schreibenden, denkenden, projektierenden, organisierenden Menschen trennte von dem Pflüger auf dem Feld, dem Maurer mit der Kelle. Und der werktätige Mensch selbst, soweit er nicht durch den Klassenhaß verderbt war, war er noch erfüllt vom Sinn seines Tuns, bewahrte er noch die Ehrfurcht vor dem geheimnisvollen Walten Gottes in allen Dingen, auch den alltäglichsten?

Man sehnte sich nach einem starken, aus leidenschaftlichen ursprünglichen Trieben kommenden und alles aufrüttelnden Geschehen — und man lebte in einer Zeit, die Zweckmäßigkeit und Nutzen anbetete, die unschöpferisch geworden war und das Ein-

fache und Große nur noch in der Erinnerung besaß, oder in zerfallgeweihten Symbolen — gleich den alten Domen und Kathedralen, die in ihrer Herrlichkeit errichtet worden waren von einer Kraft des Glaubens, die denen fremd war, die jetzt darin beteten.

Wie hatte er damals gelitten! Weder das Studium, in das er sich mit verzweifelter Energie stürzte, noch die Gespräche und Debatten mit gleichgestimmten Freunden, noch Zerstreuungen und Sinnenlust konnten ihm darüber weghelfen. — Wie hatte er gesucht in jener Zeit! Kein Buch, das ihm Wege wies. Kein Mensch, der ihm Führer war. Wie eine Erlösung war dann der Krieg gekommen, der plötzlich all die Menschen, die bisher nichts Gemeinsames gehabt hatten, zu Kameraden machte, wo man in ein Erleben hineingeschleudert wurde, das zu jeder Stunde unerbittlich alle Kräfte des Leibes und der Seele von einem forderte.

Und jetzt? Was war aus dem hohen Aufschwung von damals geworden? Der Krieg war ein sturer Wettkampf im Erfinden immer schrecklicherer Kampfmittel geworden. Der Wert des Menschen zeigte sich nur noch im Erdulden. Und tausendfach waren alle Zweifel wiedergekehrt. Sinnlos war alles geworden! — — —

So waren Siebenreuts Gedanken, während er mit tauben, erschöpften Gliedern an der Mauer lehnte.

Drüben, in der dunkelnden Luft, neben dem Turm der Kathedrale, erschien ein weißes Sprengwölkchen — ein Schrapnell, das mit leichtem Knall zersprang.

Er setzte den Helm auf und ging durch die Säle zurück und hinunter.

Der Verkehr auf dem Platz hatte zugenommen. Ein Trupp Leichtverwundeter kam vorüber. Eine Kolonne Abgelöster, die von Biaches kamen, rückte vorbei. Eilig rasselten die Fahrzeuge über das Pflaster, die nach vorn wollten, Feldküchen, Patronenwagen, Lastautos mit Drahtrollen, Sanitätswagen. Ein Krachen drüben bei der zertrümmerten Chapellerie — ein Pferd vor einem Patronenwagen bäumte, der Fahrer schwang die Geißel.

Siebenreut ging weiter und bog in die Straße ein, die nach Halle führte. Der Stadtteil, durch den er nun kam, war völlig zerstört, die Keller unbewohnt. Mehrmals wurde er von Fahrzeugen überholt. Ein Kraftfahrer, der von draußen kam, raste an ihm vorbei. Er begegnete einigen Leuten, die ihre Gasmasken aufhatten, und spürte gleich darauf den bekannten süßlichen Geruch. Er zog die Gasmaske übers Gesicht und ging so eine Strecke weit, dann schnüffelte er und stellte fest, daß die Luft wieder rein war.

Ein paarmal begegneten ihm Verwundete, die mit frischen Verbänden, die lehmigen Mäntel umgehängt, zu zweien oder in kleinen Trupps daherkamen. Die Glücklichen! Was war das bißchen Schmerz, wenn man dafür aus dem Schlamassel herauskam! In einer Stunde würden sie hinten sein, wo einem nichts mehr passieren konnte. Sie würden sich ausziehen und sich waschen können und in einem richtigen, sauberen Bett liegen. Und dann winkte ihnen die Heimat — vielleicht für immer.

Und doch eilten sie nicht. Ihr Gang war nicht wie der von Leuten, die ein Ziel vor sich hatten, dem sie zustrebten. Sie zeigten gar keine Hast, fortzukommen.

Siebenreut dachte: nein, so leicht konnte man das alles nicht hinter sich lassen, es ging mit einem und ließ einen nimmer los. Was man hier draußen erlebte, würde einen immer begleiten, auch in der Heimat. — Und während er so mit müden Schritten über das löcherige Pflaster stapfte, kam ihm ein Gedanke, der ihn belebte und mit heißer Freude durchströmte: hier in den Gräben und verlausten Löchern, in Dreck und Todesangst war das wahre Leben, hier draußen war der Acker, in dem alles Faulende und Verwesende untergepflügt wurde, und aus ihrem Erleben heraus mußte eine neue Saat aufgehen! Wer das nicht bejahte und in sich aufnahm — den Tod und die Zerstörung, die nach keinen Werten fragte — der zählte nicht mit und über den ging es hinweg! — — — — —

Als Siebenreut durch den Wall und auf die offene Straße kam, begann es zu dunkeln. Das Feuer hatte abgeflaut, es war beinahe still geworden; nur dann und wann erscholl irgendwo ein einzelnes Krachen.

Thor Goote

Mein Vater war Offizier wie die meisten seiner Vorfahren, und auch meine Mutter entstammte einer alten Soldaten- und Gelehrtenfamilie. Meine Jugend wurde durch das Erlebnis der Schule überschattet. Ich hatte Lehrer, die Vorgesetzte waren, aber keine Freunde. Sie trachteten, mich zu dem zu machen, was ihnen vorschwebte oder vorgeschrieben war. Aber ich fühlte dumpf, daß mein Weg anders sein müßte. So gab ich mein Leben nicht preis und habe sicher kein angenehmes Andenken bei meinen Lehrern hinterlassen. Ich blieb immer ein Fremder in ihrem Kreis, denn ich konnte nicht einfach alles anerkennen, sondern mußte den Ursprung suchen, um Bau und Entwicklung zu erleben. Sie fanden dies unnütz und vorlaut. So blieb mir die Schule Krieg, der mit viel Erbitterung, selten mit leiser Nachsicht geführt wurde.

Der tiefste Eindruck meiner Jugend war das von Vater und Lehrern nicht verstandene Bemühen der ersten deutschen Männer um den Flug. Ihr selbstloser, vollkommener Einsatz für ein großes Ziel zog mich an.

Als Vater den feldgrauen Rock anzog, lernte ich Homer. Die Schule ging weiter, aber ich war mit meinen Gedanken nun noch weiter weg. Alles begann sich um dieses Sterben der deutschen Männer zu drehen. Mit Erschütterung sah ich plötzlich Lebensfäden laufen, die irgendwo in den Steppen Wolhyniens oder den Trichtern um Verdun abgerissen wurden. Scheinbar zufällig.

Ich duckte mich in der Klasse hinter den breiten Rücken meines Vordermannes, um allein für mich zu sein. Das mußte zu immer neuen Zerwürfnissen führen, denn manchmal verlangte man Auskunft von mir über Dinge, von denen ich gar nicht wußte, daß es sie gab. Ich wurde ein noch schlechterer Schüler. Meine Zähigkeit verdunkelte das Bild. Doch alles war mir gleichgültig, denn ich empfand diese Jahre nur als ein Entgegenwachsen dem Erlebnis meines Krieges.

Meine endlich erfolgreiche kriegsfreiwillige Meldung vereitelte den in Konferenzen erwogenen Herausschmiß aus der Schule. Der Arzt lachte erst. Dann schüttelte er den Kopf, aber schließlich wurde ich Fahnenjunker.

Der Dienst in der Garnison war sehr streng. Man nahm damals noch wenig Rücksicht darauf, daß der Kriegsfreiwillige, unentwickelt und unterernährt, die ersten langen Hosen beim Militär angezogen hatte. Oft habe ich geglaubt, zusammenzubrechen, aber dann hielt mich jedesmal das Bewußtsein, daß draußen jeder Mann gebraucht würde. So meldete ich mich immer wieder hinaus.

Alte Leute lachten oft über mich, und auch draußen nahm mich zuerst niemand für voll. Zum erstenmal erkannte ich nun das Gute meiner Schulzeit: Ich war gewohnt, allein zu stehen.

Zu einer Munitionskolonne hatten sie mich gesteckt. Mein Ziel war das nie gewesen. Ich hatte nicht daran gedacht, daß man im Krieg auch kämpfen kann, ohne zu schießen. Die Aussicht auf einen Kolonnenkrieg verbitterte mich. Ganz vorn hin wollte ich. Am liebsten als Flieger, aber sie meinten, dazu wäre ich zu jung.

Wir lagen an der Somme, als die Balken meines Unterstandes splitterten. So lernte ich schnell, was es heißt, sich von einem Leben zu trennen, das man noch gar nicht gelebt hat. Eben erst war ich ins Feld gekommen, aber nun war ich mit einem Schlag ein alter Soldat. Und je mehr ich die Kameraden sterben sah, je mehr ich den Hohn erlebte, mit dem mancher Frontsoldat uns Kolonnenleute ansah, desto stolzer wurde ich, gerade hier dabei sein zu dürfen. Nun begriff ich, daß es schwerer ist, ohne große Anerkennung und ohne mich wehren zu können mit offenen Augen immer wieder durch das Sperrfeuer zu fahren, bei dem ein Treffer Mann und Pferd und Fahrzeug und Ladung in Atome zerspritzen ließ, daß es aber auch gerade deshalb von unsagbar wilder und dabei trauriger Schönheit ist, unbeachtet zu kämpfen. Ich erlebte den unbekannten deutschen Soldaten und fühlte dumpf, daß ich mein Leben lang überall nach diesem stillen Manne werde suchen müssen.

Damit war mein Lebensweg vorgezeichnet, wenn ich ihn auch noch nicht so klar erkennen konnte. Später wurde ich Flieger.

Der Zusammenbruch des Krieges drückte mich auf die Schulbank zurück. Mit Erstaunen entdeckte ich, daß meine Lehrer die alten geblieben waren. Sie behandelten uns nach Lebensalter, nicht nach Lebenserfahrung und Lebensleistung.

Der Winter war dunkel. Ich hatte meinen Abschied genommen, lag noch im Lazarett, tastete und sah kein klares Ziel. Aber daß wir nicht untergehen würden, wurde mir immer mehr zur tief innerlichen Gewißheit.

Ohne Geld wurde ich nach und nach Hauslehrer, Arbeiter, Redakteur, Student, Photograph, Verlagsangestellter, Ingenieur, Flieger. Die Linie fehlte. Doch das schien nur so. Ich war im Ausland tätig, im Osten, Norden, Süden, Westen. Immer für Deutschland. Aber je mehr Menschen mir über den Weg liefen, desto tiefer wurde in mir die Sehnsucht, den unbekannten deutschen Soldaten weiter zu suchen.

Ich fand ihn nicht im bequemen Sessel, sondern hinter dem Schraubstock und in den Elendsquartieren der Arbeitslosen. Ich wurde selbst arbeitslos. So lernte ich das lastende Grau kennen, das langsam, aber unheimlich sicher den Menschen im Dreck verrecken läßt.

Mit zitternden Händen suchte ich und dann mit müder Ruhe und dann wieder mit aufbegehrendem Herzen, bis ich erkannte, daß arbeitslos sein nicht Schicksal ist, sondern Krankheit oder Verbrechen. Arbeit hat es immer genug in der Welt gegeben, nur die Erwerbsmöglichkeit fehlte. Wer aber arbeitet, geht nicht unter. Und wer richtig arbeitet, kämpft.

Dies sagte ich einem von meinen Kameraden und noch einem, und so begannen wir einen Wall zu errichten gegen den Untergang. Gewiß: ein lächerlich kleiner Wall! Uns aber gab er dem Leben wieder.

Und als wir das erfaßt hatten, war es uns selbstverständlich geworden, überall da wieder einzuspringen, wo um Deutschland gerungen wurde. Seit Kriegsende trug ich das Hakenkreuz. Nun trat ich in die Reihe der unbekannten braunen Soldaten und verwuchs mit ihnen um so mehr, je mehr man uns verfolgte und verlachte. Nacht um Nacht stand ich im Qualm überfüllter Kneipen, oft Zielscheibe gemeinsten

Schimpfens und feigen Überfalls. Ich hielt keine Wahlreden, suchte nur den unbekannten deutschen Soldaten, grub unter Unrat und Schutt maßloser Verbitterung nur nach Kameraden. Mochten die fetten Bürger gedankenlos über uns „gewöhnliche“ Menschen sprechen und mochten die „feinen“ Leute an „bessere alte Tage“ zurückdenken, ich suchte nur nach Kameraden, die Trichter durchlebt hatten. Trichter des Krieges und des Nachkrieges. Nach Jungen und nach Alten. Und ich marschierte in der SA., fühlte neben mir, vor mir und hinter mir Kameraden. Und ich hatte das Glück, neben mir eine Frau zu wissen, die dachte wie ich, und immer bereit war, für Deutschland alles herzugeben. —

Einmal begann ich zu schreiben, aber immer wieder legte ich den Bleistift weg, denn ich wollte nicht schreiben, um zu schreiben. Ich wollte lebend kämpfen! Erst als ich sah, daß mein Erleben nichts einzelnes ist, sondern das, was hunderttausende meiner Kameraden durchlitten haben, glaubte ich, sagen zu müssen, was in mir nach Gestaltung drängte. Ich wollte nur sagen: „So ging es mir, Kamerad! So fühlte ich. So begann ich mich zu behaupten. Und diesen Weg muß ich gehen. Was ich schreibe ist nichts als ein Ruf nach Dir, Kamerad! Und Du bist Deutschland!“

Ich schrieb den Krieg so, wie ich ihn erlebt hatte, und setzte dem Buch die Worte voran:

„Wir wollen nicht richten,
Wir wollen nicht klagen,
Wir wollen nicht warnen,
Und wir wollen nicht, daß man von uns rede.
Uns hilft nicht jammern
Um die Unerbittlichkeit des Schicksals
Oder um die Gemeinheit der Menschen,
Uns hilft nur Wahrheit...“

Kein Wunder, daß die Verleger die Hände über dem Kopf zusammenschlugen. Der eine meinte, das Buch wäre zu grausig. Der andere fand es zu national. Der dritte vermißte das Literarische, der vierte die Dichtung.

Ich aber wollte weder Literat noch Dichter sein. Ich hatte geschrieben, wie ich mußte. Als dann nach Jahren endlich das Buch unter dem Namen „Wir fahren den Tod“ erschien, hatte es mit einem Schlag Erfolg. In unzähligen Zuschriften alter Kameraden, vom einfachen Soldaten bis zum Feldmarschall, wurde mir bestätigt, daß so der Krieg gewesen sei. Diese vielen Briefe gaben mir Mut, am meisten aber freute mich die Anerkennung durch einen alten Soldaten, den man damals noch „Herr Hitler“ nannte. —

Und immer wieder wurde ich gefragt, wie es diesen jungen Kriegsfreiwilligen nun weiter gegangen wäre. So schrieb ich vom Heimweg in den Frieden, der kein Frieden war, „Wir tragen das Leben!“, und weiter den Weg zur SA. in „Die Fahne hoch!“ Vier meiner weiteren Bücher sind aus dem eigenen Erleben des Fliegers entstanden: „Kamerad Berthold“, „In Trichtern und Wolken“, „Peter Strasser, Der Führer

der Luftschiffe“ und „Rangehn ist alles“. Auch hier galt es, zu zeigen, wie der deutsche Soldat kämpft, vor allem, wie er die innere Kraft sich erkämpft, das Unmögliche möglich zu machen und mehr zu leisten, als der Mensch eigentlich glaubt, leisten zu können.

Ich habe bewußt nur Kampfbücher geschrieben, denn es galt ja in diesen Jahren zu kämpfen für deutsches Denken und Fühlen, für deutschen Einsatz, es galt, die Grundlage zu schaffen für ein wehrhaftes neues Deutschland.

Man soll und kann solche Grundlagen nicht durch Worte allein schaffen. Immer muß hinter ihnen die Tat stehen. Immer muß vor ihnen die Tat stehen. Immer muß man bereit sein, ihnen die Tat folgen zu lassen.

Aus diesem Grunde stehe ich auch in diesem Kriege wieder freiwillig vorn.

Taten sind jetzt, — sind immer nötiger als Worte. Jedes Wort darf nur der Tat entspringen und verpflichtet zu immer neuer Bereitschaft.

Aus einem Fliegerleben

Ein Mann ging durch den einsamen Tannenwald. Der Schnee knirschte unter seinen Füßen.

Der Mann hatte die Hände tief in die Taschen seines kurzen feldgrauen Pelzes vergraben. Er ging allein, aber er war nicht allein. Seine Augen blickten den Weg entlang, aber sie hafteten nicht an dem, was sie sahen.

Ich habe Dir einen Weihnachtsbrief geschrieben, Annamarie, einen richtigen Weihnachtsbrief, — nicht einen Brief wie sonst, wo gerade das von irgendwelchen nebensächlichen Worten überdeckt wurde, an dem mir am meisten lag. Nicht einer, in dem ich scheu zurückdämmte, was in mir für Dich schwang, — nein, einer, geschrieben mit meinem ganzen warmen Gefühl, von dem sonst nur meine Geige weiß! Aber gerade dieser Brief mußte verlorengehen! Und Du hast unter dem Baum kein Wort von mir gefunden!

Als diese Nachricht kam, drückte mich die flandrische Winterstimmung noch tiefer nieder. Auch meine Geige konnte nicht mehr dagegen an, die immer und immer wieder mir doch helfen mußte über die tiefe Erschütterung, die Boelckes Tod an meiner Seite hervorgerufen hat. Es ist ja so schwer, sich damit abzufinden, daß man selbst Glied der Schicksalskette dieses besten Kameraden war, — gerade das Glied, das zerreißen mußte ...

Weich stäubte Schnee von den Ästen. Der einsame Mann machte die Augen schmal. Es war, als sähe er durch das alles hindurch weit in die Ferne.

„Man muß das tragen, was man aufgelegt bekommt!“ sprach er vor sich hin. „Man muß seine Pflicht tun! Alles soll Mahnung sein, sich selbst zu suchen, selbst zu stehen und selbst zu ringen.“

Der Weg ging aus der Schonung heraus. Grau ragten steile Felsen in den bleiigen Winterhimmel. Er maß sie im Gehen.

Das hab' ich ja immer gewollt, dachte er. Nur darum seilte ich mich bei keiner Hochtour an, nicht mal am Matterhorn. Denn der Sieg über den Fels sollte mein eigener Sieg sein, — eigener Sieg, nicht nur so vor den anderen. Nicht um mich stolz und überheblich zu machen, sondern nur zum Menschen, der in sich selbst ruht.

Es ist ja immer so in meinem Leben gewesen. Auch damals, als ich allein zu Fuß über die Alpen nach Italien ging, und dann sechs Jahre im ostafrikanischen Busch, weit entfernt von der nächsten Siedlung. Nicht, weil ich die Menschen verachtete, ging ich, sondern weil ich den Menschen suchte. Um ihn zu finden, mußte zuvor ich mich finden.

Und nun bin ich reif für diesen Menschen!

Seine Augen blickten ernst.

Und Du sollst dieser Mensch sein, Annamarie!

Er holte weit aus. Tannen standen jetzt wieder am Weg, die Äste tief gebeugt unter weißer Last.

Mögen sie es unverzeihlichen Leichtsinn nennen, daß ein Frontsoldat, der als Jagdflieger keine große Aussicht hat, mehr zu gewinnen als den Tod, das Schicksal eines jungen Weibes an sich fesseln will! Unsere Schicksale sind einander entgegengewachsen. Das fühle ich so seltsam sicher! Und doch ist es gut, daß mein Weihnachtsbrief verlorenging, denn er hätte vielleicht doch mehr verraten, als man schreiben soll. — Doch nun werde ich ja zu dir fahren ...

Er atmete langsam die reine Winterluft ein. In seinem Gesicht war eine tiefe Freude. Die Sonne durchbrach die grauen Wolken. Kuppe um Kuppe des Wettersteins zeichnete sich nun klar gegen den seidigblauen Himmel ab. Und da lagen auch schon die Hütten unter dicken Schneedächern, von denen lange Eiszapfen herunterhingen. —

In der Stube lag ein Brief mit dem blauen Stempel: „Kgl. Preuß. Jagdstaffel 2, Deutsche Feldpost Nr. 323." Mit großen, festen Buchstaben stand dabei: „Herrn Leutnant d. R. Erwin Böhme."

Er hockte sich auf die Sofalehne und riß den Umschlag auf. Wie es ihm ginge in den Bergen, — und dann: ... „Unser kleiner Hans Imelmann ist im Luftkampf am 23. 1. 17. geblieben ..."

Böhme schrak zusammen. Unser kleiner „Igel", eben von der Schulbank gekommen. Bald zwanzig Jahre jünger als ich, aber mutig und zuverlässig, ließ keinen Kameraden im Stich, und wenn die Übermacht noch so groß war.

Und dann: „... Am gleichen Tag fiel auch Ostrop bei Miraumont ..." Und dann: „... Richthofen ist auch fort. Nach seinem 16. Sieg kam der Pour le mérite und Führung der Staffel 11 ..."

Erwin Böhme ließ das Blatt sinken. Einen Augenblick starrte er vor sich hin, dann stand er auf und wußte, daß er gleich zurück mußte.

Nein, — im Brief stand nichts davon. Zehn Tage Urlaub lagen noch vor ihm. Zehn Tage Ruhe und Frieden. Zehn Tage, die die schönsten seines Lebens hätten werden sollen!

Er blieb am Fenster stehen.

Annamarie! dachte es ganz innig in ihm. Er legte die Stirn an die Scheiben und schloß die Augen. Er sah sie vor sich mit ihren lebhaften dunklen Augen. Doch er sah auch den kleinen Imelmann aus dem Luftkampf heraustrudeln, — Scheele hatte gerade wieder Ladehemmung, und Walz saßen gleich vier Engländer im Nacken. Diese verdammte Übermacht!

Mit einem Ruck richtete er sich hoch.

Befehl oder nicht! Wo Kameraden in Not sind, gehör' ich hin!

Er hob den Koffer vom Schrank und zog die Schublade der Kommode auf, — packte ein.

Weißt du auch, daß du diesmal vielleicht nicht wiederkommst, Erwin Böhme?

Er blickte auf, als habe jemand mit ihm gesprochen.

„Deshalb bleibt meine Pflicht die gleiche!" antwortete er laut, — und eilte, den Nachmittagszug nach München noch zu erreichen, von wo ihn der Nachtzug gen Westen führte.

*

Als er bei der Staffel ankam, hörte er, daß Leutnant v. Scheele eben gefallen war.

„Keine Stunde zu früh zurück!" sagte Erwin Böhme vor sich hin und ließ sich den Jagdeinsitzer fertigmachen.

Kaum vierzehn Tage später lag er verwundet im Lazarett Cambrai. Ein englischer Sopwith-Zweisitzer, dem er großmütig das Leben geschenkt hatte, hatte ihm als Dank im letzten Augenblick beim Niedergehen den linken Arm zerschossen.

Böhme blieb in Cambrai, um schneller wieder bei seiner Boelcke-Staffel zu sein. Aber dann mußte er doch zu orthopädischen Übungen nach Deutschland zurück.

„Heilen Sie sich nur ordentlich aus, und dann gibt's noch den verdienten Nachurlaub!" hatte der Staffelführer gesagt. Und nun lebte Erwin Böhme jeden Tag dem Wiedersehen mit diesem Mädchen entgegen, das seinem ganzen Leben Ziel geben sollte und Sinn.

Er sah Annamarie vor sich, so wie damals in Hamburg. Er drängte und drängte, um wieder ganz gesund zu werden.

„Ende der Woche!" hatte der Arzt gesagt, und Erwin Böhme bereitete alles vor zur Abreise. Gerade zu Ostern würde er nun bei ihr sein. Da kam ein Telegramm: „Nachurlaub abgeschlagen!"

*

So fuhr er zur Front zurück. Still lehnte er in den abgeschabten Polstern.

„Na, Herr Kamerad!" sagte der Hauptmann ihm gegenüber. „Ich hätte einfach die Behandlung ein paar Tage verlängert." Er lachte, doch Böhme schüttelte nur den Kopf und blickte in den grauen Nachmittag hinaus, wo manchmal ein Regenschauer gegen die schmutzigen Scheiben platschte.

„Die können mir leid tun," nahm der Hauptmann das Gespräch wieder auf, „wenn sie nicht mal 'n paar Tage ohne einen auskommen können. Die Hälfte des Lebens steht der Soldat sowieso vergebens! Und dabei scheinen Sie überhaupt noch Fieber zu haben!"

„Afrika!" sagte Böhme nur und blickte dann stumm auf das vorübergleitende Land. Jetzt gerade würde er eigentlich in Hamburg ankommen!

*

Spät abends quietschten die Bremsen in Cambrai. Leutnant Noth war auf dem Bahnsteig, die verknüllte Mütze mit dem roten Band wie immer schief auf dem Kopf. Er streckte dem Kameraden die Hand hin, lachte, aber Böhme kannte dieses Lachen über einem eiskalten Herzen.
„Wer ist es diesmal?" fragte er gepreßt.
„Worthmann!" sagte Leutnant Noth dumpf. „Bei Vitry —", er hielt inne und fügte dann gepreßt hinzu: „Und am gleichen Tage auch Erich König."
Böhme klappte sich den Mantel hoch, sachlich, als habe er gar nicht hingehört. Aber wie sie sich nun durch die Menschen schoben, sagte er vor sich hin: „Das waren die beiden letzten der ursprünglichen Boelcke-Kompanie."
„S i e sind doch noch da — und Richthofen . . .", wendete der Kamerad ein.
Soldaten hasteten vorüber. Offiziere hoben die Hände an den Mützenschirm. Erwin Böhme sah durch alles hindurch. „Hatte Erich König gerade zu seinem Geburtstag geschrieben", sagte er dann im Gehen.
Leutnant Noth nickte. „Der Brief lag im Kasino, als wir ohne König heimkamen. Sein Platz war umkränzt und ein richtiger Geburtstagskuchen war da." Er sah Böhme von der Seite an und fügte hinzu: „Wir konnten ihn nicht heraushauen, waren mal wieder eins zu vier — und dann die verfluchten Ladehemmungen! Als ich einen Augenblick Luft hatte, sah ich die Staubwolke seines Aufschlages dicht bei Wancourt . . ."

*

Das Jahr schob sich langsam weiter, nicht weniger blutig wie die beiden Jahre zuvor. Erwin Böhme tat still seine Pflicht. Er war immer ein Mann gewesen ohne viele Worte. Seit Boelckes Tod hatte ihn niemand mehr lachen sehen. Aber er tat seinen Dienst nicht als gedankenlose Maschine, er tat ihn trotz alledem mit ganzer Hingabe.
Mitte August 1917 setzte er sich mit wohlberechnetem Schwung hinter einen feindlichen Artilleriezweisitzer. Der Pulverdampf schlug ihm beizend ins Gesicht. Schon flogen Fetzen aus der Rumpfkokarde, da knackte es ein paarmal hart in Böhmes eigenem Flugzeug. Es war wie das knöcherne Rollen von Würfeln auf Holz.
Instinktiv riß Böhme seinen Doppeldecker in die Rechtskurve und blickte um sich. Da haute schon ein harter Schlag ihm die rechte Hand vom Steuerknüppel. Der Rumpfboden war aufgeschlitzt. Da unten stand der Engländer auf dem Schwanz! Schmerzen flammten auf. Blut quoll. Böhme ließ sein Flugzeug über den Flügel abrutschen, wirbelte ein paarmal um die eigene Achse, trat dann mit dem Seitensteuer dagegen, drückte den Knüppel nach vorn und nahm Kurs Heimat.
Ihm war übel. Er fühlte das warme Blut über die Hand rinnen. Frost schüttelte

ihn, obwohl die Sommersonne brannte. Er fühlte das Verrinnen seiner Kraft, aber biß die Zähne zusammen. Er wußte, wieviel verwundete Kameraden zusammengebrochen waren, ehe sie ihr Flugzeug glatt heruntergebracht hatten. Er biß die Zähne aufeinander und schaffte es noch einmal.

„Ganz sauberer Heimatschuß!" lachte der Stabsarzt. „Zweifingerstrecksehne etwas angeschnitten. Braucht halt seine Zeit!" Die Pinzette klapperte auf die Schale. „Was sagen Sie zu Gießen oder Marburg? Da wären Sie gut aufgehoben."

Erwin Böhme preßte die Lippen zusammen. „Annamarie!" hätte er schreien mögen, doch dann rückte er sich zurecht. „Danke, Herr Doktor! Kommt aber nicht in Frage. Kogenluft hat mich fürsorglich sowieso schon nach meiner letzten Verwundung zum Schulmeister in Valenciennes gemacht. Mit List und Tücke hab' ich mir endlich meine Jasta 29 ergattert. Und die soll ich nun im Stiche lassen?"

„Aber Sie können doch jetzt gar nicht fliegen und erst recht nicht schießen! Wie wollen Sie dann mit Ladehemmungen fertig werden?" Der Arzt sah ihn prüfend an. „Und denken Sie doch an Ihre Gesundheit! Sie sind doch auch nicht mehr der Jüngste, und dabei einer meiner eifrigsten Chininkunden. Diese Malaria zermürbt Sie doch."

Erwin Böhme schüttelte den Kopf: „Weil ich doppelt so alt bin, wie meine Kameraden? Auf das Herz kommt es an, Herr Doktor." Er sah den Arzt voll an. „Und glauben Sie im Ernst, ich hätte Ruhe zu Hause, wenn ich weiß, daß der Engländer mir einen nach dem anderen von meinen Herren abschießt? Denn von denen wartet doch keiner, bis ich wieder da bin. Die greifen an, wo sich der Feind sehen läßt, und wenn die Übermacht zehnfach ist. Das ist es ja gerade, Herr Stabsarzt!"

Er hatte schon recht — aber einen Monat später war er trotzdem in Deutschland. Urlaub von wenigen Stunden im Anschluß an eine Dienstreise — und die Hand war immer noch nicht in Ordnung!

*

Erwin Böhme ging mit Annamarie durch den herbstlichen Garten ihres Elternhauses. Hier hatte er mit ihr gehen wollen, als die Krokusse wie bunte Tulpen auf der Wiese waren. Nun waren die Blätter schon bunt geworden. Viele Luftkämpfe lagen dazwischen und mancher Schmerz.

Sie waren allein. Erwin Böhme schnitt eine letzte Rose. Der Stengel brach mit leisem Knacken. Annamarie sollte diese letzte Rose tragen, die tauig war und von erschütternder Friedlichkeit.

Erwin Böhme hielt die Rose einen Augenblick in der Hand. Der Stengel hatte geknackt. Ein wenig nur. Annamarie hatte es wohl kaum gehört, er aber sah auf einmal Georg Noth vor sich, an jenem Frühlingsmorgen, an dem auch er fiel. Albert Münz hatte Rosen gebrochen für den toten Kameraden und fiel selbst den Tag darauf über Ecourt-St-Quentin, zur gleichen Zeit, als auch Kurt Franke die Todeskugel traf. Und Schäfer deckte seitdem der Rasen, Zeumer und Koenemann. Und Pernet fiel über dem Meer, zu dem es uns immer wieder zieht in seiner grausilbernen Weite . . .

Er hatte ihr alles sagen wollen, aber nun preßte es ihn in der Kehle. Wer bin ich anders, als ein Mann mit dem Tod im Nacken? Wie diese da? Einer, der dieses Jahr kaum überleben wird? Und wenn er's tut . . . doch nur ein kleiner Jagdstaffelführer ohne große Zukunft, mit zertrümmertem Wirkungsfeld! Wie darf ein solcher Mann das Mädchen, das er wirklich liebt, an sich fesseln?
Er blickte auf das Mädchen neben sich, das unbekümmert lachte.
Wie darf ich ihr diese Leichtigkeit zerstören, sie mit Sorgen beladen?
Sie gingen stumm.
Und wenn sie sich gar nicht beladen läßt? Wenn ich ihr nur ein interessanter Freund bin, der nette Briefe schreibt, aber dessen Bürde man nicht mittragen will?
Ihre Schritte knirschten auf dem Kies.
Wie ein zusammenbrechender Unterstand wird dies sein, Erwin Böhme. Mit deinem Herzen bist du noch einmal jung geworden, hast Krankheit und seelische Not zurückgedrängt. Mit einem Schlage würdest du deine Kraft verlieren!
Sie gingen langsam nebeneinander. Er hatte die linke Hand in die schräg geschnittene Tasche seines Rockes geschoben.
Was liegt schon an mir! Er zuckte mit den Lippen. Aber dann gab er sich auch schon einen Ruck. Jagdstaffel Boelcke liegt daran! Die führen zu dürfen verpflichtet zu Kraft! Erwin Böhme, du warst Glied in Boelckes Schicksalskette. Du bist vom Tod beurlaubt, während er fiel. Du übernahmst sein Erbe, und immer wird dieses Erbe heilig in dir brennen! Nicht nur dein Tod gehört ihm — auch dein Leben! Ganz und gar!
Er blieb stehen und sah an ihr vorbei in die Ferne. Nur einen Augenblick lang, dann ging er wieder neben ihr, sprach, erzählte irgend etwas, und empfand dabei seltsam das Entgleiten dieser Stunde, dieses Sommers, dieses Lebens . . .

*

Und ein paar Stunden später spiralte er schon durch die Wolkendecke hinab. Valenciennes lag grau und ohne Freude.
Böhme setzte sein Flugzeug sanft auf den Rasen, rollte zu den Hallen, warf die Anschnallgurte über die Schultern und sprang zur Erde.
„Wolff ist tot!" sagte Mandler.
Böhme wankte nicht. Man sah ihm überhaupt nicht an, daß ihn das traf.
Das ist immer so, wenn man zurückkommt nach vorn, dachte Böhme vor sich hin. Aber gerade Wolff! Wer soll den ersetzen können?
Er machte ein paar Schritte zu den Hallen hin, wendete sich dann jäh, ging zu seinem Einsitzer zurück, ließ wieder anwerfen, nickte kurz und startete wieder.
Wenige Minuten später landete er auf dem Platz seiner Staffel. Die Kameraden kamen an seine Maschine heran. Böhme wandte sich ihnen langsam zu, und es war ihm, als müsse er den Atem anhalten. Ein Blick auf die Gesichter, da wußte er schon Bescheid.

„Chelius!" sagte Leutnant Wintrath. „Bei Dixmuiden."
Böhme sprang zur Erde. Einen Augenblick mußte er sich doch stützen.
Chelius, der schneidige Gardehusar! Er preßte die Lippen zusammen und ging, ein wenig steif, zur Bretterbude hinüber. Ein junges Herz kann das alles schon kaum ertragen, dachte er dumpf, — wie sollte das erst ein zerbrochenes können?
Fünf oder zehn Schritte ging er, und die Kameraden blieben zurück hinter ihm, aus irgend einer Scheu heraus. Doch da wendete er sich um mit einem Ruck und seine Stimme klang jung, daß man hätte glauben können, er lache dabei: „Kinder, den Brüdern werden wir schon einheizen!" Und dann der scharfe Befehl: „Maschinen fertigmachen!"

*

Und dann kam der Winter.
Erwin Böhme hatte bis dahin noch manchen Luftsieg erfochten, aber wenn die anderen dann zu ihm kamen, mit dem dürftigen Sträußchen, das nun einmal dazugehörte, auch wenn es nur noch schließlich aus ein paar Gräsern und einer Distel bestand — er nickte dann kurz, aber er lachte nicht. Keiner hatte ihn mehr lachen gesehen seit Boelckes Tod . . .
Jetzt saß er im dürftigen flandrischen Quartier. Die Läden waren geschlossen, aber er fühlte doch, daß draußen die Winternebel krochen.
Das Feuer knisterte im niedrigen Eisenofen, aber das alte Fieber ließ den einsamen Mann wieder frösteln. Er hatte den Mantelkragen hochgeklappt und eine Decke um die Füße gewickelt, aber es überlief ihn doch immer wieder kalt. Dann glühte aber der Kopf wieder, daß er alles abreißen möchte.
Er schob das Papier zurück, stützte den Kopf in die Hand und schloß die Augen.
Da sah er Lange vor sich, drei englische Flugzeuge im Nacken. Er windet sich. Böhme stößt herunter (es war ihm, als sähe er sich selbst). Er reißt die Maschine hoch, will dem Kameraden Luft machen. Doch das rechte Gewehr versagt und darauf auch das linke. Er reißt sich die Hände blutig, knirscht mit den Zähnen. Umsonst! Kein Schuß kommt! So erfüllt sich Walter Langes Schicksal — vor seinen Augen. Zerschossen, zerfetzt, steuerlos — bei Paschendaele schlägt er auf, daß Dreck und Wasser hoch aufspritzen.
Erwin Böhme nahm die Hand von den Augen.
Und dann schreibt man das so einfach mit ein paar Worten! Spricht noch von lauter Nebensächlichkeiten, macht einen halben Witz, um zu verdecken, wie es wirklich in einem aussieht — und schickt das Ganze wieder in die Heimat!
Man sitzt auch mit den anderen zusammen, hört ihre Witze, will lachen und kann es doch nicht. Oder Bruder Martin kommt herüber von seinem Englandgeschwader. Kennt das auch, aber redet nicht darüber, hat natürlich die Geige mit, aber man muß den Bogen immer wieder sinken lassen, denn das Pauken der vorn tobenden Artillerieschlacht ist doch nicht zu übertönen. Und manchmal schießen sie uns ja auch von See aus unserem Platz heraus. Oder Bruder Gerhard kommt zu Pferd über Land, in eine Zeltbahn gewickelt, gegen den ewigen Regen. Und dann ist es beinahe, wie es früher war — aber trotzdem . . .

Er nahm den Federhalter, tauchte ein und warf ihn doch gleich wieder auf den Tisch. Wenn das so weitergeht, Erwin Böhme, wirst du ein alter Mann! Zergrübelst deine Abende — denkst an die Frau, die du nicht fragen willst und die du doch nicht lassen kannst. Glaubst du im Ernst, daß sie nicht weiter an dich denkt? Daß sie nicht gerade darunter am meisten leidet, daß du nicht sprichst?
Und der Nebel kroch draußen breiig über wundes, flandrisches Land.
„Kaltstellen wollt Ihr mich, Herr Major?"
„Wer spricht denn von Kaltstellen, Böhme? Ich sage Ihnen doch: Auf ein paar Monate in die Heimat, um dort mal die Belange der Front energisch zu vertreten. Ihr Pour le mérite ist jeden Tag fällig — müßte längst da sein. Ist doch verdammt Grund genug, sich ein bißchen zu verschnaufen nach Ihren Verwundungen, Malaria, und wo Sie jetzt auch noch ein Fräulein Braut haben! Die hat doch wirklich ein Recht darauf, Sie etwas zu sehen." Er lachte und schüttelte ihm die Schultern.
Böhme hielt sich steif. Dann sagte er langsam und eindringlich: „Wenn man mir die Führung meiner Boelcke-Staffel nimmt, dann würde ich das als . . ." Er atmete schnell.
Der Major lachte: „Lassen Sie nur, Böhme! Hab' noch Ihren Nahkampf in schauerlicher Erinnerung, mit dem Sie sich von der Jagdstaffelschule wieder zur Front zurückarbeiteten! Also Kommando ist nicht! Aber ein kleiner Urlaub ab" — er wiegte den Kopf hin und her — sagen wir, Samstag, wird einfach zudiktiert!"
Der Kommandeur der Flieger klopfte seinem Staffelführer auf die Schulter.

*

Samstag! Bis Samstag also noch!
Erwin Böhme stand aufrecht, die Hände in den schrägen Taschen, die hellen Augen am wintergrauen Himmel. Er lachte nicht. Aber er war seltsam verjüngt. Alle Kameraden fühlten das und freuten sich darüber.
Tagkämpfe, sobald es klar war. Jagd hinter Engländern her zwischen Wolkenfetzen. Nicht viel Erfolg, denn das Wetter war wirklich saumäßig. Kaum hatte man ein paar Kokardenflieger aufgestöbert, da zogen sie schon wieder in die Wolkenfetzen hinein. Und zwischendurch streiften Schneeflocken den Himmel weiß.
Dazwischen Papierkrieg. Erfahrungsberichte, Meldungen, Beschwerden, Stärkenachweise, Angaben über Munitionsverbrauch, aber jeden Morgen und jeden Abend konnte Erwin Böhme einen Gruß nach Deutschland senden. Und wenn es dann ganz dunkel war, dann holte er seine geliebte Geige und träumte vor sich hin.
Es soll der schönste Urlaub werden, den jemals ein Soldat gehabt!
Wirklich, zum ersten Male in diesem Krieg, zählte Erwin Böhme die Tage, zählte er zuletzt die Stunden.
Dann kam im letzten Augenblick — der kleine Koffer war schon gepackt — der Anruf: „Urlaubssperre!"
Böhme antwortete nur, und seine Stimme schwang nicht dabei: „Zu Befehl, Herr Major!"
„Nur vierzehn Tage!"

Böhme atmete einmal tief. Gut! Bis dahin gibt es Arbeit genug! Er führte außer der Staffel jetzt auch noch die Jagdgruppe.
Am selben Tag noch flog er wieder seiner Staffel voran. Jeden Tag, ruhig, zuversichtlich, froh wie nie. Trotz alledem.

*

Am 29. November 1917 schickte Erwin Böhme den vierundzwanzigsten Gegner über dem Zillebecker Teich in die Tiefe.
Er drehte ab und schob sich ein kleines Stück „Siegelschokolade" in den Mund, das Annamarie ihn geschickt hatte.
Seidig lag Dunst über gequältem Land.
Dann waren wieder englische Sopwiths da. Viele — sehr viele. Ein ganzes Geschwader.
Böhme riß sein Flugzeug herum, streifte mit einem Blick die Kameraden, drückte dann heran. Langsam fraß sich der Rumpf näher. Böhmes Daumen glitten unruhig über die MG.-Tasten. Er fühlte den Brief seiner Annamarie auf dem Herzen. Ganz tief schöpfte er noch einmal Luft.
Die Kokarden leuchteten nun wie bunte Pfauenaugen.
Dann war er heran, stieß mitten hinein in den aufgeregt durcheinander fliegenden Schwarm, geduckt hinter Kimme und Korn.

*

Zur selben Stunde legte der J. d. V. ein kleines Päckchen auf den Tisch der dürftigen flandrischen Bauernstube, gerade vor das Bild dieses deutschen Mädchens: Das blaue Zackenkreuz des Pour le mérite.
Einen Augenblick blieb er stehen und blickte auf das Bild.
Sie wird sich freuen über den höchsten Orden, und er hat es längst verdient!

*

Die Motoren brausten auf. Da glitt schon der Erste über die Bäume. Der J. d. V. rannte hinaus. Sie rauschten heran, rollten herbei, sprangen heraus.
Da zerbrach sein Lachen.
Sie hatten wieder diesen Blick.
„. . . fiel über Zonnebecke . . ."
Winternebel krochen.
Nacht sank über Flandern.
Kein Licht brannte heute in der kleinen Stube.

Georg Grabenhorst

1899 als Handwerkersohn in Neustadt am Rübenberge geboren. 1908 nach Hannover auf die Schule. Turnen, Zeichnen, Singen sehr gut, Fleiß genügend. Frühjahr 1917 kriegsfreiwillig. In Flandern und Frankreich. Sommer 1918 im Wald von Aveluy durch Minenexplosion dienstuntauglich. Hochgradige Zertrümmerung der Netzhautgefäße auf beiden Augen, die lange mit Erblindung droht. Zurück nach Deutschland. Studiert. Alles Mögliche, nichts Rechtes. 1919 Landwirtschaft gelernt. 1920 wieder Student. Geschichte und Kunstgeschichte, Philosophie, Literatur. 1922 in Kiel Dr. phil. 1923 Bankbeamter. 1924 alles an den Haken gehängt. Reisen. Gedichte. Erste Erzählungen. 1925 bis 1926 „Fahnenjunker Volkenborn". 1928/29 „Die Gestirne wechseln". 1931/32 „Merve". 1933 (zum Teil schon früher entstanden) „Der ferne Ruf". 1934 „Die Spieluhr". 1936 bis 1937 „Unbegreifliches Herz". 1937 „Regimentstag". 1938 „Späte Heimkehr". 1938 bis 1939 „Die Reise nach Luzern". Mitherausgeber des „Niederdeutschen Almanachs", 1937. Seit 1930, einem guten Stern gehorsam, der das tätige Leben über das nur betrachtende stellt, Referent für Kulturpflege in der Hannoverschen Provinzialverwaltung. Provinzialverwaltungsrat.

Vom ewigen Jünglingstraum des Mannes

Mein Vater, von allen Männern, die durch mein Leben gingen, der, dem ich am meisten zu danken habe und dem ich heute noch und mehr denn je in tiefer Ehrfurcht und Liebe verbunden bin, war eine ganz aufs Praktische gerichtete Natur. Es lag ihm nicht, große Worte zu machen, weder auf dem Papier noch in der freien Rede, aber im vertrauten Kreise konnte er meisterlich erzählen, und manche Stücke aus seiner Lebensgeschichte, aus seiner Lehrzeit bei dem alten bärbeißigen Meister in Celle, aus seiner Gesellen- und Wanderzeit sind mir heute noch von seiner Stimme lebendig in der Erinnerung. Meine gute Mutter dagegen hatte immer schon eine besondere Neigung zu Versen und Sprüchen gehabt, wie man sie sich zu gewissen Zeiten in die Stammbücher schreibt, und manchem ihrer Briefe, die sie mir ins Feld hinausschickte, war die Abschrift eines Gedichts oder ein guter Satz beigefügt, die sie irgendwo in einer Zeitung oder Zeitschrift oder in einem Buch gefunden hatte. Wie sie mir einmal erzählte, war sie zu der Zeit, als sie mich unter dem Herzen trug, mit dem Gedanken umgegangen, die Geschichte ihrer Liebe, die eine lange Not gewesen war, und ihres heimlichen Verlöbnisses mit meinem Vater aufzuschreiben. Es hatte einmal um dieses Verlöbnis einen fünfjährigen erbitterten Kampf mit ihrem bürgerstolzen Vater gegeben, dem seine einzige Tochter „für den hergelaufenen Gesellen zu schade" gewesen war, einen Kampf, der noch lange nachwirkte und von dem auch wir Kinder, wach und hellhörig, wie Kinder in diesem Bereich sind, noch unser Teil zu spüren bekamen. Die Neigung meiner Mutter zur stillen Welt der Verse und Gesänge

rührte wohl von dieser Zeit der Kümmernisse und der Verfolgung ihres Herzens her, wo sie in ihnen Zuflucht und Trost gefunden hatte, und war nach ihrer im schönsten Sinne einfältig frohen und tapferen Gemütsart auch später noch ganz unbefangen wie am Anfang. So bewahrte sie meine Verse, die einmal der Lobpreisung meiner kleinen Heimatstadt dienten und zum andern dem Ruhm und der Würde des Vaterlandes überhaupt, bis zu ihrem Tode in der Brieftasche auf, in der sie mit den Bildern ihrer geliebten Menschen die kleinen Heiligtümer ihres Lebens gesammelt hatte und immer bei sich trug.

Bei diesen Versen, die ich so in der Tertia aufzuschreiben anfing, habe ich mir nichts anderes gedacht als andere Jungen auch, die sich neben vielem anderen auch einmal ans Versemachen wagen. Als es dann so weit war, sind mir natürlich auch meine übrigen Gefühle in dieses Geschäft hineingeraten, und ich habe begonnen, ein Tagebuch zu führen, in das ich die Ergebnisse meiner dichterischen Bemühungen, gelegentlich mit zärtlichen Monogrammen und kleinen diesbezüglichen Randzeichnungen geschmückt, gewissenhaft eintrug. Diese Tagebücher wurden zuletzt ziemlich umfänglich und waren nicht leicht zu handhaben, weil sie voll getrockneter Blumen und aller möglichen mehr oder weniger beziehungsvollen Andenken sonst, wie seidener Bänder, Eisenbahn- und Theaterkarten von besonders erinnerungswerten Aufführungen und Fahrten, lagen. Allmählich kam ich dahinter, daß so ein Tagebuch sich nicht nur als ein immer zur Aussprache bereiter guter Freund erwies, sondern eben auch die Taten und Meinungen im Glück und im Unglück, wie es gerade begegnete, getreulich aufbewahrte, so daß man sich immer wieder seiner selbst versichern und dabei lernen konnte, sich gewissermaßen historisch zu betrachten. Das aber war von Zeit zu Zeit in mancher Beziehung nützlich. Mein Bruder Karl, der vielbegabte, begann als Sekundaner, wenn ich mich recht erinnere, einen Roman zu schreiben. Ich war in der Schule zwar für gute, wenn auch etwas eigenwillige Aufsätze bekannt, aber ein so ungewöhnlicher Ehrgeiz wie der, einen Roman zu schreiben, focht mich damals noch in keiner Weise an. Ich hatte „alle Hände voll“ zu tun, erst einmal mit der Erlebnisfülle als solcher fertig zu werden, der tatsächlichen, praktischen in meinen geliebten Sportbezirken, in und auf dem Wasser und auf dem grünen Rasen, und der anderen, geistigen in der Literatur, die ich mir abseits der Schule meist und oft durchaus im Gegensatz zu ihr auf meine eigene Weise eroberte. Ich las alles, was mir in die Quere kam, und bei keiner Aufführung, weder verbotener noch unverbotener Stücke, fehlte ich je als Stammgast auf dem „Olymp“ unserer hannoverschen Theater. Ich wundere mich heute noch manchmal, wie unverwirrbar ich bei dieser Massenvertilgung von Literatur und Theater den guten Sternen folgte, die mich angestammtermaßen aus meinem guten Elternhause leiteten.

Im übrigen ging mein „Dichten und Trachten“ allein darauf hinaus: ich wollte Seeoffizier werden. In der Mathematik haperte es zwar, aber das hoffte ich dann schon, wenn es so weit war, mit einiger Sprachbegabung und meinen sportlichen Leistungen wieder wettzumachen. Der Krieg machte mir durch diese Rechnung insofern einen Strich, als im Anfang keine Seekadetten angenommen wurden und nachher

nach meinem Hörensagen die Ausbildung so lange dauern sollte, daß ich mit Recht befürchten mußte, nichts mehr vom Orlog abzukriegen. Kurz entschlossen meldete ich mich also als Fahnenjunker zur Marine-Infanterie. Die Marine hatte es mir nun einmal angetan, und so war ich ihr doch wenigstens dem Namen nach verbunden.

Drei junge Kameraden waren wir, einer wie der andere achtzehn Jahre alt, die sich Ende Mai 1917 nach einer Galoppausbildung von knapp acht Wochen auf ihre Ausreise zum Regiment nach Flandern vorbereiteten. Diese Vorbereitung bestand nicht nur darin, daß wir binnen einer Woche die nötigen Schießprüfungen, die sich sonst auf Monate verteilen, hinter uns brachten, sondern von besonderer Bedeutung war vor allem die Frage: was nimmt man mit? Wir meinten damit nicht die strenge und wohlgeordnete Welt des Kammerunteroffiziers, der ja nur von seiner abgewetzten Papptafel abzulesen brauchte, was er uns mehr oder weniger kräftig und treffsicher über seinen „Ladentisch" hinweg vor die Füße oder an den Kopf warf, vielmehr das geistige Gepäck, die eiserne Ration für das Herz, die wir ja bis zu einem gewissen Grade selbst zu bestimmen hatten. Der Ausbildungsunteroffizier „Schant" (Sergeant) Kühn, der ausschließlich für uns da war und seine Sache eindrucksvoll genau nahm, hatte uns im Mantel- und Zeltbahnrollen und Tornisterpacken gründlichst unterrichtet. Wir packten unseren Tornister nicht nur vorschriftsmäßig, wir packten ihn geradezu leidenschaftlich vorschriftsmäßig, und billigerweise hätte daraus eine äußerste Ausnutzung des verfügbaren Raumes und also eine gewisse Freiheit mindestens für ein paar schmale Bücher folgern sollen. Hier aber wurde es gerade mir schwer gemacht, und zwar in der Wahl zwischen einem wirklich reizenden, mit weichen Daunen gefüllten Kissen von rosageblümter Seide (das mir eine gewisse zarte Hand zum Abschied gearbeitet hatte und das dazu bestimmt war, wie wir uns das so hübsch dachten, im Ruhequartier mein müdes Haupt in angenehme Träume zu betten) und den Büchern, die nach langer und angestrengter Überlegung schließlich übriggeblieben waren. In diesem Kampf zwischen dem Geist und der Materie (ich muß wiederholen: einer ungewöhnlichen und durchaus verklärten Materie) siegte, wie es mit achtzehn Jahren nicht anders zu erwarten ist, selbstverständlich die letztere, das heißt das sich schmiegsamer einfügende Kissen. Schweren Herzens mußte ich mich entschließen, meine geliebten Bücher heimzuschicken. Ich lief aber noch einmal in die Stadt und kaufte mir (dazu fühlte ich mich für alle Fälle verpflichtet) eine Faust-Feldausgabe, die man im Ärmelaufschlag der Feldbluse bequem unterbringen konnte. Um es gleich zu sagen: die Faust-Ausgabe hat sich bei mir nur während des blumengeschmückten Ausmarsches zum Bahnhof und auf der Reise im Ärmelaufschlag gehalten, sie wanderte nachher irgendwo in den Brotbeutel, den ohnehin vollgestopften, und als ich es im Laufe der Zeit zu einem Koffer bei der Bagage gebracht hatte, da fand sie dort ein verhältnismäßig ruhiges Plätzchen. Ich hatte mich verschätzt, ich war damals noch zu jung, um den Faust zu brauchen. Das große Erlebnis unter den Männern an der Front erfüllte mich ganz und gar, und was noch übrigblieb, das sammelte sich um die erwähnte schöne Materie herum, um Feldpostbriefe, Päckchen

und Karten, und wo es darüber hinaus eines Ausdrucks bedurfte, da suchte es ihn wo anders, da mußte es ihn in anderen Bezirken suchen.
Anfang Juni, nachdem ich kaum vierzehn Tage im Graben verbracht hatte, wurde das Regiment zurückgezogen zu Sturmübungen nach Denhaan. Die Kompanie lag in dem kleinen Dorf Nieumünster, und wenn wir zum Baden in der See ausrückten, marschierten wir durch Wenduyne, einen kleinen Badeort, in dem es eine Feldbuchhandlung gab. Hier habe ich mir meine „Bestände" aufgefüllt, und es rührt mich noch heute, wenn ich denke, auf welche Weise ich es tat. Außer einer kleinen Auswahl Eichendorff erstand ich nämlich hier die „Balladen und ritterlichen Lieder" des Freiherrn von Münchhausen, von denen damals eine handliche Feldausgabe erschienen war. Was konnte es im Geiste Gemäßeres geben für jemand, der zu seinem Glück und Stolz für den bevorstehenden Angriff zum Stoßtrupp eingeteilt war und der die weiße Armbinde, die die Mitglieder dieser „Auslese" der Kompanie bezeichnete, über die Gardelitzen und die Regimentsinitialen auf der Achselklappe hinaus vor Gott und seinen Kameraden als besondere Auszeichnung trug?
Die Engländer hatten offenbar Lunte gerochen und kamen unserer Unternehmung durch eine Gewaltpatrouille zuvor. Auf den Sturmangriff mußten wir also achtundvierzig Stunden warten, Zeit genug für einen Jüngling, seine Erwartung zu spannen und zu prüfen und die Vorgefühle gründlich zu kosten. Die Tage wölbten damals einen strahlend blauen Himmel über die Dünen- und Polderlandschaft, wie man sich ihn in Sommerferien nur hätte wünschen können, und wären die Flieger nicht gewesen, die unaufhörlich hinüber und herüber summten, und die schweren Batterien, die sich so allmählich einschossen auf ihre befohlenen Ziele, so hätte es sich gewiß noch leichter und angenehmer träumen lassen über den Versen von der Gräfin Monbijou und vom Pagen von Hochburgund. Damals gab es übrigens noch richtige Stellungen hier im nassen Polder, aufgeworfene „Schützengräben", hinter denen zwischen Lombartzyde und der von Westende nach Nieuport führenden Steinstraße der „grüne Weg" entlang lief. Es gab auch noch Grünes daran; um die mit Wasser gefüllten Granattrichter herum hatte es die Allmutter Natur in ihrer großen Güte auch in diesem mörderischen Jahre 1917 wieder wachsen und blühen lassen, und über der Brustwehr und an den Trichterfeldern pflückte der Feldsoldat roten Klatschmohn, Kornblumen und Vergißmeinnicht, legte sie in seine Briefe und schickte sie an die Mutter daheim und an die Herzallerliebste im fernen Deutschland als Gruß. Am Vortage seines ersten Sturmangriffs fand jemand mit achtzehn Jahren sogar Anlaß, eine dieser roten Mohnblüten in sein kleines, beim Feldgebrauch inzwischen schon etwas eingedrecktes Buch der Balladen und ritterlichen Lieder zu legen und dazu bei dem Gedicht vom Pagen d'Autreval mit Bleistift zu bemerken: „vor Nieuport 9. 7. 1917."
Dieses schmale graue Bändchen, das mit der Zeit weiter verschmuddelte und eine stattliche Zahl von Brand- und Fettflecken sammelte, hat mich nicht nur bei jenem ersten Sprung über die Brustwehr ins Niemandsland begleitet, sondern auch treulich weiter den schweren Sommer zu Ende und in den harten Herbst der Abwehrschlacht vor

Ypern. Der Bleistiftbemerkung vom 9. 7. 1917 sind noch andere gefolgt, vom 12. 10. im Houtholster Wald, vom 25. 10. vor Poelkapelle, und wenn ich nicht irre, war es am 25. Oktober, dem Silberhochzeitstag der Eltern, neben dem Gedicht, das „Meiner Mutter“ überschrieben ist und das anhebt: „Mein Haupt will ich bergen wie einstens in deinen Schoß, ich tat es vor Zeiten als Knabe, nun bin ich groß. Von der Stirne streich mir die Locken leise fort und sprich mir wieder wie damals ein zärtlich Wort...“

Nach einer im vollen Gefühl ihrer Vergänglichkeit gekosteten Ruhe in Brügge waren wir mitten aus einer Felddienstübung heraus alarmiert und in den Hexenkessel des Trichterfeldes vor Ypern geworfen, und zwar, was mich betrifft, gerade in dem Augenblick, wo ich eigentlich zur Silberhochzeit der Eltern auf Urlaub fahren sollte. Blumen waren damals nicht mehr zu pflücken, nicht nur weil es Herbst war. Grüne Wege gab es nimmer, keine Schützengräben und keine Landschaft, auch keinen Himmel; grau in grau alles, kurz und klein zerstampft und zerstoßen und von Regen und Grundwasser vollgesoffen, Trichter an Trichter. Um so inniger verwuchs da der kleine Schatz von Eigenem und Heimlichem mit einem, den man auf dem Leibe trug, die Brieftasche mit den Bildern der geliebten Menschen in der einen Tasche des Waffenrockes und in der anderen das Lieder- und Balladenbuch Münchhausens und Eichendorffs Gedichte.

Damals vor Ypern ist mir übrigens das seidene Kissen „verschütt“ gegangen, dem ich beim Ausrücken, ohne mit der Wimper zu zucken, die deutsche Literatur geopfert hatte. Es hatte sich inzwischen merkwürdig verwandelt, nicht nur wie das Liederbuch durch allerlei Flecken und Wunden, sondern in der allgemeinen Vernichtung, wo alles in Nässe und Kälte und im Trommeltanz der Granaten erstarrte, hatte es ein eigenes kleines, vielfältiges und unermüdlich sich regendes und vermehrendes Leben gewonnen, das ebenso wenig wie das andere unterm Waffenrock kaputt zu kriegen war. Die morgenliche Strecke dieser allbekannten winzigen Wesen, die so fröhlich eifernd von unserem Blute lebten, schwankte damals zwischen fünfzig und hundert Stück; wir veranstalteten gewissermaßen Treibjagden, indem wir uns unter die Hemden die „kaiserliche“ Leibbinde banden, die wir bis dahin nur des späteren Appells wegen widerwillig mit uns herumgeschleppt hatten, um auf diesem weichen Flanell in der zentralen Wärme des Körpers unsere Völker zusammenzutreiben. Mit den Leibbinden ist auch das Kissen bei Ypern geblieben, und das Beschämende ist, daß ich noch nicht einmal sagen kann, wie und wo es mir aus dem Tornister geraten ist. Man kann nicht alles festhalten als Soldat. Man muß sich trennen können jeden Tag und von jedem Ding und Wesen, und wenn es darauf ankommt, auch von sich selbst. Das kleine zerlesene Balladen- und Liederbuch dagegen habe ich ein halbes Jahr später, 1918, nach der Frühjahrsoffensive, selbst fortgegeben, habe es einem guten Kameraden geschenkt, mit dem es für mich Freundschaft geknüpft hatte. Man schloß damals nicht leicht Freundschaften. Die harte Zucht des Dienstes ließ wohl dergleichen entbehrlich erscheinen. Was man an feineren Empfindungen in sich trug, das träumte man eben nachts auf Posten am Trichterrand oder auf den Anmarschstraßen unter-

wegs in seine wachen Träume hinein oder man schrieb es in die Feldpostbriefe. Die Kompaniekameraden hatten sich damit abgefunden, daß man Briefe schrieb und Bücher las, da gab es nichts mehr zu verbergen. Man schrieb gelegentlich einen Brief für sie mit, weil man „so schöne Worte machen“ konnte, und die Reclamheftchen und die Wiesbadener Volksbücher machten alsbald die Runde. Aber in den Ruhequartieren, in der Gemeinschaft mit den übrigen Fahnenjunkern und Offizieren, da glaubte man Anlaß zu haben, dieses sein eigenes Reich wortwörtlich in die Tasche stecken zu müssen. Dem Kommandeur und den Offizieren gegenüber meinte man nun einmal als kleiner Fahnenjunker nur Soldat sein zu dürfen, Hacken zusammen und Finger lang, auf nichts anderes als Krieg erpicht, ein rocher de bronce von Gemüt, und wenn einmal ein anderes Stichwort fiel und man nun seine tieferen Neigungen gestehen mußte, so fühlte man sich ertappt wie auf verbotenen Wegen.
Diesem einen gegenüber war es anders gewesen. Es war ein älterer Kamerad, der kurz vor der Beförderung zum Offizier stand, aus einer alten Familie, ein wunderbarer Kerl, Soldat von Geblüt. In der „Ruhe“ in Brügge vor dem gemeinsamen Exerzierdienst am Minnewater (ausgerechnet am Minnewater exerzieren!) traf er mich mit dem Lieder- und Balladenbuch Münchhausens in der Hand. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, und ein Soldat lebt nicht allein vom Exerzieren.
„Was, Sie lesen Münchhausen? Darauf müssen wir zusammen eine Pulle Rotspon trinken. Einverstanden?“
Die „Pulle Rotspon“ — es lag uns fern, von einer Flasche Rotwein zu sprechen — wurde selbigen Abends in seinem Quartier ausgetrunken. Der Wein war ziemlich mangelhaft, aber das machte nichts. Wir brauchten ihn nicht, uns zu berauschen, wir waren anders erfüllt. Wir donnerten uns gegenseitig die Verse entgegen, die wir zum guten Teil auswendig bei uns hatten, von der Sporenschlacht bei Guinegate, von der Trommel des Ziska, vom Schlachtfeld am Barenberge, auch das Lied des Obristen vergaßen wir nicht, und am Ende legten wir die Scheu ab, uns zu den anderen Liedern zu bekennen, zu den zarten und heimlichen, die nicht für die lauten Stimmen geschrieben sind, sondern für die leisere Stimme des Herzens, die aus ihnen redet, zu jenem Gedicht „Meiner Mutter“, von dem ich schon sprach, dem „Goldenen Ball“, dem „Dunklen Falter“ und welchen sonst. Es wurde ein langer Abend oder eine kurze Nacht, wie man es will; wir kamen ins Erzählen, von zu Hause, von der Mutter, von den Mädchen, von unseren Dichtern, Storm und Eichendorff, Mörike und Hölderlin, Rilkes „Kornett“ nicht zu vergessen, und rauchten dazu aus kurzen Pfeifen einen Tabak, in den Rosenblätter gemischt waren, vergilbte rote Rosenblätter, die von Zeit zu Zeit in zartblauen Briefumschlägen von einem mecklenburgischen Gutshof her den Weg nach Flandern fanden.
Ich glaube nicht, daß man Größeres zum Ruhm und zum Lobe eines Dichters aussagen kann als dieses, daß man seine Dichtung einmal als eigenes Leben angenommen und sich mit der ganzen Kraft seines Herzens an seine Gestalten hingegeben hat. Man mag in friedlichen „bürgerlichen“ Zeiten anders mit den Balladen und Liedern Münchhausens oder Eichendorffs Gedichten umgehen und trotzdem einen Zugang zu

ihnen gewinnen; mir ist das Erlebnis der Dichtung überhaupt unzertrennlich verbunden mit dem Generalerlebnis des Krieges, das nicht nur unsere Nerven durchschüttelte und durchglühte, sondern auch unseren Geistes- und Herzensvorrat einer unbarmherzig gewaltsamen Probe unterzog. Was hier im Trichterfeld durchhielt an schönen und goldenen Worten, das mußte wohlgeschmiedet und gegründet sein. Es haben die Kameraden an allen Fronten mancherlei Spruchbücher und Katechismen mit sich herumgetragen. Zur eisernen Ration für mich gehörten Münchhausen und Eichendorff, Hölderlin und, daß wir „die Träume der Jugend nicht gering achten", auch Rilkes schwärmerischer, klangberauschter und berauschender Kornett, den wir wie so vieles auswendig kannten und uns, wenn es die Stunde wollte, abends im Feldlager gegenseitig vorredeten. Wir brauchten also nicht lange nach „klingenden Gefäßen" für den Überschwang oder die Erschütterung unseres Gefühls zu suchen; sie boten sich ja unaufhörlich an aus dem, was wir aus dem großen Vorrat deutscher Dichtung bei uns trugen.

Erst als wir zurückkamen, mehr oder weniger zerschunden und verbittert, und uns nun einordnen sollten in die gottverlassene bürgerliche Welt, die uns in der Heimat erwartete, da erst stürzte zusammen, was uns bis hierher im Herzen gehalten hatte. Wir haben nicht aufgehört, die Dichter unserer Jugend zu lieben und ihres Geistes Spur im Vaterlande zu suchen, aber wir brauchten alle unsere Zeit, wir brauchten unsere ganze Kraft dazu, und die eigenen Versuche — jedenfalls ist es mir so gegangen — gewannen da erst ihre volle Freiheit, als wir uns überwunden hatten, noch einmal zurückzukehren in die alten Trichterfelder und uns im Geiste noch einmal durch den Feuerriegel dieses Erlebnisses hindurchzuschlagen, das ja nicht irgendeines war, sondern gültig und entscheidend ein für allemal. Ich erinnere mich noch sehr deutlich, mit welcher Unsicherheit und mit welchem Zagen ich damals daranging. Die einzigen Mitwisser, die Freundin Franziska und die Brüder, die zugleich meine Kriegskameraden waren, haben mich wohl ermuntert, aber mir selbst blieb die Niederschrift, die ohne irgendeine „Unterlage", irgendeinen Anhalt nur dem unverwischbaren Gedächtnis folgte, doch zu persönlich und fremd in allem, was sonst „Literatur" hieß, daß ich sie schließlich, kaum daß ein paar Freunde hineingelesen hatten, wieder in die Schublade legte. Was sollte anderen ein Gleichnis wie dieses, das, ach, so sehr mein eigenes war? Jahre später erst, durch eine zufällige Bekanntschaft, ist das Manuskript dann wieder aus dieser Schublade heraus und, mir selbst verwunderlich und nicht ganz geheuer, zum Druck gekommen.

Was ist im übrigen noch viel zu sagen? Wer wirklich einmal mit Leib und Seele Soldat wurde, wie wir damals mit unseren achtzehn Jahren, der wird es immer bleiben, auch im „Veloursbut", von dem die Pimpfe reden. Wir Kriegsfreiwillige, nicht umsonst Kriegsmutwillige genannt, folgten ja nicht äußerem Zwang und Befehl, sondern dem Zuge des eigenen Herzens. Wir wollten es nicht anders. Wir meinten, daß nur der mitreden darf, der selbst den Kopf hingehalten hat, im Kriege und auch sonst. Und ich denke, das gilt auch heute noch, heute mehr denn je. Nach meiner Erfahrung gibt es keine gründlichere und dauerhaftere Art, von sich selber loszukom-

men, als so mitten in die Gemeinschaft der Männer gestellt zu werden. Gerade dem Empfindlichen oder Empfindsamen wird es für immer eine gute und unersetzliche Lehre sein. Was gut und echt und anständig und des Lebens und Nachdenkens wert ist an der Menschnatur, das hat er hier ebenso bald heraus wie das, was in der Kunst wahrhaftig ist und also auch unter den Soldaten, in diesem von allen schönen Täuschungen weiß Gott entäußerten Bezirk des Lebens standhält. Ohne Schlagseite, mehr oder weniger schwer, ist ja kaum einer von uns heimgekehrt, und doch leuchten die alten Augen wieder jung wie damals, und das Herz strömt über in der Brust, wenn wir den alten Kameraden wieder begegnen oder die Kolonnen der Jungen an uns vorübermarschieren. „Soldat sein aber und Kameradschaft", heißt es im „Regimentstag", „ist der ewige Jünglingstraum des Mannes, den er niemals, solange noch ein Funke Lebenskraft und Wille in ihm glüht, vergißt, niemals ganz zu Ende träumt."

„Soldaten, Kameraden . . ."

Ein Gespräch

Frau: Wie jung du noch bist, mein Freund! Die Wiedersehensfeier, die Begegnung mit den alten Kameraden vom Regiment, hat dich ganz verwandelt. Was aber geschah denn so Ungewöhnliches? Wurde nicht Wein getrunken und habt ihr euch nicht mit Witzen und Anekdoten unterhalten wie anderswo auch? Dein Antlitz aber leuchtete, ich habe es mit Staunen wahrgenommen, und auch die Kameraden glühten nicht nur vom Wein. Aus deinen Augen blickten mich auf einmal die Augen des Jünglings wieder an, diese seltsam strahlenden Träumeraugen des achtzehnjährigen Kriegsfreiwilligen, schwärmerisch kühn und jung. Ein, wie soll ich es nennen, mütterliches Gefühl überkam mich, du wirst darüber lachen, nicht nur für dich, für euch alle. Zugleich aber warst du mir schmerzlich ferngerückt, so als hätte ich selbst keinen Teil mehr an dir, als hättest du mich ausdrücklich ausgeschlossen von dieser eurer Gemeinschaft, und ich bemerkte, daß es den anderen Kameradenfrauen mit ihren Männern nicht viel anders erging. Wir gehörten eigentlich gar nicht mehr dazu. Ihr wolltet es uns in eurer Ritterlichkeit nicht merken lassen, ich spürte es aber sehr deutlich, daß wir Frauen störten, als Frauen störten. Darum habe ich mich in den Wagen gesetzt und bin heimgefahren. Wenn ich davon spreche, Lieber, so geschieht es nicht, um eure Entschuldigung zu hören, denn es gibt nichts zu entschuldigen, das fühle ich wohl, sondern weil ich euch verstehen möchte. Kannst du mir dazu verhelfen?

Mann: Du so genau und klar Fühlende! Was soll ich dir mehr erklären, als du schon ausgesprochen hast? Hat es mich nicht selber überwältigt? Nein, der Wein machte es nicht, so tüchtig wir auch gezecht haben, und auch die Döneken, die wir uns erzählt, die sich wie Raketen eine an der anderen entzündeten, haben es nicht getan.

Wir alten Soldaten sind anders noch verbunden. Es ist das Bild, von dem du gesprochen hast, das Jünglingsbild, das zwischen uns aufsteht und, wenn wir einander in die Augen blicken, wieder zu leben beginnt aus dem mächtigen Zuge des Herzens, der uns einmal hingerissen und über uns selbst hinausgeschleudert hat. Dabei ist es im Grunde gleichgültig, ob wir damals wirklich mit achtzehn Jahren oder mit grauen Schläfen in den Krieg gezogen sind. Das Soldatseindürfen war es, die Ehre, wo es um Sein oder Nichtsein Deutschlands ging, in der Gemeinschaft der Männer mitzutun und mitzugelten, was uns noch im Wahnsinn der feuertrunkenen Trichterfelder unserer Jugend Götterbild erfüllt hat und durch alles Grauen hindurch in der Erinnerung heute noch erfüllt. Landsknechte von Geblüt waren wenige von uns, und jeder hat den Krieg auf seine eigene Weise erlebt, wie von den Millionen schließlich jeder auch seinen eigenen Tod gestorben ist. Eingeboren aber war und ist uns allen der Drang, ungewöhnlich zu leben und, wenn es die Sterne wollen, ungewöhnlich zu sterben einmal, unsere Kräfte zu erproben in der Mannschaft und einzusetzen und mehr zu wagen, als ein Krämer für nötig hält, in männlicher Zucht und Ordnung, in der befreienden Tat. Soldatsein also heißt, dem Geist gehorchen, der die Träume der Jünglinge je und je beflügelt hat aus den großen Gesängen der Dichter von Freiheit und Vaterland, daß sie ihm jubelnd zusanken wie die von Langemarck, die Unsterblichen nun. Kameradschaft aber, Geliebte, ist nichts anderes als dieses Geistes Bruderschaft und Orden, die sonder anderes Gelübd' und Würdigkeit und dauerhafter, will ich meinen, als anderswo nach Gottes heiligem Ratschluß ihre Weihe in der Hölle selber spenden und empfangen, in der soliden Hölle sprengender Granaten.

Aber da ich nun davon rede, von diesem unter Männern Allereinfachsten mit so umständlichen und großen Worten, habe ich es dir nicht nur noch schwerer verständlich gemacht?

Frau: Nein, mein Freund, ich beginne es zu begreifen, gerade jetzt, wo du mir bestätigst, daß dies eine Welt ist, an der wir Frauen keinen Anteil haben. Das ist, was mich bekümmert, daß wir hier ausgestoßen sind, wir Liebenden, daß wir hier alles Recht verlieren und immer bereit sein müssen, euch hinzugeben, Väter und Söhne und Brüder zugleich. Habt ihr das niemals bedacht, ihr ewigen Jünglinge des Herzens, Soldaten, daß wir es sind, die eure Träume bezahlen müssen?

Mann: Könntet ihr wirklich wünschen, Geliebte, daß wir es bedächten? Wolltet ihr uns denn anders haben? Hinterm Ofen hockend, wenn die Brüder sich rüsten? Daß du mich aber nicht mißverstehst: Abenteurer sind wir Soldaten nicht. Wer seine Waffe leichtfertig führt, so hat es immer gegolten, ist ihrer nicht wert, und die wir den Krieg erfuhren, erheben wir unsere Stimme warnend vor dem Übermut. Höher aber als unser eigenes Heil gilt uns in der Gefahr das Heil des Vaterlandes, das Männer will, die zu kämpfen gelernt haben. Ihr aber, fürchtest du, hättet da alles Recht verloren? Ein Recht gewiß: daß wir euch und unseren Kindern allein gehören. Der wehrhafte Mann gehört seinem ganzen Volk. Zuckt dir nicht selber das Herz, wenn du unsere junge Mannschaft marschieren siehst? Bist du nicht allen

Mutter und Schwester zugleich, stolz und liebevoll sorgend für sie alle? Ein größeres Recht habt ihr für das Verlorene gewonnen: des Volkes Mütter zu sein! Ihr seid die Bewahrerinnen. Ziehen wir nicht aus, um zu euch heimkehren zu dürfen? Und ist es nicht euer Name, den unsere Lippen hauchen, wenn es zum Letzten geht? Wie, nennst du das: ausgestoßen? Seid ihr nicht mitten unter uns, versammelt sich nicht immer wieder unser heimliches Gefühl und alle Sehnsucht um euch, und könnte es nicht sein, daß unsere Liebe hier erst ihre letzte Süße, ihre edelste Reife empfängt, wo sie hinauswächst über dich und mich und unsere Kinder und die ganze große Familie unseres Volkes umschließt? Und wird sie hier nicht erst unsterblich sein?

Frau: Du sagst es, mein Geliebter, und ich verstehe es wohl. Zürnst du mir aber, wenn mein Herz zittert, da du es sagst?

Hans Grimm

der Dichter des großen deutschen Schicksalsromanes „Volk ohne Raum", wurde als Sohn eines Universitätsprofessors am 22. März 1875 zu Wiesbaden geboren. Nach der Studienzeit machte er in England seine kaufmännische Lehrzeit durch, verbrachte fünf Jahre als Angestellter in Port Elizabeth und acht Jahre als Kaufmann in Kapland. Hier in Südafrika hat er schon lange vor dem Weltkrieg seinen Blick für deutsches Schicksal geschärft und hat zugleich die für seine dichterische Sendung grundlegenden Erlebnisse empfangen. Im Weltkrieg nahm Hans Grimm als Kanonier und Dolmetsch teil. Erst spät erkannte er seine Berufung als Schriftsteller, die für ihn zugleich eine Berufung als politischer Erzieher bedeutet. Im überwiegenden Teil seiner Dichtungen gestaltet Hans Grimm deutsches Kolonistenschicksal und wird zum leidenschaftlichen Anwalt für das Recht der Deutschen auf kolonialen Besitz. Heute lebt Grimm auf seiner Besitzung im Klosterhaus zu Lippoldsberg an der Weser. Er ist Ehrendoktor und Senator der Deutschen Akademie der Dichtung und der Münchner Deutschen Akademie.

Der Tod des Hauptmanns

Am Nachmittag lief der Befehl durch: „Die Truppe tritt heute abend acht Uhr auf der gefundenen Spur den Vormarsch an. Feuer und Streichhölzer dürfen bei Dunkelheit nicht angezündet werden. Der Marsch hat möglichst lautlos zu erfolgen. Es ist streng darauf zu halten, daß die Mannschaften weder auf dem Marsche noch im Lager etwas verlieren. Die Patronengurte sind fest anzulegen, eine Feldflasche ist unmittelbar an dem Gurte zu befestigen. In der Rocktasche sind einige Lebensmittel zu verwahren. In Geinab bleibt ein Signaltrupp. Mit der Signalstelle in Geinab bleibt die hinterste Abteilung so lange als möglich in regelmäßiger Signalverbindung und stellt in jedem Falle die Verbindung, Kompaßrichtung und Entfernung in zurückgelegten Kilometern fest."

Um acht Uhr waren die Spitzenreiter der Aufklärungsabteilung, dazwischen zu Pferde der Kalahariführer Willy Duncan, der Sohn des alten, von Kopper-Hottentotten ermordeten schottischen Jägers und einer Kopper-Hottentottin, davor die farbigen Spurhalter und Spurfinder, ostwärts in Bewegung. Es folgte die Gruppe Grüner, der die Aufklärungsabteilung von Boetticher, die siebente Kompanie und zwei Signaltrupps angehörten. Bei dieser Gruppe ritt vorne Friedrich von Erckert. Die zweite Gruppe unter Hauptmann Willeke mit der Aufklärungsabteilung Oberg, mit der Maschinengewehrabteilung und zwei anderen Signaltrupps marschierte vor, sobald die erste Gruppe sich tausend Meter entfernt hatte. Zuletzt fuhren die Kamele der Kamel- und Sanitätsstaffel brüllend in die Höhe und begannen ihr Dahingleiten.

Nach einer halben Stunde Gewöhnung war es über dem Zuge ganz still. Die Menschen sprachen flüsternd. Kein Tier brummte. Die Tiere gingen willig und genau, als hätten sie zeitlebens unter Preußen exerziert und nicht manche Jahre spanischen und portu-

giesischen Kleinbauern und Kleinpächtern und maurischen Händlern und ägyptischen Fellachen und wem alles und wo alles bei karger Kost übermäßige Lasten geschleppt. Cornelius Friebott und Rosch ritten nebeneinander und so nahe hinter dem Führer, daß sie Rede zum Adjutanten hin hätten verstehen können, aber der Hauptmann schwieg. Er blickte starr geradeaus. Um neun Uhr, um zehn Uhr, um elf Uhr, um zwölf Uhr, um ein Uhr hielt jede Gruppe zehn Minuten an und rückte in sich auf. Beim letzten Halt verschwand der Mond hinter Dunstschleiern, und die Spitze meldete, die Spürer hätten Mühe beim Erkennen der Spur. Um ein Uhr zwanzig ritt der Kalaharifühhrer neben dem Hauptmann. Fünf Minuten später hielten die Gruppen und die Staffel und bezogen, jede bei eigener Sicherung, Lager, um den Anbruch des Tages abzuwarten, wann die Spur wieder zu lesen sei. Die Kamele legten sich in breiter Front und mahlten hörbar mit den Zähnen. Wo ein Tier beim Absatteln schreien wollte, hingen sich ihm Farbige unter drohendem Murmeln an die Schnauze. Es war eine nicht sehr lange und keine erholende Rast, und eigentlich hatte der Hauptmann gehofft, daß sie nicht nötig würde, sondern daß die ganze Rast bei Tage geschähe und der ganze Marsch bei Nacht. Cornelius Friebott sagte: „Vor neun Jahren bin ich mit dem Burenvolke nach Natal hineingeritten, und als wir vom deutschen Korps lagerten, zog fast die ganze Mannschaft der Buren an uns vorbei..." Und er dachte: Und dann bin ich bei Elandslaagte verwundet worden, und Ackerknecht ist neben mir gefallen... Als Bernhard auf ein Wort zu ihnen herankam, redete er ihn im Halbschlafe „Ackerknecht" an. Bernhard sagte: „Ackerknecht? Wie kommst du darauf? Ackerknecht war doch der deutsche Lehrer aus dem Freistaate, den der Krieg so arg enttäuschte, und der bei Elandslaagte die Verwundung bekam, und der in der kalten Nacht neben uns verblutete..." Und er sagte in beinah ärgerlichem Tone: „Nein, ich heiße nicht Ackerknecht! Und wir stecken jetzt, Gott sei Dank, in deutscher Uniform und versuchen wenigstens, für unser eigenes Volk Kastanien aus dem Feuer zu holen und nicht für eine fremde, undankbare Gesellschaft." Danach, als Cornelius Friebott wieder zu sich kam und richtig wach wurde, fing Bernhard auf einmal an, Mißmut auszudrücken, weniger in ausgesprochenen klaren Worten, mehr durch Ton und Gereiztheit. Er sagte ungefähr: Er habe gedacht, das Ende der langen, mühseligen Vorbereitungen von acht Monaten werde ein frischer Kampf sein, nicht ein Zufallsritt hinter fünfunddreißig Mann her, mit zehnfacher Übermacht, und wobei es eigentlich nur auf das eine ankomme, daß das Tier unter einem nicht verdurste... Cornelius Friebott wunderte sich sehr. Als Bernhard davonging, sagte Rosch achselzuckend: „Ja, wenn kein Tschintrata dabei ist, das können manche nicht vertragen. Und in Afrika ist niemals Tschintrata dabei. Und wo einer hier stirbt, wird nicht zu gesungen, er ist hier auch gleich sehr im Wege bei der Hitze." Cornelius Friebott sagte: „Ich habe ihn niemals so ungeduldig gesehen, nicht bei den Buren und nicht in Sankt Helena und nicht in Gochas. Er war früher ein stiller und starrer Mann." Und er dachte: Es kommt aber wohl daher, daß er es nicht erwarten kann, und daß er darauf brennt, sich auszuzeichnen; und daß er denkt, es sei die letzte Gelegenheit. Und daß er fürchtet, diese Gelegenheit werde ihm vielleicht nicht ausreichen.

Um vier Uhr ging der Mond vollends unter, und es war eine Weile ganz finster und kühl. Um halb sechs Uhr stand alles zum Abmarsch bereit, dem ersten Lichte zugewandt. Um sechs Uhr hieß es: „Die Spürer haben die Fährte wieder fest." Gleich danach erfolgte der Befehl „Marsch", und Glied nach Glied lenkte vorwärts. Um diese Zeit hieß es von Mann zu Mann und nach rückwärts gesprochen von Reihe zu Reihe: „Die Spürer haben die Fährte wohl fest, doch die läuft man immerzu in die Dünen rin, und von der Simon-Kopper-Werft ist nischt zu merken, schon während der Rast waren deswegen Spürer vor."
Sehr bald nach dem neuen Abmarsche stand die blanke Sonne augenblendend am Himmel und trieb rasch Schweiß bei den Reitern, bei den Eingeborenen und bei den wie Raubtiere dunstenden Tieren. Die Kamele schritten kräftig aus. Man konnte noch das Wasser in ihren Körpern glucksen hören.
An diesem Morgen gelangte der Zug fünf Kilometer über einen Platz in den Dünen der Kalahari hinaus, der von Buschleuten und Betschuanen Rempu genannt wird. Dort wurde das Tageslager bezogen. Es wurde an kleinen vorsichtigen Feuern gekocht. Es wurde eine Signalstelle zur Verbindung mit Geinab eingerichtet, denn weiter ostwärts schien diese nötige und einzige Verbindung mit der Herkunft unsicher zu werden. Es waren sehr viele Wildspuren zu sehen, die Kreuz und die Quer. Der rote Sandboden zwischen dem einzelnen Buschwerk war sehr löcherig. Das Lager dauerte bis sechs Uhr nachmittags. Der Aufbruch geschah um Eulenausflug. Die Helle des Mondes enttäuschte wieder, der Marsch in die Nacht konnte dennoch dreizehn Kilometer weit fortgesetzt werden.
Am Vierzehnten war die Schwüle sehr groß; das von Gochas und Arahoab seit sieben Tagen mitgeführte Wasser hatte schon einen faulen, widerlichen Geschmack angenommen und hatte sich gefärbt. Auf dem neuen Lagerplatze wurde erst das seit Geinab verbrauchte Wasser aus der Kamelstaffel ergänzt, dann wurde die Staffel zur Auffüllung nach Geinab zurückgesandt. Auf dem neuen Lagerplatz ließ v. Erckert bei Tagesanbruch die Offiziere zusammenrufen, seine Kalaharikarte lag vor ihm, und vom Adjutanten waren die Eintragungen des Marsches seit Geinab gemacht. Von Erckert sagte: „Die große Werftspur ist noch nicht gefunden. Es kann sein, daß Kopper gar nicht vor uns ist und daß die bisher verfolgten Reiterspuren einen Zusammenhang mit der Hauptwerft nicht haben." Er sprach sehr ruhig und eigentlich ohne Frage und auch ohne menschliche Verbindlichkeit, er sah auch niemand sonderlich an, er sah nur auf den Himmel und das Land. Er sagte: „Wenn Kopper etwa an den Tümpeln und Pfannen östlich der Linie Gaus—Aminuis, das heißt von hier aus im Norden säße, dann rückt Geinab als Nachschubstelle zu weit ab. Ich habe deshalb durch Signal über Geinab an Hauptmann Böttlin in Arahoab den Befehl gegeben, wenigstens viertausend Liter Wasser und zweitausend Tagesverpflegungen dort oben vorzuschaffen und die Einrichtung einer Signalverbindung vom Kowise Kolk nach Osten zu versuchen; für den Fall, daß wir den Rückmarsch dort ausführen müssen. Ich erwarte bis heute mittag die Bestätigung, daß der Befehl durch ist." Er sagte und sah zum ersten Male rundum: „Ich will aber in den Grenzen des Mög-

lichen Klarheit gewinnen. Ich werde also an der Fortsetzung des Marsches auf der bisherigen Spur noch festhalten."
Nach ihrem Schlafe machten sich die Reiter an den Kalaharifuhrer heran. Sie fragten: „Willy, was ist eigentlich los? Was hältst du davon?" Rosch sagte: „Ihr seid doch noch sehr neu. In Afrika geht alles schnell genug, aber mit Ungeduld geht nichts." Willy Duncan zuckte mit den Achseln. Der Aufbruch geschah an diesem Tage um fünf Uhr. Die Hitze und Schwüle dauerte um fünf Uhr an. Die Kamele brummten viel. Die meisten Tiere waren seit rund acht Tagen nicht mehr getränkt. Sie harnten ganz dickflüssig. Selbst die unempfindlichsten Männer wandten sich aus dem quälenden Geruche. Der Marsch ging langsam. Der Hauptmann wollte, wenn die Spur so liefe, die Molentsan-Pfanne, den flachen und wahrscheinlich trockenen Salztümpel, darinnen nach Regen etwas Wasser steht, bis es verdunstet ist, beizeiten erreichen. Der Kalaharifuhrer Duncan und der uralte Hottentott Aufries sagten, sie seien schon einmal dort gewesen auf der Jagd mit Duncans Vater zusammen in einem guten Wasserjahre. Aber sie konnten beide die Entfernung nicht mehr angeben.
Ungefähr um sieben Uhr, nach zwei Stunden durstigen, langsamen, heißen und ungläubigen Marsches, flog es über die ziehende deutsche Truppe als wie ein erfrischender Wind. Wo Reiter die Köpfe halb schlafend hängen hatten, fuhren sie auf. Die Offiziere bei den Gliedern blickten sich um, und es fragte gleich überall: „Na, was ist los?" Doch war noch gar kein Wort da. Willy Duncan ritt erst nach dem Aufstaunen an den Hauptmann heran. Cornelius Friebott sah in dem an diesem Abend taghellen Monde, daß der Hauptmann einen Schreibblock, auf dem er seit Abritt dann und wann mit dem Stifte einen Satz hingeschrieben hatte, in die Tasche schob und mit dem Adjutanten aus dem Zuge herausritt. Dann lief es gleich die Glieder herunter: „Die Pfanne ist erreicht. An der Pfanne sind Reste eines Werftplatzes gefunden worden. Der Werftplatz ist schon vor ein paar Wochen nördlich verlassen. Aber die Reiterspur läuft von dort an neben der alten Werftspur her." Der Befehl zum Halten, zur Vorsicht und zur Stille folgte. Danach kam der Befehl zum Absatteln und Lager.
Zwei Stunden später hieß es: „Die Spürer haben beim Absuchen der Umgegend Tschammasfelder gefunden, und es sind hier und da noch vorjährige Früchte an den Pflanzen." Es wurden Reiter abgeteilt, die gingen mit Eingeborenen und Tieren in den bezeichneten Richtungen, um die Früchte einzusammeln. Es wurden, obgleich die meisten wilden Früchte schon seit Monaten von der Werft verbraucht waren, für Menschen und Tiere so viele alte, angeschrumpfte Melonen noch gefunden, daß alle seit acht Tagen nicht getränkten Kamele nächsten Tages mit dem feuchten Fruchtfleisch gefüttert werden konnten und auch, daß die Truppe durch den Genuß der Früchte am Fünfzehnten eine Wasserausgabe ersparte.
Diese Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag wurde unerwartet eine erfrischende Nacht. Nach der Schwüle des Tages schien die Luft abgekühlt. Wegen der Helle des Mondes durfte nach Lust geraucht werden. Manche schleckten an den Früchten, in denen sie die alte, fade, unfrische Masse mit Prisen der Zitronensäure würzten und zu Brei verrührten. Welche, die etwas Zucker hatten, sagten: „Tu Zucker rein, dann

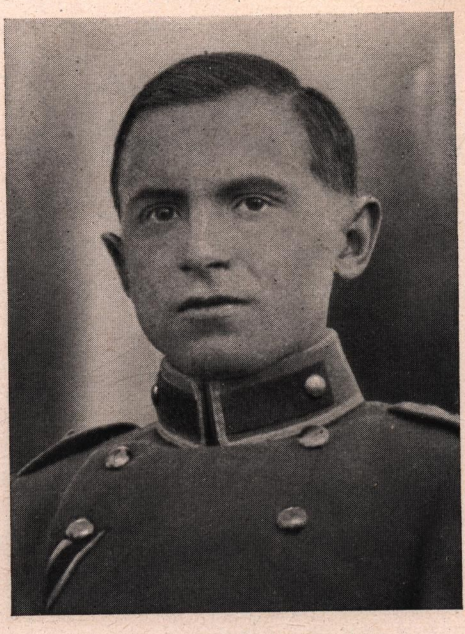
schmeckt es fast wie Limonade oder wie Zitronenspeise." Andere sagten: „Zucker? Zucker? Dazu ist der Zucker nicht da. Nach Zuckergesöff ist einer dreimal so durstig!"
Am Sonntagmorgen, als das Mondlicht fast vom Sonnenlicht abgelöst wurde, machten die Spürer zugleich eine neue Entdeckung. Sie bemerkten nahe dem Lager ganz frische Buschmannfährten. Es ergab sich, daß die Spuren mit den Fußtapfen der eigenen Buschmannspürer nichts zu tun hatten, sie kamen vom Norden und hatten das Lager umschlichen. Der Tag in großer Wärme war vorsichtig und ruhig bei der Truppe und ohne Rauchfeuer, aber irgendwie war der Tag als Sonntag zu fühlen. Am Nachmittage ritt Leutnant Geibel mit Willy Duncan und zwölf bewaffneten Eingeborenen, der Offizier und Duncan zu Pferde, die Eingeborenen auf Reitochsen und Maultieren, aus dem Lager nach Norden in den Busch auf der frischen Buschmannfährte. Jeder konnte die Patrouille davonreiten sehen. Bernhard kam und fragte: „Habt ihr was gehört?" Cornelius Friebott sagte: „Er meint, daß wir der Hauptwerft ganz nahe sind, aber ob sie nun nicht weiter ausrücken?" Rosch sagte: „Och, Simon Kopper braucht weder auszurücken, noch zu schießen, er kann sich auch ergeben. Als wir vor einem Jahre mit Hauptmann Pierer an ihn heran waren, hat er es nicht anders gemacht." Bernhard sagte: „Ja, und dann mußtet ihr eilig machen, um wieder an Wasser zu kommen. Simon Kopper zog immer langsamer mit seiner Werft. Er hielt aber die Verbindung immer aufrecht, er ließ fortwährend melden, ich kann nicht nach, ihr seid mir zu schnell. Auf einmal war er weg... Ein zweites Mal werden wir doch nicht so dumm sein. Was?" Rosch zuckte mit den Schultern. Rosch sagte: „Ich kann sein Tadeln nicht vertragen. Als ob nicht immer einer um des anderen Dummheit klüger wäre, wenigstens in diesen Dingen." Als vor Rückkehr der Patrouille der Weitermarsch befohlen wurde, blieb die Sanitätsstaffel an der Pfanne zurück und ein Signaltrupp.
Bei Wendungen des Zuges war in dem weißen Lichte oft eine lange Reihe der mächtigen Tiere zu sehen, auf den weichen Sohlen fast lautlos und spukhaft dahintappend. Rosch sagte leise: „Wenn Simon Kopper von den Orlogleuten zum Schießen gezwungen wird, dann müssen welche dran glauben. Wenn ich bei bin, Kamerad, würdest du etwas für mich unternehmen?" Und er sagte: „Das haben sie dir sicher erzählt, daß ich eine Braune zur Frau habe." Er sagte: „Der Missionar Spellmeyer in Gibeon weiß sie anzugeben, und du könntest ihr einen Gruß sagen und ihm auch; und die Löhnung, die zu meinen Gunsten steht, die soll ihr in die Hand gezahlt werden." Er sagte: „Ich weiß auch, was gegen diese Ehen einzuwenden ist. Aber sie war eine Ordentliche und sie hat was mit mir ausgehalten, und einmal wird man das Alleinsein müde. Meinst du das nicht auch?" Cornelius Friebott antwortete: „Wenn es einen von uns trifft, und wenn ich es nicht bin, dann will ich es ausführen, so bald ich kann und so gut ich kann." Und er sagte: „Ja, ja, gewiß! Einmal wird man das Alleinsein müde..." Und er dachte: Auf einen Gruß von mir wartet nicht einmal eine braune Hottentottin. Und er dachte: Wie hat das alles bei mir so sein können nach solcher Liebe des Vaters und nach solcher heißen Knabenliebe zu dem Kinde Melsene? Und er dachte bitter: Nach der vernichteten Liebe sind bei mir die

allgemeinen Dinge so wichtig geworden, daß ich von Carlotten Prinsloo fortritt, und daß ich Ilsabethen nicht wollte. Wohin soll das führen? Und er wiederholte: „Ja, ja, gewiß! Einmal wird man das Alleinsein sehr müde." Rosch fragte: „Hast du gar niemanden?" Aber da der andere schwieg und sich fortdrehte, brach die Unterhaltung ab.

Um halb elf Uhr abends kam ein Farbiger der Patrouille auf einem Reitochsen zurück, und kaum daß er heran und zum Hauptmanne gebracht war, kam ein anderer. Sie trugen beide Meldungen und wußten bei Ausfragen nicht mehr zu sagen als das, was Leutnant Geibel auf die Meldekarte geschrieben hatte. Auf der ersten Karte stand: „Die Patrouille befindet sich um zehn Uhr abends in der Gegend von Seatsub, etwa zwanzig Kilometer östlich der Molentsan-Pfanne. Aus dem Busche vor der Patrouille ist Viehgebrüll und Hundegebell zu hören." Auf der zweiten Meldekarte stand: „Die Patrouille hat festgestellt, daß sich unmittelbar vor ihr eine Werft befindet, und zwar anscheinend die gesamte Kopper-Werft. Auf vorgeschobene Wachen ist die Patrouille nicht gestoßen." Um elf Uhr kam Leutnant Geibel selbst zu Pferde geritten. Die Hauptleute Grüner und Willeke befanden sich neben dem Hauptmanne, als der Patrouillenführer berichtete. Gleich nach der Meldung kamen die Befehle: „Halt!" und „Niederlegen!" und auch der Befehl zur Vermeidung jedes Lautes. Danach gingen von Erckert und sein Adjutant und die beiden Hauptleute und Leutnant Geibel mit ein paar Spürern vor. Sie blieben eine sehr helle und sehr stille Mondstunde fort. Zuweilen schien es beim harrenden Zuge, als sei Nachtgebell von Hunden, ja deren anhaltendes klagendes Bellen zum Monde hin aus der Ferne zu vernehmen. Die Führung konnte keine neuen Feststellungen machen. Nach dem Viehgebrüll zu urteilen, saß die Werft dichtgedrängt im Busche; sonst war nichts zu erkennen.

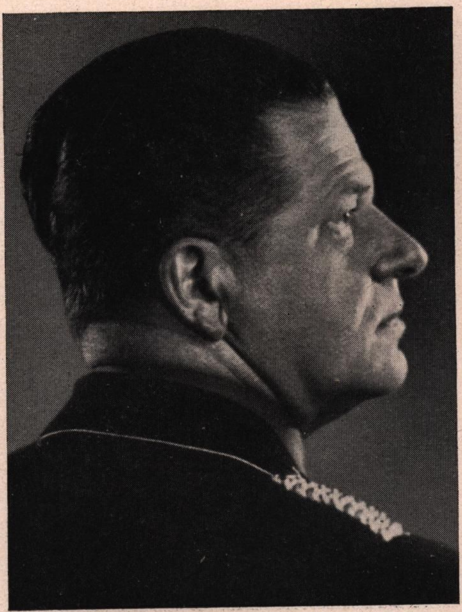
Um halb eins wurden die Offiziere zum Hauptmann gerufen. Es war so hell, daß die Karte und die kleinste Schrift gelesen werden konnte. Der Hauptmann begann mit dem Worte „Gefechtsbefehl" fast sogleich zu diktieren. Er sprach ruhig und zusammenhängend, als ob es nichts Besonderes gäbe, und sprach so klar, daß bis in die nächsten Glieder hinein fast jedes Wort zu verstehen war. Der Befehl lief: „Die gesamte Simon-Kopper-Werft sitzt anscheinend zwei bis drei Kilometer nördlich unserer Aufstellung zwischen Busch und Dünen. Die Truppe wird mit Tagesanbruch die Werft umfassend angreifen. Zu diesem Zwecke treten beide Gruppen sogleich lautlos den Abmarsch an, Willeke nach Osten, Grüner nach Westen; sie biegen beide nach dreitausend Meter Marsches nördlich ab und stellen sich mit zweitausend Meter Frontbreite auf der ihnen zufallenden Hälfte des Umfassungsbogens zum Angriff bereit. Danach sitzen die Truppen ab, lassen die Kamele einen Kilometer zurückgehen und legen sich nieder, die Abteilungen mindestens eintausendfünfhundert Meter, die Schützen vor der Front tausend Meter von dem Sitze der Werft entfernt. Sobald die Dämmerung es gestattet, rücken beide Gruppen so nahe als möglich gegen die Werft vor. Es ist die völlige Umfassung des Gegners mit aller Anstrengung zu erstreben; kein Vieh irgendwelcher Art darf Gegenstand einer Bewegung sein, es gilt lediglich den bewaffneten Feind zu schlagen. Der Angriff muß spätestens eine

Heinz Hartmann



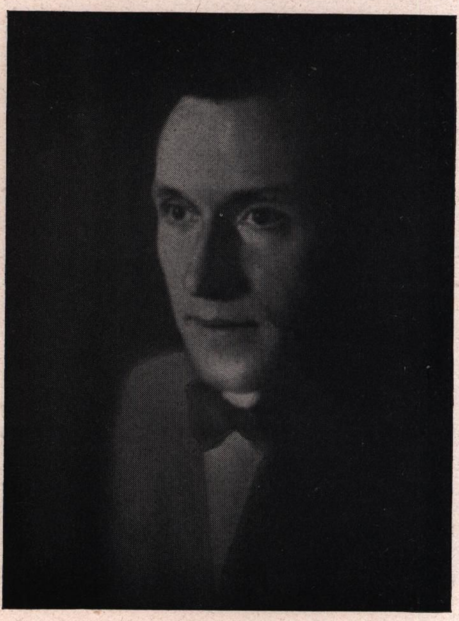
Wolf Justin Hartmann

Mirko Jelusich



Hanns Johst

Wolfgang Jünemann



Ernst Jünger

Kilian Koll

Eduard Lachmann

Stunde vor Sonnenuntergang beendet sein. Im Falle des Gelingens muß ein enger Kreis gebildet werden, um das Entweichen von Hottentotten durch unsere Linie im Schutze des Buschgeländes und der Nacht zu verhindern. Jede gewonnene Stellung ist genau abzusuchen, da Hottentotten sich im Busch und in den Erdlöchern zu verstecken pflegen... Sollte die Werft in dieser Nacht abzuziehen versuchen oder die Truppenbewegung sich verraten haben, so ist noch in der Nacht unverzüglich anzugreifen; die äußeren Flügelabteilungen sind in diesem Falle, unabhängig von dem sich entspinnenden Gefecht, zu weitumfassendem Angriffe schleunigst beritten anzusetzen... Ein Signaltrupp reitet sofort zurück zur Molentsan-Pfanne, er vermittelt der Sanitätsstaffel den Befehl, sich bei Tagesanbruch auf die Spur der Truppe zu setzen... Ich befinde mich bei der sechzehnten Kompanie." Als der Befehl wiederholt war, folgten einige knappe Fragen der Offiziere; der Hauptmann antwortete mit warmer und liebenswürdiger Stimme. Er sagte: „Sollte ich fallen, übernimmt Hauptmann Grüner als Rangältester das Kommando der Truppen. Zu fallen, meine Herren, ist Soldatenlos, aber eine jede Kugel trifft auch nicht!" Danach sagte er ohne Lächeln und starr werdend: „Gute Nacht, meine Herren! Einem jeden, was er sich wünscht — und also Gott befohlen!" Da klappten die Absätze und traten die Offiziere ab und eilten an ihre Plätze.

Die Reiter ließen die Kamele so lautlos wie möglich aufstehen, und die beiden Gruppen bewegten sich nach Westen und Osten auseinander. Eine Stunde lang wurden die Tiere von den Reitern am Zügel geführt, um zu verhindern, daß in der Werftnähe ein Tier beim Aufspringen mit dem Reiter im Sattel zu brüllen beginne, wie Kamele es gern tun. Nach der einen Marschstunde wurde aufgesessen, und es begann die Umgehung. Viele Reiter waren todmüde von den vergangenen heißen Tagen und der Ruhelosigkeit seit Molentsan. Sie nickten trotz der Kühle ein, bis Ast oder Dorn ihnen ins Gesicht schlug oder bis sie aufschraken von dem unvermeidlichen, ärgerlichen oder knallenden Geräusche, wenn die Tiere hin und wieder auf ausgetrocknete Tschammasfrüchte traten. Manche waren müde genug, aber der Hunger hielt sie ab vom Halbschlafe, sie hockten im Sattel und knabberten an Stückchen Eierzwiebacks, um den Hunger zu betäuben und um sich in der zunehmenden Kühle über die Erwartung hinwegzubringen.

Um halb vier Uhr gelangte die sechzehnte Kompanie an ihre Stelle. Die Kamele wurden zurückgenommen. Der Adjutant fragte, ob der Hauptmann mit dem Stabe hinter der Front bleiben wolle, bis jede Abteilung an ihrer Stelle sei und das Gefecht seinen Anfang genommen habe. Von Erckert antwortete: „Es ist alles eingesetzt; jeder hat seinen Befehl; wenn es nicht klappt, kann ich doch nichts mehr ändern, auch Sie können dann keinen Befehl mehr überbringen. Unser Platz ist jetzt auch in der Schützenlinie. In der Linie sind wir als Gewehre etwas nütze."

Die Kompanie lag dreiviertel Stunden wartend. Bei den Hottentotten war Brechen von Zweigen und Reißen von Büschen zu hören. Die Geräusche nahmen zu. Feuerschein von der Werft war hin und wieder bemerkbar, dennoch ließ sich im unbestimmten Lichte des sinkenden Mondes nicht recht schätzen, wie weit die Werft

entfernt sei. Sie befand sich in Wirklichkeit viel mehr westlich, als angenommen wurde, und war also der Gruppe Willeke mit Erckert und der sechzehnten Kompanie viel näher und von der Gruppe Grüner viel entfernter, als irgend jemand dachte.
Gegen fünf Uhr fünfzehn morgens, das heißt eine Stunde vor Monduntergang, war die Tageshelle von Osten zu Büchsenlicht geworden. Um diese Zeit kappten die Hottentotten, die ohne Wissen der wartenden Angreifer Verhaue herstellten, besonders laut an Bäumen und Büschen. Der Adjutant lag drei Schritte hinter Erckert, er sagte gedämpft zu diesem hin: „Es ist fast, als ob die Kerle abzuziehen versuchten!" Da befahl Erckert: „Vorkriechen!" Die sechzehnte Kompanie unter Führung des Leutnants von Raven gelangte in fünf Minuten an eine Düne und begann sich im Sickersande hinaufzuarbeiten. In diesem Augenblicke schlug ihr prasselndes Feuer entgegen. Die sechzehnte antwortete mit Schnellfeuer, daß die Ohren sausten. Aus dem Schnellfeuer heraus sprang der Hauptmann auf und kommandierte: „Auf — marsch, marsch!" Da sprang alles auf und lief vor, die Düne hinauf und zwischen die Büsche, und die Schützen kamen weiter auseinander zu liegen.
Um diese Zeit, es war nur wenige Minuten nach den letzten feindlichen Schüssen, war die ganze Linie im Feuer; und im Westen hörte die Gruppe Grüner die hämmernden Salven des begonnenen Kampfes, und ihre siebente Kompanie fing den harten Lauf durch den Sand an, um die unerwartete weite Entfernung auszugleichen und den Anschluß an den rechten Flügel der Gruppe Willeke zu gewinnen.
Um diese Zeit, immer noch wenige Minuten nach Beginn des Gefechtes, ward der Hauptmann zum letzten Male gehört. Er befahl laut nach rechts, und der Befehl wurde durchgerufen: „Maschinengewehre feuern!" Er befahl noch einmal nach rechts und er hob sich ein wenig: „Maschinengewehre stopfen! Vorgehen!" Er gab diesen Befehl, weil die eigenen Schützen durch das Strichfeuer der Maschinengewehre gefährdet wurden.
Danach blieb er stille liegen, und als Leutnant Kirchheim ihn im Vorübergehen anrief, gab er keine Antwort mehr. Die ersten, die bei der schwierigen Lage, in der sich die sechzehnte Kompanie zeitweilig befand, und bei aufgehender Sonne sich über den Bewegungslosen beugen konnten, sahen, daß er einen Schuß links in den Hals und rechts zur Brust heraus bekommen hatte. Sein Gesicht war ruhig und stolz wie auf den Märschen, wenn er über das Land sah dem *einen* gewollten Ziele entgegen. Es gibt das uralte Trauerlied in der Bibel, das Lied ist fast so weit her wie die Menschen und hat aufgehört, eines besonderen Volkes Eigentum zu sein. Das Lied lautet: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan: ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt. Deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist. Wie sind die Helden gefallen und die Streitbaren umgekommen!"
Um halb sieben Uhr, als der Ring um die Hauptstellung der Hottentotten auf einem buschbewachsenen Sandhügel mitten zwischen Dünen fast geschlossen war, so genau sich mit etlichen dreihundert Mann ein Ring in unübersichtlichem Dünen- und Dornbuschgelände schließen läßt, und als die Zeit der Schwebe gekommen war zwischen

der ersten schreienden Anstrengung und der nüchternen, mühevollen Bewältigung, lief das Gerücht von Mann zu Mann, den Ring herum: „Der Hauptmann ist gefallen, einer von den frühesten Schüssen hat ihn weggeholt, von Erckert ist tot." Sie wurden nicht wütend. Wie soll das einer werden, der nach einem Tag ohne Wasserausgabe und nach einer Nacht ohne Schlaf und nach einem Angriffe in der Dämmerung im Busche unter Feuer liegt und nichts im Leibe hat und die andere Hälfte der Arbeit noch tun muß? Sie dachten: „Was? — Was? — Was? — Das ist doch gar nicht wahr? — Wie wäre das wahr?" Oder einige sagten es. Es kam aber gerade um diese Zeit die Bestätigung von einem durchgerufenen Befehle her. Von den Maschinengewehren im Norden aus und im Rücken der feindlichen Hauptstellung wurde nach beiden Seiten der Befehl durchgerufen: „Die Truppe tritt auf das Kommando des Hauptmanns Grüner den ununterbrochenen Sturmlauf an." „Hörst du, des Hauptmanns Grüner? — Hören, Herr Leutnant, des Hauptmanns Grüner!" — Von den Flügeln rief sich die Bestätigung zurück: „Befehl durch." Da stoppten die Maschinengewehre kurz, und die siebente und die erste Kompanie begannen den Sturm über das Stück deckungslose Ebene und hatten die vorgetragenen Maschinengewehre zwischen sich.

Bei der nüchternen, mühsamen Bewältigung erlitt die schwächste Stelle im Süden des Ringes die größte Not. Der Feind wich aus seiner Stellung und drückte von Baumgruppe zu Baumgruppe gegen Süden und Südwesten. Fünfundzwanzig Hottentotten brachen im Süden durch. Vor ihnen fiel Leutnant Ebinger im Nahkampfe, und was noch lebte von seinem zerschossenen Zuge. Zerstreute Haufen von Hottentotten mit ihren mitgeführten Verwundeten flüchteten südwestlich durch den Busch.

Um halb acht Uhr lief der Befehl herum zum Halten, es war um diese Zeit schon fast stille von Schüssen. Um halb acht Uhr begann auch das Absuchen des Kampffeldes. Die Verwundeten sollten zum Verbandplatze an der Nordostecke der gewonnenen Hauptstellung getragen werden. Unten vor der Hauptstellung legten sie die Toten hin und etwas weiter trieben sie das Vieh auf.

Rosch sagte: „Ich habe deinen Kameraden vom Burenkrieg hier fallen sehen, ich habe auch die Stelle genau in Erinnerung behalten. Aber da liegt nichts mehr..." Sie kamen aufeinander zu beim Absuchen. Beim Weitersuchen sahen sie einen Offizier über einen gebeugt knien. Der Offizier winkte erst den Suchern rechts, und da diese einen anderen anfaßten, ihnen. Der Leutnant sagte: „Ja, ein Schuß hat ihn umgeworfen, aber Bernhard ist wieder hochgekommen und ist beim Sturze seinem Zuge noch ein ganzes Stück vorangelaufen; man möchte ihm so gerne etwas Gutes sagen, doch er hört es nicht, obgleich er lebt..." Sie faßten an zu dritt. Auf dem Verbandplatze wurden neun Mann und der Adjutant schwerverwundet zusammengetragen. Zwei Oberleutnants und ein Arzt und sechs Mann hatten leichte Wunden. Bei den Toten trugen sie elf Mann hin zu dem jungen toten Leutnant und zu dem toten Hauptmanne. Von den Sätteln holten sie die Woilachs der Gefallenen; einen nach dem andern schlugen sie in seinen Woilach ein.

Die Eingeborenen schleppten achtundfünfzig gefallene Orlogleute der Hottentotten zusammen, darunter zwei Großleute, Isak Kopper, den Bruder des Kapitäns, und Eliesar, den Führer der Bande, der mit den fünfunddreißig Mann am achten März die Patrouille des Sergeanten Jäger bei Kubub niedergemacht hatte. Außer Gerät und Vieh und Pferden und Gewehren fanden sie ein paar braune Weiber im Busche versteckt, eine von ihnen wurde als Simon Koppers Frau sogleich erkannt. Sie sagte: „Der Kapitän ist schon gestern weggeritten.“ Sie sagte: „Wir wußten seit gestern, daß ihr hinter uns her seid. Aber weil ihr nach den Erzählungen der Buschmänner keine Wagen hattet, dachten die Orlogleute, ihr wäret nur eine Kompanie stark, und mit einer Kompanie wollten sie es aufnehmen.“ Sie sagte: „Aber der Kapitän selber wollte sich euch ergeben, denn das hat er doch schon einmal getan, und er will auch fernerhin mit dem Kaiser in Frieden leben.“

Der Tag wurde trotz dem erreichten Ziele und trotz dem Siege und trotz der Erwartung der Umkehr für die Truppe, so Mann als Offizier, ein dummer Tag. Es war sehr heiß und fehlte sehr an Wasser, der Griff zur Feldflasche mit ihrer blauschwarzen, eklig schmeckenden Flüssigkeit kostete Überwindung, und immer wieder erbrachen welche das riechende Gesöff; von der Werft her waren die Fliegen in Schwärmen da, die Kamele waren störrisch vor Durst; wo die ruhenden Reiter der nachträgliche Schlummer überfiel, erfrischte er nicht, wenn man sich dann aufsetzte und rauchte, war die Wache bei den Toten zu sehen, und dann wurden die müden Gedanken ganz zweifelsüchtig: „Hat es ihn schon weggeholt, mag es noch jedeinen wegholen. Wir haben den ganzen weiten Rückmarsch vor uns, und vielleicht bis Gochas und Arahoab ohne Wasser. So lange halten die Tiere nie durch. Und Er ist gefallen und Simon Kopper ist doch davon ... und die Sanitätsstaffel soll zehn Schwerverwundete mitführen ohne Wasser.“

Ja, es war ein dummer Tag mit bleierner Hitze und tiefsitzenden, überwachten Augen. Der Tag wäre viel leichter gewesen, oder nein, er wäre trotz Hitze und Nöten und dem Führertode und dem Totengefolge von zwölf Mann und sterbenden Verwundeten wie ein tiefes, erstaunendes, schweres, stolzes Lied gewesen, so wie er später erschien, wenn sie damals gewußt hätten, daß der Hauptmann und sie an diesem Morgen und auf diesem trotzigen Zuge und nach der Mühe von acht Monaten doch den Frieden und endlich die Sicherheit für das neue deutsche Land erstritten hatten.

Der Abmarsch war für halb acht Uhr über Geinab angesetzt, die Märsche sollten nur in der Nacht geschehen wegen des Zustandes der Tiere. Sie traten um halb sechs Uhr in offenem Viereck an zwischen den Dünen im Sande um den einen Kameldornbaum, um die Toten und um die Gräber.

Der neue Führer hielt keine große Rede, er hatte wie sie alle tiefsitzende Augen. Er sagte: „Hier liegt unser Führer Friedrich von Erckert. Als die Not durch die Kopper-Hottentotten unerträglich wurde, bekam er die Führung. Er hat acht Monate nichts anderes geplant und gedacht und geschaut und vorbereitet als diesen einen Morgen. Wie alles durch ihn geschah, das wißt ihr selber, ihr wart bei allem mit. Als ihm der Tag gelang, hat ihn eine der frühesten Kugeln getroffen, von den Gefallenen

war er wahrscheinlich der erste, die anderen zwölf sind ihm dann nachgegangen. Wer will, soll des Hauptmanns Gesicht noch einmal ansehen. Wir können unsere Toten nicht mitnehmen. Wir begraben sie hier in der englischen Kalahari. Sie liegen für uns als wie Wachen vor Deutsch-Südwest."
Danach sagte er ganz ohne den hackigen, anerzogenen Tonfall des Offiziers, sondern wie irgendeiner geliebten Mutter lieber Sohn spricht: „Ich will das noch vorlesen, was der Hauptmann auf dem Ritte von Molentsan her für sich und sich selbst beratend auf seinen Schreibblock schrieb, ich will das doch jetzt vorlesen, wenn es auch bei seinem Leben keiner gehört und gesehen hätte..." Und er las also, und nun wieder hackig: „In erster Linie die größte Selbstachtung. Nichts Gemeines tun, Leib und Seele reinhalten. Sich stets beherrschen; selbstlos, heiter und mutig sein. Sich sagen, daß eine gerade, aufrechte Haltung auch die Äußerung einer geraden, aufrechten Seele ist. Sich an einfachen Dingen erfreuen; nichts Unmögliches verlangen, an ein erreichbares Ziel aber Geduld, Ausdauer, gesammelten Willen wenden. Bleibe nie im Schmutz. Auch der Beste kann gelegentlich hineingeraten, aber darin zu bleiben braucht niemand..."
Danach senkten sie ihre Toten in den Woilachs in die Gräber; und die Toten schieden aus der Sichtbarkeit, und die drei Salven wurden geschossen.
Die Truppe erreichte am siebzehnten abends die Molentsan-Pfanne. Von Molentsan signalisierte sie über Rempu und Geinab an das Kommando in Windhuk, was geschehen war, und verlangte, daß von Arahoab ihren gequälten Verwundeten Krankenwagen entgegenkämen, und fragte in Geinab an, ob die Wasserstaffel unterwegs sei, und befahl, das Vorschaffen von Wasser nach Gobeitamas sei unnötig geworden und die Vorräte sollten am Kowise Kolk verbleiben.
Nahe der Molentsan-Pfanne schossen Züge der sechzehnten Kompanie die Salven über Bernhards Reitergrab; es war ihm nichts Gutes mehr zu sagen gewesen, er hörte nichts mehr von der Auffindung an bis zu der sich leise wiegenden Bahre zwischen den zwei Kamelen und bis zum Auslöschen am Abend nahe der Pfanne. Er hörte nichts mehr, aber als Cornelius Friebott zu dem Toten trat, berichtete der Pfleger kopfschüttelnd: „Er hat vorhin geredet, es war auch gut zu verstehen. Er hat gesagt: Was wollen Sie? Ich bin dreimal verwundet worden. Ich bin jetzt wieder Offizier. Wenn auch der Hauptmann gefallen ist..."
Von Molentsan ging eine Streife aus Freiwilligen zurück bis zur Stelle Seatsub. Die Patrouille sollte zusehen, ob sich etwa Hottentotten zurückgefunden hätten an die Stelle. Cornelius Friebott und Rosch waren bei der schweigsamen Patrouille. Rosch meldete sich, als er sah, daß Cornelius Friebott sich meldete.
An der Stelle Seatsub gab es neue Spuren von Hottentotten und Buschleuten, sie führten hinzu und führten wieder fort. Die Stelle lag in großer Einsamkeit in hellem Mondlichte. An den Offiziersgräbern war von Menschen gescharrt, doch hatten die Störer dann abgelassen. Als Cornelius Friebott den Sand über des Hauptmanns Ruhestätte wieder zurechtschöpfte und strich, fiel ihm der Ritt mit dem Hauptmanne durch die Dünen an Kaisers Geburtstag und das Gespräch von der zweifachen

deutschen Verkehrtheit ein, als sei es eben geschehen. Er setzte in Gedanken Rede und Gegenrede fort, als sie schon lange die Stelle Seatsub hinter sich hatten, und noch als sie an Bernhards Verlassenheit vorüberkamen und noch als sie auf der anderen Seite der Pfanne auf ihrem raschen Wege hinter der langsam ziehenden Truppe eine kurze Rast machten.

Als sie bei der Truppe anlangten in der Vollmondnacht des achtzehnten März um fünf Uhr früh, war gerade die Wasserstaffel, von Geinab kommend, zur Truppe gestoßen und hatte für den Mann zweieinhalb Liter reinen Wassers mitgebracht. Obgleich die Truppe auch an diesem Tage einen von ihren Schwerverwundeten verlor, begann mit dem neuen Wasser die Stumpfheit von vielen Reitern abzufallen, und lautes Besprechen von Zukunftsplänen und sogar Lachen und Scherz waren auf einmal zu hören. Viele aber sagten beim vorsichtigen Trinken: „Daß wir jetzt und hier Wasser haben, das hat Er uns noch verschafft.“ In Geinab an der Grenze wartete ihnen der alte Römer entgegen, der Nöte und Leistungen des Landes so gut einzuschätzen wußte; von ihm erfuhren sie richtig und ordentlich, daß sie etwas Ganzes vollbracht hätten mit ihrem toten Hauptmann und ihren Gefallenen und ihrer Mühe; sie erfuhren es zum ersten und vielleicht auch zum einzigsten Male, denn als die Heimkehr von ihnen mit dem Dampfer „Prinzregent“ später in Hamburg am Petersen-Kai erfolgte, stand kein Kaisersohn und kein General und kein deutscher Volkshaufe dort zu ihrem guten Empfange und in Gedanken an den stolzen deutschen toten Führer in der Kalahari.

Karl Maria Grimme

Ich bin bedächtig viele Umwege gegangen, bis sie alle zum Weg wurden. Ich habe langsam gelebt und war einsam, mich zu härten in Bitternis und Ungemach, in Hindernis und Widrigkeit.
Meine Mutter hatte das Schweigen des schwarzen Waldes, von dem sie herkam, mein Vater, im Österreichischen angesiedelt, wo es am beschwingtesten österreichisch ist, besaß die trunkene Seligkeit des Auges. So ist in mir die peinigende Lust, der beglückende, unentrinnbare Zwang, das Erleben dieser Welt, ihrer Menschen und Landschaften, ihrer Vergangenheiten zu künden. Ich will dartun, wie schön diese Welt ist in ihrer Lieblichkeit und Gewalt, in ihren Beglückungen und Unheimlichkeiten. Ich will das Schicksal zeigen, diese bleierne Schwere über uns und ihre Entladungen. Ich will hinter den Begründungen noch den Grund suchen, der uns immer verschlossen bleibt. Es scheint mir, als sei jede Zeile, die ich schrieb, von alldem voll. Dem Drama verfallen, dem Drama hörig, habe ich jahrelang um das wirkliche dramatische Theater, das Theater der stärksten inneren Spannung gekämpft. Das Theater, das wie ein Gewitter in die Herzen der Menschen schlägt, das Urkräfte in ihnen ruft und so zu ihrem höchsten Glück wird. Das Theater, das im harten Waffenklirren des Unvereinbaren, im Heldenkampf der unerbittlichen Gegensätze dem Dasein seinen Sinn entreißt. Ein Nachtstück, „Gräfin Platen“, andere Stücke entstanden, unaufgeführt bis auf den heutigen Tag.
Der Ruf zu den Fahnen hieß mich aufgeben, was mich selbst ausmacht: mein Schaffen. Das auferlegte Schweigen wird zur neuen Sammlung. Der Dienst am Volk, der Dienst an unserer Zukunft, das Eintauchen, das Untergehen in jenem Wall, an dem die Feinde unserer Ordnung zerschellen, wird mir zum entscheidenden Erlebnis. Nur die höchste Leistung rechtfertigt ein Dasein. Was ich schrieb, ist der erste Band, es steckt mir der Stachel des übrigen ungeborenen Werks in der Brust.

Mit Pionieren im Feld

Nun liegen die Ostmärker, die Berge gewohnt, den Bergen zugetan, den Bergen hörig, in der pommerschen Ebene. Der Stab und einige Kompanien sind in Kammerberg untergebracht, weitere Einheiten in Ortschaften außerhalb. Die Schönheit der Ebene, die unermeßliche Weite des Himmels darüber, diese Grenzenlosigkeit, die irgendwie an den Bestand des Ichs rührt, mag dem einen oder anderen der Pioniere hier ahnend aufgegangen sein.
Den meisten freilich fällt anderes auf. Sie staunen, nirgends Bauern, fast nur Kleinhäusler zu finden. Dafür aber gibt es Güter von ungeheuren Ausmaßen. Die Menschen teilen sich in Großgrundbesitzer und Landarbeiter. Doch der Landarbeiter gibt es zu wenig, so holte man sie aus einem anderen Land verwandter feudaler Ordnung,

aus Ungarn. Ja, es sind der Magyaren so viele, daß ein eigener ungarischer Priester, von Gut zu Gut ziehend, ihre Seelen betreut.
Auch in Herrenfeld gibt es solch ein Riesengut, ein Saatgut, das Saatkartoffel in die ganze Welt schickt. Die Besitzerin nennt sich bescheiden „Kartoffelfrau". Ein witziger, farbig bemalter Wegweiser geleitet zu ihrem Schloß, in dem die Offiziere und einige der Unteroffiziere der dritten Kompanie Unterkunft finden. Einer der Fähnriche glaubt die Eigenart Pommerns und seiner Menschen von diesem Schloß aus am besten kennenzulernen, eine stille Freude erfüllt ihn ob des hier geistig Erlebbaren: Er ist dankbar, als er an der großen Freitreppe der Schloßherrin nur kurz vorgestellt wird, denn zunächst will er die Umwelt dieser Menschen bestimmen und dann erst sie selbst. Es mag schon dafür stehen, mit dieser Fünfzigerin ein Gespräch zu führen, man ist nicht nur von ihrem Reiz entzückt, man erkennt nicht nur die Dame von Welt, der erste Blick schon verspricht es, diese Frau besitzt zweifellos Persönlichkeit. Wievielen Frauen ist das eigen?
Der Fähnrich blickt versonnen auf die kleine Schafherde mit ihrem Hirten, die eben im Gegenlicht der nachmittägigen Sonne an Fichten vorbei über den Schloßrasen zieht. Sein Auge streicht genießerisch dem wilden Wein der Hauswände entlang und schlägt dann auf das leere, schwarz-weiße, das preußische Schilderhaus. Dies hier ist das Stammschloß eines Feldmarschalls und die Schloßherrin seine nahe Verwandte. Und nun schreitet der Fähnrich die große Freitreppe hinauf, sieht in der Halle manche Prunkgabe der Felder, betritt Räume voll eines vornehmen honigfarbenen Biedermeiers, andere, die in ihrem Empire das Gedächtnis an hochgegürtete Frauen in fließenden griechischen Gewändern bewahren. Er findet Bilder junger Offiziere, selbstbewußt und pflichtergeben. Aber nun erst, da der Fähnrich, der vielerlei Eindrücke selig voll, an des Feldmarschalls Bild vorbei in den ersten Stock steigt, fällt ihm auf, daß jeder Raum beschrieben einen eigenen Namen trägt. Hier steht „Hohenzollernzimmer", gegenüber „Ziethenstube" und dort „Blücherstube". Sprüche sind an die Wände gemalt.
Abends sitzen die Offiziere in der dunkel gebeizten Bauernstube auf klobig schweren Weichholzstühlen. Die Fenster sind verhängt, damit auch das schwache Licht der aus Geweihen gebildeten Deckenlampe nicht nach außen dringt. Altes Zinn schimmert im Dämmer. Dürre Blumen füllen einen Korb. Der Fähnrich erzählt, daß er vorhin dem Großen Fritz gegenübertrat, aus dem Rahmen eines Bildes sei er auf ihn losgegangen, heftig, scharfen Blicks, ein Wort des Unmuts auf den Lippen. So mag es wohl sein, fügt ein anderer der Herren hinzu, aus jedem Zimmer, aus jeder Ecke sieht einen hier der Große Fritz an. Fritzisch zu fühlen, fritzisch zu denken, fritzisch zu handeln ist in diesem Land, in diesem Schloß wohl Überlieferung und Verpflichtung, Maß und Wunsch. Und wer liebt nicht seine gläserne Härte? Wer liebt nicht diesen Blick, der keinerlei Trübung duldet, der den Dingen auf den Grund sticht?
Gehört nicht ein Mann auf dieses Schloß? Es war einer da. Einer, dem der Große Fritz im Herzensschrein stand? Nein, einer der soff und spielte und der daran war, das ganze große Gut zu vertun. Bis ihn die Baronin hinauswarf und das Gut nun

selbst verwaltete. Der Fähnrich hörte dies, es paßt so recht zu einem Bild von ihr. Und immer wieder erzählt man ihm von dieser Frau, der eine sah sie, wie sie sich aufs Pferd schwang und auf die Felder ritt, ein anderer beobachtete sie mitten unter ihren Arbeitern beim Kartoffelausheben, ein dritter traf sie unter den Schweinen, mit dem Trankkübel in der Hand. Das ist eine Frau! sagen bewundernd selbst die Stumpfesten. In ihr steckt der Große Fritz, denkt der Fähnrich.

Und nun möchte er mit ihr selbst sprechen. Sieh da, es fügt sich gut. Die Vielbeschäftigte läßt sich entschuldigen, die Offiziere nicht früher zu sich gebeten zu haben. Doch diesen Abend freue sie sich auf ein gemeinsames Abendbrot.

Mehr noch freut sich der Fähnrich. Aber am Nachmittag noch marschiert die Kompanie davon.

*

Der Troß der vierten Kompanie fährt von Kammerberg nach Muchel, vier Wagen, die der Gefreite Heidinger führt. Zwei der Fahrzeuge sind fleckig gestrichen, braun und grün, damit sie der Feind nur schwer erkennt, zwei landesübliche Fuhrwerke schließen an. Man führt das gesamte technische Gerät der Kompanie, das Werkzeug und vor allem die Lebensmittelvorräte. Ein richtiger Kutscher gehört zu seinen Pferden und seinem Wagen wie die Deichsel oder das Sattelzeug. Der Gefreite Heidinger betrachtet den Troß als sein Herrschaftsgebiet, in dem Kutscher, Pferde, Plachen und Werkzeugkisten seine Untertanen bilden. Er ist ihnen aber ein leutseliger König, und vor allem ein gesprächiger. Nichts entgeht seinem Blick, aus allem wächst ihm ein Witz, überall steht ihm ein Wortspiel zu. Was er erlebt, spießt er auf Nadeln wie bunte Schmetterlinge. Jedem reicht er sie, wer nur immer seinen Spaß dran haben will.

Er war heute bei der Wegfahrt wieder fröhlicher Dinge voll. Gefreiter, Kutscher und der Kompanieschneider als Mitfahrer wußten des Ergötzlichen allerlei zu erzählen. Ihr Lachen kollerte hin und her wie ein ins Rutschen geratener Kartoffelsack. Nun ist das schon lange her, man fährt seit vielen Stunden. Felder und Bäume aber wechseln in der Ebene kaum ihr Gesicht. Die Sonne sank, es ist finster geworden und die lichtstarken Lampen dürfen nicht entzündet werden. Alles Gespräch ist in der Finsternis versickert. So döst und rumpelt man vor sich hin. Der eine hascht mit seinen Gedanken noch nach Frau und Kind, freut sich an ihnen eine Weile und streicht sie dann weg. Was man nicht sehen und nicht greifen kann, was nicht Antwort gibt, besteht es, besteht es nicht? Haben sie vor Jahrhunderten gelebt? Leben sie noch? Und dann hören der Gefreite, der Kutscher und Mitfahrer nur den Polterschlag der Hufe, und es riecht nach dem Dunst der Pferde. Rings aber ist nur Finsternis, sie schlägt ihre Falten um die drei Menschen, dringt in sie ein, füllt sie an wie kalter Hauch, und mancherlei bröckelt von ihrem Inwendigen ab, gleitet nieder, bleibt liegen. Und dann ist eigentlich nichts.

Doch plötzlich rucken sie auf, da gibt es irgendeinen Tumult und viel Licht, und Leute rufen, aber der Gefreite versteht sie vorerst nicht, noch hat er seinen Kopf nicht richtig

im Nacken. Schon steht der Wagen mit einem einzigen Stoß, die Deichsel fährt in die Plache eines Vordergefährts. Die Pferde scheuen, wiehern, nur schwer hält sie der Kutscher in den Geschirren. „Der Führer kommt!“, ruft einer überlaut. Der Führer? Doch da reißt es den Gefreiten zusammen, er hat verstanden: „Unser Führer!“ sagt er in jähem Glück. „Er kommt von der Front.“ Nun wird es hell, als sei die Sonne in der Straßenmitte aufgegangen. Der Gefreite spürt Benzinrauch und hört das Rattern und die Signale zahlreicher Autos. Er muß die Augen schließen, denn neben ihm ist eine strahlende Helle, und immer wieder geht eine strahlende Helle in eine andere strahlende Helle über. Der Führer! pocht sein Herz, aber er kann nichts sehen als diesen Strom blendenden Lichts.

Als der Gefreite dies erzählt, lächelt der Fähnrich versonnen. „Licht, wahrhaftig, das ist der Führer.“ Und dann fügt er hinzu: „Heidinger, Ihr Erlebnis, ich nehme es als ein Sinnbild.“

*

Die Arbeiten in Bromberg sind beendet, die zweite und dritte Kompanie des Bataillons werden nach Podgorz verlegt. Kraftwagen gleitet hinter Kraftwagen durch eine Allee von Eschen und Ahorn. Das erste Dorf, das erreicht wird, war deutsch. Fast alle diese behäbigen Bauerngehöfte sind niedergebrannt, von deutscher Arbeitsfreude blieb nichts als rauchgeschwärzte Mauern, manchmal nur ein Schornsteinstumpf. Die Bäume rings, die Blätter auf ihren Ästen sind versengt.

Allzu rasch entschwinden diese Brandmale eines unversöhnlichen Hasses. Es sind Friedhöfe, auf denen sinnend zu verweilen das Herz gebietet. Doch die Kolonne rollt weiter in dieses lachende Land voll Vielfalt und Abwechslung. Baumzeilen und Baumgruppen begrenzen Wiesen und Felder, schieben sich ineinander und lösen sich, Blicke tun sich weit auf und schließen sich wieder. Eine herbstliche Nachmittagssonne durchleuchtet die Bäume und läßt sie blaue Schatten werfen. Schwefelfarben bestreut der Hederich manche Felder, rostroter Buchweizen steht dicht und fest. Bei der Kartoffelernte sieht man nur Frauen. Nun nehmen Föhrenwälder die Kolonne auf, Stamm reiht sich an Stamm, gleichmäßig gezogen. Ohne Leben scheinen diese Wälder, keinen Vogel, kein Reh kann man sich in ihnen denken, selbst dem Wacholder mißtraut man sein Dasein. „Vorsicht, Minen!“ steht bei einigen umgeschlagenen astweiten Bäumen. Jawohl, die Heimtücke paßt hierher. Als es dämmert, heben sich die Türme von Thorn scharfzackig vom Wolkenblau ab.

Nachts dann gehen einige Offiziere der dritten Kompanie von Podgorz über die Weichsel nach Thorn. Die Brücke über Au und Strom ist tausend Meter lang, drei Felder sind gesprengt. Man schreitet fünf Stockwerke schräg hinunter bis zu den zerstörten Pfeilern und steigt dann ebenso schräg wieder hinauf. Vorsichtig tastet der Schritt in der Nacht. Der Holzbelag ist verbrannt, Bleche, Bohlen wurden notdürftig darübergelegt. Oft glitzert neben den Beinen von unten her das Wasser auf. Dieser nächtliche Gang über die Weichsel spricht zu den Herzen der Offiziere. Der Mond berührt sanft die Wellen des rauschenden Flusses. Wie ein dunkles Tuch liegt die

Stadt am Ufer, man spürt sie, man sieht sie kaum. Ein paar Lichter bilden eine lockere Kette, ein Straßeneck hellt heraus.
Und nun schreiten die Offiziere durch die überhell erleuchteten Straßen dieser unbekannten leeren Stadt. Die Tritte hallen, nur selten geht ein Soldat vorbei. Diese Helle und Leere! Es ist eine Märchenstadt, die auf ihren Prinzen wartet, der sie zum Leben erweckt. Dann, sicherlich, öffnen sich die Türen dieser zierlichen Giebelhäuser, die Straßen füllen sich mit fröhlichen Menschen und der böse Zauber ist gebrochen.

*

In den nächsten Tagen sucht der Fähnrich, soweit es ihm der Dienst erlaubt, immer wieder Thorn auf. Am gegenüberliegenden Ufer, wo sein Bataillon eine Brücke bauen soll, bleibt er gebannt stehen. Das Bild dieser Stadt überwältigt ihn. Der Backstein ist dem Südostdeutschen ungewohnt. Aus dem Braunrot von Dächern, Hauswänden und der stadtumschließenden Mauer schlägt ihm unerwartet Wärme entgegen. Der kühle deutsche Norden verlangt nach ihr, damit die deutsche Seele auch hier zu sich selbst findet.
Der Fähnrich steht ergriffen vor dem gewaltigen gotischen Rathaus, vor den Kirchen zu St. Johann, St. Marien und St. Jakob, und er gibt sich der Schönheit des Backsteins mit ganzem Herzen hin. Mehr als der Bruchstein läßt der Ziegel das Alter der Bauten spüren, scheint er vom lebendigen Leben einer vergangenen Zeit zu bewahren. Nirgends verfällt er in Schmuck und Zierlichkeit, alles an ihm ist Größe. Eine Größe allerdings, die sich aus kleinsten Steinen zusammensetzt. Indem der Fähnrich die Turmwand von St. Johann zur Höhe blickt, wird es ihm bewußt, daß Größe allein eine Ordnung des Geistes ist.
Sind das eigentlich Kirchen, sind das nicht viel eher Burgen?, fragt er sich, während er durch die Thorner Straßen streift. Breit und irdisch wirken sie, von einer ins Übermaß geratenen Behäbigkeit. Sind diese Kirchen Träume des Jenseitigen, Weihrauch vor Gott? Die Türme weisen nicht ins Ewige, sie überragen kaum das Kirchendach. Das sind gewaltige, steinerne Gehäuse der Kraft, des Willens zur Abwehr, zur Behauptung, auch da, wo man sich vornimmt, in Demut zu knien. Und die Stadt selbst mit ihren zinnenbekrönten Ziegeltoren und der langen Stadtmauer, mit schiefem Turm und selbst noch mit den ernsten, fast geheimnisvollen Speichern, spricht von Härte und Widerstand. Es ist dies eine mittelalterliche Stadt, eine kriegerische in Harnisch und Schienen.
Und nun steht der Fähnrich sinnend auf der Ruine der Ordensburg, von wo Glanz und Herrlichkeit dieser Stadt ausging. Menschen entarten zuzeiten, verlieren die Kraft für das Hohe, und in solch schwelgenden Tagen zerstörten die Thorner Bürger den Sitz des Deutschen Ritterordens. Zwei Jahrhunderte deutscher Kraft, deutscher Ordnung, deutschen Wohlstandes waren zu Ende gegangen. Schutt und Gestrüpp, ein paar Bäume und wildbewachsene Mauerreste, so sieht die Stätte aus, von der die Ordenskomture deutsches Land gegen die Ostvölker schirmten. Nun betrachtet der

Fähnrich eine Holztür, die man vor Zeiten mit kugeligen Nägeln beschlug. Sie führt nirgends mehr heraus, nirgends mehr herein. Gelbe Ahornblätter liegen vor ihren Stufen. Eine Elster schreit im fast entlaubten Baum.

Eine Beute fremder Machtgier aus Nord und Ost und West wurde Thorn in den späteren Jahrhunderten. Die Polen herrschten hier dreihundertfünfzig Jahre. Thorn gehört den Schweden, russische Truppen liegen hier und später die Franzosen. Dieses Thorn hat viel leiden müssen, denkt der Fähnrich, indem er bedächtig über das Katzenkopfpflaster dieser Stadt schreitet, es hat Hunger und Seuchen und den hohläugigen Massenschlächter Tod erduldet, weil in ihm die deutsche Kraft erlahmt war. Aus den kämpfenden Kaufleuten in des Ordens Obhut waren feiste Bürger geworden, die im Joch der Fremdherren den Kopf niedrig hielten, wenn nur immer wieder einmal ein Sack klingender Münze für sie abfiel. Was machten Demütigungen aus, wenn die Ratsherren die „Hoch Edlen Gestrengen, wie auch Wohl Edlen Ehrenvesten Hoch und Wohlweisen Herren" waren, wenn die Wache vor dem Bürgermeister ins Gewehr trat und sich die Ratsversammlung vor ihm ehrfürchtig erhob. Mochten rebellische Köpfe in den rauchigen Wirtshausgewölben von einem Leben in Ehre, in deutscher Freiheit träumen, es schierte die Eigensüchtigen wenig. Und doch kam sie, die Zeit der Freiheit, als Napoleon gestürzt war.

Aber es war nicht die rechte, weil sie wieder verloren ward, sagt sich der Fähnrich. Wir erst, wir Heutige, sind die Fortsetzer des alten Ordensstaates.

Heinz Hartmann

Ich gehöre jener Generation an, die heute ungefähr dreißig Jahre zählt und deren bisheriges Leben im Schatten des Großen Krieges stand. Meine frühesten Erinnerungen ranken sich um das Erlebnis Krieg, so, wie er sich in Kinderherzen widerspiegelt, und die Wünsche meiner Kinderjahre waren, einmal mich richtig satteſſen zu können und den Vater wieder zu Hause zu haben.
Der Vater kam wieder, aber mit dem Satteſſen wurde es so bald nichts. Denn was uns der Krieg nicht genommen hatte, verschlang die nachfolgende Entwertung aller Werte, doch sie verschlang nicht die gerade, rechtliche Gesinnung des Vaters, der nach fünf Jahren Krieg sich nicht in die neuen Verhältnisse finden konnte. Wenn er dennoch seinen beiden Jungen eine gute Ausbildung zukommen ließ, so war das eben nur unter Verzicht auf Dinge möglich, die der damaligen Welt das Leben erst angenehm erscheinen ließen. Als Kind habe ich mich manchmal unserer Armut geschämt, heute weiß ich, wie positiv sie mein Leben beeinflußte.
Meine Vorfahren waren Bauern und Dorfhandwerker, und ich selbst habe meine Jugend auf dem Lande verlebt. In einem Dorf Mitteldeutschlands freilich, wo sich Industrie und Landwirtschaft wunderlich mischen, wo mancher Arbeiter beim Blick aus dem Fabrikfenster über weite Getreidefelder schaut und der Bauer wiederum eine kahle Fabrikmauer vor Augen hat, wenn er in die Pforte seines Hoftores tritt. Meine Liebe gehörte beiden, Arbeitern und Bauern, doch für mich entschied ich mich für das bäuerliche Dasein, vom Strom einer jungen, völkischen Bewegung erfaßt wurde ich Artamane, später — und nach nochmaligem Schulbesuch — Gutsverwalter.
Früh kam ich zur nationalsozialistischen Bewegung, widmete ihr mehr Zeit und Kraft als der Berufsausbildung, wurde arbeitslos, wie meine Kameraden von der SA., versuchte mich, je nach den gegebenen Gelegenheiten, in mancherlei Berufen, ohne irgendwo festen Fuß zu fassen.
Es waren harte, manchmal verzweifelte Zeiten, doch heute möchte ich keine Stunde von ihnen missen.
Spät fand ich Anschluß an das kulturelle Leben des Volkes, nachdem ich schon von frühester Jugend an heimlich geschrieben und gedichtet und dafür sogar einen kleinen Literaturpreis bekommen hatte. Über meine Führertätigkeit in der HJ. hinweg fand ich dann den Weg zum Rundfunk, schrieb Gedichtfolgen und Hörspiele, und wurde schließlich vom Deutschlandsender nach Berlin geholt.
In der treuen Freundschaft mit jungen Dichtern und Kulturschaffenden, von denen ich nur Doktor Heinz Schwitzke und den Dramaturgen Ottoheinz Jahn erwähnen möchte, fand ich endlich die Möglichkeit zu intensiver schriftstellerischer Arbeit und trat 1936 erstmalig mit einem Büchlein, dem Gedichtzyklus „Hände am Pflug" in die Öffentlichkeit.
Ich habe eine Reihe militärischer Übungen abgeleistet, am Polenfeldzug teilgenommen

und mich dort — glaube ich — als Soldat bewährt. Aus der Wartezeit an der Westfront holte mich der Rundfunk vorläufig wieder nach Berlin.
Über meine literarische Fortentwicklung weiß ich nichts zu sagen, denn ich habe kein „Programm". Ich weiß nur, daß ich an alle meine Aufgaben mit letzter Bereitschaft herangehen werde. Im übrigen gedenke ich, auch weiterhin dem schöpferischen Einfall zu folgen, wie ich das bisher getan habe. Denn ich glaube, es ist einzig die schöpferische Idee, die den Dichter ausmacht.
Sonst ist noch wichtig, zu sagen, daß ich eine Frau habe, die mir auch in meiner Arbeit der beste Kamerad ist, und drei Kinder, die im Verein mit Tieren meine Mußestunden ausfüllen.
Falls jemand auf den Gedanken kommen sollte, sich noch weiterhin mit mir zu beschäftigen, so sei ihm noch mitgeteilt, daß ich folgende Bücher geschrieben habe: „Hände am Pflug", „Das letzte Korn", „Mutter ohne Kind" und „Streit um Strolch". Diese vier Bücher sind bei Limpert in Berlin erschienen und „Das Farbphoto-Buch vom Kind" bei Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Der Auftrag des Toten

Eine Erzählung aus dem Polenkrieg

Während seines kurzen Urlaubs, den der Leutnant G. in seiner märkischen Heimat zwischen dem Polenfeldzug und der weiteren Verwendung seines Regiments verlebte, wurde er im Kreise seiner Angehörigen und Freunde auch nach dem schwierigsten Auftrag gefragt, den er während des Feldzuges übernommen und bewältigt hatte. Bei dieser Frage umschatteten sich die Augen des Leutnants, aber da er in diesem Kreise keiner müßigen Neugier, sondern nur der warmherzigsten Anteilnahme an seinem und seiner Kameraden Geschick begegnen konnte, so erzählte er diese Geschichte, die nunmehr hier wiedergegeben werden soll.
„Meinen schwersten Auftrag", so begann Leutnant G., „erhielt ich nicht von meinem Kompanieführer oder von einem anderen Vorgesetzten, meinen schwersten Auftrag erhielt ich überhaupt von keinem Soldaten, sondern von einem Toten, einem toten deutschen Volksgenossen. Wie ihr wißt, habe ich mit meinem Regiment die Stadt B. besetzt, jene Stadt, in der vor dem Einrücken der deutschen Truppen die polnischen Horden unter den Volksdeutschen in der grausamsten Weise wüteten, so daß sich unter den deutschen Einwohnern der Stadt wohl kaum einer fand, der nicht im Kreise seiner nächsten Angehörigen Tote zu beklagen hatte, die eines schrecklichen und martervollen Todes gestorben waren.
Als wir uns nun unter dauernden Straßenkämpfen Schritt für Schritt unseren Weg durch die Straßen der Stadt bahnten, die Deutschen weinend vor Glück und Leid aus ihren Schlupfwinkeln hervorkrochen und uns begrüßten, während uns die verhetzte polnische Bevölkerung voller Scheu betrachtete, kam ein Mädchen von etwa dreizehn Jahren und offensichtlich deutschen Geblütes auf mich zu und bat mich

unter Tränen, doch mit in das Haus ihrer Eltern zu kommen. Die Eltern, angesehene deutsche Bürger, wären von den Polen verschleppt worden, und sie befände sich mit ihren drei Geschwistern, die vor Hunger, Angst und Gram krank wären, seit einigen Tagen schon allein in der Wohnung, die sie vor Furcht nicht zu verlassen gewagt hätten.

Ich kam den Bitten des Kindes nach, fand alles so vor, wie es mir geschildert worden war, und konnte die Kinder bei einer deutschen Familie unterbringen, bis später die Eltern, die zum Glück mit dem Leben davongekommen waren, wieder zurückkehrten; aber das hat mit meiner Geschichte nur mittelbar zu tun.

Es handelte sich bei dem Haus, in welches mich das Mädchen führte, um eine kleine Villa, in dessen oberem Stockwerk sich die Kinder befanden, während die Erdgeschoßwohnung ein junger deutscher Rechtsanwalt innehatte.

‚Hier wohnt der Rechtsanwalt T., ein Deutscher, er liegt erschossen in seiner Wohnung', erzählte mir das Mädchen, ‚zum Glück hat er Frau und Kind vor dem Krieg zu seinen Eltern gebracht, wer weiß, was aus ihnen geworden ist.' Bevor ich das Haus wieder verließ, betrat ich durch die erbrochene Tür die Wohnung des Rechtsanwalts, die ich in einem grauenhaft verwüsteten und geplünderten Zustand vorfand. Inmitten des Arbeitszimmers, vor offenem Schreibtisch und Schränken, lag der Ermordete mit starren, aufgerissenen Augen auf dem Rücken, seine Brust war von Pistolenkugeln und Stichen zerfetzt. Ich verließ den Raum bald wieder.

Nun habe ich an diesem Tag noch, wie an den nächsten und während des ganzen Feldzuges manchen Toten gesehen, der eines viel scheußlicheren Todes gestorben war und einen viel schrecklicheren Anblick bot, als dieser junge deutsche Rechtsanwalt. Wenn ich dennoch das Bild dieses Toten nicht vergessen konnte, wenn der Tote mich fortan einige Zeit begleitete, so hängt das eben mit dem Auftrag zusammen, den ich von ihm übernommen hatte, von dem ich aber zu dieser Zeit noch gar nichts wußte.

Wenn ich sage, daß der Tote von diesem Augenblick an um mich war, so heißt das nicht etwa, daß er mich schreckte oder ängstigte. Nein, er war nur zu meinem stummen Begleiter geworden. Manchmal, am lichten Tag, war es mir, als ginge er neben mir her, wie ein Schemen, wie ein Spuk, der sich von anderen Gesichtern nur, wie schon gesagt, dadurch unterschied, daß er nichts Peinigendes oder Quälendes an sich hatte, ja manchmal war es mir, als schritte ein Schutzgeist neben mir her und als wäre ich im Schatten meines unsichtbaren Begleiters gegen jeden Angriff auf mein Leben gefeit.

Und des Nachts träumte ich von dem Toten. In diesen Träumen freilich war er nicht tot, wenn er sich auch von jenen Erscheinungen unterschied, in denen einem lebende Menschen im Traum zu begegnen pflegen. Sein Gesicht war bleich und eingefallen, und seine Augen waren vom Tod umschattet; auch sprach er kein Wort. Aber sein Leib war unversehrt und er bewegte sich in gemessenen, fast feierlichen Schritten. Immer, wenn ich von ihm träumte, gingen wir beide zusammen durch eine mir unbekannte Stadt, in der heftige Kämpfe getobt haben mußten, denn ihre Häuser waren

ausgebrannt oder durch Granaten und Bomben verwüstet; nur am Marktplatz stand, wie durch ein Wunder unversehrt, ein freundliches, sauberes Haus, an dem auch nicht die Spur einer Beschädigung zu erkennen war. Auf dieses Haus führte mich mein Begleiter zu, und je näher wir diesem Haus kamen, je mehr beschleunigte er seinen Schritt, während mich jeweils bei seinem Anblick eine quälende Angst beschlich, welche wohl auch die Ursache sein mochte, daß ich immer erwachte, ehe wir das Haus betreten konnten, ich den Traum also niemals zu Ende träumte. Er wiederholte sich, wie ich schon sagte, in einer jeden Nacht.

Könnt ihr darum mein Erschrecken ermessen, als wir nach wenigen Tagen tatsächlich in jene Stadt einrückten, die ich vorher mit meinem toten Begleiter in jeder Nacht durchwandert hatte?

Wir bezogen etwas außerhalb der Stadt in einer unversehrten Schule Quartier, und bald darauf spürte ich wieder meinen Begleiter neben mir, nur daß es diesmal kein Traum, sondern grauenvolle Wirklichkeit war. Ich wehrte mich nicht gegen ihn, ich konnte mich gar nicht wehren. Ich ging den Weg wie ein Schlafwandler durch die verwüsteten Straßen, die ich kannte wie die Straßen meiner Heimatstadt, kam auf den Markt und schritt auf das saubere, unversehrte Häuschen zu, kam bis dicht an seine Tür heran, eine furchtbare Angst hielt mich zurück, das Haus zu betreten, während ich meinen unsichtbaren Begleiter nunmehr leibhaftig mit beschwörender Geste auf seine Pforte zeigen sah.

Und doch hätte ich das Haus nicht betreten, wenn sich in diesem Augenblick nicht ein Fenster geöffnet und eine junge Frau herausgesehen hätte, die mich einlud, doch hereinzukommen und eine Tasse Kaffee zu trinken, es wäre ein deutsches Haus, und der Kaffee würde mir bestimmt wohl tun, versicherte sie mir mit einem besorgten Blick, der mir verriet, daß ihr mein verstörter Zustand nicht verborgen geblieben war. Was nun erfolgte, könnt ihr wohl erraten. Ich befand mich im Elternhaus des Toten, die junge Frau, die mich eingeladen hatte, war seine Frau, die alte Dame, die mir den Kaffee eingoß, seine Mutter, das kleine, blonde Mädel, das sich an meine Knie schmiegte, sein Kind. ‚Erzählen Sie uns von B.', bat mich die Frau, ‚mein Mann ist dort, ach, wenn wir doch etwas über sein Schicksal erfahren könnten!'

Ich habe nichts gesagt. Habe gelogen, etwas von ihm zu wissen, habe seinen Auftrag verraten, wenigstens an diesem Tag. In der Nacht war er wieder bei mir, stand neben meinem Lager, und in seinen traurigen Augen stand Klage und bittere Anklage geschrieben.

Darum bin ich am nächsten Tag den Weg noch einmal gegangen und habe alles erzählt, was ich von dem Toten und seinem Ende wußte.

‚Ich habe nichts anderes erwartet', antwortete mir die Frau, ‚und ich bin froh, nun endlich die furchtbare Ungewißheit nicht mehr tragen zu müssen.' Nichts verriet ihren Schmerz, als sie mit bleichem Gesicht ihr Kind an sich heranzog und über sein blondes Haar strich. Sie war eine wundervolle deutsche Frau. Am nächsten Tag zogen wir weiter. Mein toter Begleiter aber hatte mich verlassen; er war wohl bei seiner Frau und seinem Kind geblieben."

Wolf Justin Hartmann

ist Mainfranke, besuchte die Volksschule in seinem Geburtsort Marktbreit, das humanistische Gymnasium in Würzburg und in München, von dessen achter Klasse er bei Kriegsausbruch freiwillig in das Heer eintrat. Er war Frontsoldat auf Gallipoli, im Westen, im Osten, in Palästina; im September 1918 fiel er in Gefangenschaft und kehrte im Dezember 1919 aus dem ägyptischen Lager Sidi-Bishr nach Deutschland zurück. Er wurde als Oberleutnant aus dem Heeresverband entlassen, studierte Nationalökonomie, dann Jurisprudenz, war als Zeitfreiwilliger im Ruhrgebiet, war Freikorpsmann, Werkstudent, Zementarbeiter, Journalist, arbeitete bei Bauern und auf Bauten, betätigte sich politisch in den vaterländischen Verbänden, wurde Seemann; häufige Reisen führten ihn ins Ausland. Vier Jahre war er im Inneren Südamerikas als Holzfäller, in der Vermessung, arbeitete auf Farmen, war Jäger, Fischer, Forscher im Urwald und auf der Steppe. Seit seiner Rückkehr lebt er als freier Schriftsteller in München, war nebenamtlich im Referat II ST der OSAF. und im Referat für akademische Auslandsarbeit des APA. und gehört als freier Mitarbeiter dem Kulturamt der RJF. an. Erschienen ist von ihm der Roman „Fäuste, Hirne, Herzen“, „Der Schlangenring“, die Erzählung „Durst“ und das Drama „Stacheldraht“. Ferner eine Reihe noch nicht verlegter Erzählungen vom Krieg, von Reisen und Abenteuern und politischen Betrachtungen.

Alte Weise im schimmernden Schweigen

Wo ist das III. Korps?
Immer schwerer wiegt diese Frage in den Schalen der Entscheidung.
Wir traben nach Südosten; die Pferde riechen nach Schweiß.
Unsere Schatten wandern lang und schräg vor uns her.
Zur Rechten und im Rücken rollt ununterbrochen mit gleichbleibender Heftigkeit der Geschützdonner in den Abend. Über Gaza fegt Feuer und Stahl. Landbatterien und von der See her die Panzer hämmern auf die Hauptstellung der türkischen 8. Armee.
Noch steht bei Gaza die Schacht.
Aber viele werfen heute zum letztenmal ihren Schatten.
„Lustig! Was?“ meint der Rheinländer und zwinkert. „Soviel Krach um ein paar lausige Kaktushecken!“ Er nimmt die Mütze ab; seine blonden Haare flattern. „Dabei geht der Rummel später los, als wir erwartet haben.“ Mit hellen Augen schaut er zu mir her.
„Sie sind hier schon lange an der Front?“
„Lang genug, um das große Kotzen über diesen Wüstenzauber zu kriegen!“ Er lacht vernehmlich und klatscht sich auf den Schenkel. „Das einzig Gute sind die Gäule und die Zigaretten. — Bitte! Bedienen Sie sich!“
Wir rauchen und schweigen wieder.

Der Sand ist tief und locker; wie ein zuschnappendes Maul schlingt er die Hufe auf. Wenn er so bleibt, dann können wir vielleicht klamm-heimlich wirklich bis nach Bir-Seba gelangen. Wenn ich mir überlege, daß ich, auf meiner schier endlosen Fahrerei von Baranowitschi im russischen Wald bis hierher in diese Öde Palästinas, heute morgens noch in Jerusalem war, am Mittag mit dem Wagen beim Oberkommando eintraf und jetzt — auf Erkundung bin, dann darf ich füglich behaupten, daß ich mal wieder, nach guter, alter, ehrbarer Soldatenart, just im richtigen Augenblick mit beiden Füßen in die... na, sagen wir einmal: Abenteuerlichkeit unseres Daseins hineingesprungen bin. Die Engländer hätten dies alles gar nicht zeitgemäßer für mich veranstalten können. Aber es kommt, wie es soll, und Dienst ist Dienst und keine Gefälligkeit.

Und jetzt geht's ums III. Korps. Und die Sonne ist untergegangen.

Ein schwefeliges Schwelen verglimmt über den kahlen Höhenzügen von Kos-el-Basal und Kemal-Tepe vor der Ungeheuerlichkeit des hochgespannten und wie mit rasenden Geschwindigkeiten sich unaufhaltsam ins Entrückte entfernenden Himmels. Reglos und rein ist die Luft. Deutlich sind die Einschläge der dicken Schiffkaliber aus dem rummenden Lärm zu erkennen. Im Gebirge hallt dann das Echo, ein dumpfer, knurrender Ton.

Die ‚Blaue Stunde' steigt überwältigend über uns auf.

Noch nie war in diesem bunten, farbenfreudigen Land der Taumel jener schwebenden, geneigten, sich hinbreitenden Verhüllung, jenes entbundene Gleiten einer geruhsamen Pracht, die Stunde der Betrachtung und der wunschlosen Träume so schön, so betörend wie heute.

„Hanki Furka?" fragt der Bonner ein paar Verwundete, die sich mühsam und mit schmerzverzerrten Gesichtern an uns vorüberschleppen.

„Jirmi altinschi Furka, Effendim", gibt einer matt zur Antwort; das Blut sickert ihm in einer schwarzen Schnur am rechten Ohr herunter.

„Soll man's glauben! Wir sind erst hinter der 26. Division!"

„Anschließend ist die 16. Division, nicht wahr?"

„Jawoll. — Die Sechzehnte."

„Und dann?"

„Dann? — Hahaha! Dann kommt das Fragezeichen."

Vorwärts! Vorwärts! Wir treiben die Gäule an. Es ist keine Zeit zu versäumen. Ein Glück nur, daß der Boden härter geworden ist, daß der verwünschte Sand uns nicht mehr so hemmt wie bisher. Zuweilen klackt das Eisen gegen verstreutes Gestein. Ob die türkischen Kavalleristen... ich wende mich im Sattel. Aber sie halten Anschluß, sie reiten wie wir zu zweien, in dem geringen Abstand, den lediglich ihre Achtung vor den Offizieren verlangt. Ein Onbaschi, drei Mann. Der Onbaschi nickt zu uns vor, als ob er sagen wollte, daß meine Sorge überflüssig ist. Im Zelt, der Hauptmann versicherte: ‚Sie können sich auf sie verlassen. Ausgesuchte Leute. Von der Stabswache A. O. K.!' — Hm! — Es sieht mulmig aus, wenn man schon auf die Wache angewiesen ist.

„Wieviel Reserven können eingesetzt werden?" frage ich nebenhin.
„Der letzte Mann steht im Feuer."
„Und weiter rückwärts auch nichts?"
„O doch! Das deutsche Asienkorps sogar! — Am Bosporus!"
„Etwas weit, vom Bosporus bis hierher."
„Das ist ja das Verhängnis! Sie erdrücken uns hier noch mit ihrer Übermacht. Und wir sind fast ausgehungert, und sie werden glänzend verpflegt. Jeder Gefangene hat es uns bestätigt. Wir sind verbraucht und mürb, und sie sind frisch und ausgeruht. Und zu schießen haben wir auch nichts. — Na ja! Nur Mut! Die Sache wird schon schief gehen!" orakelt er reichlich bitter vor sich hin.
Wir werden unsere Gangart doch verlangsamen müssen. Ein zerfressener, scharfkantiger Schutt wächst aus der Dämmerung. Die Steine behindern uns. Hol' der Teufel die Steine!
„Demnach ist kaum zu hoffen, daß sie abgeschmiert werden?"
„Abgeschmiert? — Sie rennen uns über den Haufen!"
Der Junge hat ja ein verdammt böses Lachen am Hals.
„Es ist nicht sehr erquicklich, seit Wochen bereits zu wissen, daß man auf einem verlorenen Posten steht", fügt er nach einer Weile ruhiger und leiser hinzu; mag sein, er sah mein Gesicht und hält es deshalb für richtig, sein Lachen zu erläutern.
Stumm, im Schritt klettern wir durch Geröll.
Die ‚Blaue Stunde' verlöscht wie ein kristall'nes Märchenauge.
Auf einer Tragbahre liegt ein langbärtiger Soldat.
Die Träger sind verschwunden. Der Soldat gibt keine Antwort.
Mit schimmerndem Gepränge steigt über die Wüste lautlos und erhaben die Nacht. Auch der Tumult bei Gaza scheint nachgelassen zu haben. Ja, ohne Zweifel. Wir lauschen noch einmal, um uns zu vergewissern. Man müßte ihn jetzt doch stärker hören als vorhin. Denn vom Meere her weht eine Brise über das dunkler werdende Land. Man fröstelt geradezu in diesem kühl dahinstreichenden Luftzug. Was war im Zelt eine unerträglich qualvolle Temperatur! fällt mir nun wieder ein. Backofenhitze brütete, als sollten wir alle bei lebendigem Leib knusprig gebraten werden. Wie der erboste, rundliche Herr, der Generalstabschef, aussah! Der Schweiß rann ihm in prallen Tropfen über Schläfen und Wangen. ‚Wo ist denn das III. Korps? Keine Verbindung mit Ismed Pascha?' Knapp und ungeduldig war seine Stimme geworden. ‚Das III. Korps gibt keine Antwort', entgegnete der Hauptmann mit unerschütterlicher Sachlichkeit. — ‚Saustall', knarrte der Chef und kein Wort mehr dazu, und studierte wieder die Karte. Wir standen wie Nägel im Sarg. Man vernahm nur das Atmen rundum und das papierene Knistern in der lastenden Schwüle. Aber wahrscheinlich trieb ihm das III. Korps, noch mehr als die Hitze, das Wasser aus allen Poren.
„Hanki Furka?" — „Hanki Furka?" — „Welche Division?" — Immer die gleiche Frage. An humpelnden, stöhnenden, rotgezeichneten Menschen vorbei, an den verschlissenen Splittern der Front messen wir Strecke um Strecke.

„Jirmi altinschi Furka" – 26. Division. — 26. Division. — Immer die gleiche Auskunft. Verzweifeln könnte man! Wie weit es zum Flügel ist! Aber nun ist wenigstens diese eklige, abscheuliche Geröllhalde durchquert! Lang genug hat sie uns aufgehalten. Nun kann man wieder traben! Voran geht es! Voran! Der Bogen ist umfangreicher, als zu vermuten war. Natürlich! Noch immer sind wir am westlichen Fuß des Gebirges von Abu-Chuff. Die nackten, zerklüfteten Wände ragen links von uns in die Schwärze. Etwas Lauerndes, Bedrohliches kauert in ihrem Dunkel. Wenn wir am östlichen Fuß sind, dann sind wir bei Bir-Seba. Dann wird sich auch herausstellen, ob das III. Korps überhaupt noch seine Stellung hält.

„Und wenn Ismed Pascha tatsächlich Bir-Seba geräumt hat?"

„Wenn Ismed Pascha aus Bir-Seba hinausgeflogen ist, dann ist der linke Flügel so gut wie restlos futsch! Dann haben wir sie unmittelbar in der Flanke. Und sie rollen unsere Front von Südosten her nach Gaza zu wie einen Gebetsteppich auf. — Hahaha! Gebetsteppich! Was für gelungene Vergleiche einem in dieser dämlichen Gegend so in den Sinn kommen können! Was? Komisch! Hahaha!" Er ist recht fidel, der aus Bonn, er ist in vorzüglicher Laune. „Außerdem können sie dann versuchen, mit Kavallerie auf der großen Straße über Dahariye—Hebron—Bethlehem nach Jerusalem vorzustoßen!" fährt er gemütlich fort. „Das wär' 'ne Überraschung! Bauklötze würden sie staunen, die Etappenhengste da hinten! Wenn ihnen so 'n Tommy plötzlich das Bettuch unterm gepflegten Hintern wegzieht!" Er lacht, daß es schallt; einen unbändigen Spaß muß ihm wohl diese Vorstellung bereiten. — Hm. Mag er immerzu lachen, solange er es noch kann. Jeder hat seine Übung, sich der Gefahr zu nähern. Bald werden wir ihr gegenüberstehen. Und jeder hat seine Übung sicherlich gut erprobt.

Die vier Türken sind stumm, als ob sie bei süßem Kaffee ihre Nargileh schmauchten, auf den winzigen, niedrigen Hockern im Basar von Istanbul; als ob das alles, die Schlacht, der Feind, unser Patrouillenritt, Ismed Pascha und sein vertracktes Korps, ihnen völlig gleichgültig sei. Kein Murmeln und kein Flüstern dringt von ihnen vor. Nur hie und da ein Klirren und das Getrampel der Pferde. Aufregend still ist es um uns. Kein Kojote klagt zu den Sternen. Auch das Bullern bei Gaza hat sich in Dunst aufgelöst. Schweigsam und unbewegt, von mildem Glanz überflutet, weitet sich die Wüste. Wahrhaftig! Auch der neben mir hat nun sein Lachen vergessen, vielleicht verloren in unserer Verlassenheit. Er begnügt sich jedenfalls damit, nur noch ein wenig zu summen, fast träumerisch vor sich hin; eine seltsam ergreifende, seltsam eindringliche, merkwürdige Melodie.

Immerhin, es ist richtig, daß er nicht mehr so laut lacht.

Es ist eine hinterhältige und arglistige Stille.

Und wir haben das Wadi nun doch schon hinter uns. Wir sind den steilen Hang mühsam emporgeklommen. Die Steine bröckelten, kollerten, polterten in die Tiefe. Es war ein verdammter Radau. Der Onbaschi schüttelte sogar mißbilligend den Kopf. Da waren wir endlich oben. Da dehnt sich vor uns unabsehbar die Fläche. Und der aus Bonn . . . Was ist das nur für ein Lied? Es ist so bekannt! So vertraut! Ich

habe es doch wie oft schon bis in mein Herz gehört? Er summt es und ich habe es selbst wie oft schon mit heißem Herzen gesungen?
Die Fläche ist aus Sand. Im Sand erwarten sie uns, irgendwo auf dem Anstand; mit schußfertigen Gewehren. Man tut mählich gut daran, etwas sachter zu werden und nicht mehr so unbekümmert . . . Es ist ein altes Lied. Es ist voll Wehmut und Trotz. Und kreist in unseren Adern, schwimmt wie ein Schatz, wie ein Kleinod in unserem jungen Blut. Es summt und summt um mich diese dunkelatmige Weise.
Die Fläche ist ausgestorben. Nichts rührt sich, nichts regt sich auf ihr, so weit man auch spähen mag. Bloß heimtückisch bestrickend glitzert ringsum die Nacht. Wolkenlos ist der Himmel. Ein funkelnder Sturz aus dem All, aus dem Nichts, aus dem Jenseits; mag sein, wir werden auch dies bald einwandfrei erfahren. Zunächst ist festzustellen, ob das III. Korps Ismed Pascha . . .
Wir halten wie auf Kommando die Gäule an und starren, vorgebeugt in den Sätteln, mit festem Schenkelschluß. Undeutlich schwanken Gestalten durch die Leere heran; vereinzelt; dann wieder in Trupps; in verschwommenen Haufen; tauchen schattenhaft auf; entschälen sich aus der Ferne; ein grauer Zug; eine Reihe; näher und näher; nochmals eine Reihe; mit unhörbaren Schritten . . .
„Osmanli, Effendim", murmelt der Onbaschi. „Es sind Türken, Herr."
Sie machen keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck. Wenn alle Verbände in solcher Verfassung sind, dürften die Engländer wohl längst in Bir-Seba sein.
„Hanki Furka?"
„Onaltinschi Furka", antworten zwei Offiziere; aber nur einer von ihnen kann uns entgegengehen, der andere bliebe liegen, während seine Soldaten und Kameraden nicht.
16. Division! Na! Also! Endlich! Erleichtert atmen wir auf. Rechter Flügel der 16. Division! Und wo steht der linke Flügel? Das wissen sie nicht genau, deuten nur irgendwohin in die flimmernde Fläche hinein. Ein Bataillon auf dem Marsch in die Aufnahmestellung, an den Fuß des Gebirges, um die Flanke zu decken. Es fängt an, interessant zu werden. Der Rheinländer zwinkert mir zu. „Da ist die Triete am Kochen!" faßt er so kurz wie treffend unsere Meinung zusammen.
Und wo ist das III. Korps?
Ein Achselzucken, ein müder, erschöpfter Gruß.
Schützenlinien wandern vag und blaß dem schwarzen Hintergrund zu.
„Ob sie die Letzten waren? — Ob links von ihnen nichts mehr . . .?"
Er lächelt mich sonderbar an. Dann schütteln wir uns die Hand. Wer weiß, vielleicht geht's ins Auge. Mein Gaul wirft die Schnauze hoch. Es wäre mir jetzt lieber, ich säße nicht zum erstenmal auf ihm.
Auf jeweils dreißig Meter Abstand auseinandergezogen, in breiter Front ausgerichtet, traben wir über den Sand; lautlos ins Ungewisse.
‚Sie stellen fest, wer in Bir-Seba sitzt!' knarrt eine trockene Stimme in die jähe Melodie, die unversehens wieder durch einen Zaubertrick um mich gespenstert und geistert, ein auferstandener Klang aus einer Zeit, so fern, so fern! Verflucht! Was

ist das nur für ein Unfug! Man kommt einfach nicht los von diesem tollen Singsang! Er sah uns von unten aus an, der erboste, rundliche Herr Generalstabschef der Armee, aus seinem schweißüberströmten Gesicht. Aber diese Melodie steckt mir wie ein Dorn im Genick! Und sticht und bohrt und wühlt ohne Unterlaß in mir herum! Wär' das Gelände nur nicht so hundsgemein!
Die Ebene ist schief, fällt durch in weißliches Flimmern. Sechs daseinsgroße Scheiben auf einem hellen Tisch bieten ein treffliches Ziel. Sechs Spuren werden geschaufelt. Womöglich sechs Gräber dazu. Man soll gerüstet sein. Mensch! Mache die Augen auf! Und halte die Ohren steif! Von der See her, der kühle Wind wird ja doch alles verwischen. Und nichts bleibt als das Gerinnsel der feinen, losen Körner.
Der Onbaschi hat sich seelenruhig eine Zigarette angesteckt.
An Stumpfsinn grenzt schon bald dieser Fatalismus der Türken.
Nichts bringt sie aus der Fassung, nichts erschüttert sie.
Auch dieser halbe Mond, der zu allem Überfluß nun gelb und gelassen hochsteigt, vermag sie nicht zu stören. Er leuchtet über den Bergen, über den finsteren Schluchten, über dem Toten Meer. Wie wundervoll ist die Nacht! Die Nacht ist ein heimliches Fest! Beladen mit Prunk und Rausch! Die Nacht ist eine Feier zum Leben und zum Sterben! Von brausendem Blut durchwogt! Ein schauergebärendes Wesen, das über uns Gewalt hat! Das uns ergreift mit Lüsten! Mit Gier und Untergang! Es ist eine bange Nacht! Wir reiten ins Verderben! Wir reiten still, wir reiten stumm, wir reiten . . .
Oho! Das ist es, das Lied! Die alte Landsknechtweise!
Und summt in Nerven und Fasern! Umgaukelt uns, umschwingt uns wie ein fröhlich-harmloser Reigen. Ein Tanz gelenker Figuren, Wandern voll Überschwang! Harziger Tannenduft. Wiesen im Tau der Frühe. Versunkenheit eines Sees. Und Lindenblüten beim Plätschern eines Brunnens im altertümlichen Städtchen. Türme! Giebel! Fachwerk! Mauern und Tore um uns. Gitarren und Geigen klingen! Und unserer Knabenkehlen sorgenloser Sang! Unserer unwissenden Jugend begeistertes und gläubiges, aufjubelndes Erglühen vor einem tödlichen Ernst . . .
Schluß! Schluß mit dem Lied! Und ein für allemal!
Wir reiten ins Verderben! Zum Lachen! Hahaha! Alberner Firlefanz!
Wir schieben die Pistolentaschen vor. Wir nehmen die Zügel kürzer.
Wir sind im Niemandsland. Winden uns durch ein Netz. Alles wird fremd und feind. Von überall her webt unsichtbare Gefahr. Vielleicht verfangen wir uns in ihren würgenden Maschen. Vielleicht werden wir gewinnen! Es ist ja nur ein freches und zufallsreiches Spiel. Man spielt es seit tausend Tagen! Eine Viertelstunde Dampf in einem stickigen Zelt und das Spielchen begann von neuem. Die Würfel rollen schon auf unserem blanken Tisch. Der Stabschef gab uns den Becher. Und immerzu diese hirnrissige, ansäuselnde Melodie! Dieses vergessene, kaum mehr gekannte Lied! Auch jetzt, da die erste Kaktushecke wie eine Barrikade quer über die Fläche läuft! Ein Hindernis für Würfel kann diese Hecke sein. Zehn Augen statt zwölf! Und das Feuer knattert auf uns! Und die anderen knobelten besser! Man muß dieses närrische Lied...

Wieder schlägt mein Brauner mit dem Kopf, schnaubt auf, wie um zu warnen. Ich streichle meinen Gaul. Ich wispere mit ihm. Ein fremdes Pferd auf Patrouille, das ist ein verteufelt unangenehmes Gefühl. Ob seine Lungen reichen? Ob er gut auf den Beinen ist? Es wäre elend verdrießlich, wenn man wegen eines Gaules das Spiel verlieren müßte.

Und der Rheinländer setzt schon darüber, schwebt hoch im Glanz!

Da stemmt sich der Braune ab — springt! — Oh! Alle Hochachtung!

Über die nächste Hecke. Ein auffedernder Satz.

Eine zertrümmerte Mauer. Wir springen, reiten, schleichen uns Katzen gleich vor, ins Leere, ins Weiche, in starre Verschollenheit, abgründiges Schweigen. Das Mondlicht fließt um uns. Die vierte Hecke schon, und noch immer kein Feuer! Sollten die Engländer wirklich uns erst auf ein Dutzend Meter aus dem Sattel schießen?

Und wieder ein Mäuerchen. Beim Aufsprung klackt und knirscht es, knallt, scheppert in den Ohren. Plattfels! Verfluchtes Pech! Ein erschreckender Lärm! Dann sind wir wieder im Sand, winken uns zu, verhalten unsere Gäule.

Hundertzwanzig Meter vor uns liegt Bir-Seba im Licht.

Hundertzwanzig Meter noch, dann wissen wir, ob das III. Korps noch da ist.

Durch zusammengekniffene Augen, gespannt, gereizt, mit wachen, gesammelten Sinnen forschen und suchen wir die muckerigen Fellachenhütten nach Verdächtigem ab. Wir bewegen uns kaum in den Sätteln, ducken uns an die Gäule, wittern wie wilde Tiere, die auf Raub und Beute sind.

Der Onbaschi deutet nach links. Er kennt sich am besten aus.

Wendung nach links; der Kaktus stößt mit bizarren Dolchen nach uns.

Aber da ist die große Straße, die nach Jerusalem führt. Sechs Gäule klappern darauf. Der Bonner lacht durch die Zähne; weshalb der Junge wohl lacht? Er hält ebenfalls die Pistole entsichert in der Faust. Und ob auf dem Mond, auf irgendeinem unbekannten, unheimlichen Stern die Eisen von sechs Pferden auch so klappern werden? Ob dann auf diesem unheimlichen Stern . . .

Nordeingang Bir-Seba!

Die Hütten sind dreckige Gruben, Fallgruben unseres Geschicks.

Aus finsteren Löchern auf helle Reiter schießen, das wäre keine Kunst. Aber unser beschwingtes Singen in Franken und in Schwaben, an der Donau und am Rhein... Ein Bündel Tote im Weg, wirr durcheinandergeschleudert. Ihre vergilbten Gesichter... Vorwärts! Hier wird nicht gescheut! Hier wird nur gelauscht und gespäht und ein uraltes Spiel mit Wirklichkeiten gespielt! Noch immer tritt kein Tommy aus den niedrigen Türen heraus. Noch immer hebt keiner den Lauf. Gleich muß der Marktplatz kommen. Ob hier auch so eine Treppe mit schmiedeeisernem Gitter hinauf in das Rathaus führt? Zu Geigen und zu Gitarren, am Marktplatz vor dem Rathaus, auf der Treppe sangen wir. Die Leute standen und gafften. Dicht drängten sie sich, als ob sie noch nie im Leben...

Nur zu! Nur zu! Die letzten fünfzig Meter! Um eine Ecke herum!

Am Marktplatz, vor der Moschee, sie stehen und gaffen uns an.

Sie haben Werkzeug, Schanzzeug in den Händen.
Gewehrläufe, Spaten funkeln. Mindestens drei Kompanien.
Und haben wohl gegraben? Was graben sie nur so geschäftig?
„Kimdero?“ ruft der Bonner ihnen zu.
Keine Antwort. — Kein Laut. — Kein Ton.
Sie stehen und gaffen uns an; nichts ändert sich an ihrer beklemmenden Erstarrung. Wie leblose Schatten sind sie im flimmernden, flirrenden Schein. Nichts ist zu unterscheiden an ihrer Uniform. Nichts! Nichts! Sie waren am Werk. Sie hoben Gräben aus. Oder gruben ein Massengrab. Am jenseitigen Rand. Der Platz strahlt weiß. Der Mond ist grell und blendend. Nur dunkle Pfützen sind überall auf dem Platz.
„Kimdero?“ — „Wer seid ihr?“
Sekunden noch. — Das Lied ist aus.
Geschreie! Getümmel! Gewirr! Aufzuckendes Geknatter!
Das Feuer fährt uns gelb und rot entgegen.
Hornissenschwarm, der wütend auf Menschen und Tiere fällt.
Schon im Herumwerfen der Pferde drücken wir aus der Kammer, es schüttert im Handgelenk, es pfeift und schwirrt und sirrt! Haha! Hineingestochen in das Hornissennest! Mit Absicht! Mit Willen! Mit schwindelerregender, blutschwer durchschauerter Lust! Reiterlust einer Nacht! Haha! Nun wissen wir doch, daß Ismed Pascha und sein III. Korps...
Die Dorfgasse hinaus im gehetzten Galopp!
Wir legen die Ohren an, wir machen gewölbte Buckel.
Nordausgang Bir-Seba!
Flucht! Flucht! Ein gebäumtes Tier, wiehert noch, als müßte es ersticken, bleckt die Zähne und überschlägt sich, kracht um, vorbei, vorbei!
Wir sind auf die Gäule geschmissen. Wir hängen am Pferdehaar. Reißt es, sind wir verloren. Die große, ewige Straße schwebt durch die bange Nacht. Plattfels! Es knallt und scheppert, die Funken stieben fort. Im Frieden liegen die Toten. Wir springen über sie. Neben uns springt ein reiterloses Pferd. Und über uns, um uns, überall ist das flitzernde Gesirre. Getrappel ist hinter uns! Brauner! Jetzt gilt's! Jetzt geht's auf Biegen und Brechen! Los! Los! Nur weg von der ewigen Straße! Nach links! Nach links! Spring wie das ledige Pferd! Immer über den Kaktus! Da ist ja noch ein reiterloses Tier! Wo ist der Onbaschi? Wo ist eigentlich der aus Bonn? Wo ist...
Und hinein! Hinein in die Tiefe! Ins Leere! Maßlose! Öde! In den Schimmer und in das Schweigen eines unheimlichen Sterns!
Das Getrappel hallt ferner und ferner.
Wir haben die besseren Gäule.
Die ohne Reiter fegen nur so durch den Sand.
Dann halten wir. — Nichts ist mehr von ihnen zu hören.
Nur ein Keuchen überstürzt sich. Und die Körner rieseln im Wind.

Bir-Seba ist von den Engländern besetzt; wahrscheinlich schon seit Stunden. Das III. Korps muß nach Norden, in Richtung Dahariye, ins Gebirge zurückgegangen sein. Das heißt: soviel vom III. Korps noch übriggeblieben ist.
So werde ich telephonieren, bei der ersten Gelegenheit.
Der halbe Mond prangt golden über dem Toten Meer.
Um uns funkelt wie vordem die wunderbare Nacht.
Ein unfaßliches Licht verklärt die schlummernde Wüste.
Oho! Wir leben noch immer! Nur dieser und jener fehlt.
Wir ritten nicht ins Verderben!
Hoch sitzen wir in den Sätteln!

Mirko Jelusich

Über mein äußeres Leben ist nicht viel zu sagen: Am 12. Dezember 1886 als Eisenbahnerkind auf einer Station in Nordböhmen geboren, kam ich mit meinen Eltern (Vater aus alter kroatischer Gutsbesitzerfamilie, Mutter aus sudetendeutscher Staatsbeamtenfamilie) nach Wien, wo ich sämtliche Schulen, einschließlich der Universität, besuchte. Im Juli 1912 wurde ich zum Doktor der Philosophie promoviert, das Wort im genauesten Sinne genommen: denn sowohl die Dissertation, die sich mit Max Stirner, einer der merkwürdigsten Erscheinungen am deutschen Philosophenhimmel, kritisch auseinandersetzte, wie auch die beiden Hauptfächer Ethik und Psychologie, aus denen ich die Rigorosen ablegte, gehören dem Umkreis dieser strengsten aller Disziplinen an. Als Nebenfach hatte ich mir die historischen Hilfswissenschaften, namentlich Heraldik und Siegelkunde, erwählt, was aber über den Umfang meines Studiums, das vom Sanskrit bis zur Anglistik und Slavistik reichte, nichts besagen will. In den nächsten Jahren suchte ich als dramatischer Schriftsteller Fuß zu fassen; daß mir dies trotz aller Anerkennung — drei meiner Stücke wurden von führenden deutschen Bühnen angenommen, ohne je aufgeführt zu werden — nicht gelang, darf ich heute, ohne eines Ressentiments geziehen zu werden, vor allem der Überfremdung und Verjudung des deutschen Theaters zuschreiben. Hier hat erst der Nationalsozialismus gründlichen Wandel geschaffen. Im Weltkrieg rückte ich als Kriegsfreiwilliger ein, wurde aber schon im Jahre 1916 invalid und verbrachte den Rest der Kriegszeit als Adjutant eines Ersatzkörpers in Wien. Durch die Inflation um mein bescheidenes Vermögen gebracht, mußte ich mich um einen Broterwerb umsehen und fand diesen zunächst in einer Bank, dann, vom Jahre 1923 an, in der Schriftleitung der „Deutschösterreichischen Tageszeitung“, der berühmten „Dötz“, des Kampfblattes der jungen nationalsozialistischen Bewegung in Österreich. Diesem Blatt blieb ich bis zu dessen Verbot durch die Systemregierung im Juli 1933 treu, obgleich der Erfolg meines „Caesar“ mir schon vom Jahre 1930 an die Möglichkeit voller Selbständigkeit bot. Seither lebe ich als freier Schriftsteller in Wien, abgesehen von größeren Reisen, die mich durch halb Europa führten, und von der Episode meiner kommissarischen Burgtheaterleitung (März bis Juli 1938). Seit 1923 bin ich mit Maria Greil aus einer alten Tiroler Familie verheiratet.

Krieg und Krieger hatten es mir schon in meiner Kindheit angetan. Meine Kinderzeichnungen stellten meist turnierende Ritter dar, und eines meiner frühesten Gedichte, das ich im Alter von acht Jahren verfaßte, sucht eine Reiterattacke zu schildern. So waren es auch fast ausnahmslos heldische Themen, die ich, zu einiger Reife gelangt, behandelte, neben meinen Dramen hauptsächlich Balladen, die meinen Namen zuerst bekannt machten. Einschneidend für mein Schaffen wurde es, als ich meinen Herzenswunsch erfüllt sah und erst als kriegsfreiwilliger Kanonier, später als Offizier eines Haubitzenregimentes den Waffenrock anziehen konnte. Die Ureigenschaften des Mannes, Tapferkeit und Treue, fand ich hier gewissermaßen in

Reinkultur, und mein inneres Erleben dieser beiden Tugenden war für mein ganzes weiteres Leben bestimmend. Damals entstanden, neben einer Fülle von Gedichten, die Novelle „Der schwarze Reiter", die noch immer ihrer Umarbeitung harrt, und das Drama „Der gläserne Berg", das den Pflichtbegriff des Offiziers verherrlicht. Es wurde von Max von Millenkovich für das Burgtheater angenommen, der Zusammenbruch vereitelte die Aufführung. Auch innerlich war der Zusammenbruch der schwerste Schlag, der mich in meinem Leben traf, ich und mein Schaffen waren vollkommen ziellos geworden, und es kamen Jahre — während meiner Bankzeit —, da ich entschlossen war, unter meine dichterische Vergangenheit den Schlußstrich zu ziehen. Erst die neue Idee Hitlers riß mich aus dieser Verzweiflung — ich finde kein milderes Wort — empor, gab mir wieder Ziel und Richtung. Ich begann an einem alten Lieblingsplan, dem „Caesar", wieder zu arbeiten und sah von Monat zu Monat, wie ich mich selbst wieder fand. Der Nationalsozialismus ist eine Bewegung der Frontsoldaten, aus ihrem Geiste geboren und in ihm wurzelnd. Eben diese Synthese des soldatischen Pflichtbegriffes mit nationalem und sozialem Menschentum war ganz darnach angetan, mich wieder aufzurichten und das Ziel, das sie mir wies, mich mit voller Hingabe verfolgen zu lassen. So ist es mir eine Genugtuung, auch im illegalen Kampf meine Kräfte voll eingesetzt und zum Entgelt das volle Verständnis meiner Kameraden geerntet zu haben. Mein Schaffen steht seither im Dienste dieser soldatisch-menschlichen Ideale. In „Cromwell" schenkte ich meinen Mitkämpfern eine kaum noch getarnte Hitler-Biographie, in meiner Trilogie „Das Erste Reich", die die Romane „Der Löwe", „Der Ritter" und „Der Soldat" umfaßt, suchte ich das Entstehen der heute führenden Gedanken zu schildern. Wohin immer mein weiterer dichterischer Weg führt, er wird von diesen einmal als richtig erkannten Grundgedanken, wie sie im Nationalsozialismus Adolf Hitlers verkörpert sind, nie abweichen.

Aufklärer

Wir sind die tastenden Finger und Fühler;
Wir sind die hastenden Springer der Spieler
Am welterschütternden ehernen Schach;
Wir sind die Augen der Donnergeschütze,
Wir sind des Schwertes flirrende Spitze,
Üb'rall und nirgends und immer wach.

Unser Schauen erschafft das Werde:
Gibt des Drohens blinder Gebärde
Führende Wege zu Tat und Ziel.
Nimmer könnt' Siege der Feldherr sehen,
Würde nicht unser Blick ihm erspähen
Die Schwächen in der Feinde Gewühl.

Dürfen nicht ruhen noch Kräfte sparen,
Führen ein Leben voll Müh'n und Gefahren,
Tausendfältig vom Tode umrauscht.
Würden doch unser mühsames Leben
So wenig für ein bequemeres geben,
Als irgend mit einem der Falke tauscht!

(Im Felde geschrieben.)

Ein Leutnant geht an die Front

Der Leutnant Rudolf Häusler hat sich wegen einer unglücklichen Liebesangelegenheit freiwillig ins Feld gemeldet, um dort den Tod zu finden; sein Kommandant, Hauptmann von Pöch, setzt ihm den Kopf zurecht.

Pöch (mit leisem Lächeln):
Also, Sie wollen durchaus noch schöner dekoriert werden, Häusler?

Häusler:
Daran dachte ich wirklich nicht, Herr Hauptmann.

Pöch:
Na, es war nur ein Scherz. Ich dachte nur, weil Sie erst so kurz hier sind. —

Häusler:
Seit zwei Monaten, Herr Hauptmann.

Pöch:
Was ist denn das? Damit haben Sie kaum die versäumten Urlaube eingebracht. — Treibt Sie etwas Besonderes hinaus ?

Häusler (leise):
Ja.

Pöch:
Was?

Häusler (zögert),

Pöch (setzt sich; mit ruhigem Wohlwollen):
Kommen Sie, Häusler, setzen Sie sich her. (Häusler gehorcht.) Rauchen Sie? (Bietet ihm Zigaretten an.)

Häusler:
Danke gehorsamst. (Bedient sich, beide zünden sich die Zigaretten an.)

Pöch (wie oben):
Also, Häusler, passen Sie einmal auf. Sie wissen, ich bin kein Freund von vielen Worten. Darum nur kurz: Ich glaube, wir haben ein wenig Hochachtung voreinander, nicht wahr? (Stumme Verbeugung Häuslers.) Na schön, so bitte ich Sie,

diese Hochachtung nicht nur dem Vorgesetzten entgegenzubringen, sondern auch auf den Menschen auszudehnen — das heißt, in mir nicht Ihren Kommandanten, sondern den ältern, Ihnen wohlgesinnten Kameraden zu sehen. — Wir verstehen uns?

Häusler:

Jawohl, Herr Hauptmann.

Pöch:

Bravo. Wenn irgendeiner daherkäme, der seinen Dienst so — lila versieht, und mir sagen würde: ich will hinaus — gut! (Schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch.) Befehlsbeitrag: An Stelle des erkrankten Leutnants Bönisch hat Leutnant X. Y. zum Regiment ins Feld abzugehen. Punktum, Schluß. Nicht wahr?

Häusler:

Jawohl, Herr Hauptmann.

Pöch:

Aber bei Ihnen liegt die Sache anders: Abgesehen davon, daß Sie im Interesse des Dienstes sich von den Feldstrapazen ein wenig zu erholen haben, leisten Sie in der Ausbildung der Mannschaft Hervorragendes. Einen solchen Menschen kann ich als Kommandant des Ersatzkörpers, der für die wichtigen Nachschübe ins Feld verantwortlich ist, nicht ohne weiteres fortlassen — kann ihn überhaupt nicht fortlassen, wenn er mir für seine Bitte nicht einen sehr triftigen Grund anführt.

Häusler (mühsam):

Der Grund ist — eine — Privat — angelegenheit —

Pöch:

Ist es Ihnen unmöglich, sich näher zu erklären?

Häusler (sehr mühsam):

Ich bitte gehorsamst — mich auf die Versicherung — beschränken zu dürfen —, daß mir jede Minute — die ich hier verbringen muß — eine Qual ist — —

Pöch (die Augenbrauen hochziehend):

So arg ist es?

Häusler (wie oben, leise):

Jawohl, Herr Hauptmann.

Pöch (nach einigem Überlegen, vorsichtig tastend):

Sie haben etwas Schweres durchgemacht?

Häusler (wie oben):

Jawohl, Herr Hauptmann.

Pöch (wie oben):

Vor kurzer Zeit?

Häusler (wie oben):

Jawohl, Herr Hauptmann.

Pöch (lehnt sich zurück und betrachtet ihn prüfend; nach einer Pause, merklich kühler, achselzuckend):

Ich habe natürlich kein Recht, mich in Ihre Privatangelegenheiten zu mengen; ich kann Ihnen nur einen Rat geben, und den auch nur als älterer Kamerad: Trachten

Sie, auf welche Weise immer, diese Ihre Privatangelegenheit schleunigst und gründlichst loszuwerden, wenn Sie Ihren Dienst so versehen wollen, wie es Pflicht eines jeden Offiziers ist. Das Ziel, das wir vor Augen haben, verlangt den ganzen Mann, ohne Vorbehalt. Unsere Arbeit ist viel zu ernst, als daß wir jeder Empfindelei nachgeben dürften. Wenn Sie mir daher sagen, daß Ihnen jede Minute, die Sie hier verleben müssen, eine Qual ist, so kann ich Ihnen nur antworten: sie wird aufhören, es zu sein, wenn Ihnen jede Minute — Dienst ist.

Häusler (aufstehend, mit großer Anstrengung):

Herr Hauptmann — um das zustande zu bringen — müßte ich ein Held sein. — Der bin ich nicht. — Mir war diese Gelegenheit, auf anständige Weise zu verschwinden — kein Ausweg — sondern die letzte Zuflucht. (Kaum verständlich herausgewürgt): Sonst hätte ich — selbst — —

Pöch (steht ebenfalls auf; stirnrunzelnd):

Herr Leutnant, wie soll ich das verstehen?! — (Da Häusler schweigt, sehr schroff): Sie wissen aus Ihrer Situation keinen Weg als —? (hart, scharf): So! Danke, Herr Leutnant! (Geht zweimal auf und ab, bleibt vor Häusler stehen): Ich kann Ihnen sagen, das sind nette Ansichten! Sie fassen das Feld als Gelegenheit auf —? Wie stellen Sie sich das vor? Und Sie sind Offizier, Herr? — Bitte, schweigen Sie! Ich dulde keine Widerrede! Und stehen Sie vorschriftsmäßig! Sie könnten es schon bemerkt haben, daß ich jetzt dienstlich mit Ihnen spreche! Aber natürlich, wenn man nur für seine (sehr ironisch) „Privatangelegenheiten" Interesse hat, wo sollte man solches für den Dienst finden?! — Es ist unerhört! Un—er—hört! — Aber Sie sollen mich kennenlernen! Ich kann auch anders sein! Ihnen werde ich Ihre Phantasien austreiben, verstanden? (Da Häusler nicht antwortet, sehr laut): Verstanden?

Häusler (erstickt, aber durchaus korrekt):

Jawohl, Herr Hauptmann.

Pöch (stets gleich scharf):

Ich muß Ihnen gestehen, Herr Leutnant, daß mir in meiner ganzen Dienstzeit ein derartiger Fall noch nicht vorgekommen ist — Gott sei Dank! Und daß ich nicht anstehe, diesen Fall für höchst — (akzentuiert) für höchst bedauerlich zu erklären! Wer die Rechte eines Offiziers für sich in Anspruch nimmt, der muß auch die Pflichten dieses Standes übernehmen! Und die bestehen vor allem in dem einen Wort: Haltung! Zum Mondscheinschwärmen haben wir weder Zeit noch Veranlassung. Wer kein so starkes Pflichtgefühl hat, daß es imstande ist, ihn in jeder Lebenslage — in jeder Lebenslage, Herr Leutnant! — aufrechtzuhalten, der verdient den Namen Offizier nicht! Sollten Sie anderer Meinung sein als ich, Herr Leutnant, dann bitte es mir zu sagen; aber ich garantiere Ihnen, daß Sie dann diesen Raum ohne Sterne und ohne Portepee verlassen würden!

(Ganz kurze Pause. Häusler steht regungslos wie eine Statue.)

Pöch (ruhiger, aber stets gleich knapp und dienstlich):

In Ihrem Interesse will ich annehmen, Herr Leutnant, daß Ihre früheren Worte einer Art jugendlicher Verirrung entsprangen, und diesen Ihren Worten daher nicht

allzu viel Gewicht beilegen. Aber ich werde von jetzt ab ein wachsames Auge auf Sie haben und (ganz still, aber mit unbarmherziger Drohung) wehe Ihnen, wenn — —

(Ganz kurze Pause. Häusler totenblaß, wie oben.)

Pöch (kalt und unpersönlich):

Ihrer Bitte willfahre ich: Sie gehen heute abend ins Feld. Aber mit meinem ausdrücklichen Befehl, diese Kommandierung lediglich als das aufzufassen, was sie für Sie sein muß: Dienst, ununterbrochener Dienst, nichts als Dienst, über den Sie mir — und zwar über jede Minute — seinerzeit eingehenden Rechenschaftsbericht abzulegen haben. Verstanden?

Häusler:

Jawohl, Herr Hauptmann.

Pöch (streckt ihm die Hand hin):

Ihr Ehrenwort als Offizier?

Häusler (wie oben, Pöchs Hand erfassend):

Mein Ehrenwort als Offizier, Herr Hauptmann!

Pöch:

Gehen Sie also zum Herrn Hauptmann-Rechnungsführer und lassen Sie sich Ihre Reiseorder ausstellen. — Und nochmals, Herr Leutnant: vergessen Sie nie, daß Sie von diesem Augenblick an bis zu Ihrer Rückkehr aus dem Felde keine Sekunde — außer Dienst sind! — Ich danke, Herr Leutnant!

Häusler (stramme, kurze Verbeugung, dann rechts ab).

(Aus dem Schauspiel „Der gläserne Berg“.)

Hanns Johst

Hanns Johst wurde am 8. Juli 1890 in Seerhausen bei Dresden geboren. Sein Vater war Lehrer, starb aber bereits im vierten Lebensjahr des Knaben Hanns Johst. Die Jugend verbrachte er auf dem Gute seiner Großmutter, seine Mutter stammte aus einer alten Bauernfamilie, die seit Jahrhunderten in der Nähe von Sachsen-Altenburg saß. Mit dem Stiefvater übersiedelte Hanns Johst nach Leipzig, wo er das Gymnasium besuchte. In München, Wien und Leipzig studierte er Medizin, später Kunstwissenschaft und Philosophie. Hanns Johst ist Präsident der Deutschen Akademie der Dichtung, der Reichsschrifttumskammer und Preußischer Staatsrat und lebt seit vielen Jahren in Oberallmannshausen am Starnberger See. Sein dramatisches Schaffen ist die Mitte seiner dichterischen Arbeit. Seine wichtigsten Werke sind die Dramen: „Der junge Mensch“, „Wechsler und Händler“, „Die fröhliche Stadt“, „Der Einsame“, „Der König“, „Propheten“, „Thomas Paine“ und „Schlageter“. An Gedichtbänden sind erschienen „Rolandruf“, „Mutter“, „Lieder der Sehnsucht“, ferner die Romane „Torheit einer Liebe“, „So gehen sie hin“, „Der Anfang“ und „Der Kreuzweg“; dann die Erzählungen „Consuela“, „Ave Eva“, „Mutter ohne Tod“ und das Reisebuch „Maske und Gesicht“.

Der Sturm bricht los (1914)

Wir haben den Krieg nicht gewollt!
Wir haben an unsrer Arbeit gestanden,
für die Welt gewirkt mit Hand und Hirn!
Ihr neidet uns um Glück und Gold,
so nehmt unsre Fäuste und unsre Stirn!

In allen Straßen steht dunkle Wut.
Das Volk ist eins! Unser Volk ist groß!
Heiß, heilig fordert es Blut!
Wir atmen verhalten —
Der Sturm bricht los!

Weg und Werk

Wenn ich über das Wesen meiner Art sprechen soll — die Art, das Erleben zur Auferstehung im Gebilde der Dichtung zu führen —, so erlauben Sie, daß ich als eine Warnung zunächst Sokrates sprechen lasse. Er sagt in seiner Apologie: Nach den Politikern ging ich nämlich zu den Dichtern, den tragischen, dithyrambischen und den anderen, um mich da auf der Tat zu ertappen als einen, der weniger wisse denn sie.

Ich nahm die Gedichte von ihnen vor, auf die sie anscheinend die meiste Arbeit verwendet hatten, und fragte sie darüber aus, denn ich wollte zugleich etwas von ihnen lernen. Und ich muß mich schämen, euch die Wahrheit zu sagen, muß es aber dennoch aussprechen: mit einem Worte — alle, die dabei waren, konnten über die Werke der Dichter besser Auskunft geben als diese selbst. Und so merkte ich denn bald, daß die Dichter nicht infolge eines besonderen Wissens schaffen, sondern vermöge einer gewissen Naturanlage und im Enthusiasmus wie die Wahrsager und Orakelsänger. Denn auch sie reden viel Schönes, wissen aber nicht von dem, was sie sagen.

Mit diesen Worten ist alles, was ich zu sagen habe, von vornherein in die Grenzen des Bekenntnisses gedrängt. Und ich bekenne mich zu dem Gehalt meines Vorspruchs. Ich weiß wahrhaftig, daß ich nichts weiß! Daß das Wesentliche meiner Gedichte wohl meines Wesens Zeugnis, aber nicht meines Wesens Gericht ist.

Wäre die Absicht, die Energie, die Zielstrebigkeit Mutter an meiner Dichtung, so müßte ich alles von mir her Gewordene werten, beurteilen, teleologisch, zweckmäßig einordnen, mir Rechenschaft geben über das Verhältnis der Einzelerscheinung zur Gesamtarchitektur. Ich weiß mich in dieser Hinsicht frei von jeder Abhängigkeit, jeder Verpflichtung des Gewordenen dem Werdenden gegenüber. Ich suche mir mit ganzer Kraft in jedem Stadium, für jede Wandlung des Wesens eine natürliche Unbefangenheit zu wahren! Wie weit dieser Wunsch und Wille bereits wieder der Fehde unseres gebundenen Menschtums verfällt — darüber später.

Ich sagte, ich müßte als Bewußtseinswert die Verse meiner ersten Anfänge, meine ersten Szenen heute bereits werten und bei dem veränderten Ausmaß meiner Person und ihres Gesichtsradius naturgemäß verurteilen. Ich erkenne auch: formale Mängel, ja, ich vermeine Übertreibungen, Unwahrheiten zu lesen — während wiederum gerade ich selbst am klarsten weiß, wie sehr ich damals unter den Repressalien meiner zögernden Natur litt.

Sie vermögen diese Situation, diese Befangenheit mit mir zu erfühlen, wenn ich Sie an Briefe erinnere, die Ihnen ein Zufall viele Jahre nach der Niederschrift in die Hand spielt. Sie sehen Gefühle mit einer unmittelbaren, fast schamlosen Inbrunst umschrieben, gelegentliche Bagatellen mit einer inneren Anteilnahme dargestellt, für die Sie in diesem Augenblick kaum ein Erinnern aufzubringen vermögen, die Ihnen Lächeln, ja eine leise Scham abzwingen. Es geht uns Menschen mit der Wahrheit also wie mit der Reinlichkeit — so scheint es. Die Reinlichkeit des Herzens ähnelt der Reinlichkeit der Räume, die ohne tägliche Pflege nur zu bald dem Staube, dem Schmutze verfallen. Und wie eine jede Hausfrau in der Folge der Jahre an Erfahrung gewinnt und ihre Anordnungen, die die Sauberkeit aufrechterhalten, in der Methode ändern mag, um auf die praktischste Weise ihre gepflegte Sauberkeit um sich zu wissen, so bin auch ich der Mensch von 1910, der Mensch der Bekenntnisse von damals, und dennoch sind Wandlungen unverkennbar, Veränderungen deutlich sichtbar. Wer sich, wie ich, gewöhnte, das Leben nicht durch Gedanken zu vergewaltigen, sondern wie eine natürliche, praktische Aufgabe anzufassen, bei deren Erledigung die Erfahrung fast von selbst die nötigen Handgriffe lehrt, das Leben immer in offene

Hände empfängt, der erschrickt doppelt über die seltsamen Verstrickungen, über die geistigen Wunder und ihre schmerzhaften Widersprüche in der eigenen, einmaligen Brust. — Gewiß ist für jede seelische Regung, für jeden inneren Zustand im Laufe der Geschichte so etwas wie eine Weltanschauung gewachsen. Wir leben also recht eigentlich — müßte der geistige Mensch folgern — in einem Paradiese, in dem es uns freisteht, die Früchte der Erkenntnisse nach Belieben zu pflücken. Ein jeder von uns kann sich einen Buddha, einen Christus, einen Kant, einen Fichte, einen Wundt, einen Simmel zum Kanon wählen. Er kann sich materialistisch gesinnt organisieren, er kann sich idealistisch berauscht in das Uferlose seiner Persönlichkeit stürzen. Diese Wahl scheint uns gegeben. Diese Wahl scheint jedem Menschen eine Erlösung in Aussicht zu stellen! Und dennoch! Ich finde heute — bei der Freizügigkeit des Geistes — eine größere Verzweiflung in der Welt, eine größere Sehnsucht nach Bindung — als ich sie je aus der Geschichte heraus zu lesen vermag.

Überall im Leben der wirklichen Verhältnisse und Bedingungen organisieren sich heute die gleichen Interessen. Es ist ein Hunger nach Organisation in der Welt, die (vielleicht: weil sie) — freier ist denn je.

Ich sprach von der Freizügigkeit des Geistes und von der Wahl eines jeden von uns, mit der er sich und seine Namenlosigkeit zur Gefolgschaft irgendeiner Lebensauffassung bekennt. Diese Wahl nun, sosehr sie von vornherein durch Schule, Gewohnheit, Heimat, Autorität gebunden ist, scheint mir außerdem der Freiheit verlustig zu gehen durch das Labyrinth unserer Brust. Andererseits scheint mir aber das Gefühl von dieser Freiheit eine notwendigere Forderung der menschlichen Seele als die Erkenntnis und der Entschluß der Wahl.

Wir Menschen sind nun auf eine Weise gefesselt, die mir oft die Schöpfung als einen Akt der Rache erscheinen lassen möchte. Alle Sehnsucht, sobald sie sich auseinandersetzt mit den Tatsachen ihrer Umwelt, wird auf ein Minimum zurückgeworfen. Aller Wille in der Sektion der Erkenntnislehre — erklärt sich fast restlos als Reagens. Der Dämon des Daseins an sich, in der Beschaulichkeit philosophischer Lehre wird er leicht Evangelium der Verwesung.

Und wenn wir nicht das Gesetz vom Verharren im Wechsel dem Gesetz vom Allesfließen entgegenstemmten, zerstäubte uns alle Erscheinung unter der Hand.

Die Frage nach der Weltanschauung eines Dichters, die heute zum reinen Gesellschaftsschlagwort geworden ist, ist meines Erachtens genau so verfänglich, wie die nach seiner politischen Orientierung.

Der Dichter ist ja eben der Mensch, der sich zu keinem Berufe, zu keiner Politik endgültig und lebenslang festzulegen vermag. Wesentlich an ihm ist nur die Notwendigkeit, mit der er Weltanschauungen durchlebt. Oder wollen Sie Goethe deswegen, weil er mit zwanzig Jahren geistig eine andere Verfassung in sich trug als mit vierzig, und mit vierzig wiederum eine andere Gesinnung darstellt als mit siebzig, wollen Sie diesen Renegaten entwertet wissen?... So ist es mit der Gesinnung, so ist es mit dem Begriff des Schönen, zu dem sich der Dichter bekennt. Lassen Sie den zwanzigjährigen Goethe eine Kritik schreiben über seine eigene Iphigenie, und Sie

werden mir glauben, daß es dem Jüngling schwerfällt, dieser Schönheit gegenüber galant zu bleiben.
Der Dichter ist das Erlebnisphantom, das es vermag, irrationell mit Menschenart, mit Zeit und Bedingungen aller Umwelt umzugehen — ohne zu lügen.
Ohne die Folgerungen, die sich in seinem Gesichte ergeben, zugunsten seines Urteils etwa zu verbiegen. Er ändert einmal alle Tatsachen, er bringt ganz neue Perspektiven in die räumlichen Proportionen der Dinge; er zeichnet die Sonne schwarz, das Fleisch umreißt er, ohne die Melodie der Rundung, mit der Grausamkeit eines Kubus, eines Dreiecks. Der Mensch in der Befangenheit der gegebenen, der gewohnten, der gesetzmäßigen Verhältnisse schreckt auf. Bald will ihn der Dichter revolutionieren auf dem Gebiete des seelischen Gesichtes, bald der Künstler in der Welt der Farbe, im Kanon des plastisch Schönen, bald der Politiker mit Ideen des kommenden Staates und alle Jahrhunderte der Übermensch, die Gottheit, mit dem Gebote eines kommenden Reiches. — Der Mensch setzt dieser ununterbrochenen Folge von Unruhe und Beunruhigung eine praktische Vernunft entgegen und nicht nur jenes Gesetz der Trägheit, das die modischen Intellektuellen so gern zum Vorwurf ihrer Ironien verwerten. Der Mensch ist zur Kritik gegenüber der schöpferischen Natur seiner Propheten gezwungen, will er nicht von Wüste zu Wüste taumeln, um schließlich elend unterzugehen. Denn nicht immer ist das Schicksal so rücksichtsvoll mit einer Gefolgschaft wie in der Legende vom Roten Meer. Ich scheine weit zu schweifen und beharre dennoch auf jenem Punkte, von dem ich ausging: Die Wahl der Weltanschauung. Ich sprach im allgemeinen, um jetzt den Weg für das rein Persönliche frei zu haben, ohne mißverstanden zu werden.
Der stärkste Eindruck meiner Jugend — ich übersehe die spielerischen Reize, die krausen Zärtlichkeiten, die barocken Gegensätze der Schule, der Freundschaft — war meine Stellung bei Bodelschwingh als Pfleger.
Ich wollte Missionar werden. Ich hatte mir für zwanzig Pfennige ein Heft gekauft „Wie werde ich Missionar“ und darin gelesen, daß Krankenpflege notwendig. Eine Gelegenheit warf mich in das Haus Afra. Siebzehnjährig stand ich mutterseelenallein unter vierunddreißig dem Tod verfallenen Epileptikern. Vergitterte Fenster. Eine große Matratze, auf die ich die Kranken warf und hielt, damit sie sich an den Kalkwänden nicht blutig schlugen. Ein langer Tisch, zwei ebenso lange Bänke, plumpes, ärmliches Spielzeug. Das Zimmer voll irrer Reden, Stöhnen, Lachen, Schauen, Geifern. Kinder von sieben Jahren bis achtzehn. Verkümmerte, idiotische, welke und zerschundene Gesichter. Verkrüppelte Glieder. Ich die Brust prall voll von Mitleid und dem Glauben, helfen zu können. In der ersten Nacht, ich übernahm die Wache für einen leidenden Bruder, starb mir der erste Mensch unter den Händen. Tags darauf lag ein schöner Junge: blond, blauäugig, Tertianer, vor mir im Bett, knabberte an der Photographie seines Vaters. Ich rang in seinen Augen mit dem Dämon der Fallsucht, den ich aufkeimen sah, wie eine groteske Schlingpflanze. Ich unterlag. Die Mutter — eine pompöse Frau — gab mir eine Mark Trinkgeld und ließ mir ihr Kind, innerlich von den Pflichten des Zuhauses getröstet, wie ein Ding, was

man abstellt, weil man selbst dafür keine Verwendung hat. Ich ließ die Mission. Wozu Menschen für anderen Glauben gewinnen wollen, wenn es dem Leben zu helfen gilt? Ich wollte, ich mußte dem Körper dienen. So dachte ich damals. Ich studierte Medizin. Die Anatomie des Menschen verwirrte mich. Körperlich nicht befähigt, Tag und Nacht bereit zu sein, und seelisch zu weich, kam ich über die Psychologie zur Struktur des Menschen, zu den Bindungen des Menschen, zum Staat, zum Recht. Für die Forschung zu unruhig, überfiel mich der Dienst am Wort: die Schauspielkunst! Die Stimme wertlos. Und immer innerer Unruhe voll: Wohin? Von Wien nach München, von München nach Leipzig, von Leipzig nach Berlin, von Berlin nach München. Gewandert, gebummelt, studiert. Die innere Unruhe um Freiheit und freies Menschentum überfiel der Krieg. Frei war in ihm nur der Mensch, der das Schwert als Weltanschauung wählte. Die anderen?... Mein erstes geschriebenes Bekenntnis: Die Stunde der Sterbenden... Liebe ich den Menschen jenseits der Grenze, weil ich Krüppel bin? Hat der gesunde Mensch Grenzen? Ist die Begrenzung nicht vielleicht Pflicht? Ist grenzenlose Menschlichkeit nicht vielleicht nur Verkümmerung der Hände, der Augen und des Herzens zugunsten des Gehirns? War der antike Mensch menschlich? War der Christ der Kreuzzüge, war Luther grenzenlos menschlich? Ist Größe nicht Begrenzung aller Möglichkeiten in die Forderung der Persönlichkeit? Der persönlichen Einsicht, Ansicht, der Erkenntnis? Ja, des Bekenntnisses? Wir stehen wieder am Anfang, Sturm, Fragen und kein Segel!

Ich habe Sie hineinzuführen getrachtet in die scheinbar weglose, uferlose Verwirrung einer Brust, die nun beginnt, ihre Befreiung in der reinlichen Niederschrift aller Begegnungen zu finden.

Aller Begegnungen? Wir stehen vor der Wegwende in eigene Bezirke, in denen der Dichter geblendet steht... und nichts weiß. In denen sich Anlaß und Zufall, Wirklichkeit und Traum unauflösbar vermählen. Ich komme auf den spezifischen Ausdrucksmodus, in dem meine Art lebt. Wie werden die Fragen meiner Natur?

Alle Fragen haben in mir zunächst keinen begrifflichen Charakter, sondern sind körperliches, farbiges, ja melodisches Element. Die Fragen, die ich mir stelle, werden nicht aufgestellt aus geistiger Problematik heraus, sondern sie wachsen immer aus der Betrachtung einer Wirklichkeit auf. An der Hand eines meiner Gedichte gehen Sie vielleicht einmal den Weg, der zu den Rhythmen und zu dem Bekenntnis führt.

Am See steht eine Buche. Ihre Wurzeln sind vom Erdgefälle bloßgelegt und liegen wie ein Gehirn voller zerfurchter Risse und Adern zu meinen Füßen. Über mir steht das Netz der Zweige, das der gleiche Stamm, die gleiche Lebensfunktion auswirft in die Fruchtbarkeit der Luft. Ich betrachte immer wieder beschenkt die ungeheure Ökonomie dieser Lebenserscheinung. Wie hier ein Dasein aus der Erde und aus dem Himmel Kraft und Wuchs gewinnt.

Aus der Wehmut des Vergleiches entstand so dieser Vers:

Bedachter Baum, voll froher Zuversicht
Wirfst du deine Netze in das Meer der Erde

Und in das Meer von Licht.
Gib, daß ich deiner Seele Bruder werde
Und aus Himmel und Hölle hole,
Was meinem Wesen Leben und Gedeihen ist. —
Scheitel und Sohle
Sollen nur da sein — so wie du es bist.

Es werden heute viele Gedichte aus der geistigen Arbeit heraus geschrieben, es verdichten sich Lehrbücher rein intellektueller Diskussionen. Ich weiß von mir selbst her, daß auch diese ganz organisch werden, nur fürchte ich, daß diese Treibhauskultur der Atmosphäre des allgemeinen Lebens gegenüber versagt, eben weil sie ihre Kraft aus einer unwirklichen, konstruktiven Willkür saugt. So sind wir bereits von dem Satze eingefangen, daß das äußerste Recht das größte Unrecht bedeutet. — Weil ich den Weg der Beschaulichkeit nahm, werte ich die Entwicklung im rein Geistigen anders, als wenn ich an jener Auffassung teilhätte. Meine Existenz ist nicht nur Tatsache, sondern ihre Auseinandersetzung mit den Gegensätzen des vielerlei Gegenüber bedeutet einen Dialog, dessen endliche Folge die Szene, das Drama ist.

Das Drama ist mir die naturgemäße Stätte, auf der ich alle Möglichkeiten in Berührung mit meiner Annahme, mit meinem Gesicht des Persönlichen bringen kann, auf der ich die Kraft der Adhäsion und der Kohäsion zu überprüfen vermag.

So ist das Drama für mich nicht die Stätte, in der Weltanschauungen demonstriert, sittliche Forderungen bewiesen werden, sondern das Drama ist Kultstätte eines heroischen Gefühls, das sich gezwungen sieht, sich mit dem phantastischen Spiel aller Begegnisreize auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung in ihrer Notwendigkeit und Demut wird gestaltet, dargestellt. Innere Forderung des Werkes: daß es nicht Mitleid als Selbstzweck birgt, sondern ein Mitleid im Zuschauer auslöst, das zu leben beginnt, wenn das tragische Spiel des Gefühles, des Gesichtes, des umrissenen Konfliktes erlosch.

Für mich haben die Weltanschauungsdramen, die ethischen Parteiwerke, die sozialen Thesenstücke das Schmerzliche, daß in ihnen alles dergestalt ausgekämpft wird, daß wir während der Aufführung bezwungen, logisch, sophistisch, ja dichterisch überredet werden, um am Ende eine Art Urteil zu vernehmen. Der Dramatiker — ich erinnere an Ibsen — als Arzt, Prediger, Richter betrügt meines Erachtens seinen Beruf um seine Krone, wenn er so oder so orthodox wird.

Die Strenge der Gesinnung, die seelische Forderung, der konsequenteste Austrag, der metaphysische, schöpferische letzte Akt muß im Zuschauer spielen.

Wir sind nur berufen, alle Gesichte, Gefahren, Leiden, Verzückungen, wie in einem tumultuarischen Reigen vorüberzuführen. Wir sind scheinbare Freiheit — ich suchte Ihnen die Gebundenheit des Weges durch Erfahrung und Wirklichkeit zu geben — wir sind Zigeuner, Straßen über alle Welt hin.

Wir sind nichts in unserem Werk und werden nur etwas an der Folge des Lebens, das sich zu unseren leblosen Gebilden bekennt. Wir wiegen Fleisch und Blut, und nur

unser Werk gewinnt im Zuspruch von Brüdern und Schwestern jene Leichtigkeit, durch die es in die Himmel der Güte, der Frömmigkeit, der Menschlichkeit zu dringen vermag. Es gibt keine Freiheit? Ich weiß es nicht. Ich weiß aber dafür gewiß, daß ein wahrhaftiges Kunstwerk den Menschen zu jener wundervollen Höhe des Gefühles zu führen vermag, von der aus er einblicken darf in die Gefilde der Freiheit wie in ein verheißenes Land.

Das wahre Kunstwerk muß sich immer restlos auflösen in die Menschen, denen es gehört! Das wahre Drama ist die Prophetie von der Freiheit. — Einer Freiheit der Seele, die im Wechsel der Bilder und Szenen erfuhr, daß die Wahrheit und die Freiheit Schwestern sind, die wie der Horizont uns ewig umkreisen, nicht ohne uns immer als Mittelpunkt zu halten.

Es ist alles gewonnen, wenn wir dieses Wissen fest und frohgemut auf uns nehmen. Ich werfe zum Schluß meine Rede auf den Anfang zurück, dorthin, wo ich mit Sokrates sagte, daß alles, was ich zu geben habe, im Werke sei, daß alles, was ich darüber sage, von Übel ist — schon deswegen, weil alle die anderen Menschen, alle die, denen mein Werk eine schmale Freude sein durfte, besser darüber zu sprechen vermögen als ich, der ich befangen in diesem Werke nie zur Freiheit über das Werk zu gelangen vermag.

Wolfgang Jünemann

In dem Zimmer, in dem ich diese Zeilen schreibe, liegen links auf einer Kiste Stahlhelm und Tornister, auf einem Stuhl rechts von mir Koppel und Patronentaschen, und daran angelehnt ist das Gewehr, mein treuester Begleiter in diesem langen Winter 1939/40. Vor mir aber auf dem runden Tisch blickt mich, aus Zeitungen und Liebesgabenpäckchen heraus, der Brief des Verlages an, der mich auffordert, etwas über mich zu schreiben. Nun, ich bin Unteroffizier in einem Infanterieregiment im Westen. Und damit ist eigentlich alles gesagt. Das heißt marschieren und marschieren, das heißt Führer und Kamerad sein, das heißt Anstrengung und Mühe und Schweiß, aber auch unendlich viel Freude an seinen Kerlen. Alles andere, was früher war, ja, das liegt weit zurück: der Hamburger Studienassessor und HJ.-Führer, der Verfasser mancher Gedichte und Hörspiele und Novellen. Wie scheint das jetzt unwesentlich! Man meint, nach diesen sechs Monaten schon, das alles müßte hier immer so und könnte gar nicht mehr anders sein. Die alten Soldaten des Weltkrieges werden dieses Gefühl ja kennen. Es ist etwas Wunderbares darum für einen rechten Mann. Angetreten! Man steht vor dem Letzten, was ein Mann zu geben vermag. Da gewinnen alle Dinge ein neues Gesicht. Und wenn man auch dreißig Jahre schon durch das Leben ging, man glaubt, nun erst in die wahren Gründe hinabblicken zu können, wo Liebe und Leben, Heimat und Freundschaft und Kameradschaft in jenem einen Lebenskern ruhen, aus dem heraus ein Volk ist und sein wird bis in alle Ewigkeit.

An mein Kind

Mein liebes Kind! Als ich so klein, wie du es heute bist,
Da war's mein Vater, der weit fort gewesen ist.
„Es ist nun Krieg“, hat mir die Mutter still erklärt,
„Und Vater ist Soldat und trägt ein Schwert.“

Mein liebes Kind! Nun sind wir beide dran.
Dein Vater steht im Felde seinen Mann,
Und nun fragst du, wo ich so lange bleibe
Und warum ich euch nur noch Briefe schreibe.

Mein liebes Kind! Mein Herz ist stets bei dir,
Ich trage stets dein kleines Bild bei mir. —
So sind wir zwei beisammen, wie lang' wir auch getrennt,
Weil überall die Liebe sich in sich selbst erkennt.

Und sollt' es einst so werden, daß ich nicht wiederkehr',
Hoch über allen Erden bin ich dann in dem Heer
Der Kämpfer, die für Deutschland seit je gefallen sind.
Du aber — du sollst leben! Ich grüße dich, mein Kind!

Geschrieben an der Westfront im Dezember 1939.

Und das muß uns genügen...

Die Post ist da! — Die Männer, die noch eben
Auf krummen Stühlen müde eingenickt,
Beginnen plötzlich wieder aufzuleben:
„Gewiß hat sie mir einen Brief geschickt!"
Und wie ein Feuer springt's ins Dorf hinaus:
„Die Post ist da! Die Post ist angekommen!"
Da hält es keinen Landser mehr zu Haus,
Er hat die Beine in die Hand genommen.
Nun steh'n sie alle um den Spieß herum
Und horchen auf die Namen: Müller zwei und Meier drei.
In ihren Blicken brennt die Frage stumm,
Ob auch für sie ein Gruß, ein Brief dabei!
Noch nicht! Noch immer nicht! O liebe Frau,
Ich schrieb dir jeden Tag doch ganz genau,
Nun möcht' ich gerne auch von dir was hören! — —
Du weißt es ja: ein Gruß von dir — das ist wie Feiertag. — —
Die letzten Briefe sind's! Da mag
So mancher seine Hoffnung still zerstören. — —
Doch da! — Der allerletzte ist für dich, Kamerad!
Die Hände, die ihn zag' und scheu ergreifen,
Erbeben, da das Glück so plötzlich naht,
Indes die Augen in die Ferne schweifen.
Wohin — den Brief ganz ungestört zu lesen? — —
Dort in der Ecke sieht man ihn nun kauern.
Ja, Liebe wird bei allem, was gewesen,
Die längsten noch der Kriege überdauern.
Und aus der Handschrift, aus den schlichten Sätzen
Von Frau und Kind steigt still die Heimat auf.
Im Grunde weiß ein jeder nur zu schätzen,
Was ihm entriß der Zeiten strenger Lauf.
Wie war es schön! — Und doch, das Leben ist so groß
In der Gewißheit, daß man eng verbunden

Nun in sich trägt des ganzen Volkes Los
In seinen guten, seinen bösen Stunden. — —
Da sieht man auf den Knien den Landser schreiben
Mit ungelenken, hart gefügten Zügen:
„Du liebe Frau! Ihr müßt gesund mir bleiben,
Ich bin es auch — und das muß uns genügen . . .“

Geschrieben an der Westfront im Januar 1940.

Das Schwert

Das Schwert, das man uns hinwarf, ward ergriffen,
Voll Scharten war's, vom Neidrost ganz zerstört.
Der helle Schwung der Tat hat's blank geschliffen,
Da wir der Tücke, die uns Unheil schwört,

Begegnen mit dem freien, klaren Blick,
Dem Mut und Glaube und das letzte Wahre
Zu eigen sind als göttliches Geschick,
Daß sich des Volkes Größe leuchtend offenbare.

Gott will den Kampf, weil er die Helden will.
Die Lauen mögen fragen, mögen rechten,
Wie wir den Kampf und wann zu Ende brächten.

Die Heldenschaft beugt sich dem Rufe still,
Der sie im Morgengrauen auf dem Marsche fand:
Ein Stoßtrupp wandert in das Niemandsland.

Geschrieben an der Westfront.

Die Kompanie

Als wir aus der Heimat kamen,
Tischler, Schneider, Assessoren,
Lauter fremde, leere Namen,
Und man selber drin verloren —
Eine neue Kompanie.

Wir marschierten ins Gelände,
Hügelab und hügelauf.
In die Äcker krampften Hände
Sich nach heißem Sturmeslauf
Unserer neuen Kompanie.

Nachts dann tief ins Stroh verkrochen,
Wintersturm um Hof und Haus —
Unbemerkt, in wen'gen Wochen,
Ward ein Festes, Ganzes aus
Dieser neuen Kompanie.

Grenzwacht, Blut zu Stahl gebrannt,
Steht im West sie an der Front:
Eine alte Kompanie.
Und vom Frieden übersonnt
Ruhst du still, mein Vaterland!

Geschrieben an der Westfront im Dezember 1939.

Marsch im Westen 1939

Die Nacht ist schwer. Novemberstürme peitschen
Den Hagelschlag auf Stahlhelm und Gewehr.
Endloser Marsch auf unbekannten Straßen —
Ein dunkler Kirchturm, Häuser ganz verschwommen,
Und hinter blinden Fenstern aus dem Schlaf geschreckte
Schweigsame Menschen, die das dumpfe Rollen
Seit Stunden schon in ihrem heißen Herzen
Wie Trommelschlag in wildem Wirbel spüren:
Denn das ist Deutschland: ernst und fest entschlossen,
Das da marschiert, wer weiß, wie lang, wohin? —
Gasmasken klappern, und ein Fluch springt auf —
Ein Scherzwort fliegt — dann ist es wieder still.
Marschieren — nur marschieren. — Und die Stürme peitschen
Den Hagelschlag auf Stahlhelm und Gewehr....

Geschrieben an der Westfront im November 1939.

Wenn ich dann wieder da!

Wenn ich einst wiederkomm', wie wird das schön!
Dann wirst du mit dem Kinde auf dem Bahnsteig stehn
Und winken, lachen, weinen! — Aber nein!
Ich werde ganz allein in dem Gewühle sein
Und tiefer atmen — schauen — und dann nach Hause gehn
Die lieben alten Wege. — Du wirst am Fenster stehn
Und winken, lachen, weinen! — Aber nein!
Du wirst ja gar nichts ahnen! — Ich stehe vor der Tür
Und lese meinen Namen — so fremd ist alles mir —
Das Haus, die Stimmen drinnen — doch halt, das bist ja du!
Und das ist unser Kind! Ich klingle immerzu,
Ich läute Sturm! Ich komme! Ich läute ohne Ruh,
Ich kann's nicht mehr erwarten, bis du mir aufgemacht,
Bis deine lieben Augen mich fröhlich angelacht,
Bis ich das Kind nun sehe und meinen Arbeitsraum. — —
Ich gehe durch die Zimmer — und alles scheint ein Traum. —
Ein Traum, ein wunderschöner. — Ach ja, er ist es noch.
Doch einmal kommt der Tag, der Siegestag, ja doch!
Und dann wird es so werden, ach was, viel schöner ja!
Wenn ich einst wiederkomme, wenn ich dann wieder da!

Geschrieben an der Westfront im Februar 1940.

Ernst Jünger

Ernst Jünger wurde am 29. März 1895 in Heidelberg geboren, kam als Primaner an die Front, erwarb als Leutnant den Orden pour le mérite und wurde vierzehnmal schwer verwundet. Unmittelbar aus dem Kampferleben heraus schrieb er das Kriegstagebuch „In Stahlgewittern". Dieses Buch wird durch „Kampf als inneres Erlebnis" noch ergänzt, in welchem alle Gefühlsregungen des Frontkämpfers aufgezeichnet sind. Ferner erschienen von ihm Essays und soziale Schriften: „Die totale Mobilmachung", „Der Arbeiter", „Herrschaft und Gestalt", „Blätter und Steine", und autobiographische Aufzeichnungen, wie „Das abenteuerliche Herz" und der Jugendroman „Afrikanische Spiele".

Langemarck

Cambrai ist ein ruhiges, verträumtes Städtchen des Artois, an dessen Namen sich manche historische Erinnerung knüpft. Enge, altertümliche Gassen schlingen sich um das mächtige Rathaus, um verwitterte Stadttore und die vielen Kirchen, in deren größter Fénélon predigte. Wuchtige Türme ragen aus dem Gewirr winkeliger Giebel hervor. Breite Alleen führen zu dem gepflegten Stadtpark, den ein Denkmal des Fliegers Blériot ziert.

Die Einwohner sind stille, freundliche Leute, die in den großen, einfach aussehenden und reich ausgestatteten Häusern ein behagliches Dasein führen. Viele Rentiers verbringen hier ihren Lebensabend. Das Städtchen führt mit Recht den Beinamen La ville des millionaires, denn kurz vor dem Kriege zählte man über vierzig Millionäre in ihm.

Der Große Krieg riß das stille Nest aus seinem Dornröschenschlummer und verwandelte es in einen Brennpunkt riesiger Schlachten. Ein hastiges, neues Leben rasselte über das holprige Pflaster und klirrte gegen die kleinen Fenster, hinter denen ängstliche Gesichter lauerten. Fremde Gesellen tranken die liebevoll gefüllten Keller leer, warfen sich in die mächtigen Mahagonibetten und störten in ständigem Wechsel die beschauliche Ruhe der Privatiers, die nun inmitten der verwandelten Umgebung an den Ecken und Haustüren zusammenstanden, sich mit vorsichtiger Stimme Schauermären und sicherste Nachrichten über den nahen Endsieg der Landsleute zuraunend.

Die Leute wohnten in einer Kaserne, die Offiziere waren in der Rue des Linters untergebracht. Diese Straße nahm während unserer Anwesenheit das Aussehen eines Studentenviertels an; allgemeine Unterhaltungen aus den Fenstern, nächtliche Gesänge und kleine Abenteuer waren die Dinge, die uns beschäftigten.

Jeden Morgen rückten wir zum Exerzieren auf den großen Platz bei dem später berühmt gewordenen Dorfe Fontaine. Ich hatte einen Dienst nach meinem Sinn, denn der Oberst von Oppen hatte mir die Zusammenstellung und Ausbildung eines Sturmtrupps anvertraut.

Mein Quartier war äußerst behaglich; selten ließen meine Wirte, das freundliche Juweliereehepaar Plancot-Bourlon, mich mittags essen, ohne mir irgend etwas Gutes heraufzuschicken. Abends saßen wir bei einer Tasse Tee zusammen, spielten Tricktrack und plauderten. Besonders oft wurde natürlich die schwer zu beantwortende Frage erörtert, warum die Menschen Krieg führen müßten.
Während dieser Stunden gab der gute Monsieur Plancot mancherlei Schwänke der allzeit müßigen und witzigen Bürger Cambrais zum besten, die in Friedenszeiten Straßen, Weinschenken und Wochenmarkt in schallendes Gelächter versetzt hatten, und die mich lebhaft an den köstlichen Onkel Benjamin erinnerten.
So hatte einmal ein Schalk an sämtliche Buckligen der Umgebung eine Aufforderung geschickt, sich wegen einer wichtigen Erbschaftsangelegenheit bei einem bestimmten Notar einzufinden. Hinter einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses genoß er dann zur festgesetzten Stunde mit einigen Freunden das köstliche Schauspiel, siebzehn wütende und lärmende Kobolde auf den unglücklichen Notar eindringen zu sehen.
Gut war auch die Geschichte einer alten Schraube, die gegenüber wohnte und sich durch einen seltsam zur Seite verbogenen Schwanenhals auszeichnete. Sie war vor zwanzig Jahren als ein Mädchen bekannt gewesen, das sich durchaus verheiraten wollte. Sechs junge Leute verabredeten sich, und jeder nahm ihr das gern gegebene Versprechen ab, bei ihren Eltern um sie anhalten zu dürfen. Am nächsten Sonntag fuhr eine Riesenkutsche vor, in der diese sechs jungen Leute saßen, jeder mit einem Blumenstrauß in der Hand. In ihrem Schrecken verschloß sie das Haus und versteckte sich, während die Freier, zum Ergötzen der Nachbarschaft, ein tolles Allotria auf der Straße vollführten.
Oder folgendes Histörchen: Auf den Markt kommt ein berüchtigter junger Cambrésien und fragt eine Bauersfrau, auf einen weichen, runden und appetitlich mit grünem Lauch bestreuten Käse zeigend:
„Was kostet dieser Käse hier?"
„Zwanzig Sous, mein Herr!"
Er gibt ihr die zwanzig Sous.
„Der Käse gehört also jetzt mir?"
„Gewiß, mein Herr!"
„Ich kann also mit diesem Käse machen, was ich will?"
„Aber gewiß doch!"
Klatsch, wirft er ihr den Käse ins Gesicht und läßt sie stehen.
Am 25. Juli nahmen wir Abschied von dem lieben Städtchen und fuhren nordwärts nach Flandern. In den Zeitungen hatten wir gelesen, daß dort schon wochenlang ein Artilleriekampf tobte, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen hatte.
In Staden wurden wir unter fernem Kanonendonner ausgeladen und marschierten durch die ungewohnte Landschaft nach dem Ohndanklager. Rechts und links von der schnurgeraden Heerstraße grünten fruchtbare, beetartig erhöhte Felder und saftige, wasserreiche, von Hecken besäumte Wiesen. Weit verstreut lagen saubere Bauernhöfe mit niederen Stroh- oder Ziegeldächern, an deren Mauern Bündel von Tabak-

blättern zum Trocknen aufgehängt waren. Die des Weges kommenden Landleute waren von germanischer Art und unterhielten sich in derber, heimatlich anmutender Sprache. Wir verbrachten den Nachmittag in den Gärten von Einzelgehöften, der Sicht der feindlichen Flieger entzogen. Ab und zu sausten mit weither kommendem Gurgeln gewaltige Granaten von Schiffsgeschützen über unsere Köpfe hinweg und schlugen in der Nähe ein. Eine fuhr in einen der zahlreichen kleinen Bäche und tötete einige Leute vom Regiment 91, die dort badeten.

Gegen Abend mußte ich mit einem Vorkommando zur Stellung des Bereitschaftsbataillons abrücken, um die Ablösung vorzubereiten und meine Leute einzuweisen. Wir gingen durch den Houthulster Wald und das Dorf Kokuit zum Reservebataillon und wurden auf diesem Wege durch schwere Granaten „aus dem Schritt gebracht". In der Dunkelheit hörte ich die Stimme eines Rekruten: „Der Leutnant legt sich ja nie hin."

„Der weiß Bescheid", wurde er durch einen Älteren belehrt. „Wenn eine richtig kommt, ist er der erste, der liegt!"

Der Mann hatte meinen Grundsatz durchschaut: „Nimm nur Deckung, wenn es nötig ist, dann aber plötzlich." Den Grund der Notwendigkeit kann allerdings nur der Erfahrene beurteilen, der den Endpunkt der Geschoßbahn schon im Gefühl hat, ehe der Neuling noch das leichte, ankündigende Flattern vernimmt.

Unsere Führer, die ihrer Sache nicht ganz sicher schienen, wanden sich durch einen endlos langen Schachtelgraben vor. So nennt man Gräben, die, des Grundwassers wegen, nicht tief gebaut, sondern mit Sandsäcken und Faschinen auf dem gewachsenen Boden errichtet sind. Dann streiften wir einen unheimlich zerfledderten Wald, aus dem, wie die Führer erzählten, vor einigen Tagen ein Regimentsstab durch die Kleinigkeit von tausend Vierundzwanzig-Zentimeter-Granaten vertrieben worden war. „Hier scheint es ja großzügig zuzugehen", dachte ich mir dabei im stillen.

Nachdem wir kreuz und quer durch dichtes Unterholz geirrt waren, standen wir ratlos, von unseren Führern verlassen, auf einem schilfbewachsenen Stück Erde, von moorigen Sümpfen eingefaßt, auf deren schwarzen Spiegeln sich das Mondlicht brach. Fortwährend krachte es irgendwo auf, und hochgeschleuderter Schlamm klatschte plätschernd ins Wasser. Endlich kam der unglückliche Führer, auf den sich unsere ganze Wut verdichtete, zurück und gab an, den Weg gefunden zu haben. Er führte uns jedoch wieder irre, bis zu einem Sanitätsunterstand, über dem in regelmäßigen, ganz kurzen Abständen zwei Schrapnells zerpufften, deren Kugeln und Hohlbläser durch die Äste prasselten. Der diensthabende Arzt stellte uns einen vernünftigen Mann, der uns zur Mäuseburg, dem Sitz des Bereitschaftskommandeurs, geleitete.

Ich begab mich gleich weiter zu der Kompanie des Regiments 225, die von unserer zweiten abgelöst werden sollte, und fand nach langem Suchen im Trichtergelände einige zerfallene Häuser, die innen unauffällig mit Eisenbeton ausgefüttert waren. Das eine war am Tage vorher durch einen schweren Treffer eingedrückt und die Besatzung durch die niederkrachende Dachplatte wie in einer Mausefalle zerquetscht worden.

Den Rest der Nacht verbrachte ich in dem überfüllten Betonklotz des Kompanieführers, eines biederen Frontschweins, das sich mit seinem Burschen die Zeit mittels einer Schnapsflasche und einer großen Dose Pökelfleisch vertrieb und öfters diese Beschäftigung unterbrach, um kopfschüttelnd dem ständig wachsenden Artilleriefeuer zu lauschen. Dann pflegte er die schönen Zeiten in Rußland zu beseufzen und fluchte über die Auspumpung seines Regiments. Endlich fielen mir die Augen zu.

Der Schlaf war schwer und beklommen; die in der undurchdringlichen Dunkelheit rings um das Haus niederfallenden Brisanzgranaten riefen inmitten der toten Landschaft ein unbeschreibliches Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit hervor. Ich schmiegte mich unwillkürlich an einen Mann, der neben mir auf der Pritsche lag. Einmal wurde ich durch einen starken Stoß in die Höhe geschreckt. Meine Leute leuchteten die Wände ab, um zu untersuchen, ob das Haus durchlöchert war. Es stellte sich heraus, daß eine leichte Granate an der Außenwand zersplittert war.

Den nächsten Nachmittag verbrachte ich beim Bataillonskommandeur auf der Mäuseburg, da ich mich noch über einige wichtige Fragen unterrichten mußte. In rastloser Folge schlugen neben der Befehlsstelle Fünfzehn-Zentimeter-Granaten ein, während der Rittmeister mit seinem Adjutanten und dem Ordonnanzoffizier einen endlosen Skat spielte und eine Seltersflasche voll schlechten Fusels kreisen ließ. Manchmal legte er die Karten hin, um einen Melder abzufertigen, oder knüpfte mit sorgenvoller Miene ein Gespräch über die Bombensicherheit unseres Betonklotzes an. Trotz seiner eifrigen Gegenreden überzeugten wir ihn, daß wir einem Treffer von oben nicht gewachsen wären.

Am Abend entbrannte das allgemeine Feuer zu rasender Heftigkeit. Vorn stiegen in unaufhörlicher Folge bunte Leuchtkugeln hoch. Staubbedeckte Läufer brachten die Meldung, daß der Feind angreife. Nach wochenlangem Trommeln wurde der Infanterieangriff eingeleitet. Wir kamen also gerade zurecht.

Zum Stand des Kompanieführers zurückgekehrt, wartete ich auf das Eintreffen der zweiten Kompanie, die um vier Uhr morgens während eines lebhaften Feuerüberfalls erschien. Ich übernahm gleich meinen Zug und führte ihn an seinen Platz, einen von den Trümmern eines vernichteten Hauses bedeckten Betonbau, der unsäglich verlassen inmitten eines riesigen Trichterfeldes von grauenhafter Wüstheit lag.

Um sechs Uhr morgens lichtete sich der dichte flandrische Nebel und gab uns einen Ausblick auf unsere schaurige Umgebung frei. Gleich darauf erschien, dicht über dem Erdboden hängend, ein Schwarm feindlicher Flieger und durchforschte, Sirenensignale abgebend, das zerstampfte Gelände, während versprengt umherirrende Infanteristen sich in Granatlöchern zu verbergen suchten.

Eine halbe Stunde später setzte ein furchtbarer Feuerüberfall ein, der unsere Zufluchtsinsel einem taifungepeitschten Meere gleich umbrandete. Der Wald von Einschlägen um uns verdichtete sich zu einer wirbelnden Wand. Wir hockten zusammen und erwarteten jeden Augenblick den schmetternden Treffer, der uns samt den Betonblöcken spurlos hinwegfegen und unseren Aufenthalt der Trichterwüste gleichmachen mußte.

Unter derartigen gewaltigen Feuerstößen, auf die wir uns in längeren Pausen vorbereiten konnten, verging der ganze Tag.

Am Abend erschien ein erschöpfter Gefechtsläufer und übergab mir einen Befehl, aus dem ich entnahm, daß die erste, dritte und vierte Kompanie um zehn Uhr fünfzig zum Gegenstoß antreten, die zweite ihre Ablösung erwarten und in die vorderste Linie einschwärmen sollte. Um den nächsten Stunden gekräftigt entgegensehen zu können, legte ich mich nieder, nicht ahnend, daß mein Bruder Fritz, den ich noch in Hannover wähnte, mit einer Gruppe der dritten Kompanie durch den Feuerorkan dicht an meiner Hütte vorbei zum Sturm voreilte.

Mein Schlaf wurde lange durch das Jammern eines Verwundeten gestört, den zwei im Trichterfelde verirrte Sachsen, die völlig erschöpft eingeschlafen waren, bei uns niedergelegt hatten. Als sie am nächsten Morgen erwachten, war ihr Kamerad tot. Sie trugen ihn in das nächste Granatloch, überdeckten ihn mit ein paar Schaufeln Erde und entfernten sich, eines der unzähligen einsamen und unbekannten Gräber dieses Krieges zurücklassend.

Ich erwachte erst um elf Uhr aus tiefem Schlummer, wusch mich in meinem Stahlhelm und schickte nach Befehlen zum Kompanieführer, der, zu meinem Erstaunen, schon abgerückt war, ohne mich und den Zug Kius überhaupt benachrichtigt zu haben. So geht es im Kriege zu; es geschehen da zuweilen Versäumnisse, von denen man auf den Manöverfeldern nicht einmal zu träumen wagt.

Während ich noch fluchend auf meiner Pritsche saß und überlegte, was ich tun sollte, erschien ein Gefechtsläufer vom Bataillon und übergab mir den Befehl, sofort die achte Kompanie zu übernehmen.

Ich erfuhr, daß der Gegenangriff des ersten Bataillons in der vorigen Nacht unter starken Verlusten zusammengebrochen war, und daß die Reste in einem vor uns liegenden Wäldchen, dem Dobschützwald, und rechts und links davon eine Verteidigungsstellung bezogen hätten. Die achte Kompanie hatte den Auftrag gehabt, zur Verstärkung in das Wäldchen einzuschwärmen, war jedoch im Zwischengelände unter starken Verlusten im Sperrfeuer zerstoben. Da auch ihr Führer, Oberleutnant Büdingen, verwundet war, sollte ich sie erneut vorführen.

Nachdem ich mich von meinem verwaisten Zug verabschiedet hatte, machte ich mich mit dem Läufer auf den Weg quer durch die schrapnellbestreute Einöde. Eine verzweifelte Stimme hielt unseren gebückten Lauf für einen Augenblick an. In der Ferne winkte eine halb aus einem Trichter ragende Gestalt mit blutendem Armstumpf. Wir wiesen auf unsere eben verlassene Hütte und hasteten weiter.

Ich fand die Achte als ein entmutigtes, hinter einer Reihe von Betonklötzen hockendes Häuflein vor.

„Zugsführer!"

Es erschienen drei Unteroffiziere, die ein zweites Vorgehen gegen den Dobschützwald für unmöglich erklärten. In der Tat standen die schweren Einschläge vor uns wie eine feurige Wand. Ich ließ die Züge zunächst hinter drei Betonklötzen sammeln;

Josef Leitgeb

Josef Günther Lettenmair

Karl Benno von Mechow

Herybert Menzel

Karl von Möller

Walter Pegel

Ulrich Sander

Franz Schauwecker

jeder zählte noch ungefähr fünfzehn bis zwanzig Mann. In diesem Augenblick griff das Feuer auch auf uns hinüber. Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. Am linken Betonklotz flog eine ganze Gruppe in die Luft, der rechte bekam einen Volltreffer und begrub unter seinen tonnenschweren Trümmern den Oberleutnant Büdingen, der dort noch immer mit seiner Verwundung lag. Wir waren wie in einem Mörser, in den unaufhörlich schwere Stöße niederfuhren. Leichenblasse Gesichter starrten sich an, wieder und wieder erscholl der Aufschrei von Getroffenen.

Nun war es wohl gleichgültig, ob wir liegenblieben, nach hinten ausrissen oder nach vorn. Ich befahl also, mir zu folgen, und sprang mitten ins Feuer hinein. Schon nach ein paar Sätzen überschüttete mich eine Granate mit Erde und schleuderte mich in den nächsten Trichter zurück. Es war kaum erklärlich, daß ich nicht getroffen wurde, denn die Einschläge standen so dicht, daß sie den Helm und die Schultern zu berühren schienen, und sie wühlten wie große Tiere den Boden unter den Füßen auf. Daß ich sie durcheilte, ohne gestreift zu werden, lag wohl nur daran, daß der vielfach aufgelockerte Boden die Geschosse tief einschluckte, ehe sein Widerstand sie zündete. So fuhren ihre Kegel nicht wie breite Gebüsche, sondern steil wie lanzenförmige Pappeln hoch. Auch merkte ich bald, daß die Wut des Feuers weiter vorn geringer wurde. Nachdem ich mich aus dem Schlimmsten herausgearbeitet hatte, sah ich mich um. Das Gelände war menschenleer.

Endlich tauchten zwei Mann aus Rauch- und Staubwolken auf, dann noch einer, dann wieder zwei. Mit diesen fünf Leuten erreichte ich glücklich mein Ziel.

In einem halb zerschmetterten Betonklotz saßen Leutnant Sandvoß, Führer der dritten Kompanie, und der kleine Schultz mit drei schweren Maschinengewehren. Ich wurde mit lautem Hallo und einem Schluck Kognak empfangen, dann erklärten sie mir die Lage, die sehr wenig angenehm war. Dicht vor uns saß der Engländer, rechts und links war kein Anschluß. Wir stellten einstimmig fest, daß diese Ecke nur für ganz alte, im Pulverdampf ergraute Krieger sei.

Ganz unvermittelt fragte mich Sandvoß, ob ich etwas von meinem Bruder gehört hätte. Man wird sich meine Sorge vorstellen können, als ich erfuhr, daß er den nächtlichen Sturm mitgemacht habe und vermißt sei. Er war meinem Herzen der Nächste; das Gefühl eines unersetzlichen Verlustes tat sich vor mir auf.

Gleich darauf kam ein Mann und teilte mir mit, daß mein Bruder verwundet in einem nahen Unterstand läge. Er zeigte dabei auf ein wüstes, von entwurzelten Bäumen bedecktes Blockhaus, das bereits von den Verteidigern verlassen war. Ich eilte über eine Lichtung, die unter gezieltem Gewehrfeuer lag, und trat ein. Welch ein Wiedersehen! Mein Bruder lag in einem von Leichengeruch erfüllten Raum inmitten einer Menge ächzender Schwerverwundeter. Ich fand ihn in einer traurigen Verfassung vor. Beim Sturm hatten ihn zwei Schrapnellkugeln getroffen, die eine hatte die Lunge durchschlagen, die andere das rechte Oberarmgelenk zerschmettert. Das Fieber glänzte ihm aus den Augen; eine geöffnete Gasmaske hing auf seiner Brust. Er konnte nur mit Mühe sich bewegen, sprechen und atmen. Wir drückten uns die Hand und erzählten.

Es war mir klar, daß er nicht an diesem Orte bleiben durfte, denn jeden Augenblick konnte der Engländer stürmen oder eine Granate dem schwerbeschädigten Betonklotz den Rest geben. Der beste Bruderdienst war, ihn sofort zurückzuschaffen. Obwohl Sandvoß sich gegen jede Schwächung unserer Kampfkraft sträubte, gab ich den fünf mit mir gekommenen Leuten den Auftrag, Fritz zum Sanitätsunterstand „Kolumbusei" zu schaffen und von dort Leute zur Bergung der anderen Verwundeten mitzubringen. Wir knüpften ihn in eine Zeltbahn und steckten eine lange Stange hindurch, dann nahmen ihn zwei Mann auf die Schultern. Noch ein Händedruck, und der traurige Zug setzte sich in Bewegung.

Ich verfolgte mit meinen Blicken die schwankende Last, die sich durch einen Wald von kirchturmhohen Granatsäulen wand. Bei jedem Einschlag zuckte ich zusammen, bis der kleine Zug im Dunst des Gefechtes verschwunden war. Ich fühlte mich zugleich als Vertreter der Mutter und ihr für das Schicksal des Bruders verantwortlich. Nachdem ich aus den Trichtern am vorderen Waldrand noch etwas mit den langsam vordringenden Engländern geplänkelt hatte, verbrachte ich die Nacht mit meinen Leuten und einer Maschinengewehrbedienung zwischen den Trümmern des Betonklotzes. Unaufhörlich schlugen in die Nähe Brisanzgranaten von ganz außergewöhnlicher Wucht, von denen mich am Abend eine um ein Haar getötet hätte. Gegen Morgen ratterte plötzlich der Maschinengewehrschütze los, da sich dunkle Gestalten näherten. Es war eine Verbindungspatrouille des Infanterieregiments 76, von der er einen Mann niederstreckte. Derartige Irrtümer kamen in diesen Tagen häufig vor, ohne daß man lange darüber grübelte.

Um sechs Uhr morgens wurden wir durch Teile der Neunten abgelöst, die mir den Befehl überbrachten, in der Rattenburg Kampfstellung zu beziehen. Auf dem Wege dorthin wurde mir noch ein Fahnenjunker durch Schrapnellschuß kampfunfähig gemacht.

Die Rattenburg enthüllte sich uns als ein zerschossenes, mit Betonquadern ausgemauertes Haus, hart an dem sumpfigen Bett des Steenbaches, das seinen Namen wahrscheinlich wohl verdiente.

Ziemlich zermürbt hielten wir unseren Einzug und warfen uns auf die strohbedeckten Pritschen, bis uns ein reichliches Mittagessen und die ermunternde Pfeife Tabak hinterher wieder etwas auf die Beine brachten.

In den frühen Nachmittagsstunden setzte eine Beschießung mit schweren und schwersten Kalibern ein. Von sechs bis acht Uhr jagte eine Explosion die andere; oft wurde der Bau durch die ekelhaften Stöße in der Nähe einschlagender Blindgänger erschüttert und drohte einzustürzen. Während dieser Zeit wurden die üblichen Gespräche über die Sicherheit unserer Unterkunft geführt. Wir hielten die Betondecke für ziemlich zuverlässig; da die Burg aber hart am steilen Bachufer stand, hegten wir die Befürchtung, durch ein schweres Flachbahngeschoß gewissermaßen unterminiert und mit den Betonblöcken zusammen in den Bachgrund geworfen zu werden.

Als das Feuer gegen Abend verebbte, pirschte ich mich über eine Höhe, die von einem schwirrenden Netz von Schrapnellkugeln überzogen war, zum Sanitätsunterstand

„Kolumbusei", um mich bei dem Arzt, der gerade das grauenhaft zugerichtete Bein eines Sterbenden untersuchte, nach meinem Bruder zu erkundigen. Mit Freude hörte ich, daß er in verhältnismäßig guter Verfassung zurückgeschafft sei.

In später Stunde erschien mein Essenträgertrupp und brachte der kleinen, auf zwanzig Mann zusammengeschmolzenen Kompanie warmes Essen, Büchsenfleisch, Kaffee, Brot, Tabak und Schnaps. Wir aßen kräftig und ließen ohne lästigen Standesunterschied die Flasche mit „Achtundneunzigprozentigem" rundgehen. Dann gaben wir uns dem Schlafe hin, der durch aus dem Bachgrund aufsteigende Mückenschwärme, Granaten und zeitweilige Gasbeschießung reichlich gestört wurde.

Nach dieser unruhigen Nacht schlief ich so tief, daß meine Leute mich wecken mußten, als ihnen am Morgen die Steigerung des Feuers bedenklich zu werden begann. Sie berichteten, daß von vorn schon Versprengte zurückkämen, mit der Angabe, die vordere Linie sei geräumt und der Gegner im Vordringen.

Nach dem alten Soldatengrundsatz: „Gut gefrühstückt, hält Leib und Seele zusammen", stärkte ich mich zunächst, steckte mir meine Pfeife an und sah dann zu, was draußen los war.

Ich hatte nur einen bescheidenen Überblick, denn die ganze Umgebung war in dichten Qualm gehüllt. Das Feuer wurde von Minute zu Minute gewaltiger und erreichte bald jenen Höhepunkt, auf dem die Erregung, keiner weiteren Steigerung fähig, einer fast lustigen Gleichgültigkeit weicht. Rastlos prasselten Schauer von Erdklumpen auf unser Dach, zweimal wurde das Haus selbst gefaßt. Brandgranaten warfen schwere milchweiße Wolken hoch, aus denen feurige Garben zur Erde rieselten. Ein Stück dieser phosphorigen Masse klatschte auf einen Stein vor meinen Füßen und brannte noch minutenlang. Wir hörten später, daß davon getroffene Leute sich auf der Erde gewälzt hatten, ohne das Feuer löschen zu können. Verzögerungsgeschosse wühlten sich dröhnend in den Boden, flache Erdglocken hochstoßend. Gas- und Nebelschwaden krochen schwerfällig über das Feld. Kurz vor uns ertönte Gewehr- und Maschinengewehrfeuer, ein Zeichen, daß der Feind schon nahe herangekommen sein mußte.

Unten im Steenbachgrunde schritt eine Gruppe von Leuten durch den wechselnden Wald hochspritzender Schlammgeiser. Ich erkannte den Bataillonskommandeur, Hauptmann von Brixen, der sich mit verbundenem Arm auf zwei Sanitäter stützte, und eilte zu ihm. Er rief mir hastig zu, daß der Feind im Vordringen sei, und warnte mich vor längerem Verweilen ohne Deckung.

Bald klatschten die ersten Infanteriegeschosse in die umliegenden Trichter oder zerschellten an den Mauerresten. Immer mehr flüchtige Gestalten verschwanden hinter uns im Dunst, während rasendes Gewehrfeuer für die erbitterte Verteidigung der Festzuhaltenden zeugte.

Es galt zu handeln. Ich beschloß, die Rattenburg zu verteidigen, und machte den Leuten, von denen einige bedenkliche Gesichter zogen, klar, daß ich an Rückzug nicht im entferntesten dächte. Die Mannschaft wurde hinter Schießscharten verteilt, und unser einziges Maschinengewehr in eine Fensteröffnung gestellt. Ein Trichter wurde

zum Verbandplatz bestimmt und ein Sanitäter, der gleich reichliche Arbeit fand, hineingesetzt. Auch ich nahm ein herrenloses Gewehr vom Boden auf und hing einen Gurt Patronen um den Hals.

Da mein Häuflein sehr klein war, versuchte ich, es durch die zahlreichen, führungslos umherirrenden Leute zu verstärken. Die meisten folgten willig unseren Zurufen, froh, sich anschließen zu können, während andere, von ihren Nerven verlassen, weitereilten, nachdem sie einen Augenblick gestutzt und gesehen hatten, daß es bei uns nichts zu holen gab. In solchen Fällen hört jede zarte Rücksicht auf.

„Anschlagen!" rief ich meinen Leuten zu, die vor mir im Schutze des Hauses standen, und schon fielen ein paar Schüsse. Von den Mündungen der Gewehre magnetisch angezogen, kamen diese in jeder Schlacht unvermeidlichen Drückeberger langsam näher, obgleich man ihren Mienen ansah, wie ungern sie uns Gesellschaft leisteten. Eine mir wohlbekannte Kasino-Ordonnanz versuchte, sich durch allerlei Ausflüchte loszuwinden, ich ließ jedoch nicht locker. „Aber ich habe ja gar kein Gewehr!" — „Dann warten Sie, bis einer totgeschossen wird!"

Während einer letzten, gewaltigen Feuersteigerung, bei der die Trümmer des Hauses mehrere Male getroffen wurden und die Ziegelbrocken hoch aus der Luft auf unsere Stahlhelme klirrten, wurde ich im Blitze eines furchtbaren Schlages zu Boden geworfen. Zum Erstaunen der Mannschaft raffte ich mich unverletzt wieder auf.

Nach diesem mächtigen Schlußwirbel wurde es ruhiger. Das Feuer sprang über uns hinweg und blieb an der Straße Langemarck—Bixschoote stehen. Uns war nicht wohl dabei zumute. Bislang hatten wir den Wald vor Bäumen nicht gesehen, die Gefahr war so gewaltig und vielgestaltig auf uns eingedrungen, daß wir uns nicht mit ihr beschäftigen konnten. Nachdem der Sturm über uns hinweggebraust war, fand jeder Zeit, sich für das zu rüsten, was unvermeidlich kommen mußte.

Und es kam. Die Gewehre vor uns verstummten. Die Verteidiger waren niedergemacht. Aus dem Qualm tauchte eine dichte Schützenlinie auf. Meine Leute schossen, hinter den Trümmern kauernd, das Maschinengewehr tackte. Wie weggewischt verschwanden die Angreifer in den Trichtern und fesselten uns durch ihr Feuer. Rechts und links gingen starke Abteilungen vor. Bald waren wir von einem Kranz von Schützen umringt.

Die Lage war aussichtslos; es hatte keinen Sinn, die Mannschaft hinzuopfern. Ich gab Befehl zum Rückzug. Nun war es schwierig, die im Feuerkampf verbissenen Leute hochzubekommen.

Eine lange, im Grunde lagernde Rauchwolke ausnutzend, entkamen wir, zum Teil durch Bäche, deren Wasser uns bis über die Hüften ging. Obwohl der Sack fast zugezogen war, schlängelten wir uns behutsam durch. Ich verließ die kleine Feste als letzter, den Leutnant Höhlemann unterstützend, der aus einer schweren Kopfwunde blutete und sich mit einigen Witzen über seine Unbeholfenheit hinwegsetzte. Beim Überschreiten der Straße stießen wir auf die zweite Kompanie. Kius hatte durch Verwundete von unserer Lage gehört und war, nicht nur aus eigenem Entschluß, sondern auch auf das Drängen seiner Leute hin, ohne Befehl angetreten, um uns

herauszuhauen. Dieser Beweis von kameradschaftlicher Zuverlässigkeit rührte uns sehr und schuf jene Stimmung, in der man Bäume ausreißen möchte, und durch die sich der Mechanismus des Gefechtes wunderbar belebt.

Nach kurzer Beratung beschlossen wir, stehenzubleiben und den Gegner auflaufen zu lassen. Auch hier mußten wir Leute anderer Truppenteile, die den Rückzug eigenmächtig fortsetzen wollten, zwingen, zu bleiben. Besonders Artilleristen, Lichtsignalisten, Fernsprecher und ähnliche Einzelgänger waren nur durch Gewalt zu der Einsicht zu bringen, daß unter diesen Umständen auch sie sich mit einem Gewehr in die Schützenlinie zu legen hätten. Mit Bitten, Befehlen und Kolbenstößen schaffte ich, mit Hilfe von Kius und einigen ruhigen Leuten, bald eine neue Feuerfront.

Dann setzten wir uns in einem angedeuteten Graben und frühstückten. Kius zog seinen unvermeidlichen Apparat hervor und photographierte. Links vor uns, am Ausgang von Langemarck, entstand Bewegung. Unsere Leute schossen auf umherlaufende Gestalten, bis ich es verbot. Bald darauf erschien ein Unteroffizier und meldete, daß sich eine Kompanie der Gardefüsiliere an der Straße eingenistet und durch unser Feuer Verluste erlitten hätte.

Ich ließ daraufhin unter starkem Gewehrfeuer bis in ihre Höhe vorgehen. Einige Leute fielen, der Leutnant Bartmer von der zweiten Kompanie wurde schwer verwundet. Kius blieb an meiner Seite, im Vorgehen sein Butterbrot zu Ende essend. Als wir die Straße besetzt hatten, von der das Gelände zum Steenbach abfiel, bemerkten wir, daß die Engländer im Begriff gewesen waren, dasselbe zu tun. Bis auf zwanzig Meter waren die ersten khakifarbenen Gestalten schon heran. So weit das Auge blicken konnte, war das Vorgelände von Schützenlinien und Reihenkolonnen erfüllt. Auch um die Rattenburg wimmelten sie schon herum.

Wir nutzten unser überraschendes Erscheinen aus und knallten gleich ordentlich dazwischen. Am Steenbach brach eine ganze Reihe zusammen. Einer von ihnen trug eine Rolle auf dem Rücken, von der er eine Leitung abwickelte. Andere sprangen wie die Hasen hin und her, während neben ihnen die Staubwölkchen unserer Geschosse aufwirbelten. Ein strammer Gefreiter der achten Kompanie legte mit der größten Ruhe sein Gewehr auf einen zersplitterten Baumstumpf und schoß nacheinander vier Gegner ab. Der Rest verkroch sich in Granattrichter, um sich dort bis zur Dunkelheit verborgen zu halten. Wir hatten gut aufgeräumt.

Gegen elf Uhr schraubten sich kokardengeschmückte Flugzeuge auf uns herunter und wurden durch lebhaftes, von oben erwidertes Feuer vertrieben. Inmitten dieser wahnsinnigen Knallerei mußte ich doch über einen Mann lachen, der sich bei mir meldete und protokolliert haben wollte, daß er mit seinem Gewehr ein Flugzeug in Brand geschossen hätte.

Gleich nach der Besetzung der Straße hatte ich dem Regiment gemeldet und um Unterstützung gebeten. Am Nachmittag kamen Infanteriezüge, Pioniere und Maschinengewehre zur Verstärkung. Nach der Taktik des Alten Fritzen wurde alles in die überfüllte vordere Linie gesteckt. Ab und zu streckte der Engländer einige unvorsichtig über die Straße gehende Leute nieder.

Gegen vier Uhr begann eine sehr unangenehme Schrapnellschießerei. Die Ladungen wurden haarscharf auf die Straße geschleudert. Mir war klar, daß die Flieger unsere neue Widerstandslinie bereits festgestellt hatten, und daß uns noch schwere Stunden bevorstehen mußten.

Wirklich setzte bald eine gewaltige Beschießung mit leichten und schweren Granaten ein. Wir lagen dicht nebeneinander in dem überfüllten, schnurgeraden Straßengraben. Das Feuer tanzte uns vor den Augen, Zweige und Lehmklumpen pfiffen auf uns herab. Links neben mir flammte ein Feuerblitz auf, weißen, stickigen Dampf zurücklassend. Ich kroch auf allen vieren zu meinem Nebenmann. Er regte sich nicht mehr. Das Blut sickerte ihm aus vielen, von schmalen, zackigen Splittern geschlagenen Wunden. Auch weiter rechts traten schwere Verluste ein.

Nach einer halben Stunde wurde es still. Wir gruben emsig tiefe Löcher in die flache Mulde des Grabens, um bei einem zweiten Überfall wenigstens Schutz gegen Splitter zu haben. Unsere Spaten stießen dabei auf Gewehre, Koppelzeug und Patronenhülsen aus dem Jahre 1914 — ein Zeichen, daß dieser Boden nicht zum ersten Male Blut getrunken hatte.

Während der Dämmerung wurden wir noch einmal gründlich bedacht. Ich hockte neben Kius in einem Sitzloch, das uns manche Schwiele gekostet hatte. Der Boden rollte wie eine Schiffsplanke unter fortwährenden nächsten Einschlägen. Wir waren auf das Ende gefaßt.

Den Stahlhelm in die Stirn gedrückt, zerkaute ich meine Pfeife, starrte auf die Straße, deren Steine unter aufspringenden Eisenbrocken Funken sprühten, und philosophierte mir mit Erfolg Courage an. Die merkwürdigsten Gedanken schossen mir durch den Kopf. So beschäftigte ich mich lebhaft mit einem französischen Schundroman „Le vatour de la Sierra“, der mir in Cambrai in die Hände gefallen war. Mehrere Male murmelte ich ein Wort Ariosts: „Ein großes Herz fühlt vor dem Tod kein Grauen, wann er auch kommt, wenn er nur rühmlich ist.“ Es klingt etwas merkwürdig, rief aber eine angenehme Art von Trunkenheit hervor, wie man sie ungefähr in der sogenannten Hexenschaukel erlebt. Wenn die Granaten dem Ohr etwas Ruhe ließen, hörte ich Bruchstücke des schönen Liedes vom schwarzen Walfisch zu Askalon neben mir ertönen und hielt meinen Freund Kius für übergeschnappt. Jeder hat eben seine eigenen Beruhigungsmittel.

Am Ende der Beschießung flog mir ein großer Splitter gegen die Hand. Kius leuchtete mit seiner Taschenlaterne. Wir entdeckten einen oberflächlichen Riß.

Nach Mitternacht begann es zu rieseln; Streifen eines inzwischen eingeschwärmten Regiments, die bis zum Steenbach vorgingen, fanden nur schlammgefüllte Trichter vor. Der Feind hatte sich hinter den Bach zurückgezogen.

Von den Anstrengungen dieses gewaltigen Tages erschöpft, setzten wir uns bis auf die zur Wache eingeteilten Leute in unsere Löcher. Ich zog mir den zerfetzten Mantel meines toten Nebenmannes über den Kopf und verfiel in einen unruhigen Schlaf. Zur Zeit der Dämmerung erwachte ich durch ein merkwürdig kaltes Gefühl und entdeckte, daß ich mich in einer betrüblichen Lage befand. Es regnete in Strömen, und die

Rinnsale der Straße ergossen sich in die Tiefe meines Sitzloches. Ich errichtete einen kleinen Damm und schöpfte meinen Ruheort mit dem Kochgeschirrdeckel aus. Mit dem Steigen der Rinnsale setzte ich meinem Erdwerke eine Krone nach der anderen auf, bis endlich der schwache Bau dem wachsenden Drucke wich, und ein schmutziger Strom das Sitzloch gurgelnd bis obenhin füllte. Während ich mich bemühte, aus dem Schlamm Pistole und Stahlhelm zu angeln, trieben Tabak und Brot den Straßengraben entlang, dessen übrigen Bewohnern es ähnlich ergangen war. Zitternd und frierend, ohne einen trockenen Faden am Leibe, standen wir in dem Bewußtsein, der nächsten Beschießung völlig deckungslos ausgesetzt zu sein, im Schlamm der Straße Es war ein erbärmlicher Vormittag. Ich machte hier die Beobachtung, daß kein Artilleriefeuer die Widerstandskraft des Menschen so gründlich zu brechen vermag wie Nässe und Kälte.

Im weiteren Rahmen der Schlacht jedoch bedeutete dieser Landregen für uns ein wahres Gottesgeschenk, denn der englische Angriff mußte ja durch ihn gerade in den ersten, wichtigsten Tagen ins Stocken kommen. Der Gegner mußte mit seiner Artillerie die versumpfte Trichterzone überwinden, während wir unsere Munition auf unberührten Straßen heranrollen konnten.

Um elf Uhr vormittags, als uns schon die Verzweiflung gepackt hatte, erschien ein rettender Engel in Gestalt eines Meldeläufers, der den Befehl brachte, daß sich das Regiment in Kokuit sammeln sollte.

Auf dem Rückmarsche sahen wir, wie schwierig die Verbindung nach vorn am Angriffstag gewesen sein mußte. Die Straßen waren von Menschen und Pferden besät. Neben einigen wie Reibeisen durchlöcherten Protzen sperrten zwölf grauenhaft verstümmelte Pferde den Weg.

Auf einer regenfeuchten Wiese, über der sich die milchweißen Bälle vereinzelter Schrapnells wölkten, sammelten sich die Reste des Regiments. Wir wurden erschüttert durch den Anblick dieser kleinen Schar von der Stärke einer Kompanie, in deren Mitte ein Grüpplein von Offizieren stand. Welche Verluste! Von zwei Bataillonen fast alle Offiziere und Mannschaften. Düsteren Blicks standen die Überlebenden im strömenden Regen und warteten auf die Quartiermacher. In einer Holzbaracke trockneten wir uns, um einen glühenden Ofen geschart, und faßten bei einem kräftigen Frühstück wieder frischen Lebensmut. Die menschliche Natur ist eben unverwüstlich.

Gegen Abend schlugen Granaten ins Dorf. Eine der Baracken wurde getroffen und eine Reihe von Leuten der dritten Kompanie getötet. Trotz der Beschießung legten wir uns bald nieder mit der einzigen Hoffnung, nicht zum Gegenangriff oder zu plötzlicher Verteidigung wieder in den Regen hinausgeworfen zu werden.

Um drei Uhr morgens kam der Befehl zum Abrücken. Wir marschierten über die mit Leichen und zerschossenen Wagen bestreute Landstraße auf Staden zu. Bis fernhin hatte das Feuer gewütet; wir fanden den Krater eines einzigen Einschlages von zwölf Toten umringt. Staden, das bei unserer Ankunft noch so belebt gewesen war, wies schon viele zerschossene Häuser auf. Der verödete Marktplatz war mit zer-

schlagenem Hausgerät besät. Eine Familie verließ mit uns das Städtchen, als einzigen Besitz eine Kuh hinter sich herziehend. Es waren einfache Leute, der Mann hatte ein Stelzbein, die Frau hielt die weinenden Kinder an der Hand. Der wirre Lärm im Rücken vertiefte das Traurige des Bildes.

Die Überreste des zweiten Bataillons wurden in einem einsamen Hof untergebracht, der sich inmitten saftiger, hochaufgeschossener Felder hinter dichten Hecken verbarg. Dort wurde mir die Führung der siebenten Kompanie übertragen, mit der ich bis zum Schluß des Krieges Freud und Leid teilen sollte.

Am Abend saßen wir vor dem mit alten Kacheln ausgelegten Kamin, stärkten uns durch einen steifen Grog und lauschten dem wieder auflebenden Donner der Schlacht. Aus dem Heeresbericht einer neuen Zeitung sprang mir der Satz in die Augen: „Es gelang uns, den Feind an der Steenbachlinie aufzuhalten."

Es war seltsam, zu erfahren, daß unser scheinbar wirres Tun in finsterer Nacht weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hatte. Wir hatten ein gut Teil dazu beigetragen, den mit so mächtigen Kräften begonnenen Angriff zum Stillstand zu bringen. Wie gewaltig auch die Menschen- und Materialmengen waren, so wurde die Arbeit an den entscheidenden Punkten doch nur von sehr wenigen Kämpfern vollbracht.

Bald begaben wir uns zur Ruhe auf den Heuboden. Trotz des ausgiebigen Schlaftrunkes phantasierten die meisten der Schläfer und wälzten sich hin und her, als ob sie die Flandernschlacht noch einmal durchkämpfen müßten.

Am 3. August setzten wir uns, reich beladen mit Vieh und Feldfrüchten der verlassenen Gegend, nach dem Bahnhof des nahen Städtchens Gits in Marsch. In der Bahnhofskneipe trank das ganze zusammengeschrumpfte Bataillon schon wieder in glänzender Stimmung Kaffee, den zwei derbe flämische Kellnerinnen zum allgemeinen Vergnügen mit sehr gewagten Redewendungen würzten. Besonderen Spaß machte es den Leuten, daß sie nach Landesbrauch jeden, auch die Offiziere, mit „du" traktierten.

*

Nach einigen Tagen erhielt ich aus einem Gelsenkirchener Lazarett einen Brief von Fritz. Er schrieb, daß er wohl einen steifen Arm und eine klapprige Lunge behalten würde. Ich entnehme seinem Tagebuch folgenden Abschnitt, der meinen Bericht ergänzt und die Eindrücke eines in das Tosen der Materialschlacht geworfenen Neulings anschaulich wiedergibt.

„Antreten zum Sturm!" Das Gesicht meines Zugsführers beugte sich über die kleine Höhle. Die drei Leute neben mir beendeten ihr Gespräch und rafften sich fluchend auf. Ich erhob mich, rückte den Stahlhelm fest und trat in die Dämmerung hinaus.

Es war neblig und kühl; das Bild hatte sich inzwischen geändert. Das Granatfeuer hatte sich verzogen und lagerte dumpf donnernd auf anderen Teilen des riesigen Schlachtfeldes. Flugzeuge durchknatterten die Luft und beruhigten das ängstlich spähende Auge durch die großen eisernen Kreuze, die auf die Unterseite der Tragflächen aufgemalt waren.

Ich lief noch einmal zu einem Brunnen, der sich zwischen Trümmern und Schutt merkwürdig klar erhalten hatte und füllte meine Feldflasche.
Die Leute der Kompanie traten in Zügen an. Eilig hakte ich mir vier Handgranaten ins Koppel und begab mich zu meiner Gruppe, von der zwei Mann nicht zur Stelle waren. Kaum war noch Zeit, ihre Namen aufzuschreiben, als alles sich in Bewegung setzte. In Reihen zu einem bewegten sich die Züge durch das Trichtergelände, umbogen Balken, preßten sich an Hecken und wandten sich klirrend und polternd auf den Feind zu.
Der Angriff wurde von zwei Bataillonen ausgeführt; ein Bataillon des Nachbarregiments wurde zugleich mit uns eingesetzt. Der Befehl war kurz und bündig. Englische Abteilungen, die über den Kanal gedrungen waren, sollten zurückgeworfen werden. Mir war bei diesem Unternehmen zugedacht, mit meiner Gruppe vorn in der erreichten Stellung liegenzubleiben und den Gegenstoß aufzufangen.
Wir kamen vor den Trümmern eines Dorfes an. Aus der schrecklich zernarbten Ebene Flanderns ragten schwarz und zersplittert die Stümpfe einzelner Bäume, Überreste eines großen Waldes. Ungeheure Rauchschwaden zogen durch die Luft und verhängten den Abendhimmel mit düsterem, schwerem Gewölk. Über der kahlen Erde, die so unbarmherzig zerrissen und wieder zerrissen war, schwebten stickige Gase, die, gelb und braun, träge umherwanderten.
Es wurde Gasbereitschaft befohlen. In diesem Augenblick setzte ein ungeheures Feuer ein, — der Angriff war von den Engländern erkannt. Die Erde sprang in fauchenden Fontänen auf, und ein Hagel von Splittern fegte wie ein Regenschauer über das Land. Einen Augenblick stand jeder wie erstarrt, dann stürzten alle auseinander. Noch einmal hörte ich die Stimme unseres Bataillonskommandeurs, des Rittmeisters Böckelmann, der mit dem Aufgebot äußerster Stimmkraft einen Befehl rief, der mir unverständlich blieb.
Meine Leute waren verschwunden. Ich befand mich in einem fremden Zuge und drängte mich mit den anderen nach den Trümmern eines Dorfes, das die unerbittlichen Granaten bis auf den Grund rasiert hatten. Wir rissen die Gasmasken heraus.
Alles warf sich nieder. Links neben mir kniete der Leutnant Ehlert, ein Offizier, den ich schon von der Somme her kannte. Neben ihm lag spähend ein Unteroffizier. Die Wucht des Sperrfeuers war fürchterlich; ich gestehe, daß sie selbst meine kühnsten Erwartungen übertraf. Vor uns flatterte gelb eine Feuerwand; ein Schauer von Erdklumpen, Ziegelstücken und Eisensplittern hagelte auf uns herab und schlug helle Funken aus den Stahlhelmen. Ich hatte die Empfindung, als ob das Atmen jetzt schwerer geworden sei, als ob die Luft in einer von massivem Eisen so gesättigten Atmosphäre für die Lungen nicht mehr ganz zureiche.
Lange starrte ich in den glühenden Hexenkessel hinein, dessen sichtbare Grenze das stechende Mündungsfeuer der englischen Maschinengewehre bildete. Der tausendköpfige Bienenschwarm dieser Geschosse, der sich über uns ergoß, war für das Ohr unhörbar. Es kam mir zum Bewußtsein, daß unser Angriff, den ein halbstündiges Trommelfeuer vorbereitet hatte, durch dieses mächtige Abwehrfeuer schon im Ansatz

zerschlagen war. Zweimal verschlang ein ungeheuerlicher Krach in kurzen Zwischenräumen das Toben. Minen allerschwersten Kalibers zerbarsten. Ganze Schuttfelder flogen in die Luft, wirbelten durcheinander und stürzten mit höllischem Prasseln nieder. Auf eine schreiende Aufforderung Ehlerts schaute ich nach rechts. Er erhob die linke Hand, winkte nach hinten und sprang vor. Ich stand schwerfällig auf und folgte laufend. Meine Füße brannten immer noch wie Feuer, doch hatte der stechende Schmerz nachgelassen.

Ich hatte kaum zwanzig Schritte getan, da blendete mich, als ich aus einem Trichter wieder auftauchte, das brennende Licht eines Schrapnells, das, keine zehn Schritte vor mir, in drei Meter Höhe auseinandersprang. Ich fühlte zwei dumpfe Schläge gegen Brust und Schulter. Automatisch fiel mir das Gewehr aus der Hand, den Kopf nach hinten brach ich zusammen und kollerte in den Trichter zurück. Verschwommen hörte ich noch die Stimme Ehlerts, der im Vorbeilaufen rief: „Den hat's erwischt!" Er sollte den nächsten Tag nicht beenden. Der Vorstoß mißlang, und beim Zurückgehen wurde er mit allen seinen Begleitern getötet. Ein Schuß durch den Hinterkopf setzte dem Leben dieses tapferen Offiziers ein Ende.

Als ich nach einer langen Ohnmacht erwachte, war es ruhiger geworden. Ich versuchte mich aufzurichten, da ich mit dem Kopf nach unten lag, empfand jedoch heftigen Schmerz in der Schulter, den jede Bewegung verstärkte. Der Atem ging kurz und stoßweise, die Lungen konnten nicht genug Luft schaffen. Prellschuß an Lunge und Schulter, dachte ich, indem ich mich der beiden dumpfen, schmerzlosen Schläge entsann, die ich erhalten hatte. Ich warf Sturmgepäck und Koppel und in einem Zustand völliger Gleichgültigkeit auch die Gasmaske fort. Den Stahlhelm behielt ich auf und hängte die Feldflasche an den Taillenhaken des Rockes.

Es gelang mir, aus dem Trichter herauszukommen. Nach etwa fünf Schritten aber, die ich, mühsam kriechend, zurücklegte, blieb ich in einem Nebentrichter regungslos liegen. Eine Stunde darauf versuchte ich zum zweiten Male fortzukriechen, da das Feld schon wieder von leichten Trommelfeuern überschauert wurde. Auch dieser Versuch mißlang. Ich verlor meine mit kostbarem Wasser gefüllte Feldflasche und versank in eine unendliche Erschöpfung, aus der mich nach langer Zeit das Gefühl brennenden Durstes erweckte.

Es begann leise zu regnen. Mit dem Stahlhelm gelang es mir, ein wenig schmutziges Wasser zu sammeln. Ich hatte allen Richtungssinn verloren und konnte mir vom Verlauf der Front keinen deutlichen Begriff machen. Trichter reihte sich hier an Trichter, einer mächtiger als der andere, und vom Boden dieser tiefen Gruben aus konnte man nur Lehmwände und den grauen Himmel sehen. Ein Gewitter zog auf, seine Donnerschläge wurden übertönt vom einsetzenden Lärm eines neuen Trommelfeuers. Ich drückte mich eng an die Trichterwand. Ein Lehmklumpen traf meine Schulter; schwere Splitter fegten über meinen Kopf dahin. Allmählich verlor ich auch den Sinn für die Zeit; ich wußte nicht, ob es Morgen oder Abend war.

Einmal tauchten zwei Leute auf, die in langen Sprüngen über das Feld setzten. Ich rief sie auf deutsch und englisch an; sie verschwanden wie Schatten in dem Nebel,

ohne auf mich zu hören. Endlich kamen drei andere Leute auf mich zu. Ich erkannte in dem einen von ihnen den Unteroffizier, der am Tage zuvor neben mir gelegen hatte. Sie nahmen mich mit zu einer kleinen Hütte, die in der Nähe stand, — vollgestopft mit Verwundeten, die von zwei Sanitätern gepflegt wurden. Ich hatte dreizehn Stunden im Trichter gelegen.

Das gewaltige Feuer der Schlacht arbeitete wie ein riesenhaftes Hammer- und Walzwerk fort. Granate um Granate schlug neben uns ein, häufig das Dach mit Sand und Erde überschüttend. Man verband mich, gab mir eine neue Gasmaske, ein Brot mit grober, roter Marmelade und ein wenig Wasser. Der Sanitäter sorgte für mich wie ein Vater.

Schon begannen die Engländer vorzudringen. Sprungweise näherten sie sich und verschwanden in den Trichtern. Schreie und Zurufe schallten von draußen herein.

Plötzlich stürzte, von den Schuhen bis zum Stahlhelm mit Lehm beschmiert, ein junger Offizier herein. Es war mein Bruder Ernst, der beim Regimentsstab schon den Tag zuvor totgesagt war. Wir begrüßten uns, ein wenig seltsam und gerührt lächelnd. Er blickte sich um und sah mich voll Angst an. Die Tränen traten ihm in die Augen. Wenn wir auch zu dem gleichen Regiment gehörten, so hatte doch dieses Wiedersehen auf dem unermeßlichen Schlachtfelde etwas Wunderbares, Erschütterndes, und die Erinnerung daran blieb mir für immer kostbar und verehrungswürdig. Nach wenigen Minuten verließ er mich und brachte die fünf letzten Leute seiner Kompanie herbei. Ich wurde auf eine Zeltbahn gelegt, durch deren Schnüre man einen jungen Baum steckte, und vom Schlachtfelde getragen.

Je zwei und zwei der Träger lösten sich ab. Der kleine Transport eilte bald nach rechts, bald nach links und wich im Zickzack den massenhaft einschlagenden Granaten aus. Gezwungen, schnelle Deckung zu nehmen, warfen sie mich einige Male ab, so daß ich hart in die Trichter schlug.

Wir langten endlich bei einem mit Beton und Blech verkleideten Unterstande an, der den wunderlichen Namen „Kolumbusei" führte. Man schleppte mich hinunter und legte mich auf eine Holzpritsche. In diesem Raum saßen schweigend zwei mir unbekannte Offiziere und lauschten dem orkanischen Konzert der Artillerie. Der eine war, wie ich später erfuhr, der Leutnant Bartmer, der andere ein Feldhilfsarzt namens Helms. Nie mundete mir ein Trunk besser als das Gemisch von Regenwasser und Rotwein, das er mir einflößte. Wie ein Feuer ergriff mich das Fieber. Ich rang in schwerer Atemnot nach Luft, und gleich einem Alp lastete die Vorstellung auf mir, daß die Betondecke des Unterstandes auf meiner Brust liege, und daß ich sie mit jedem Atemzug emporstemmen müsse.

Der Assistenzarzt Köppen trat atemlos herein. Er war, verfolgt von Granaten, über das Schlachtfeld gelaufen. Er erkannte mich, beugte sich über mich, und ich sah, wie sich sein Gesicht zu einer beruhigend lächelnden Grimasse verzerrte. Ihm folgte mein Bataillonskommandeur, und da er, ein strenger Mann, mir sanft auf die Schulter klopfte, mußte ich lächeln, denn es kam mir der Gedanke, daß nun gleich der Kaiser selbst eintreten und sich nach mir erkundigen werde.

Die vier Männer setzten sich zusammen, tranken aus Feldbechern und flüsterten. Ich merkte, daß sie einen Augenblick von mir sprachen, und vernahm abgerissene Worte wie: „Brüder, Lunge, Verwundung", über deren Zusammenhang ich dann nachdachte. Laut fingen sie an, über den Stand der Schlacht zu reden.

In die tödliche Ermattung, in der ich mich befand, drang jetzt ein Bewußtsein des Glückes ein, das sich mehr und mehr verstärkte, und das sich Wochen hindurch bei mir erhielt. Ich dachte an den Tod, ohne daß der Gedanke mich beunruhigte. Alle meine Verhältnisse schienen mir bis ins Erstaunliche einfach, und mit dem Bewußtsein „du bist in Ordnung" glitt ich in den Schlaf hinüber.

Kilian Koll

Als einer der jüngsten Kriegsfreiwilligen bin ich im Jahre 1915 als Sechzehnjähriger in den Weltkrieg gezogen, nachdem ich durch ein Notexamen zweieinhalb Schuljahre übersprang. Drei Verwundungen und ein für immer fast ertaubtes Gehör waren die gern gegebene Spende jener Zeit. Ich bin der Sohn eines Westdeutschen und einer Schlesierin. Das ostdeutsche Blut regte sich zum erstenmal, als ich Anfang Januar 1919 mit wenigen Kameraden in der Provinz Posen gegen die Polen kämpfte. Doch habe ich dann mein Glück über lange Jahre und Reisejahre im deutschen und im ausländischen Westen vergeblich gesucht. Bis ich auf einer Motorradfahrt fast durch Zufall nach Ostpreußen geriet. Und hier erlebte ich buchstäblich in der ersten Stunde so etwas wie einen Weckruf. Mag im Westen ein gutes Leben sein: im Osten aber, da ist Leben und Kampf, und die Aufgaben wachsen jedem von selber zu. Dort bin ich geblieben. Ich lebe mit Frau und Kind in einem winzigen Siedlerhäuschen am Ufer eines riesengroßen Masurensees. Im Osten fand ich den Zugang zur Wehrmacht wieder, der mir wegen meines schadhaften Gehörs paragraphenmäßig versperrt war. Im Osten hab ich das Segelfliegen gelernt, eines der köstlichsten Geschenke meines vom Glück begünstigten Daseins; und das Segelfliegen führte mich, als ob es keine Widerstände mehr zu überwinden gäbe, in die Luftwaffe. Fliegend im Osten kämpfte ich für meine Wahlheimat.
Nun ist sie frei. Damit sie frei b l e i b t, stehe ich jetzt im Westen als Hauptmann eines Kampfgeschwaders, über dessen dritte Staffel einst, wenn mein Glück mich nicht im Stich läßt, etwas zu erzählen sein wird.

Zum Ruhm unseres Feldherrn

In Polen bewegten sich unsere ersten Feindflüge in der Meilenhöhe der siebentausend Meter. Zwischen den Traumgebilden blendender Wolken purzelten unsere Bomben, erst allmählich die Nase hinabnehmend, auf ein Ziel herab, das beziehungslos winzig in der Tiefe lag. Drunten ging das schwarze Wabern und brandrote Lodern erst los, wenn wir schon fast außer Sicht geraten waren. Von diesen Vernichtungsflügen kehrten alle Maschinen unversehrt wieder heim, ohne vom polnischen Gegner oder auch nur von seinem Vorhandensein etwas bemerkt zu haben. Später aber zwang uns der niedrige Wolkensaum, vom Start bis zum Ziel und zurück niedrig über den Boden zu fliegen, oft anderthalbtausend Kilometer weit; und diese erhabenen Tage des Fliegertums überragen an Wildheit des Erlebens jede kriegerische Erinnerung selbst für den Kämpfer des Weltkriegs.
Wir Soldaten von einst, die im Opfergang jener Jahre von Anfang bis Ende mitmarschiert sind und mit dem Leben vieler Freunde und mit dem eigenen Blut reichlich gezollt haben: wir vermochten den unermeßlichen Abstand zu überblicken, der zwischen

dem Stellungskriege vor einem Vierteljahrhundert und dem polnischen Siegesstürmen klaffte. Was taten wir damals, jahrein, jahraus? Um eine Anhöhe wiederzugewinnen, die der Feind gestern eroberte und die er uns morgen wieder abnahm, sanken Regimenter in den vollständigen Untergang.
Wie ein Sieg aussieht und wie ihn der planende Feldherr erkämpft, bevor eine Waffe sich hebt — das sahen wir jetzt in Polen bei diesen Tiefangriffen, wenn wir Stunde um Stunde dahinrasten, so niedrigen Fluges, daß wir jedes Rebhuhn erblicken konnten, welches sich mit seinen Küchlein vor dem daherlärmenden Flügelwesen unter Busch oder Stroh flüchtete. Unser Himmelsweg unter der bläulichen Wolkendämmerung führte vom Strand der Ostsee Tag um Tag zuerst quer über das Ostpreußenland und über die herzroten Dächer seiner Dörfer, auf allen Feldern winkten Bauernfrauen und kartoffelgrabende Hitler-Jugend. Noch einmal drang der Sinn dieses Völkerkampfes anfeuernd in unser innerstes Herz, während wir über die bleiern gleißenden Seen und die Riesenwälder Masurens hinwegsprangen. Dann schied ein sandiger Grenzgraben die deutsche Herrlichkeit von der polnischen Öde; vor unserer gläsernen Aussichtskanzel öffnete sich ein graues Land, gestaltlos und wenig bebaut. Nichts in ihm gehörte zueinander, es zeigte uns die eingesunkenen Strohdächer seiner Unordnung und Bettelarmut. Es war ein Land, das uns auf tausend Kilometer des Hin- und des Heimfluges nicht ein der Ewigkeit würdiges Bauwerk vorwies. Aber diese gleiche Nation da unten, die ihre eigenen Angelegenheiten so überdeutlich sichtbar in Unfähigkeit verkommen ließ, sie forderte unser ostpreußisches Schmuckkästchen und das ganze Ostdeutschland! Niemals vergaß ich über diesem Hinabspähen: Wir waren in keiner Weise der Angreifer; aber wir erlaubten uns, die unausgesetzten polnischen Herausforderungen anzunehmen just in einem Augenblick, der uns paßte!
Nun eilte der Krieg mit schnellen Prankenschlägen über Polen, um die Trümmer bombardierter Bahnhöfe zeichnete sich ein blakender Feuerkreis, aus dem nur noch die stehengebliebenen Kamine herausragten.
Auf den zum Gegner führenden Straßen Polens rollten unabsehbare Nachschubkolonnen, motorisierte Truppen aller Gattungen. Alsbald blinkte dicht unter uns aus Gebüschen der Abschuß einzelner Geschütze, dann marschierte da ein vereinzeltes Bataillon, dessen Spitze entfaltet kämpfte; Feldwege sichernd, winkten Reiter munter zu uns hinauf. Es öffnete sich eine Lücke in dieser atemschnell überflogenen Angriffsschlacht, die Leuchtspurgarben polnischer Maschinengewehre umwehten uns wie ein Hagelwetter; und schon flogen wir an der endlosen Rückzugsstraße einer unentwirrbar durcheinandergeworfenen Armee entlang: Trüppchen von Infanterie, eingekeilt zwischen Troß und Geschütz und Reiter, eine vielfache Übermacht, die noch vor wenigen Tagen gegliedert dagestanden hatte. Jetzt war sie von der eiskalten Mathematik eines Feldherrngedankens zerschlagen worden in Trümmer, die sich nur noch brauchbar erwiesen zu einem willenlosen Rückzug und dazu, sich mit unzählbaren Waffen gegen den einherdröhnenden Tiefangriff deutscher Bomber in verzweifelter Tapferkeit zu wehren.
Zur Kühnheit und Größe dieser Umfassungsschlachten gehörte auch wohl jene Hand-

voll deutscher Panzer, denen wir dann irgendwo in der polnischen Einsamkeit flügelwinkend begegneten, als sie tief in Flanke und Rücken des Gegners selbstvergessen vordrangen.

Hinterm Fliegergewehr kauernd, blickte ich mehrfach auf die Umfassungsstöße zahlenmäßig derart kleiner Truppen herab, daß wir uns alle einig waren: Wenn das da unten schief geht, dann aber auch gleich gründlich! Diese über dem Polenkrieg niedrig dahinjagende Bombenkanzel wurde etwas wie eine fliegende Kriegsschule, in der „an Hand der Ereignisse selbst“ gelehrt wurde und auch gleich bewiesen wurde: daß der Gott des Krieges den Kühnsten belohnt. Denn wo sind die Millionen Männer der polnischen Armee geblieben; wo ihre vielen hundert modernen Panzerwagen; wo blieben die anderthalbtausend Flugzeuge ihrer Luftwaffe, unter denen sich neben veraltetem Gerät auch das Neueste vom Neuen befand?

Der Polenkrieg soll nicht in die Geschichte eingehen als die rohe Zerschmetterung eines kleinen, dürftig ausgestatteten Heeres durch eine moderne Riesenarmee! So standen die Dinge nicht. Unser Material war besser; aber der Kämpfer unserer Umfassungsschlachten schlug sich überall gegen eine atemraubende Übermacht.

So sieht es aus, wenn ein Feldherr nach den Sternen greift, um des Sieges willen getrost den Untergang ganzer Divisionen wagend! Aber siehe da, sie gehen nicht zugrunde, der kühne Wille vollendet seine Absichten. So etwas mitkämpfend und mit heiß jubelndem Herzen erlebt zu haben, lohnt schon ein ganzes Soldatenleben: vollends für den Soldaten der Weltkriegsjahre, der einst trüben Blicks auf die schmutzigen Banner jener Niederlage starrte.

Ob wir, geflügelte Spitzenreiter der deutschen Macht, jetzt von Ostpreußen bis ins ferne Südostpolen geflogen sind, um dort unsere Fracht abzuladen; einer war schneller als wir, etwas flog uns immer noch weit voraus: der planende Wille des Feldherrn. Man vergesse nicht, daß die Polen auf Grund ihrer Zahl und ihrer Ausrüstung mit ein wenig Feldherrnkunst durchaus eine Kriegsidee hätten verwirklichen können: Standhalten um jeden Preis gegen Pommern und Schlesien und angreifen gegen Ostpreußen! Falls sie einen solchen Versuch unternommen haben, so nahm unser Feldherr ihnen am ersten Tag die Entscheidung aus den Händen.

Da es sich nun um zwei Kriege handelt, die wir schlagen, um den polnischen und um den englisch-jüdischen, und da der eine schon hinter uns liegt, so gehen wir in den nächsten mit der Gewißheit des vorigen hinein. Kämpften in Polen die Völker auf der Erde und in der Luft, so ist der kommende ein Krieg der Gedanken, welcher nach unserer unbedingten Überzeugung und Zuversicht im wesentlichen schon entschieden ist: nur noch auf Erden, im Wasser und in der Luft muß er mit Blut und Bomben zu Ende gepaukt werden. Dies zu vollbringen, schicken wir uns an. Noch immer in der Geschichte haben die jungen Gedanken über greisenhafte gesiegt, jetzt kämpfen die glühenden Kräfte des völkischen Sozialismus gegen die abgelebten Machenschaften des internationalen Händlergeistes. Nach einer zwanzigjährigen Atempause, die wir zu einer gründlichen Erneuerung unseres Volkstums ausnutzten, während unsere Gegner auf dem Rachegedanken von damals verharrten, nehmen wir den Krieg wieder auf:

weil ausweglos nur über die kommenden Schlachten hinweg die Gasse in Großdeutschlands Freiheit führt.
Dasselbe Gehirn, das uns den Sieg in Polen ersann, denkt nun für uns im Westen und vermutlich mit der gleichen eiskalten Mathematik. Wir kennen seine Pläne nicht; aber wir haben die bündige Absicht, sie mit der gleichen Genauigkeit zu vollstrecken wie eben in Polen. Und indem wir uns auch zu den gleichen Opfern bereit erklären, die einst der Weltkrieg brachte, setzen wir dem Genius des Deutschtums keine obere Grenze dessen, was er uns zumuten kann. Völker, die ihre Freiheit erwerben, vertragen viel; und was nützt uns ein schäbiger, zerbrechlicher Friede, den unsere Söhne bald wieder ins Endlose ausfechten müßten? Schicken wir uns also selber mit ruhigem Herzen an, dauerhafte Zustände mit der Waffe zu erkämpfen. Wir sind und bleiben ein Soldatenvolk; und wenn der große unbekannte Held des Weltkrieges sieglos für die Ehre starb, so weiß unsere heutige Wehrmacht längst um das Glück, sich unter Meisters Befehl willig für die Entscheidung von fünf kommenden Jahrhunderten zu opfern.

Die Gruppe

Vierzehn Tage bevor wir ins Feld rückten, kam aus dem Lazarett ein junger Mensch zu uns, an den ich mich sofort innig anschloß; auch er war kriegsfreiwillig, nur zwei Jahre älter als ich und sogar schon im Felde gewesen. Bauchschuß und Eisernes Kreuz. Er kannte den Rummel nach jeder Richtung, ließ mich seine Stiefel putzen und ergaunerte für uns beide die fettesten Happen. Wir waren fixe Kerle, schneller und gewandter als die schwerfälligen Soldaten rund um uns herum, diese alten Reservisten und Landwehrleute. Bald darauf erfolgte unsere Einkleidung bei einem Sergeanten, der seinerzeit meine Kameraden ausgebildet hatte — was uns wieder einen Anlaß bot, uns ein saftiges Extrawürstchen zu braten: als der ganze Rekrutentransport fertig dastand, stellte sich heraus, daß die beiden Freiwilligen viel besser eingekleidet waren als alle anderen! Damals gerade, im Sommer 1915, erschöpften sich die riesigen Friedensvorräte des Heeres, man hatte mit einer so langen Kriegsdauer nicht gerechnet und sich erst spät und überhastet entschlossen, für Ersatz zu sorgen. So bestanden die Uniformen aus jämmerlichem Tuch, im Schnitt so viel wie irgend möglich gespart. Wir beide jedoch hatten gebrauchte, aber desto gediegenere Sachen erwischt. Die anderen ließen uns ihren Unmut spüren, daß wir jungen Hunde uns wieder einmal die Rosinen herausgepickt hatten, harte Worte über unsere Unkameradschaftlichkeit wurden uns ins Gesicht gesagt. Aber wie wir uns mit diesen alten Leuten zu stellen wußten, darauf kam es uns wenig an, da wir, wie mein Freund glaubte, im Felde doch auf ein ganzes Regiment verteilt würden. Doch wundere ich mich noch heute, daß der angehäufte Zorn gegen uns sich nicht in Prügeleien äußerte, die gewiß nicht aus Furcht vor unseren vereinigten Muskelkräften unterblieben. Das einfache Volk versteht, weit härter zu strafen — durch Verfehmung, wie sich bald zeigen sollte!

Wir wurden in den Osten transportiert. Der Sommer erfüllte mit Hitze und Sonnengewalt die ganze Erde; wir beiden blutjungen Freiwilligen turnten, was auch verboten war, während der ersten Tage übermütig auf den Planwagen unseres Eisenbahnzuges herum, herrlich vom Wind der Fahrt gekühlt, die durch ein einziges Winken und Tücherwehen quer durch Deutschland führte. Doch am zweiten Nachmittag widerfuhr uns ein Mißgeschick, mein Freund tat von Wagen zu Wagen einen seiner herausfordernd kühnen Sprünge, kam auch glücklich drüben an, um stöhnend zusammenzubrechen und sich den Leib zu halten. Entsetzt schnellte ich mich zu ihm hinüber. Seine Kriegswunde war aufgebrochen. In Liegnitz wurde gehalten, Sanitäter trugen den Wimmernden auf einer Bahre davon, sein Gepäck, sein Gewehr — und ich habe nie wieder etwas von ihm gehört.

Jetzt, nachdem ich meines mächtigen Beschützers beraubt war, ging die Gruppe, zu der ich gehörte und in deren Viehwagen ich mich eigentlich hätte aufhalten müssen, sachte zum Angriff über. Als ich bei der Weiterfahrt meinen schönen gediegenen Mantel als Sitzunterlage herrichten wollte, war er weg, und statt seiner war mir heimlich ein elendes Fetzchen auf den Tornister geschnallt worden, schlechtes Tuch, viel zu klein und schon an allen möglichen Stellen zerrissen. Die Alten straften mich mit vollendeter Nichtachtung, gleichmütig verteilten sie ihre eigenen Zigaretten, Liebesgaben und auch die Rationen untereinander, ohne mich im mindesten zu bedenken. Schnürschuhe, bei denen sich die Kappe von der Sohle gelöst hatte, wurden mir als nächstes ausgetauscht. Wenn ich schlief oder einen Augenblick wegsah, so verschwand irgendeines meiner ordentlichen Stücke und ein schadhaftes lag dafür da; ich wurde der verspottete Lumpensammler des ganzen Transports. Auch einen Helm, dessen Spitze abgebrochen war, tauschte ich ein. Allein ich fühlte wohl, daß ich mir solches durch mein eigenes Benehmen zugezogen hatte, und schwieg kleinlaut und hilflos zu allem Schabernack, den man mir gründlich antat.

Die Reise ging durch das südliche Ostpreußen, vorbei an den tausend Seen Masurens, das Land lag grün blühend. Und dieses selbe Land verwandelte sich plötzlich in sandige Öde, wie mit dem Messer abgeschnitten hier Wiese und drüben gelber Staub — und wir waren in Feindesland. Gleich hinter der Grenze erreichte die neu gebaute Bahn ihr Ende, wir packten unsere Siebensachen zusammen und traten den Marsch zur Front an, der zwei Tage dauern sollte.

Nach zwei Marschtagen hörten wir auch Geschützdonner, tippelten unermüdlich drauflos, langsam kam er näher, schließlich aber mußten wir in tiefer Nacht und auf freiem Felde biwakieren. Der Rest der Verpflegung langte allenfalls zu einer Magentäuschung; zu trinken gab es gar nichts. Freigebig verteilte jeder, was er noch an Liebesgaben besaß, an Schokolade, Rauchzeug — ich hingegen wurde, kläglicher erschöpft als die anderen, einigermaßen grausam übergangen.

Derweilen saß der bejahrte Feldwebel, der unsere Kompanie führte, seelenruhig unter seinem Zelt und empfing die mißtrauischen Abordnungen der Gruppenführer mit dem tröstlichen Bescheid, bis längstens auf morgen mittag müßten wir uns das Essen eben verkneifen, das sei noch gar nichts, und wir würden uns noch wundern. Am anderen

Morgen waren wir Hungrigen zeitig hoch und marschierten in das Dämmern hinein, bald in der Nähe scharf feuernder Batterien und in rätselhaftem Selbstvertrauen immer weiter die Straße. Da rannte plötzlich ein schreiender und winkender Soldat uns im Straßengraben entgegen, unser Feldwebel fuhr hoch — und im Umsehen verschwand der ganze Transport bis an die Helmspitzen im Straßengraben; wir befanden uns keine zweihundert Meter von den russischen Maschinengewehren entfernt, deren Besatzung offenbar den billigen Happen verschlafen oder uns aus sonst einem menschlichen Gefühl her verschont hatte; dafür raffte sie sich jetzt um so dreister auf, mit gellendem Knall strichen ihre Kugeln über unsere tiefgeduckten Köpfe. Hinter einem Wäldchen fanden wir uns vollzählig wieder zusammen, ohne Verluste erlitten zu haben; aber meine Feuertaufe hatte ich mir etwas anders vorgestellt.
Es zeigte sich nun, daß wir seit anderthalb Tagen auf einer aber auch ganz verkehrten Straße marschiert waren und noch gut einen Tag laufen konnten, nordwärts quer über die Felder, bis wir waren, wo man uns schon seit gestern erwartete. Die wenigen, weit verstreuten Truppen, denen wir begegneten, weigerten sich, uns von ihrer ohnehin knappen Verpflegung abzugeben. Trübselig trotteten wir, die Sonne im Nacken, nach den Weisungen eines merkwürdigen Führerrates dahin, unser Feldwebel hatte ein klein wenig von seinem Selbstvertrauen und eine Menge von seiner militärischen Autorität eingebüßt, einige ältere Unteroffiziere versuchten mit ihm, die Karte zu enträtseln und mit dem Kompaß den kürzesten Weg zu finden. Es ging kreuz und quer. Schließlich gerieten wir an einen ziemlich großen, von riesig hohen Bäumen umstandenen Teich, den ein schlammiges, ungenießbares Wasser füllte, doch prächtig geeignet, zu rasten und darin die Glieder zu kühlen.
Meine älteren Kameraden hatten mir mein Betragen durchaus noch nicht vergessen, und als sich jetzt der Anlaß zu einem unangenehmen Auftrag bot, fiel die allgemeine Wahl auf mich. Am entferntesten Hügelrande, mindestens vierzig Minuten durch Sand zu waten, erschienen Fahrzeuge, die zu einem Truppenteil gehören mußten; der Feldwebel und die Unteroffiziere wollten nun wissen, wo wir uns ungefähr in der Weltgeschichte herumtrieben. Der Gewaltige ließ mich aus dem Teich holen; auf einem Stein sitzend, seine unrasierten nackten Kriegsgötter um sich, fragte er mich eine Weile mit gönnerhaftem Hohne aus. Wie alt ich sei? Sechzehn Jahre, ist die Möglichkeit?! Was solche Muttersöhnchen eigentlich im Kriege wollten? Mit puterrotem Gesicht stand ich stramm und wußte keine Antwort. Zog mich an und stapfte alsbald, die einzige vorhandene Generalstabskarte in der Rocktasche, müde und schwitzend durch die versengte Öde, wo nach einer unendlichen Zeit eine deutsche Batterie auftauchte, die dort mit ihren Fahrzeugen rastete. Das erste, was ich genau erkannte, war der qualmende Schornstein einer Feldküche. Dort fing mich ein alter bärtiger Unteroffizier ab. Ich meldete ihm meinen Auftrag. „Unsere Häern Offiziere", nöhlte sein singendes Sächsisch, „sind leeder Gotts ebn krade zum Befählsempfang weckeritten, aber ungefähr Bescheid wiss'n mir ooch."
Ich hatte den Hunger von zwei Tagen leidlich ertragen, aber jetzt, dicht vor der duftenden Feldküche, wurde mir flau. Sofort machte der Alte gemütsruhig den Deckel

auf und füllte mir sein eignes Kochgeschirr halbvoll mit einem Futter, wie es im Märchen vorkommt: es war reines Gulasch aus Schweinefleisch, dazwischen trieben sich grüne Bohnen und ein paar zerkochte polnische Kartoffeln herum, deren dünne Schale man nicht erst abgepellt hatte. Einige Artilleristen gesetzten Alters kamen herbei und sahen würdig zu, wie ich die Mahlzeit in mich hineinschlang. Es war eine gemütvolle Truppe, die sich des langen und breiten das bisherige Mißgeschick unseres Transportes erzählen ließ. Währenddem schleckte ich das Kochgeschirr leer und bekam es noch einmal gefüllt, soviel ich nur haben wollte. Die guten Sachsen waren am gestrigen Abend abgelöst worden, nachdem sie in den vergangenen Wochen bei der unaufhaltsam vorschreitenden Offensive manche Verluste erlitten hatten, und da sie die Verpflegung für ihre gefallenen und verwundeten Kameraden noch besaßen, so litten sie wahrhaftig keine Not. Wohlwollend hockten sie, ihre Piepen schmauchend, im Schatten eines Gehölzes um mich herum. Ob sie nicht, nahm ich mir ein Herz, unseren ganzen verhungerten Transport verpflegen möchten? — „Nu ja, nu nää — zweehundert Mann, das ging nadierlich nich — so fünf oder sechse, des genndn mir schon mach'n." Und hier, in der polnischen Öde, brachten die fremden Kameraden mir die Anfangsgründe des Soldatentums bei. Bei der Infanterie, nichwah, da gab's doch zuerst eine ‚Kumbanie' — aber däs is auch zuviel, darum brauchte man sich nicht zu kümmern. Ja freilich, und dann gab's einen ‚Zuch', aber däs ist immer noch zuviel. „Sorgen, weeßte, richdich sorchen gann unserääner nurr fier seine Gorboralschaft, mit där hält er zesamm, mit där geht er durch dick und dinne."

Am Ende trottete ich, nudelsatt und schwer behängt mit zwei randvollen Kochgeschirren, fröhlich meinen glühenden Sandweg wieder zurück. Die Sachsen hatten mir eingeschärft, daß ich mich damit keinesfalls vor allen anderen blicken lassen möge, das gäbe nur unnötig Streit, vielmehr sollte ich die Kochgeschirre in dem hügelreichen Gelände dicht vor unserem Teich verstecken und meine „Gorboralschaft" ungesehen dorthin führen.

Mit leeren Händen, nur meine Karte vorweisend, fand ich mich wieder bei dem Feldwebel ein, der sich sofort mit sämtlichen Führerköpfen des Transports darüber hermachte. Die Kameraden meiner Gruppe, acht Mann, nahmen von meiner Wiederkehr keinerlei überschwängliche Kenntnis. Ich setzte mich unter sie und sagte ihnen flüsternd Bescheid. Sie begriffen sofort. Ihre Augen fingen an, verschlagen zu glimmen; sie erhoben sich träge, bummelten zum Teich, verstreuten sich unauffällig in mehrere Richtungen — und wir alle sammelten uns hinter der Geländewelle, wo die beiden Kochgeschirre unter einem Busch abgesetzt standen. Sie teilten genau, es war nicht viel für acht Mann, aber viel mehr als nichts. Und währenddem sicherte ich zum Teich hinüber, daß wir nicht entdeckt wurden. Sie schmatzten und riefen mir halblaute Worte ihrer Anerkennung zu. Waren wir unkameradschaftlich, weil wir die anderen hungern ließen? Ich glaube nicht. Die Sachsen hätten mehr als zwei Geschirre nicht herausgerückt, man kann damit keine zweihundert Mann sättigen, es käme kein halber Löffel auf den einzelnen. Aber meine Gruppe hungerte nicht mehr, und mehr konnte ich nicht tun.

Später, als wir uns wieder viele Stunden durch den endlosen Sand schleppten, nahm einer mir wortlos das schwere Gewehr ab. Das war ein Zeichen; sie erkannten mich an, ich gehörte zu ihnen. Unsere Gruppe trat dann, nachdem wir glücklich beim Regiment anlangten, geschlossen zur selben Kompanie und stellte eine Zeitlang in den Russenkämpfen ihre stumm beschworene Kameradschaft auf die Todesprobe; einer nach dem andern fiel oder wurde verwundet, und schließlich traten neue, fremde Gesichter an die Stelle der verlorenen.

Eduard Lachmann

Ich stamme von ostmärkischen Eltern ab. Meine Mutter ist im Waldviertel geboren und mein Vater in Mähren. Der Zug meiner Familie nach dem Westen des Reiches ließ mich in Dresden im Jahre 1891 zur Welt kommen. Da mein Vater schon im Jahre 1899 starb, zog meine Mutter mit ihren Kindern nach Bad Nauheim im Hessischen, wo der kranke Vater vergeblich Heilung von seinem Herzleiden gesucht hatte. So wuchs ich dort auf und ging durch die Schulen und die Hochschule und war Referendar, als ich im August 1914 mich als Kriegsfreiwilliger bei den Hessischen Leibdragonern meldete und mit diesen in den Krieg zog. Ich machte bei dem Regiment die großen Reiterzeiten im Osten mit und kam im letzten Kriegsjahr zur Infanterie nach dem Westen. Nach dem Kriege wurde ich Rechtsanwalt in einer süddeutschen Stadt. Aus Neigung widmete ich mich neben dem Beruf dem Studium der germanischen Philologie. Ich blieb der Reiterwaffe treu und rückte am 28. August 1939 als Rittmeister mit einer Aufklärungsabteilung ins Feld. An erzählenden Arbeiten von mir sind erschienen: „Vier Jahre — Frontbericht eines Reiters", 1924; „Der Schimmel des Kriegsfreiwilligen", 1939. Ferner „Nachhallender Schritt", drei Erzählungen, Verlag Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde, 1932; „Der Blutbaum", Erzählung, Verlag Langen-Müller, 1936; „Ein Mann, der nichts schuldig blieb", Erzählung, Verlag Paul List, 1939. — Meine wissenschaftlichen Veröffentlichungen sind: „Die ersten Bücher Stefan Georges", Verlag Georg Bondi, Berlin, 1933; „Hölderlins Hymnen, eine metrische Untersuchung", Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M., 1937, „Die Versform in Wolframs Parzifal und die Aufgaben des Übersetzers", Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M., 1938. — Herausgegeben wurden von mir: „Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch", Insel-Verlag, 1934, und „Hölderlins Hymnen", Verlag Vittorio Klostermann, 1937.

Das Jahr vierzehn geht zu Ende

Wieder einmal läuft die Bewegung sich fest. Nach einem vorschnellen Sprung über den neuen Fluß graben sich die Reiter ein in dem steinigen Uferrand und sehen Tag für Tag über dem Tal der Swienta hinter waldigen Uferhöhen die Sonne aufsteigen, im Wasser aufglänzen und am Abend Schatten auf die Hänge werfen. Sie pirschen hinüber, wo der unsichtbare Feind sie bergan klettern läßt und ein wenig weiter, um dann aus dem Hinterhalt zu stoßen und den Rückweg durch die Furt abzuschneiden. So gehen Wochen ins Land. Es ist immer das gleiche. Schaute man zu Pferde vom Hügel oder, im Graben festgehalten, von der Böschung nach Osten, so lockten und höhnten zugleich Wälderstirnen im Dunst der Ferne. Kommt nun Erfüllung des Wartens und Ausschauens, dämmern wieder Wälder im Nebel und Ungewissen. Und wie es im Kriegerischen ist, ein Weiterdringen ins Endlose, wie

der Feind nachgibt nach größerem und kleinerem Widerstand, so umrahmen nach dreißig Kilometern den Blick aufs neue Wald und Hügel, wandernde Erde, unbesiegliches Land.

Und unbewegt erduldet es den Tritt der Tausende von Mann und Roß, die Räder der Geschütze, ihre Schläge, ihre Stöße und Furchungen, das Gewühl des Zusammenstoßes und das tiefe Aufreißen, wenn sich die Menschen anders nicht als in seinem Schoß bewahren können. Über sechs Monate geht das schon so. Die Baumgärten um die Gutshöfe liegen still da in der trägen Ruhe, die das Geheimnis der Fruchtwerdung umgibt. Aber auf einmal ist die Luft klar wie nie zuvor, der Himmel von seltenem Blau, ein Frösteln ist, ein kühler Hauch spürbar mitten in der sommerlichen Wärme, der erste Anruf des Herbstes. In der Nacht klopfen die schweren Äpfel auf dem Grasboden auf, und in der Frühe liegen sie da und sind süße Morgenspeise.

Der Halbbogen des Jahres hat sich zu Ende gewölbt. Kunde kommt von dem Fall der Festungen im Süden, aus den Gräben steigen die Reiter, aufgereiht stehen die Schwadronen im Feld, Wind knattert in den Wimpeln. Eine Bresche verschluckt die Reiter, und nach einer endlosen Nacht sind sie schon im Rücken des Feindes, der schwerfällig seine Plätze läßt und sich zusammenrollt wie ein Igel, rückwärtskriechend mit nach allen Seiten gesträubten Stacheln. Die Reiter queren inzwischen seine Zufahrtstraßen und Bahnlinien, sprengen die Geleise, fallen in Speicher und Sammelstätten ein und stiften Verwirrung und Schrecken im Hinterland. Neue Karten werden ausgegeben, Namen tauchen auf, Minsk, Molodetschno und das strahlende: Beresina. Den Vorsprung der Überraschung nutzen die Reiter wohl, aber sie verstreuen sich bald im ungemessenen Raum, und an der dritten Bahnlinie, an der ohne Unterlaß Verstärkungen eintreffen auf keuchenden Zügen, halten nur ein paar Fähnlein noch zusammen. Der Kampf wird doppelköpfig. Zurück.

Hart klebt der frische Feind an den Fersen, in schwer errungenen Pausen hauen die Reiter ab. In der neuen Stirnseite stoßen sie auf den Vortrab der überflügelten Armee, unversehens gerinnen die ersten Tropfen aus dem Waldrand zur schimmernden Schnur, Schimmelschwadronen der Garde. Und es kommt zur Attacke, zum Vorprall Gurt an Gurt. Das schafft Luft, und das Fähnlein verdrückt sich rasch. Über dem Winkel im Sumpf spannt sich am Sichtrand die große Straße. Dort ist den Tag hindurch zuckende schwarze Bewegung unter türmenden Staubwolken. Das geschlagene Heer sucht seinen unerreichbaren Hintergrund auf. Wie ein Wunder ist der Weg frei durch ein Schlupfloch, und in einer Nacht ziehen die Reiter in eine von Sturm und Regen gestriemte Stadt ein, die von Truppen birst. In allen Häusern ist Licht. Lärm ist und Rufen. Platz den Geschützen! Rechts ran! Die Eingliederung in die Kampffront vollzieht sich unter dem Zorn des Himmels.

Sammlung tritt ein, die Truppen ordnen sich, eine Kette spannt sich vom Meer bis zu den Bergen im Süden. Zum ersten Male haben die Reiter Fühlung nach rechts und links und spüren die Gemeinsamkeit im großen Verband.

Herbsttage leuchten im Umkreis kleiner Seen. Flüchtige Gräben werden an ihren Ufern aufgeworfen. Im Winde ist die Wasserfläche scharfgezackt. Das Schilf knarrt

trocken. Es ist schon gelb. Ein Zusammenhang ist unverkennbar zwischen der Lage und dem Heimgang des Jahres, ein Abschnitt ist erreicht.

Man hat Kühe zusammengetrieben in den Wäldern und ist ins Quartier zurückgekehrt. Der Dienst ist getan. Hinter der Scheune steht in der Wiese eine niedrige Birke auf fahlgrünem Hügel, unsichtbare Sonne überstreut das Land mit fröstelndem Glanz. Auf dem Boden zeichnen die gelben Blätter einen Kranz auf, wenige hängen noch an den Gerten, ohne Stoß flattern sie zur Erde. Und wie wenn die Klarheit dieses Nachmittags, in der die Landschaft weiträumig und hüllenlos daliegt, die Seele durchhellte, treten die Gedanken ungerufen zusammen.

Das ist es also. Dieses Wandern von Ort zu Ort. Dieses Stoßen durch Raum und Zeit ohne festen Boden und ohne Grenze. Die Ruhe des Augenblicks ein durchschauter Trug. Wie lange wird es weiter führen und wohin? Wir stehen im unerbittlichen Anfang, soviel ist gewiß.

Die Finger haben das Zugreifen und das Packen gelernt. Sie stehen anders zueinander als vorher. Die Zügel schneiden nicht mehr in die Hand, die Schwielen angesetzt hat. Die Schenkel sind ledern geworden und haben sich leicht gebogen, sie zwingen das Pferd und halten im Anprall den Körper im Sattel. Die Augen haben es erprobt, Visier, Kimme, Korn, der Arm weiß es, Stich vorwärts, Stich seitwärts. Und das alles gehört dazu: der süßliche Brand- und Pulvergeruch, der Geschmack von Blut und Schweiß, die kalte Erregung der Stunde, wenn das Schicksal hinausgestellt wird. Die Vielfalt des Todes rührt nicht mehr an, wie er Schritt um Schritt um einen ist. Der zerfetzte Leib, aus dem das heiße Eisen starrt, die verkrampfte Hand im Grasbüschel, das schwarze Antlitz des Hingestreckten, wie gefällte Bäume im Wald liegen sie da, es ist das Eingehen in die größere Natur, die grünt, blüht und welkt ringsum, der man sich verschwistert enger von Tag zu Tag.

Zäh hing man an diesem Leben. Nie war Hoffnung und Wille, herauszukommen, stärker als in den bedrängtesten Minuten. Je und je kam Bangigkeit auf, wenn es doch vorüber wäre, wenn doch morgen wäre. Immer aber erheben sich über der fremden Landschaft Berge im sanften, wohlbekannten Umriß, Fichtenwälder blicken traurig, und Täler, o Täler, falten sich schutzlos daneben. Und Städte, Türme und Dächer, o Dach, winken, und die unendliche Schar der Frauen, Mütter und Kinder, hat *ein* Auge voll Vertrauen. Über das zuckende Antlitz spannen sich Entschlossenheit und Gleichmut und decken das Chaos zu in der Brust. Es bleibt das Gefühl von Schicksal, das dumpf lastet und unerlöst. Die zertrümmerte Welt hat sich noch nicht neu zusammengefügt, ringsum starrt sie in Bergen, Schluchten, Wasser und Wind verquer und verzerrt. Das Warum, das Wann, das Wohin, das Wielange, das Wo stehst du?, Wo ist dein Grund? — eine klare Antwort findet sich nicht. Da war der Sommerabend, an dem dem vorgeschickten Horchposten von der anderen Seite aus dem Graben ein Lied entgegengeklungen war, fremd und voll Trauer, fast hätte er die endlose Weise mitgesummt, anstatt auf die Bewegung zu achten rechts in den Russeln und dort hinterm Strauch. Da war im Klee bei den Pferden eine Stunde, in der der Himmel in seliger Bläue sich ausspannte und der Fluß sich auf-

schwang silberglänzend ins lichte Gewölk, daß man mit den Wolken flog über alle Gräben und Grenzen hinweg. Da war so vieles sonst — keine Sicherheit war, kein Bewußtsein, es war noch immer das Getriebensein ohne Ziel, ohne Ende, das nur wie ein Blitz aus der dunkelhängenden Wolke fallen konnte. Das war es, das Hocken unter der Wolke in der Erwartung des Blitzes von ungefähr.
Der Abend überrascht. Nebel steigen auf aus dem feuchten Grund. Feuer leuchten bei den Hütten. Lärm dringt heran. Die Männer brotzeln das Essen in den Pfannen über dem Holzfeuer, sitzen zusammen, strecken die Füße an die Flammen. Befehl kommt, auf Wache.

Besuch in Flandern 1938

Sie nehmen auf dem Marktplatz von Ypern einen Wagen und fahren allein nach Langemarck. Der Weg geht nach Nordosten, es ist nicht weit. An einer Wegecke schaut zwischen Bäumen ein Denkmal hervor, ein haushoher Pfeiler aus Stein, aus dem Brust und behelmtes Haupt eines Kanadiers hervorwachsen. Sein Blick ist der Erde zugewandt, unter der hier Tausende seiner Kameraden ruhen.
Auch Langemarck ist wieder aufgebaut, das versteht sich, wie die anderen Dörfer, weithin leuchtet der Name auf einem großen blauen Schild und weist Durchfahrenden die Richtung. So lesen ihn jetzt die zwei Brüder, weiße Buchstaben auf blauem Grund, hier herrscht Ordnung, für alles ist vorgesorgt, friedliches, rechtschaffenes Dasein breitet sich aus.
Wenige hundert Meter nach dem Ausgang des Dorfes hält der Wagen mitten auf der Straße. Wenn nicht links am Wege zwei Männer aufsprängen von der Böschung, wo sie gesessen haben, so hätte man nicht Acht auf das Tor aus wuchtigem Sandstein, das längs der Straße als Eingang zum Friedhof aufgerichtet ist. Die Art, wie die beiden Einheimischen, die da am Wegrand gerastet haben, jäh aufstanden und den Ankommenden Platz machten, schien zu sagen: Hier ist euer, der Fremden, Bereich, da treten wir zurück.
Das Tor ist wenig über mannshoch und nicht breit, aber es hat in der Tiefe so viel Raum, daß es rechts und links zwei Kammern bildet, in die man durch ein Gittertor hineinsehen kann. Die Kammern sind leer, ihre Wände von Holztafeln bedeckt, auf denen die Namen der Toten eingeschnitzt sind, einer neben dem andern, von der Decke bis zum Boden, auch nicht ein Streifen ist freigeblieben.
Schräg durch das Gitter auf die Tafeln hinschauend, finden die Brüder auf der rechten Seite ihren eigenen Namen, einen nicht häufigen Familiennamen. Die Frage klopft an, was wirklicher sei, ihre leibliche Gegenwart als Betrachtende, Weithergereiste, auf die draußen ein Kraftwagen wartet, um sie wieder wegzuführen, oder das, was der Name auf der Tafel aussagt, daß auch sie eingereiht seien in die Schar der Toten und zu ihnen gehören. Haben sie nicht einst mit diesen Toten, ihren Altersgenossen, einen einzigen großen Körper gebildet, einen mächtigen, jugendfrischen, männlichen

Körper? Der ist längst hingesunken, in Staub verfallen. Diese Felder hier haben zuerst viel von seinem Herzblut getrunken. Die jetzt über dem Erdboden noch Dastehenden sind ein winziger Teil an diesem Körper, ein Teil vom Fingernagel des gefällten Riesen, ein Nagelstück, das bis jetzt der Verwesung widerstand. Aber das Zugehörigsein zu den Toten, hat es die Lebenden nicht geprägt und geformt, bedeutet es nicht viel mehr als das jahrelange, unbeschwerte Wandeln im Licht?
Die Fremden gehen auf den Friedhof hinaus, der Führer ihres Wagens läßt sie allein. Das Tor führt auf eine Steinwand zu, dort liegen Kränze mit verblichenen Schleifen. Man tritt seitlich der Mauer hinaus ins Freie.
Ohne merklichen Übergang ist der Totenacker eingefügt in die Felder ringsum. Ein fußhoher, mit Mauersteinen seitlich gefestigter, grasbewachsener Erdwall grenzt ihn nach außen ab. Draußen fließt in Gräben um ihn herum Wasser dieser ewig feuchten Erde. Auf der von dem Wall eingeschlossenen rechteckigen Rasenfläche stecken Holzkreuze in Reih und Glied, das einzelne Grab ist nur erkennbar an einer im Rasen verschwindenden Steinplatte, auf die eine Nummer eingegraben ist. Und ebenso in Reih und Glied, nur weiter geöffnet, hat man Eichbäume gepflanzt, wohl Eichen aus Deutschland. Sie sind noch jung, sie wachsen nicht so schnell wie die Pappeln hierzulande, dereinst, nach Jahrzehnten, werden sie einen ernsten dunklen Hain bilden. Der Rasen ist nicht gärtnerisch hergerichtet wie der kurzgeschorene Teppich auf dem englischen Friedhof, er ist wie eine Waldwiese gehalten, die Halme stehen hoch und biegen sich im schwachen Wind. Auch fehlt es an Blumen. An der einen Seite des Rechteckes, an der nordöstlichen, schließt ein Halbrund den Friedhof ein, hier sind im Kreis Steinblöcke aufgestellt wie ein Bollwerk.
Hier herum also, wo der Blick in die Felder geht, ist es geschehen; es war Herbst, und die Blätter waren von Strauch und Baum gefallen, die Felder abgeerntet, ein paar Rübenfelder waren vielleicht noch nicht so weit. Was ist es denn, das von allen Stätten der Erinnerung gerade diese hier so sinnbildlich, so stellvertretend für die anderen macht? Unnötig zu sagen, daß diese Toten keinen Vorrang vor anderen Toten haben wollen, nicht vor den Millionen Toten aus aller Welt, die im Kriege ihr Leben hingegeben haben, unter welcher Fahne auch immer. Der Tod macht alles gleich, sagt man, um wieviel mehr gilt das für die in einem Kriege Gefallenen. Auf dem englischen Friedhof bei Paschendaele standen unter den Hunderten von Steintafeln mit englischen Namen die Tafeln für zwei deutsche Soldaten in der Mitte des Friedhofs, dem Denkmal für alle zunächst, und sie haben gewiß weder eine geringere noch eine höhere Bedeutung als alle die anderen für jeden, der über jenen Friedhof geht.
Es erhöht die Toten von Langemarck nicht, daß sie jung waren, daß sie von Deutschlands hohen Schulen kamen, sie waren nicht mutiger und nicht tapferer als alle diejenigen, die sich vor ihnen und nach ihnen als tapfer bewährten. Etwas anderes ist es. Es macht sie nicht zu besseren Soldaten. Denn was liegt dem Soldaten ob, wenn er gegen den Feind geht? Daß er ruhiges Blut behalte, daß er sicher ziele, daß er zur rechten Zeit aufspringe beim Sturm und daß er sich wieder hinwerfe, wenn es Zeit ist. Das alles haben diese hier getan, so gut sie es konnten, obgleich sie noch nicht

lange in die Schule des Krieges gegangen waren. Aber ein weiteres geschah an dieser Stelle, etwas, das ihrem Tod einen Glanz gibt für alle Zeit.
Wie, steht nicht noch heute, unzerstörbar für immer, ein dünner Hall in der Luft über dem Orte, der Wind spielt mit ihm, und im Herzen der darandenkenden Menschen klingt er wider? Jeder, der selbst draußen gewesen ist, der fragt sich, wie war das möglich, wie konnte man singen beim Sprung auf, marsch, marsch, beim Hinwerfen, wo nahm man den knappen Atem dazu her? Und doch ist es geschehen, einmal im Anfang, hier, und es ist, als ob wir den im Singen geöffneten Mund eines jungen Mannes sähen, ein schmales Gesicht auf schmalem Hals, der hervorragt aus einer neuen feldgrauen Uniform. Steckt nicht am tuchüberzogenen Helm mit der längst vergessenen Spitze noch eine Blume vom Abschied her?
Daß sie singen konnten, als es zum Sterben ging, das ist das Geheimnis dieses Ortes, Geheimnis, weil es nicht mit Worten erklärbar ist, abgründig, fast gegen jeden vernünftigen Sinn, und dennoch sinnvoll, sagt es doch genau so viel davon aus, wieviel es davon verschweigt, was das Deutschsein alles umfaßt.

Josef Leitgeb

Ich bin am 17. August 1897 zu Bischofshofen in Salzburg zur Welt gekommen; dies als Tiroler gerade in Bischofshofen zu tun, dazu muß man entweder einen Anschluß versäumt oder einen Eisenbahner zum Vater gehabt haben (wie ich). Da wir schon in meinem zweiten Lebensjahr nach Innsbruck übersiedelten, kenne ich meinen Geburtsort bloß vom Vorbeifahren und aus dem Studium der Fahrpläne. Nach dem normalen Bildungsgang eines Beamtensohnes rückte ich im Oktober 1915 zum 1. Tiroler Kaiserjägerregiment ein und stand vom Juli 1916 bis zum November 1918 an der Südfront. Ich erlebte die schweren Kämpfe um den Pasubio, den verlustreichen Lawinenwinter von 1916 auf 1917, den Minenkrieg, der schließlich zur Sprengung des italienischen Gipfels führte, und die Offensive auf den Sieben Gemeinden im Herbst und Winter 1917. Ein zufälliger kurzer Urlaub bewahrte mich vor der Gefangenschaft. — Ein Semester Germanistik genügte, um sie leichten Herzens gegen das trockene Jus zu vertauschen, da sich gezeigt hatte, daß sie die Rechtsgelehrsamkeit an Trockenheit weit übertraf. Doch endete auch diese Bekanntschaft — die nicht ohne Folgen geblieben war (Dr. jur.) — mit einer Flucht in die Dorfschule, wo es viele Buben und Mädeln und fast keine Paragraphen gab. Weiß Gott wer scheint es den Poeten verhängt zu haben, Lehrer zu werden — oder umgekehrt. Die sechs Bücher, die bisher erschienen sind: Gedichte (1922), Kinderlegende (1934), Musik der Landschaft (1935), Christian und Brigitte (1936), Läuterungen (1938), Tirol und Vorarlberg (1939). Die Ehe, 1925 geschlossen, schenkte uns drei Kinder. Die letzten zwölf Jahre tue ich an einer Innsbrucker Hauptschule vorwiegend als Zeichenlehrer meinen Dienst. Seit September 1939 versuche ich bei einer Nachrichtenersatzabteilung, aus Rekruten tüchtige Funker zu machen.

Kriegsgeneration

Drei Tage nach der Reifeprüfung standen wir im Kasernenhof, der Größe nach aufgereiht, und lernten das erste, was man bei den Soldaten lernt: das Warten. Für die schöne Ungeduld eines Achtzehnjährigen ist in der Schule der Geduld kein Platz. Von Zeit zu Zeit kam ein Unteroffizier mit einer Liste, verlas unsere Namen und ging wieder weg; es war nicht zu erraten, woher er gekommen war und wohin er verschwand. Fragen, die schüchtern gewagt wurden, bewirkten nichts als ein eisiges Erstaunen im Gesicht des Befragten; auch für Neugier ist bei den Soldaten nicht Raum.

Die nächsten Tage vermittelten uns das Bewußtsein, daß die Kenntnis der analytischen Geometrie und der Tragödien des Sophokles im Urtext nicht mehr die Rolle spielte, die sie in den letzten zwei Jahren gespielt hatte; es wurde mit einemmal unvergleichlich wichtiger, das Bett so bauen zu können, wie es sich der Diensttuende

vorstellte, den Flur zu spülen, das Gewehr zu reinigen, die Stiefel zu putzen und die Eßschale sauber zu halten. Dazu kam die Erkenntnis, daß es eine wahrhaft unabsehbare Pyramide von Vorgesetzten gab und daß man selber nicht einmal auf ihrer untersten Stufe stand. Der Begriff des Befehls nahm leibhafte Gestalt an — Schritt auf Tritt — und zum Begriff des Gehorsams wurde man binnen kurzem selbst.

Mit alledem konnte man auf verschiedene Weise fertig werden: entweder in langsamer Bekehrung oder mit rascher Zustimmung, in beiden Fällen am besten mit Humor. Humor und Kameradschaft sind Dinge, die sich bei den Soldaten ganz von selbst entwickeln, sie brauchen weder gelehrt noch geübt zu werden, sie entspringen dem harten Boden der Rekrutenzeit und gedeihen in ihrem rauhen Klima aufs beste, sie schlagen in jedem Wurzel, der nicht ganz aus der Art ist, und bleiben unausrottbar, solange man den Rock des Soldaten trägt.

Keiner, der jemals Soldat war, wird leugnen, daß es im Kasernenleben Gelegenheiten gibt, sich gekränkt und verkannt zu fühlen, sich zu ärgern und unglücklich zu sein — aber das vergißt man oder es verliert in der Erinnerung an Gewicht; das andere bleibt. Nicht für jeden das gleiche. Mir war das Morgenturnen in jenem Oktober 1915 eine ungetrübte Lust. Der Reif lag auf der Wiese, sein kalter Hauch kam nicht recht auf gegen die Sonne und das warme Blut im Geäder, aber er war ein immerwährender Zuschuß an Frische, man spürte es geradezu, wie er sich unter der Haut in ein Gefühl von Gesundheit, in warmes rotes Strömen verwandelte. Es war auch eine Freude, den Gewehrgriff so zu beherrschen, daß fünfzig Gewehre — von der Seite gesehen — zu einem einzigen wurden und der ganze Zug einer gut geölten Maschine glich, die nach genau berechneten Gesetzen spielte. Wenn wir mittags einrückten — das war schon viele Wochen später — nahm uns am Rand der Stadt die Musikkapelle in Empfang und wir stampften in der Hauptstraße den Bürgern einen Parademarsch vor, der sie an die Stelle zu nageln schien, und der so dröhnte, daß die Fenster aufflogen und den Köchinnen die Augen naß wurden.

Es ist besser, mit achtzehn als mit achtunddreißig Jahren Rekrut zu sein. Man steht noch auf keinem Geleise, aus dem man geworfen werden kann, noch liegt das Leben vor einem, ein blauer, unendlicher Bogen, zu dessen Rand hin es hundert Wege gibt. Fast in jedem Mann steckt ein Stück vom Soldaten, aber im Achtzehnjährigen, der noch nichts ist, läßt er sich leichter wecken und großziehen. Dennoch ist der geborene Soldat selten. Und wenn ein ganzes Volk unter den Waffen steht, ist es kein Berufsheer, es ist ein Heer ganz eigener Art, gleichsam das kriegerisch gewordene Leben selbst. Das Kriegerische aber hat vielerlei Formen, mehr als das bloß Soldatische, und so konnte es draußen an der Front mitunter geschehen, daß einer, der als Rekrut alles andere eher als einen Marschallstab im Tornister trug, sich als Krieger großen Formats bewährte.

Wenn wir als Rekruten an die Front dachten, mochte jeder ein anderes Bild von ihr vor Augen haben; mir stand sie als eine maßlos übertriebene Hölle vor der Seele, ein unaufhörliches Geflamm platzender Granaten, Minen und Schrapnelle, ein pausenloses Gedröhne und Geheul. Denn damals war der Krieg auf den südlichen

Bergkämmen unseres Landes bereits zum Stellungskrieg erstarrt. Der Bewegungskrieg jedoch hatte für die Phantasie noch alle Farbigkeit, die aus den Kampfberichten früherer Zeiten leuchtete. Daher zielten unsere Hoffnungen, ehe wir hinauskamen, auf Vormarsch und Angriff, auf den Krieg als Abenteuer und Bewegung. Das Land, gegen das wir damals im Kampfe standen, war ja zugleich das Land, das die nordischen Völker seit zwei Jahrtausenden auf fast magische Weise angelockt hatte, und für uns, die wir Horaz und Vergil gelesen hatten, war es gleichsam ein zweites geistiges Zuhause. Wem zudem noch ein Tropfen südlichen Blutes von den Vätern her beigemischt ist, dem mag man es verzeihen, wenn er selbst einen Weltkonflikt von so tragischem Ausmaß wie den damaligen heimlich für eine abenteuerliche Möglichkeit nahm, seine Wanderlust zu stillen.

So ungefähr sah es in mir aus, als das Marschbataillon die Garnison verließ. Die drei Monate, die es zur Gebirgsausbildung im Etschland lag, schienen einen Vorgeschmack künftigen Kriegslebens zu bieten — ganz in dem Sinne, wie ich es mir wünschte. Daß es dann wesentlich anders kam, wird den nicht wundern, den das Leben gelehrt hat, jeder Vorwegnahme der Wirklichkeit zu mißtrauen.

Vielleicht ist es an dieser Stelle notwendig zu gestehen, daß in mir das Entzücken über neue Landschaften, Begegnungen mit fremden Menschen, über die wunderbare Stimmung eines Zeltlagers im Hochgebirge, über die tägliche Spannung, mit der die Post erwartet wurde, kurz, über alles, was das Soldatenleben so unbürgerlich und seltsam erregend macht — daß dieses Entzücken meinen Ehrgeiz nach Sternen und Litzen weit überwog. Ich sah ihn an Kameraden, er eiferte mich zeitweilig zu gesteigerten Bemühungen an, aber er verlor sich immer wieder vor der Gewalt des Träumerischen, das mich ganz erfüllte; es war mir viel gemäßer, ein namenloser Soldat zu sein als ein zur Führung ausersehener. Und damit wird nun eine Schwierigkeit sichtbar, die vielleicht für jeden künstlerisch berufenen Menschen da ist, sobald er in den grauen Rock schlüpft. Es ist — bei noch soviel Einsicht in die Notwendigkeit dessen, was ein Volk vom einzelnen zu fordern das Recht hat — für den dichterisch empfindenden Menschen wahrscheinlich schwerer als für andere, seine Träume fahren zu lassen und künftig nichts mehr zu sein als das ausführende Organ eines Befehls. Freilich, für den Achtzehnjährigen ist es nicht schlimm, er hat zumeist sein Werk noch gar nicht begonnen, es bedrängt ihn bloß wie ein unverstandenes Fieber; aber seine gesamte Anlage hat es in sich, ihn mehr als oft gut ist zu verabseitigen, er lebt zu sehr nur als Auge, Ohr, Nerv, während er doch nichts als Soldat zu sein hätte. So kam es, daß mir fast alle rein dienstlichen Ereignisse völlig entfallen sind — die wirklichen Kampfhandlungen ausgenommen — und lauter Herbstabende, Winternächte, Briefe und Gespräche, Bäume, Bergnebel, Sommermorgen vor mir auftauchen, wenn ich an den Krieg zurückdenke. Ich bin oft wirklich betroffen, wenn ich Kameraden meiner Frontjahre erzählen höre — was sie da von Offizieren, Beförderungen, genauen Umständen einer dienstlichen Veränderung, Truppenteilen und Kampfabschnitten zu berichten wissen — nach fünfundzwanzig Jahren! —, das ist mir alles bis auf blasse Andeutungen entschwunden. Wenn ich sie aber frage, ob sie

nach dem Jahre 1918 öfters vom Kriege geträumt haben und sie mir zur Antwort geben: fast nie, dann bin ich noch mehr erstaunt; denn ich hatte zwei Jahre lang wöchentlich zwei- bis dreimal alles noch einmal durchzustehen, nur noch verdichteter, erregender und völlig sinnlos. Vielleicht läßt sich daraus auf die Art und Weise schließen, in der ich mir das Furchtbare einverleibt hatte — einer bewußtlosen, aber überaus empfindlichen Platte vergleichbar, die das Bild bewahrte, bis der Traum es entwickelte.

Ich erlebte den Krieg vom Juli 1916 bis August 1917 als einfacher Grabensoldat, im letzten Kriegsjahr als Offizier. Das eine war körperlich anstrengender, aber es belohnte mit Erfahrungen, die — wie mir scheint — überhaupt erst vollauf dazu berechtigen, von Krieg und Soldatsein zu reden.

Ich habe an der Front nie ganz aufgehört, Verse aufzuschreiben; sie drehten sich vorwiegend um Musik, Landschaft und Liebe; der Krieg spielte hinein, war aber nie der alleinige Gegenstand solcher Versuche. Zwei, drei „Kriegsgedichte" habe ich noch auf der Mittelschule geschrieben, sie waren so grauenhaft unwahr — und das sah ich im ersten Augenblick, den ich an der Front erlebte —, daß ich es für immer sein ließ, das Ungeheure, Unaussprechbare, Übermenschliche in vierzeilige Strophen zu zwängen. Ich frage mich nun schon fünfundzwanzig Jahre lang, ob das, was wir draußen erlebten, überhaupt gestaltbar ist. Unzählige Bücher scheinen ja zu sagen. Es sind auch tatsächlich welche darunter, die gewissermaßen den eigentümlichen Hauch jener Jahre verspüren lassen, diesen Hauch von Eisen, Feuer, Blut und Lehm; aber die, die dabei waren, werden mir recht geben, wenn ich sage: auch hier ist das Unaussprechliche stumm geblieben, und kurze Berichte über einzelne Kampfhandlungen sind noch immer das Echteste, was sich mitteilen läßt. Was ein Bauernknecht zwanzig Jahre nach dem Krieg, falls er nicht übertreibt, über den einen oder andern Tag an der Front erzählt, ist uns noch immer lieber als die Romane, die man druckt. Erst wenn einer alles Stoffliche — diese ungeheure Fülle epischen Materials — so ins Persönliche verdichtet, daß die Bilder der Sprache über die des Krieges triumphieren, erst in diesen seltensten Fällen entsteht ein dichterisches Frontbuch. Carossas „Tagebuch im Kriege" ist ein Beispiel hiefür.

Es ist ein sonderbares Gefühl, einer Generation anzugehören, die erst im Feuer der Fronten zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht ist, und die nun, ein Vierteljahrhundert später, noch einmal zur Front zurück muß, als wären nicht die Aufgaben des Friedens, sondern der Krieg ihr eigentliches Handwerk. Sie hatte, achtzehnjährig, einen Schritt zu tun, den man nur einmal im Leben so tun kann: aus der mütterlichen Wärme des Elternhauses unvermittelt in den Eishauch des Todes, aus der stillen Luft eines vierzigjährigen Friedens in das Weltgewitter eines Krieges, der anders war als die Kriege seit 1648, da er wie ein Erdbeben durch das soziale Gefüge Europas ging, eine tiefreichende Erschütterung, die noch heute anhält und deren zweiten Hauptstoß wir augenblicklich erleben. Diese Generation, wahrhaft mit Feuer getauft, in Schlachten gehärtet, denen keine früheren gleichen, fand sich zu Ende des Krieges auf einer Brandstatt wieder und brachte buchstäblich nicht mehr mit nach Hause als das nackte Leben.

Aber eine Nacktheit des Lebens, die wirklicher Besitz, eine unschätzbare Beute ihres Krieges war: denn sie war zugleich die Bürgschaft eines neuen Anfangs, eine letzte Echtheit und Aufrichtigkeit, sie war gefeit gegen Kostüm und Schminke; wir hatten gefühlt, wie hohl der Boden Europas war, auf dem man gekämpft, gehungert, gelitten und das Leben gelassen hatte. Wir brachten aber auch die Erfahrung mit, daß der Student, der Bauer, der Arbeiter, der Kaufmann, der Arzt, der Lehrer, der Dichter und der Holzfäller, daß sie alle nebeneinander im Graben gestanden und auf eine Weise miteinander verbunden gewesen waren, die keine andere Trennung mehr erlauben würde als eine, die der persönlichsten Bewährung entspricht. Es ist wahr: keiner Generation ist der Krieg zwischen 1914 und 1918 greifbarer eingeprägt als dieser; sie war die bildsamste, sie war damals die Jugend. Man soll sich nicht wundern, daß die künstlerische Formung ihres größten Erlebnisses, gemessen an seiner Gewalt und auch gemessen an der großen Zahl jener, die damals als Jünglinge an der Front standen, nur in einer schmalen Reihe wirklicher Kriegsbücher vorliegt — nichts ist in uns so groß geworden wie das Schweigen. Soldat sein heißt auch: Mund halten und das Notwendige tun. Wer möchte mit Worten an Dinge rühren, die für das ganze Leben entscheidend waren, weil es innerlichste Dinge sind? Schon hier kostet es Überwindung, das Schweigen zu brechen und Verborgenes zur Sprache zu bringen, dem man jenseits des Wortes verpflichtet ist. Solche Stummheit aber schließt nicht aus, daß in jeder Zeile, die unsereins schreibt, ja, auch in jedem Vers, Ernst und Gefaßtheit des Frontsoldaten zu spüren sind. Die Unbedingtheit, mit der zu jeder Stunde das Leben gegen den Tod gewagt wurde, ist die gleiche, mit der die Dichter die Wahrheit gegen den Schein wagen. Durch unsere Bücher weht eine Kälte; es ist die gleiche, derer wir bedurften, wenn es heiß herging; aber es ist eine von innen her glühende Kälte, eine Leidenschaft nicht der Worte, sondern des Denkens; sie stutzt vor dem Wort wie vor einer Gefahr und setzt das nüchterne hin statt des berauschten. Denn Worte *sind* eine Gefahr, sobald sie der Verbindlichkeit ermangeln, die das geistige Wesen des Menschen von ihnen fordert. Zu unseren Erfahrungen gehört auch die, daß das Leben zu jeder Stunde aufs äußerste gefährdet ist — es bleibt keine Zeit zum Spiel mit Worten. Je dichter sich das, was wirklich zu sagen ist, in einen Satz drängt, desto besser gefällt er uns. Noch lebt uns der Stil soldatischer Befehle im Ohr und baut heimlich an unseren Sätzen mit. Wir sind viel mit Maschinen umgegangen — sie waren unsere besten Helfer in der Gefahr —, wir lieben ihre überzeugende Form, die Klarheit ihres Gefüges, die Härte ihres Materials; auch sie bauen an unseren Zeilen mit.

In einem unserer Bücher stehen die Sätze:

„Und als sich dann erwies, daß Musik, Verse, Gedankenspiele und noch billigere Eitelkeiten vor dem Tode nicht viel galten, blieb außer dem guten Kameraden nur noch die Erde selbst. Ein Baum am Abend, ein singender Vogel über dem Schlachtfeld, die wärmende Sonne nach kalter Nacht. Darum ist es eine echte, unausrottbare Liebe, die der Heimgekehrte zur Erde hat, keine Flucht ins Romantische, kein schwelgerisches Sichvergessen, nicht einmal eine Umkehr ins Bauerntümliche, nein, eine neue, von

Tod und Leben geweihte Liebe. Wir haben mit Spaten und Geschossen den edlen Leib der Mutter zerrissen, seine duftende Grashaut mit Feuer und Gas verbrannt, seine Fruchtbarkeit zerstört, und dennoch hat er uns immer liebend umfangen, geschützt und gestärkt und hat die Toten in den Schoß genommen für immer. Was sollen uns die steinernen Städte, ihr gläsernes Licht in der Nacht, ihre Blendung und ihr Geschrei? Wir wollen schweigen und horchen, ins Dunkel horchen, wie wir es gewohnt sind seit damals."

„Da streckte sich die Erde unter unserem Schritt in die Länge und Breite, Wald ging über in Wald, Acker in Acker, Himmel in gleich blauen Himmel, und der Fluß band alles aneinander und war in der Landschaft das langsam klopfende Herz. Wir waren so arm geworden — oder so reich? —, daß ein regenverwischtes Strohdach über gestampftem Lehm Heimat, Abend, Frieden und Kindheit war. Wenn uns das Marschieren oft ohne Sinn erschien, weil wir heute nach Osten, morgen in gleicher Eile nach Westen zogen, den einen Sinn hatte es: wir wußten wieder, was die Erde war, daß der Boden, den wir traten, heimlich das eigentliche Ziel sein mußte. Gehen, Rast und kurzer Schlaf, Aufbruch, Gehen und kurze Rast — wir waren wieder Schreitende über die Erde geworden, und wenn wir um das Feuer saßen, war es das erste, uralte, heilige Feuer, und wir behüteten es vor dem Regen wie ein Kind. Aber auch der Regen, der tagelang vom Himmel floß, war wieder richtiger Regen, er näßte uns bis auf die Haut, und wenn uns der Wind trockenblies, war es wie der erste Wind, der über die junge Schöpfung wehte, als sich das Feste von den Wassern schied. Rauch, der aus fremden Hütten stieg, war Rauch der Heimat; der Stall, in dem wir lagen, war unser Stall, wir waren Besitzende und Preisgebende in einem, Wanderer, überall zu Hause, wo ein Brunnen lief und ein Herd rauchte. Dazu hat uns der Krieg gemacht, und seit wir aus ihm zurück sind, fällt es uns schwer, zu warten und zu bleiben; wir haben uns das Sitzfleisch wegmarschiert."

Und nun sind wir wieder aufgebrochen und auf dem Wege zur Front. Als ich damals Abschied nahm, stand die Mutter auf dem Bahnhof. Es war in den ersten Tagen des Mai und die Sonne knallte von den Hörnern und Trompeten der Regimentskapelle. Wir trugen Blumen auf den Mützen und am Koppel, als führen wir zu einem Fest; es war der Aufbruch der Jugend.

Diesmal war Herbst. Niemand konnte es dem Zivilisten anmerken, daß er zur Truppe fuhr; nur die Frau wußte es und die beiden Buben. Die Kleine, die ihre Ärmchen fest um den Abschiednehmenden schlang und ihn küßte, wie nur Töchter zu küssen verstehen, begriff nichts von Krieg und Kasernen, sie saß auf dem Arm der Mutter und lachte. Und das war wie eine Verheißung. Ihr kleines Herz aber flog dem fahrenden Zuge nach.

Dies war der Abschied des Mannes von den Seinigen, von dem lieben Haus am Hang und von dem Werk, für das ihn der letzte Krieg aufgespart zu haben schien. Er weiß niemanden, der es an seiner Statt besorgen könnte; auch darum ist es mit zweiundvierzig härter, dem Ruf der Notwendigkeit zu folgen, als mit achtzehn.

Josef Günther Lettenmair

Durch viele Geschlechterfolgen ist meine Sippe im oberdonauer Kremstal eingesessen. In jener Landschaft, die vielgestaltig ist in ihren Formen — von der fruchtschweren Ebene an, die an der schnellen Traun sich hinzieht, über das freundlich wellige Hügelland der Gegend um das uralte Kremsmünster hin, bis zu den Felsen und Schroffen der Falkenmauer, des Thörls und des Sperrings, hinter denen die wuchtigen Massen des Sengsengebirges und des Totengebirges den Weg nach Süden versperren.

Als Bauern oder als bäuerliche Handwerker saßen meine Vorfahren dort. Gewiß wäre ich ihnen im Berufe nachgefolgt, hätten mich nicht Zufälle, wie sie das Leben beschert, schon als Kind nach Wien vertragen. Dort ging ich zur Schule. Ich dachte daran, Lehrer zu werden. Dann aber hörte ich einmal zu einer Stunde, in der alle meine Sinne aufgeschlossen waren, von der Marine erzählen. Das hatte weltweite Wünsche in mir geweckt, die im Gang der Tage nicht verblaßten, sondern immer heftiger und brennender wurden. Die Lust, viel zu erleben, ließ sich nicht mehr bändigen. Im September 1913 kam ich, vierzehn Jahre alt, an die Maschinenschule der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine nach Pola und trug das blaue Tuch. Als die drei Jahrgänge der Maschinenschule für uns Jungen mit der Reifeprüfung ihren Abschluß fanden, gab es längst Krieg. Wir konnten es kaum erwarten, eingesetzt zu werden. Auf „U 29" machte ich manche Kriegsfahrt mit, bis weit hinunter ins Mittelmeer. Diese Jahre, die mir zum Schluß noch Gefangenschaft beschert hatten, waren voll von großem Erleben.

Als ich 1919 in die Heimat zurückkam, wollte mich diese Heimat nicht. Sie gab mir kein Brot. Lange war ich arbeitslos. Dann endlich werkte ich in verschiedenen Berufen. Keiner sagte mir zu. In den Freistunden begann ich damals mancherlei zu schreiben, noch ganz für mich selbst. Diese Liebhaberei befriedigte mich einigermaßen und versöhnte mich mit dem Leben.

Vor fünfzehn Jahren war es, daß eine heimatliche Zeitung einen Schriftleiter suchte. Ich war unverfroren genug, mich zu melden. Seit damals stehe ich in diesem Berufe und mein Schreiben hatte Zweck und Inhalt bekommen. Besonders als ich von 1935 bis zum März 1938 die legal-illegale „Landpost" leitete, jenes Blatt in Österreich, das bestimmt war, den Kampfwillen der Bauernschaft gegen die Systemregierung wachzuhalten und zu verstärken. Das war wieder Kampf, ein Kampf, der bitter war, der aber auch manche Genugtuung und Freude brachte. Der 13. März 1938 brachte die Befreiung der Ostmark und damit das Ende unseres Kampfes.

Nun galt es, aufzubauen. Ich war als stellvertretender Hauptschriftleiter des NS.-Gauverlages und als Chef vom Dienst aller Oberdonauer Heimatblätter mit am Werke. Inzwischen wurde Deutschland in den Krieg gezwungen. Und nun stehe ich seit Monaten wieder als Marinesoldat an der Front, wenn auch nicht mehr wie einst an der vordersten.

Von meinem schriftstellerischen Schaffen, das mit der Zeit den Weg in die Öffent-

lichkeit fand, möchte ich nicht zuviel erzählen. Meine Bücher sollen erst einen Anfang darstellen und nicht schon ein Ende. Und sie mögen selbst sprechen. Heuer wird, wenn mir der Krieg Zeit zur Fertigstellung läßt, ein Band Dalmatien-Novellen erscheinen, im kommenden Jahre kann ich vielleicht mein zweibändiges Werk über den Siebenjährigen Krieg vollenden, an dem ich seit 1938 arbeite. Ich hege noch viele Pläne, aber es hätte keinen Zweck, schon jetzt darüber zu reden.
Wie ich das Soldatentum sehe, habe ich in meinem kleinen Beitrag zu diesem Buche niedergelegt. Und wie ich mir den soldatischen deutschen Menschen überhaupt denke — für alle Zeiten —, dafür mag als Beispiel die Gestalt des Christian Torner in meinem Roman „Roter Adler auf weißem Feld" sprechen. Das war der Soldat vor 250 Jahren, und er darf heute nicht anders sein und auch nicht in tausend Jahren!

*

Bisher erschienen von mir: „Rotweißrot zur See", Kriegsbuch, „Der Spruch aus dem Dunkel", Roman einer Jugend, „Verwurzeltes Blut", Roman eines deutschen Handwerks, „Roter Adler auf weißem Feld", Roman der ersten deutschen Kolonie.

„Höher als das Leben ..."

Noch tief im Frieden des Jahres 1913 war es. Der herbstliche Tag verströmte unwirklich tiefe Bläue. Eine Geruhsamkeit lag über allem, wie sie nur die schwere Sonnensattheit des Südens kennt — jene Landschaft von rostroter Erde, mit dem stumpfen Grün der Oliven darauf, dem Leuchten wulstbackiger Granatäpfel und den freundlich verschimmernden Farben des Weinlaubes, unter dem noch zuweilen eine wonnigblaue Traube blinkte, mit Perlen, die dick und prall waren und unberührten Schmelz trugen.
Wir waren vom weißbekränzten Saum des Meeres hergekommen, mitten durch die Weingärten, aus denen weiße und rote Tücher leuchteten; ganz merkwürdige Tücher, die lachen konnten! Ja, silbernes, helles Erntelachen klang ringsum auf. Nun, uns mochte das nichts anhaben, wären die Tücher auch noch so bunt und das Lachen noch so hell und lockend gewesen. Wir waren ganze vierzehn Jahre alt, eben aus dem Norden zum ersten Male hieher gekommen, hatten zum ersten Male die Bläue des südlichen Meeres geschaut, den herbwürzigen Duft der septemberlich späten Blumen und Kräuter gerochen und wir waren, noch befangen davon und von all den vielen anderen, uns seltsamen Dingen, wieder in die Stadt zurückgekehrt, die uns mit fremdlautigem Lärm empfing. Ein Lärm, der jäh über uns herfiel wie eine mächtige Woge, die den unbändigen Willen in sich trägt, alles in ihre Gewalt zu ziehen.
Nun standen wir in diesem schrillen Getöse, zu dem sich noch die Schwüle gesellte, die dick und brünstig in den engen Gassenschluchten lag. Sie hatte sich dort lauernd

gesammelt, vom hellen Vormittag an bis in diese späte Stunde des Nachmittags. Schwere Müdigkeit fiel uns an. Müdigkeit auch deswegen, weil wir die Sprache der vorbeihastenden Menschen nicht verstanden und die Aufschriften auf den Läden und den Häusern nicht zu deuten wußten.

Auf einmal weitete sich die Straße, eine Baumreihe führte in die Ferne, es sah wieder nach Garten und Landschaft aus. Uns geschah urplötzlich, als stünden wir an der Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit. Die Schwüle war zurückgewichen, die Luft ließ sich leichter atmen, und wie im Erwachen sahen wir hinter den starkstämmigen Bäumen ein großes, mächtiges Gebäude, nüchtern in seinem Bau, aber doch irgendwie anheimelnd und leise Erinnerungen an die deutsche Heimat wachrufend. Ja, wir spürten das alles gemeinsam. Unversehens standen wir still und zwei hatten einander an der Hand gefaßt, wie richtige Kinder es tun in Augenblicken der Überraschung und des Staunens, doch wie es Maschinenjungen der k. u. k. österreichisch-ungarischen Kriegsmarine nimmermehr zustand. Die beiden mochten das auch begriffen haben, denn plötzlich öffneten sich ihre Hände, um dann, wie beschämt, lang und dünn an den Knabenkörpern herabzuhängen. Unsere Blicke blieben indes noch immer wie gebannt an der Mauer des baumumstandenen Hauses haften, ungläubig und froh zugleich über das, was wir dort lasen: Einen deutschen Satz.

Ja, einen kurzen deutschen Satz. Das sei nichts Besonderes, meint ihr? O doch! Denn bedenkt, es war weit aus dem deutschen Raum, in einer fremden, uns irgendwie feindlich anmutenden Stadt im Süden, der doch ganz anderslautig ist in seiner Zunge und fern und fremd unserem Denken.

Wir sahen auf diese halbmetergroßen erzenen Buchstaben, die sich weithin über die Front des Gebäudes zogen. Dann blickten wir einander an, und unsere Augen waren zu dieser Stunde wieder klar und hell geworden. Alle Müdigkeit hatten sie verloren. Einer sagte ein stilles, gutes Wort. Er sprach davon, wie beglückend es sei, in der Fremde unversehens auf einen Satz aus unserer Muttersprache zu stoßen. Auf einen Satz zumal, der nicht flüchtig verhauchen, ja selbst vom Sturme nicht hinweggerafft und verweht werden konnte, sondern der, in Erz gegossen und den edlen Schmelz der Patina tragend, allem standhielt, was da kommen wollte. Ja, davon sprach der junge Kamerad — aber er sagte nichts über den Sinn der Worte, die wir eben gelesen hatten. Und so wie dieser eine schwieg, blieben auch wir anderen still.

Fand keiner Ursache, darüber zu reden? Ich weiß es nicht, denn weder damals noch später ging unter uns je die Rede um den Inhalt dieses deutschen Satzes in fremdem Land. Aber ich glaube, er war uns zu selbstverständlich, zu sehr im Blute verhaftet, als daß wir erst darüber hätten reden müssen. Und ist es nicht so, daß man über Dinge, die einen am tiefsten und nachhaltigsten berühren, nicht sprechen will? Ich weiß, daß dieser kurze deutsche Satz uns allen im Herzen blieb. Nein, nicht nur im Herzen — in unserem ganzen Sein! Wie könnten wir uns sonst nach so vielen Jahren an ihn und diese herbstliche Nachmittagsstunde derart gut erinnern?

*

Um ein Jahr später war Krieg. Und wenn es auch noch eine Weile dauerte, bis wir halben Kinder mit daran teilhaben durften: Wir kamen noch reichlich zurecht, unsere jungen, starken Herzen für das Reich und für die Heimat einsetzen zu können.
Als wir den Flaggeneid geschworen hatten, den Eid des Soldaten, hatte ein Offizier, selbst jung und voll unbändiger Kraft, zu uns gesprochen. Und es waren, erweitert um manches rhetorische Beiwerk, die gleichen Worte, die wir in friedvoller Zeit an jenem Hause gefunden hatten, mitten in der fremdlautigen Stadt.
Wir nahmen diese Worte aufmerksam auf, aber sie waren uns, ich muß es nochmals sagen, zu vertraut aus der eigenen Seele oder schon aus irgendeinem fernen Leben her, als daß wir sie als besonders neu und erregend empfunden hätten. Vielleicht waren manche unter uns sogar unmutig darüber, zu etwas ermahnt zu werden, auf dessen Erfüllung wir brannten, seitdem wir das blaue Tuch trugen.
Man hatte uns dann, als der Eid geschworen war, über die ganze Flotte zerstreut. Auf schweren Panzern fuhren die einen, auf schnellen, schnittigen Zerstörern die anderen, und vierundzwanzig von uns, zu denen auch ich zählte, waren die allerstolzesten, weil man uns als Freiwillige für die U-Bootwaffe genommen hatte.
Da fuhren wir kampfhungrig los und hatten zu jeder Stunde den Tod als Weggenossen um uns, in vielerlei Gestalt. Wir lachten darüber! Wir waren so ungestüm jung, so hemmungslos zuversichtlich mit unseren siebzehn oder achtzehn Jahren. Stand einer unter uns, der etwa geglaubt hätte, er wäre nicht imstande, Großes und Größtes zu vollbringen? Nein! Wir lachten allem, was uns feindlich schien — wir höhnten dem Tode, der sich für jede Fahrt in den blauen Wassern der Adria und des Mittelmeeres zu Gast gemeldet hatte.
Wie war das doch damals, als beim Tieftauchen urplötzlich, knallend vom hohen Druck, in hellem, breitem Strahl Wasser in das Boot schoß und die böse, feindliche Flut uns vernichtend in die Tiefe ziehen wollte? Wenige Befehle, hart und scharf, blitzschnelle Griffe von jungen, nervigen Fäusten, ein Anspannen aller Kräfte des Geistes und Körpers — und wir entwanden uns dem Verderben, das uns schon gierig umklammert gehalten hatte.
Oder ein wenig später bei einem Durchbruch durch Otranto, bei dieser Höllenfahrt, die Tag und Nacht währte, die sich nicht beschreiben läßt in all dem, was sie von Herz und Hirn und Nerven verlangte. Drei englische Zerstörer hatten uns erspäht. Bevor wir noch tief genug waren, jagte der eine von ihnen heran und stürzte sich mit ungeheurer Schnelle auf uns. Der Stahl des englischen Schiffsleibes pflügte mit furchtbarer Wucht durch unsere Deckaufbauten, sie zerfetzend und zerstörend. Wieder hatte der Tod nach uns gegriffen. Er hatte gemeint, uns diesmal leichter fassen zu können, da durch den Rammstoß alle Lampen im Boot geborsten waren. Und nur gar zu gerne greift der Tod im Finstern seine Beute! Pfauchend, wie ein wildes Tier, stieß durch die gelockerten Nietreihen das Wasser zu uns herein, die wir kopfüber auf achtundsechzig Meter gesunken waren. Der Tod wollte grausam sein, er kam ratenweise. Und dennoch bezwangen wir ihn. Mit unserem Glauben an die eigene Kraft und mit unserer Zuversicht. Zwölf Stunden später entstiegen wir der Tiefe

und atmeten in langen, gierigen Zügen wieder die salzige Luft. Wir hatten die mondlose, stürmische Nacht als Verbündeten um uns. Sie hielt uns den Feind fern, der gewiß noch immer auf der Suche nach uns war. Und der Tod saß mürrisch in einer Ecke unseres U-Bootes und gab sich widerwillig für diesmal geschlagen.
Und dann, als uns tief unten im Mittelmeer, schon nahe der gelben Küste Afrikas, ein feindlicher Zerstörer jagte und uns Wasserbomben in die Tiefe nachsandte: Die Gewalt ihres Berstens zerstörte wieder unsere Beleuchtung, Wasser schoß ins Boot herein wie damals, als man uns in Otranto gerammt hatte. Die Backbordmaschine fiel aus, wir konnten nicht pumpen, denn der Feind hätte das gehört. So schöpften wir mit Kübeln aus dem Achterraum des stark hecklastigen Bootes das steigende Wasser und reichten die Gefäße durch die Kette schneller Hände nach vorne, um ihren Inhalt in die Proviantbehälter zu schütten. Ein schier hoffnungsloses Beginnen! Aber es gelang im blitzschnellen Schöpfen und Arbeiten dennoch, das Wasser nicht bis an die Kollektoren der Elektromotoren steigen zu lassen. Damit war der Kurzschluß verhindert, der uns das Ende gebracht hätte. Als nach mehreren Stunden des Gejagtwerdens oben auf See ein Wind aufsprang, der dem Feind das Gehör wegnahm, so daß er uns trotz seiner Horchapparate nicht hören konnte und uns nicht mehr fand, sah sich der Tod auch diesmal um seine Beute betrogen, die ihm schon so sicher geschienen hatte.
Und wieder — nein, wozu so viel erzählen? Genug davon! Denn wir konnten, so oft wir ausfuhren, den Tod in seine Ecke verweisen, in all den Kriegsläuften bis in die späten, herbstlichen Tage des Jahres 1918. Unbekümmert lebten wir ein Leben der kämpferischen Jugend. Einmal lasen wir irgendwo ein lobendes Wort über uns, über den Wagemut der U-Bootfahrer. Wir täten mehr als unsere Pflicht, hieß es. Dieses Wort hat uns damals ein wenig beschämt. Wir sahen in dem Worte „Pflicht" niemals den Leitstern, wenn wir gegen den Feind fuhren. Wir waren Kämpfer aus Freude am Kampf und aus einer inneren Verpflichtung heraus, die wir stärker und größer empfanden als das Wort Pflicht, das uns vorkam, als rieche es nach Nüchternheit — als sei es ein Gesetz, das nicht die Natur uns gegeben hat, ein Gesetz, das nicht ahnenschwer tief in unserer Seele liegt von dem ersten Träger unseres Blutes her, sondern eine Mahnung an die Säumigen. Uns bedeutete Pflicht nur Selbstverständlichkeit und somit etwas Geringeres als das, was wir im Herzen trugen. Pflicht wurde von uns allen als die unterste Grenze eines gewaltigen Etwas gefühlt, das wir damals in dem Sommer unserer Jugend noch nicht begreifen konnten. Wir wußten nicht, daß dieses Etwas, im Grunde genommen, der volle Raum unseres Lebens ist, den jeder Mensch in Entfaltung seiner ganzen Kräfte aus eigenem zu formen und zu füllen den Auftrag in sich trägt.
Ja, Pflicht war nur die unterste Grenze dieses Raumes. Eine Grenze nach oben kannten wir nicht. Da gab es keine, da konnten wir uns ausbreiten mit unserem unbändigen Willen, mit unserer Kraft und wir stießen vor in eine weite, weite Welt.
Wir glaubten, alle Menschen müßten so empfinden, wir kannten noch nichts anderes.

Um so härter traf uns der Schlag des November 1918, der mit einem Male so vieles zerstörte und zerschmetterte. Mit dem großen Reich fiel seine Armee, fiel und zerbarst alles von der Kaiserkrone bis zum Dasein des einfachsten Infanteristen.
Ich will nicht davon sprechen, wie sehr auch wir in uns alles zerbrochen fühlten, wie leer, fremd und feindlich uns die Tage waren, die wir in Gefangenschaft verbrachten, in die wir nach dem Zusammenbruch noch geraten waren. Aber auch dann, als wir wieder in die tief gedemütigte und gepeinigte Heimat kamen, blieben uns die Zeitläufte lange leer, fremd und feindlich. Man verlachte uns, die wir an vorderster Front gestanden hatten, man spottete unser und hieß uns Narren, die ihre Haut für nichts und wieder nichts zu Markte getragen hätten. Wir begriffen diese Welt nicht, wir sahen verbittert unseren Glauben betrogen und unser gutes Wollen mißachtet. Anderer Geist triumphierte. Das war eine furchtbare Zeit. Und als das Schwerste empfanden wir, daß jeder zwar den Willen in sich trug, das Schlechte zu stürzen, daß aber jeder allein blieb und keiner es verstand, uns zu sammeln, um diesen geballten Willen zu einer Befreiungstat einzusetzen.

*

Die Zeit blieb nicht so hoffnungslos. Sie wandelte sich. Man sprach eines Tages vom einstigen Frontsoldaten bessere Worte. Ja, man entdeckte ihn sozusagen aufs neue. Und dann las man, das Frontsoldatentum wäre h e r o i s ch gewesen. Gewiß, so hieß es nun und niemand konnte sich darüber mehr verwundern als wir. Heroisch wären wir gewesen? O siehe, wie schön dieses Wort klingt. Nur — w i r hatten niemals gewußt, daß wir heroisch gewesen waren, während all der Jahre nicht, die wir vor dem Feinde standen, und hernach schon gar nicht.
Heroisch — wir empfanden den Ausdruck unserem innersten Denken ebenso ferne wie vorher das Wort Pflicht. Wahrhaftig, als Heroen hatten wir uns nie gefühlt! Wir waren jung gewesen, wir hatten nur das glaubensstarke, kampfgehärtete Soldatentum gekannt, das wenig dem Sinn aller Dinge nachgeht und philosophiert, dafür aber in Taten handelt. Was war dann Pflicht, wenn dies als Heroismus bezeichnet wurde? War Pflicht die untere, Heroismus die obere Grenze jenes Raumes, in dem unsere Kräfte gewirkt hatten?
Doch allmählich verstanden wir den Sinn dieses Wortes: Es war nicht für uns Frontsoldaten ersonnen, sondern für die vielen, noch immer allzuvielen anderen. Die sollten und mußten wachgerüttelt werden, sie mußten begreifen lernen, sie mußten hochgerissen werden aus ihrer perversen Lethargie, die der Selbstvernichtung gleichkam. Es galt, ein ganzes Volk, viele, viele Millionen Menschen mit dem Geiste des Hohen, Starken und Großen zu erfüllen. Was konnte diesem Volke für den Kampf um den Aufstieg Besseres gegeben werden, als die Erinnerung an das, was die tüchtigsten seiner Söhne von 1914 bis 1918 geleistet hatten?
Und das Volk horchte tatsächlich auf. Es wurde nach und nach aufgeschlossen. Neues Leben, neue Zuversicht, in einem Ausmaße wie nie zuvor, floß durch Millionen. Das hat der eine Mann vermocht, den wir alle grenzenlos lieben und verehren. Mit

diesem Erwachen, mit dieser Zusammenfassung aller Kräfte zu einem einzigen geballten Willen, war wieder die Reihe jener Taten möglich, die Deutschland groß machte, es in die erste Reihe der Nationen stellte. Und daß im Zuge dieser Geschehnisse von geschichtlicher Bedeutung wir Ostmärker wieder in das angestammte Reich zurückkehren konnten, das machte uns unsäglich glücklich und dankbar dem Geschick. Der Weg, den wir Deutschen zu gehen hatten, wurde klar, das Ziel so deutlich sichtbar, daß es keinen Zweifel mehr gab. Es war ein Weg zäher Arbeit, ein Einsetzen aller Kräfte auf viele, viele Jahre hinaus. Eine glückliche Zeit stand in ihrem Anfange; denn was kann ein Volk mehr beglücken als gewaltige Arbeit für den großartigsten Aufbau, den man sich denken kann?
Andere aber mißgönnten uns den Aufbau und unsere friedliche Arbeit. Sie schürten durch Tag und Stunde zum Kriege, in der Hoffnung, Deutschland vernichten zu können. Jetzt haben sie den Krieg — sie selbst lösten ihn verbrecherisch mutwillig aus, und die Fronten stehen wieder wie einst im Feuer.
Zu den jungen Soldaten, die die Hauptlast des Krieges tragen, stießen die Männer von einst. Wir wurden wieder Soldaten. Wir sind diesmal nimmer die Jugend, denn mehr als zwanzig Jahre gehen nicht spurlos und unbemerkt an einem Menschenkörper vorüber.
Wir Alten also, die wir nun mit unseren vierzig und noch mehr Jahren wieder Soldaten wurden und aufs neue draußen stehen — wie ist es mit uns? Wir wissen doch um ein gut Stück mehr, wir sahen den Krieg jahrelang in all seinen erschreckenden Einzelheiten. Wir wissen nun auch, da wir abgeklärt sind, allerlei, was wir einst nicht wußten. Wie gerät es da mit uns?
Gewiß, viele, ja vielleicht sogar alle, haben sich damals im November 1918 und in der anschließenden trostlos traurigen Zeit gesagt: Nie wieder! Der eine, weil er wirklich müde geworden war, weil ihn das grause Geschehen zerbrochen hatte. Der andere vielleicht, weil er alles Opfern und Kämpfen für nutzlos hielt — ja, es gab damals wohl hundert und tausend Gründe dafür, den Krieg und das eigene Soldatentum zu verfluchen. Manch einer trug diesen Fluch bis in die jüngste Zeit. Sein „Nicht wieder“ war gewiß nicht aus Angst geboren, sondern aus der Verneinung aller sittlichen Ziele eines Krieges.
Aber der Notstand des Volkes hat selbst diese Letzten wieder an die Fahnen gerufen, denn dieser Krieg hat wahrhaftig keine sittlichen Ziele. Er ist nicht unser Krieg, sondern der Krieg der andern. Er will Deutschland vernichten. Wir aber kämpfen nicht einen Krieg gemeinhin, sondern wir schützen als Angegriffene unser Deutschland, schützen uns selbst, uns und unsere Frauen und Kinder, unsere Arbeit, vor der umfassendsten Vernichtung, um nicht zu sagen Ausrottung, die uns die Feinde jemals zugedacht haben.
Auch uns Ostmärker, die wir einstmals in der Kriegsmarine Österreich-Ungarns dienten, konnte Großdeutschland wieder brauchen. Statt der Meere des Südens sehen wir nun die Meere des Nordens. Sie sind nicht minder schön, und obendrein — sie sind deutsch! Freilich, wir „Alten“, ob nun aus der Ostmark oder aus der ehemaligen

kaiserlich deutschen Marine, wir sind meistens nur „Reserve“. Ein Wort, das ein wenig bitter klingt. Wir sind diesmal nicht die Jugend, denn eine andere, neue Jugend steht im vordersten Einsatz. Sie hat uns abgelöst und sie besitzt — das macht uns wieder glücklich — fürwahr keinen geringeren Kampfwillen, als wir ihn damals von 1914 bis 1918 besaßen. Diese Jugend von heute ist in ihrem ganzen Denken, Fühlen und Handeln so, wie wir einst waren und dazu noch um eine große Liebe reicher, die sie zu den glanzvollsten Taten begeistert.
Wir Alten aber, sind wir heute unkämpferisch, sind wir schlechter? Nein! Wir sind lediglich gedankenreicher. Wir wissen ja nun regelrecht um den Begriff „Pflicht“, wir wissen auch um den Begriff „Heroismus“. Wir sind nicht so hemmungslos draufgängerisch, wir sind überlegender als unsere Jugend. Still kamen wir und stellten uns willig auf den Platz, den man uns gewiesen hatte. Aber kaum standen wir, ward es unruhig in uns, denn wir fühlten, dort, wo wir standen, da war die unterste Grenze der Pflicht. Das Vaterland wollte in vielen Fällen nicht mehr, es verlangte kein größeres Opfer von uns. Und wir sollten nun keinen Raum mehr haben, um unsere Kräfte entfalten zu können?
So meldeten sich die alten Soldaten zu Tausenden und aber Tausenden für kämpferische Unternehmungen, so wurden sie in ihrem ruhigen wissenden Denken in vielen Fällen zum Berater und zum Führer der jungen Mannschaften in gefährlichen Lagen. Und sie wußten zu kämpfen wie die Jungen; sie kämpften wieder so wie einst vor mehr als zwanzig Jahren. Die Zahl der in Polen gefallenen ehemaligen Weltkriegsteilnehmer gibt sprechend Zeugnis dafür.
Ja, das Leben gilt viel, und man darf es nicht mutwillig vergeuden. Aber wir alle wissen, wo wir es bedenkenlos einzusetzen haben. Nicht nur an der untersten Grenze der Pflicht. Diese Grenze wollen wir auch heute noch weit hinter uns wissen! Und Heroismus? Nun, auch diesem Begriff stehen wir näher als einst, weil wir fühlen, wie wertvoll er ist für jene, die einen Begriff als moralische Stütze haben müssen, an die sie sich klammern, um ebenfalls hochzukommen und es den andern gleichzutun. Jenen gleichzutun, die schon aus einem glücklichen Erbe von fernen Blutbahnen her pflichtgetreu und heroisch leben und handeln, leben und handeln müssen, gehorsam ihren eigenen inneren Gesetzen.

*

So ruhig ist unser Denken und voll Zuversicht wie nie zuvor. Warum auch sollten wir nicht mit Zuversicht erfüllt sein? Es gibt keine Sorge. Sie ist für den richtigen Mann überflüssig. Er wird den Ereignissen niemals entgegengrübeln, sich niemals in Zweifel und Zwiespalt verlieren. Der rechte Mann wird die Ereignisse immer an sich herankommen lassen, sie mit kühlem Blick beobachten, um dann im geeigneten Augenblick und an der günstigsten Stelle schnell und sicher zuzupacken, um eine Gefahr abzuwenden und zu ersticken. Mit unbeschwertem Herzen gehen wir durch den Tag und so wenig wie einst fürchten wir den Tod. Es gibt ärgere Dinge als den Tod — eines davon ist, ehrlos zu werden. Das allein wäre nicht auszudenken.

Für uns runden sich die Begriffe und werden eins, denn wir haben die reife und volle Erkenntnis: Die Bezeichnung, heiße sie nun Pflicht oder Heroismus, gilt nichts. Das sind nur Wörter, und nicht an das Wort haben wir uns zu halten, sondern an den Sinn, der dahinter steht und der sich bei jedem rechten Wort unendlich weitet und Raum läßt auch für den größten Geist. Nicht die Bezeichnung des Begriffes an sich, nicht das Wort selbst ist das Letzte und Entscheidende, sondern das Wesen, das in ihm steckt und das richtig zu erkennen unsere vornehmste Aufgabe ist.
Damit wird aber auch das Wort, das ich mit meinen Kameraden damals, vor vielen Jahren, in Form erzener Buchstaben in jener fremdlautigen Stadt des Südens sah und las — es war an einer Militärerziehungsanstalt —, herausgehoben aus seinem bloßen Wortsein. Es wird dem, der sein Wesen erkannt hat, zum Bestimmenden, zum Endgültigen und Klaren. Es wird zum Allumfassenden, zum unendlich Weiten, zum Grenzenlosen — von dem nicht nur wir alten und jungen Soldaten erfüllt sind, sondern dem in Wahrheit nachzuleben unser ganzes Volk, ob Kind, ob Greis, ob Mann, ob Frau, willig sein muß, um in Ehren vor sich selbst und vor der Nachwelt zu bestehen. Das Wort, das da leuchtend stand und hieß: „Höher als das Leben steht die Pflicht."

Karl Benno von Mechow

Ich bin am 24. Juli 1897 in Bonn geboren. Mein Vater, Kommandeur des Husarenregiments, wurde zwei Jahre später nach Saarbrücken versetzt, und von dort habe ich meine ersten Eindrücke in der Erinnerung behalten. Ich sehe die Ulanen und Dragoner vom Exerzierplatz bei den Spicherer Bergen heimkehren und an unserem Hause vorüberreiten. Nachdem mein Vater den Abschied genommen hatte, sah ich lange Zeit keinen Soldaten mehr. Statt dessen lagen vor unserem Fenster die milden Höhen des Schwarzwaldes. Seine Tannenhänge, springenden Bäche und Wiesentäler verbanden sich mit allen Märchen der Kindheit, und ich liebte sie. Einige Tage nach Ausbruch des Krieges lief ich, eben siebzehn und eben Unterprimaner geworden, zur Untersuchung in die Kaserne eines badischen Infanterieregiments, wurde abgewiesen, auf besondere Fürsprache aber nach drei Wochen in Norddeutschland bei den Ulanen angenommen. Von allen Erlebnissen im Felde prägten sich mir die monatelangen Reiterzüge im riesigen unbekannten Raum des Ostens am tiefsten ein, unvergeßlich aber auch blieben die Leere und die kaum begreifbare Verlassenheit der Stellungsgebiete in den Sümpfen am Stochod. Anfang 1919 aus dem Felde heimgekehrt, wurde ich, einem von außen kommenden Rufe folgend, Landwirt. Dem alten Drange zur Musik schien die Zeitlage zu wenig geneigt. In den Wintern hörte ich Volkswirtschaft und Philosophie, im Sommer mähte ich Roggen und übernahm dann einen Hof in der Mark Brandenburg, den ich bis 1927 bewirtschaftete. Nach kurzem Aufenthalt in der Stadt begann, zwischen den Wäldern und Äckern des oberbayrischen Vorlandes, unterbrochen von körperlicher Arbeit an einem kleinen Stück Erde, der Versuch, das lange im stillen Zurückgehaltene in die Gestalt von Erzählungen eingehen zu lassen. So entstanden die Romane „Das Abenteuer“, „Das ländliche Jahr“, „Vorsommer“, das Erinnerungsbuch „Leben und Zeit“ und einige Novellen.

Die Fernpatrouille

Der Kommandeur erteilte Kestenberg seine Weisungen an Hand einer Karte, auf der eine verwirrende Menge von Ortsnamen die Landschaft mit ihren Wegen und Bächen verdeckte. Mehr Namen enthielt diese Karte als Ortschaften dieses Land um Wilna — so schien es.

Aber die Natur der Erde war dreihunderttausendmal verjüngt auf das Papier geworfen, und darum war diese Karte so bunt und wirr voll Namen und undeutlich wie alle Zukunft.

Kestenberg durfte die Karte behalten, obwohl es nur wenige Karten gab beim Regiment. Gewiß war die Aufgabe groß und schwer, eine Arbeit, kompliziert wie das Leben, mit hart bestimmtem Ende, umgeben von tausend Wenn und Aber.

Er sagte nichts davon. Sie ritten ihren Weg, ließen das ziehende Regiment in ihrem Rücken und begannen, sich im Raum zu tummeln. Die Kosaken waren nah, die Dra-

goner waren in der Nacht von ihnen überfallen worden, schon die nächste halbe Stunde konnte Neues bringen!
So dachten sie, während sie hinter Kestenberg ritten. Bedenklich wiegten sie den Kopf: der Herr, der uns führt — wir kennen ihn nicht. Wir kennen ihn nur als ungelenken Anfänger im Reiten und Leben. Er redete klug wie ein Buch und war als Reiter kein Held. Ist es auch heute noch nicht mit seiner Figur, geboren, am Schreibtisch zu sitzen! Er führt uns — wohin wird er uns führen?
So reiten sie jetzt, der dritte Zug, ganz allein unter Leutnant Kestenberg, und vertrauenschwankend dem Mann, der sie führt. Er hat nicht Glanz noch Schmiß, aber er hat die Ruhe, das muß man sagen. Er reitet dahin, als sei es im tiefen Frieden, obgleich es längst heller Tag wurde und wir Stunden schon vom Regiment entfernt sind und von Gott und den Menschen nichts wissen in unserer rand- und uferlosen Einsamkeit! — Er hat große Ruhe im Herzen, dieser kleine Herr. Pomadig und privat trabt er da auf seinem Apfelschimmel, den ein kleines Kind reiten könnte, und lutscht an einer leeren Zigarrenspitze aus Weichselholz ...
Nun, also die Ruhe. Gut ist die Ruhe, sie geht vom Hirten aus und breitet sich um die Herde, teilt sich den Reitern mit und zieht vom Reiter aus in die Pferde ein. Gut ist die Ruhe, eine mächtige Kraft, mag auch anderes fehlen.
So ritten sie ihren Tag, in einfacher Marschkolonne zu zweien, ohne Spitze und Sicherung, und es begab sich nichts Böses und nichts Gutes. Bei Dunkelheit erreichten sie ein kleines Dorf und nahmen dort Quartier. Die Pferde blieben in den Scheunen gesattelt, Fußposten standen weit draußen in der Nacht. Daß sie ganz allein waren in der einsamen Welt, das wußten sie alle.
Moser stand als Einzelposten auf einem weichen Acker, von einem dichten Nebel eingehüllt, der ganz weiß war, vollgesogen mit Mondlicht. Ganz licht war es um Moser, und dennoch Finsternis, denn der helle Nebel verdeckte die Erde und alles, was sie auszeichnete an Bäumen und Sträuchern. Nirgends war ein Halt für das suchende Auge. Rund um ihn schwankte ein helles Nichts.
Moser hat sich einmal gedreht und weiß schon nicht mehr, wo vorne und wo hinten ist, aus welcher Gegend er kam. Es sorgt ihn das. Er möchte die Richtung wissen, auf die er als Posten zu achten hat.
Er lauscht auf ein Geräusch des schlafenden Dorfes, aber kein nächtlicher Hund bellt in die Stille. Die weiße Nacht schweigt wie ein ewiges Rätsel.
Moser erfährt nicht, in welche Richtung er spähen und lauschen soll, und es beunruhigt ihn sehr. Er hilft sich, indem er nach allen Seiten späht, sich immerwährend dreht und die ganze runde Welt im Auge behält ...
Wie ohne einen Raum, so stand er ohne alle Zeit: war er schon Stunden hier, kam er eben erst her? Er wußte es nicht. Irgendwann also, nach stunden- oder minutenlangem Stehen, fiel ihm etwas auf, ein schwarzer, hoher Umriß im grauen Dunst. Das war ein Mensch!
Die Luft ruhte, lag schwer als feuchtkalter Nachtatem und brachte kein Geräusch: nein, kein Mensch, sondern ein Strauch!

Moser stand unbeweglich, rührte sich mit keinem Muskel, starrte, verlor sich ganz und gar ins Starren, klammerte seine Augen an den Schatten: Da! — Er war nicht mehr dort, er war jetzt hier, mehr rechts, wie es schien, weit größer als vordem! — Nun war es erwiesen, ein Mensch also doch!

Moser krampft die Hände um den Karabiner, er hebt ihn, er senkt für eine Sekunde die Augen und findet, als er sie wieder aufschlägt, den dunklen Menschen nirgends mehr. Er wendet sich und schaut und erblickt überall nur Weißes.

Wieder dreht er sich, immerfort; und schaut, zuweilen taucht der Mann aus dem Nebel, zuweilen scheint ihm alles toller Trug und Spuk, er selbst und die ganze weiße Welt. Er verliert seine Gedanken, wird krank und irr im Schauen ...

Die Luft geht still und feuchtkalt über den Acker, bringt zarten Holzrauch mit und endlich auch ein Geräusch, ein langsam schrittweises Näherkommen in der weichen Erde.

Dort, wo eben das dunkle Ungewisse im Nebel hing, steht ein riesengroßer Mensch. Moser reißt den Karabiner hoch, schreit halt! — und dann ist es der Landwehr-Maier, der als Ablösung kommt.

Moser zeigte ihm sofort das Ungewisse; der Landwehr-Maier stellte sich auf und sah sich fest, schaute sich seinerseits fest und starr für die Zeit seiner Postenstunden. Er hatte sich einmal umgedreht und wußte es schon nicht mehr, daß er selbst eben erst aus der Richtung des Ungewissen gekommen war und — daß das Ungewisse wohl der Weidenbusch war, den er vorhin streifte. Und dem nächsten wird es wohl nicht anders gehen in dieser Nacht, die hell ist und finster zugleich, die tausend Gespenster aus der Erde jagt und dem Menschen alles Wissen raubt ...

Zu irgendwelcher Stunde dieser Nacht wurden die Reiter durch Schüsse aus dem Schlaf gejagt, durch drei Schüsse, die ganz in ihrer Nähe fielen. Nicht die Posten draußen auf den Äckern, sondern die Alarmwache hatte geschossen, die am Ausgang der Dorfstraße stand, die keiner so wichtig genommen.

Sie liefen zusammen und schwärmten am Dorfrand aus. Kestenberg ordnete es mit ruhigen Worten an.

Sie lagen bereit und warteten, bis der Morgen käme. Die Kosaken liebten zum Überfall den angehenden Morgen. Sie sollten keine schlafenden Ulanen treffen!

Der Morgen stieg aus der Erde, und der Nebel wurde hell.

Drei verließen das Dorf, schritten die Straße ins Freie hinaus und fanden, was sie suchten. Eine Strecke weit draußen lag ein totes Kosakenpferd und ein Reiter daneben, bärtig und wild. Ein kleines Loch saß ihm über der Stirne. Neben dem Wege stand ein Busch, und aus dem Busch holten sie einen lebendigen Russen. Er fuchtelte mit den Armen und sprach in einem fort. Osterloh mußte heran, mußte übersetzen, was der Leutnant fragte. Er brachte große Dinge zutage, Nachrichten über die Russen, mehr als genug.

Kestenberg glaubte sie nicht. Er ließ den Gefangenen durch Osterloh gehörig verwarnen: Osterloh verwarnte und fügte eigene Drohungen hinzu.

Da wurde der Kosak bescheiden und antwortete ohne allen Aufwand auf jede ihm

gestellte Frage. „Mein Pferd!“ sagte er schließlich zu Osterloh und betrachtete den toten Gaul. „Sein Pferd“, übersetzte Osterloh, „nicht das des Toten!“
Sie ließen den Kosaken mit seinem toten Pferde lieb tun, sie verstanden das. Derweil gruben sie den Bärtigen in die Erde.
Dann nahmen Klingspor und Schaper den Gefangenen in die Mitte und machten sich auf den Weg. Mit einer langen Meldung im Kopf begannen sie ihren schwierigen Rückweg zum Regiment. Immer nur Schritt mußten sie reiten. „Wenn es dick kommt“, sagte der Leutnant, „laßt den Kosaken laufen, bringt aber die Meldung durch!“
„Heinrich, laß dich nicht fassen!“ sagten die anderen ...
Die Patrouille ritt in den Nebel hinein.
Kestenberg saß klein und gemütlich auf seinem Schimmel, — nichts, so schien es, focht ihn an. Ruhe ging von ihm aus. Er hatte an Ansehen gewonnen seit dieser Nacht. Er saß schlecht zu Pferde, nicht schön, aber fest. Er war kein geborener Reiter, aber er hatte Grips im Kopf. Und vor allem hatte er die Ruhe. Die Ruhe baut um den Menschen ein vertrauenswürdiges Haus.
Der Tag war kurz und dämmergrau, ließ die Sonne nicht mehr sehen. Der Nebel ruhte auf der Erde, zwar nicht mehr als dicke Watte, aber doch als ein grauer Dunst, als ein den Boden berührender Wolkenhimmel. Schwer reitet es sich im Herbst, der einsam ist wie das hohe Meer.
Einmal kam aus den Wolken ein Kanonenschießen, niemand konnte berechnen, wie fern es war. Es stand ihnen zur Seite erst, am Abend kam es noch einmal und stand ihnen dann im Rücken. Das rüttelte ein wenig an ihrem ruhigen Hause. „Wo sind wir, wenn sie hinter uns schießen! — Wo reiten wir hin? Wollen wir ganz allein bis Moskau reiten? Ist das nicht doch ein wenig viel gewagt!“
Wenn sie einmal einen Bauern trafen, unterhandelte Osterloh, und Kestenberg hörte sich die Antworten an. Etwas dunkler wurde sein Gesicht. Auch stellte es sich heraus, daß Osterlohs Sprachkunst von keinen guten Eltern war und längst nicht mehr reichte. Osterloh sprach kein Russisch, kein Litauisch, nur Polnisch. Er gab zu, daß er schon beim Kosaken am Morgen mehr geraten als verstanden habe. Er gab es ungern zu.
Des Führers Gesicht blieb ernst, immer vorsichtiger ging sein Reiten. Was mochte es sein, was die Bauern erzählten? Osterloh, der es ja weiß, kommt nicht mehr von des Führers Seite, man kann ihn nicht fragen ...
Wieder ritten zwei mit Meldungen ab. Nach nur kurzer Zeit, als sie gerade ein wenig hielten und die Pferde tränkten, waren die beiden schon wieder da. Sie wären nicht durchgekommen, der Wald im Südwesten sei lebendig von Kosaken, sagten sie. Der Wald im Südwesten war gesperrt, und das ferne Kanonenschießen stand ihnen jetzt, bevor es gänzlich einschlief, genau im Rücken. Im halben Kreis hatte die Welt sich geschlossen.
Kestenberg, der den ganzen Weg geschwiegen, hielt an und erklärte die Lage. „Wir sitzen im Loch“, sagte er, „was wollen wir tun?“

„Zurück, und im Karacho durch“, sagte einer.
„Nein“, sagte Kestenberg, „das wollen wir nicht tun. Wir wollen das Gescheite tun. — Hinter uns“, sagte er, „ist die Schranke geschlossen. Dort steht der gewisse Feind. Vom Osten, vor uns, wissen wir dagegen nichts. Wir reiten also ins Ungewisse, weil es besser ist als das gewisse Übel.“
Ja nun, und das Ziel, das Ende? „Richtig“, sagte der Führer, „wenn wir immer nur nach Nordosten reiten, kommen wir schließlich auf Petersburg, dort wird es uns Männlein nicht gut ergehen. Und deshalb biegen wir einmal nach Süden ab, und wenn wir Glück haben, treffen wir auf das Regiment.“
So kraus und quer beschloß Kestenberg, es hörte sich bedenklich an.
Aber wirklich, das Ungewisse schien vorerst das kleinere Übel, und sie kamen unbehelligt, wenn auch mit nur wenig Mützen voll Schlaf durch die folgende Nacht, ritten auch zu ihrem Erstaunen unbehelligt am nächsten Morgen ein gutes Stück voran. Seltsam sind die Augen des Schicksals, sie scheinen oft dort geschlossen, wo es am meisten zu sehen gibt: saßen sie doch da im Herzen des feindlichen Landes, eingeklemmt zwischen zwei Heereszüge. Die Wälder ringsum waren gewiß von Menschen voll, aber immer blieben sie noch ungesehen. Niemand schaute dorthin, wo sie ritten. Niemand dachte daran, daß sie hier reiten konnten.
Einmal aber mußte es kommen, daß man sie sah, einmal mußten sie einander finden. Kam dann auf die Umstände an, für wen sie günstiger waren, und wer sie verstand; kam darauf an, wessen Auge schärfer, wessen Gedanken schneller waren.
Als sie gegen den Abend ihres dritten einsamen Tages vorsichtig aus einem Walde traten, sahen sie ein hügeliges Land breit und kahl bis an den Himmelsrand gehen und hoch gelegen ein Dorf. Dem Führer schien es gut zur Ruhe in der Nacht, weil es leicht zu bewachen war. Er zeigte es den Reitern, und sie schmunzelten schon im Gedanken an ein gutes Quartier, — und sie schickten sich gerade an, in gelöster Ordnung den Wald zu verlassen und dem Dorfe zuzureiten —, da quoll drüben zwischen den Höfen ein Reiterzug hervor und kam ihnen entgegengeritten.
Im Nu staken sie wieder tief in den Bäumen. Ein Mann hielt vier Pferde, die Schützen kauerten sich am Waldrand nieder. „Ruhe!“ sagte Kestenberg. „Heut machen wir es einmal wie sie. Abwarten, bis sie ganz nahe sind!“
Der Reiterzug rückte heran. Die Spitze hatte schon den halben Weg hinter sich, und eben erst kamen die letzten Reiter aus den Häusern hervor. Ein langer Wurm, eine ganze Schwadron? „Ruhe!“ sagte Kestenberg.
Die Spitze rückt näher, man sieht die Pferde. Es sind keine struppigen Tierchen aus irgendwelcher Steppe, nein, es sind große und glatte Pferde, und die Reiter sitzen breit und gerade: „Dragoner!“ weiß einer zu sagen. Mächtige Schirmmützen stehen ihnen schief vom Kopf. Und viele sind es, eine Schwadron, gar ein Regiment? — „Ruhe!“ sagt Kestenberg.
Schau, sie machen es wie wir, sie traben an und eilen dem Walde entgegen, aber sie reiten wie im Frieden, denn sie wissen sich ja in ihrem eigenen Reich ...
Erst als sie so nahe waren, daß man die Pferde schnaufen hörte, gab Kestenberg ein

Zeichen, und dann schossen sie. Die paar Männer schossen, luden und schossen so schnell, daß es wie ein mächtiger Sturm aus dem Walde ging.
Was wirkt stärker als die Überraschung durch niemals gedachtes Geschehen? — Ein Floh könnte einen Elefanten verjagen. — Der wohl hundertköpfigen russischen Schwadron prasselte eine Riesengefahr aus dem Walde entgegen. Sie flog auseinander auf ihren vierhundert Pferdebeinen und zerstäubte in der Luft. Nach ein paar hundert Herzschlägen war nichts von ihr da als kleine Trümmer und Fetzen, als unzählbare, vom Wege fort im Wind zerwehende, einsam-einzelne Reiter.
Die gefährliche Einheit war zertrümmert. Es gab nur noch auf Pferden flüchtende Menschen im offenen Feld, die wild vor sich hinjagten und nicht an Umschauen dachten.
Hätten sie, bevor sie nach Norden am Himmelsrande verschwanden, sich nur einmal umgesehen, hätten sie die fünfundzwanzig deutschen Reiter sehen können, die nun in gelöstem Trupp die Straße lang dem Dorfe entgegenbrausten. Was wollten die nur? Sie tauchten in das Dorf hinein, rasten die lange Straße hinunter. Schreiend liefen die Menschen vor ihnen davon, braune Gestalten mit Gerät in den Händen, fort von friedlichen Verrichtungen.
Schreiend kamen andere aus den Höfen gelaufen, stellten sich in den Weg, schossen, wurden umgestoßen, mit Lanze und Säbel zur Seite gefegt, vom stürmischen Anlauf der Pferde überwältigt.
Die Straße war endlos, das Gewimmel hörte nicht auf, immer neue braune Menschen kamen gerannt, schrien, stellten sich hin und schossen. Wie ein Gewitter knatterte es zwischen den Häusern.
Die Straße ist endlos, nie kommen wir mehr aus diesem Dorf! Pferdchen, du, renn! Pferdchen, laß nicht nach, wirf deine Beine nach vorn, tritt nicht in ein Loch, mach dich lang und ganz flach, mein Pferdchen, laß dich von keiner Kugel treffen! Pferdchen, du, renn! Ich werde es dir ewig danken, mein Pferdchen! Und Lanze, halt fest, brich nicht, flieg mir nicht aus der Faust! Lanze, meine einzige Waffe . . . Brauner Mensch, aus dem Wege, bist du ein Mensch, ist es mir gleich — willst mir ans Leben, will ich dein Leben — fort, brauner Kerl, Gefahr meines Lebens, stumm gleichgültige Nummer . . .
Endlich weichen die Häuser auseinander, mit einem Schrei der Freude stürzen sie hinaus ins freie Land, stürmen einen Hang hinab, einem Flusse entgegen. Auf halbem Wege werfen sie die Pferde nach der Seite, denn abwärts schien ihnen eine Furt.
Schräg den Hang hinunter ist das Galoppieren eine Schinderei für die Pferde, und für die Reiter eine Angst; Gewicht und Schwung der sausenden Masse liegen allein auf der Vorhand. Ihr armen Tiere! Sie atmen stöhnend bei jedem Sprung.
Achtung, Vorsicht auf rechts! — Ja, von rechts fegte ein reitender Sturm heran und warf sich in ihre Mitte, riß den kleinen Reiterhaufen in zwei Stücke. Sein Verderben konnte es sein, wurde aber seine Rettung: während ein Teil zwischen den Russen steckte, sie lanzenschlagend sich vom Halse wehrte, gelangte der andere durch die Furt ans jenseitige Ufer, sprang drüben von den Pferden und schoß einen wüten-

den Hagel herüber. Recht so! Restenberg, der kleine Professor, hatte auch in der Hitze des Lebens seine kalte Ruhe behalten!
Das Geschieße ging zwar hoch in die Luft, aber die Russen stutzten, wunderten sich, wunderten sich eben lang genug, daß das zweite Häuflein Zeit fand, sich in den Fluß zu stürzen. Eine Furt hatten sie nicht, sie mußten ins tiefe Wasser hinein. Zwei Gäule verloren die Beine, ihre Reiter fielen in den Fluß, schwammen, hingen sich an, saßen bei anderen hintenauf, stiegen an das andere Ufer. Weiter, weiter, welch ein Wunder war dies!
Weiter, weiter — keine Zeit, zu denken, welch ein Wunder dies war! Als Helfer kommt die Nacht, kommt ein Wald, aber Nacht und Wald bringen neue Tücken. Ein Weg läuft durch den nächtlichen Wald, aber der Weg ist mit Menschen, Pferden und Wagen verstopft, eine Kolonne rollt da durch den Wald!

*

Rechts sind Bäume, links sind Bäume, mitten auf dem Weg rollt die russische Bagage einher und läßt zwischen den Bäumen noch einen ganz schmalen Raum.
Die Bäume werden vor uns nicht weichen, eher noch die Bagagen. Reiten wir also durch sie hindurch!
Sie brechen zu einem ab, huschen in schnellem Trab den schmalen Weg neben den Wagen entlang, überholen Wagen auf Wagen und haben ein schier unmenschliches Glück. Die duselnden Kutscher auf den Böcken haben keine Zeit, sich über den sachte an ihnen vorüberstreifenden Reiterzug zu wundern. Am Ende erst stellte sich jemand in den Weg und rief auf russisch eine Anfrage durch die Nacht. Dann stieß er einen Schrei aus, und von einem Wagenbock fiel ein Schuß.
Das war aber schon die Spitze der Kolonne gewesen. Nach ein paar Galoppsprüngen lag der Weg vor ihnen frei. Die letzten hatten sich mit der Lanze Bahn schaffen müssen.
Sergeant Behr, der als allerletzter ritt, rannte dem vordersten Kolonnenwagen von hinten her in die Pferde. Sie erschraken und preschten zur Seite, verkeilten die Deichsel zwischen den Bäumen und stellten den schweren Wagen quer über die Schneise.
Das eben hatte Sergeant Behr gewollt.
Krachend prellte die Kolonne auf das Hindernis auf, während die Reiter den freien Weg voran fegten. Aus dieser schwarzen Tinte zog sie ein neues Wunder!
Aber immer noch war keine Zeit, über Wunder nachzudenken. Der Weg lag zwar frei, aber der Wald stand dunkel und ungewiß rings um ihr Reiten. Kein Mensch wußte, wo er endete und was er noch zwischen seinen Bäumen verbarg. Und die Pferde hatten keinen Atem mehr.
Sie bogen also in eine Querschneise ein, bohrten sich tief in das Dunkel und hielten. Die Pferde standen wie festgewurzelt, keuchten erbärmlich, und ihr Leib schwankte im ruckweisen Luftholen vor und zurück.
Sie saßen ab, schauten nach der Sattelung, lösten die Gurte und zogen den Woilach

nach vorn. Miehl hatte seinen Woilach verloren und mußte die Schlafdecke unter den Sattel legen.

Von den Reitern fehlte nur Hummel. Im Dorfe geblieben unter seinem getroffenen Pferde, sagten die einen, nein, die anderen behaupteten, er sei im Fluß gestürzt und abgedrängt worden. So und so, es blieb eine strittige Frage, aber Hummel fehlte.

Der Führer saß auf und ritt auf den Hauptweg zurück. Er kam wieder und wußte etwas: „Weiter hinunter, in einer Lichtung, brennen Feuer. Der Wald ist sehr groß, ist überall besetzt. Wir müssen uns noch einmal an den Russen reiben."

Hm. Andere Nachricht hätten sie lieber gehört.

Ja, sie müßten noch einmal, ein drittes Mal, durch schwarze Tinte schwimmen, vorerst aber sollten sie ruhen, eine kurze Rast, den Pferden zur Erholung! Denn sie werden noch manch liebes Mal laufen müssen.

Also blieben sie halten, sahen und horchten auf die Pferde.

Das bittere Keuchen ließ nach und ging wieder in ruhiges Atmen über, der Leib schwankte nicht mehr vor und zurück, und die steifmüden Beine rührten sich und wechselten ungeduldig ihren Stand.

Es war warm im tiefen Wald. Langsam fing es zu regnen an. Es rieselte in den welkenden Blättern, und nach einer Weile erst drang die Nässe bis zu ihnen herunter. Sie legten die Zeltbahn über Sattel und Pferdenieren, zogen die Mäntel an und schlugen die Kragen hoch. Osterloh trat an Kestenberg heran: „Gestatten ein Wort?"

„Vielleicht setzen wir Mützen auf", sagte er; mit Plön auf Patrouille, bei Breszinv damals, als sie ritten und ein ähnliches Schlamassel erlebten, da hätten sie es ebenso gemacht. Waren durchgekommen, weil sie der Russe für Russen gehalten.

Ja. Sehr gut. — Setzen wir die Mützen auf, hängen wir den Tschapka an die Packtaschen, vergnügen wir uns mit einer bescheidenen Maskerade!

Fertig. — Reiten wir jetzt?

Nein. Der Leutnant sagte noch nichts von Aufsitzen, ritt vielmehr nochmals allein davon, das Geheimnis des Waldes zu belauschen.

Derweil hatte der Regen das Blätterdach ganz und gar durchdrungen und sank nun, eine dichte Wasserwand, den Reitern auf Köpfe und Schultern. Sie stellten sich eng zusammen und machten den Rücken krumm.

Die gefährliche Hitze des Lebens, sie hatte ihre Stimmung nicht gedrückt; aber das Stehen im Regen, das frierende Warten im dunklen Wald, das griff ihnen nach dem Herzen, machte sie müde und hoffnungsarm.

Nie finden wir mehr aus dem Kessel ein Loch, das uns heimführt ins Leben, in das Leben, wie wir es meinen, das da glatt ist und immer schön. In das Leben, das es nirgends gibt. Dieser Regen! Seit Wochen hing er in dunklen Wolken am Himmel unseres herbstlichen Reitens um Wilna, der Regen, das graue Verhängnis. Nun sinkt er herab, zerweicht Leiber und Herzen, wie auch Wege und Stege, und macht ein Ende mit uns.

Endlich tauchte Kestenberg wieder aus dem Walde. „Fertigmachen!" sagte er.

Sie zogen die Gurte fest und hoben die wasserbeschwerten Beine in den Sattel. Sie warteten, bis alle oben waren. Dann ritten sie an.
Mit Mützen und langen Mänteln kamen sie sich wirklich als halbe Russen vor. Um noch mehr dazu zu tun, steckten sie die Lanzen in den Bügelschuh und ließen die Spitzen aufrecht in die Luft ragen, ein wenig nach hinten. Sie legten den Oberkörper auf den Pferdehals vor, sie ritten wie halbe Kosaken.
Vor ihnen blitzten Funken auf zwischen den Bäumen und wurden Lagerfeuer, von einem unklaren Gewimmel umgeben. Der Weg weitete sich zu einer großen Lichtung, Wagen standen dort und Pferde in langen Reihen. Sie ritten mitten hinein.
Sie wurden angerufen. Osterloh, neben dem Führer reitend, warf ein Wort als Antwort hin. In ruhigem Trabe ritten sie über den freien Platz, streiften hart den Lichtkreis der Lagerfeuer, legten die Oberkörper vor und ließen die Lanzen nach hinten stehen. Wie ein Traum huschten sie durch die Nachtruhe der lagernden Russen. Noch einmal rief sie jemand an, und Osterloh quatschte seine Antwort zurück. Dann verschlang sie der Wald und der rauschende Regen.
Der Weg vor ihnen lag frei, sie ließen den Trab zum Galopp werden. Sie lachten still vor sich hin. „Osterloh, das hast du gut gemacht! Was hast du ihnen denn erzählt, Osterloh?“
Haha, das war es ja: Osterloh konnte gar nicht Russisch! Osterloh sprach bloß etwas Polnisch! Aber auch das hatte hingeholfen. Rußland war groß, hatte viele Menschen und Sprachen, und der Regen hatte auch den Posten dort das Hirn gedrückt. Für diesmal langte es hin. Das Leben ist ein Spiel, laßt uns lachen!
Nicht zu laut! Mit diesem Mal war das Leben noch nicht aus! — Der nächste Russentrupp, den sie trafen, saß zu Pferde und schien nicht vom Regen dumm und stumm gemacht. Ein paar Lanzenreiter kamen von der Seite in die Quer, gesellten sich zu Osterloh an die Spitze und maulten drohendes Zeug. Man mußte ihnen die Lanzen um die Ohren schlagen.
Der Wald endete. Auf freiem Hang standen rechts und links vor ihnen die Lichter zweier Feldlager, durch eine Bodensenke getrennt, die schwarz und tief schien wie eine Schlucht. An ihrem Ende schimmerte im matten Licht der monderhellten Regennacht das Wasser eines großen Flusses.
„Verdammt seien die Flüsse!“ — Doch den Leutnant freute der Fluß. „Die Richtung stimmte“, sagte er zufrieden, „ich ließ mich nicht täuschen. Noch einmal müssen wir schwimmen, dann sind wir, denke ich, durch.“
Die Bodenfalte hinab zu dem Fluß war tief genug, daß sie ans Wasser kamen, ohne die beiden Feldlager aus dem Schlaf zu wecken. Eine Furt fanden sie nicht, nicht überall konnten ja ihretwegen Furten sein in den Flüssen! Sie waren zufrieden, als sie eine Stelle mit festen und flachen Ufern fanden, drängten ins Wasser und schwammen und schritten, abwechselnd, durch den Fluß, der bald flach war, bald tief, wie ihn die Strömung geschaffen. Ein Pferd verfing sich mit den Beinen in den Zügeln, stampfte sich ab und versank.
Das Plätschern und Baden gehörte nicht zu den gewöhnlichen Geräuschen dieser

Nacht. Durch den rieselnden Regen drang es wohl bis an die Ohren der Lagerposten. Schutzlichter spritzten aus dem Dunkeln.
Aber kein Kugelzischen streifte die Ohren der Reiter, als sie drüben ans Ufer stiegen: Wohin die wohl schossen?
Nicht ein Peitschenschlag knallte zwischen ihren Köpfen: Wir sind, trotz Regen und hundertstündigem Reiten, des Glückes Freund.
Sie ritten dahin und trabten sich die Nässe vom Leibe.
Es schien ihnen, als hätten sie mit diesem Fluß die Brücke zum Leben gefunden, zum Leben, wie sie es meinten, und nun ginge das Feiern an.
Da aber kamen sie an einen Sumpf. Zu ihren Seiten wurde der Boden zu einem Schwamm, mochte keinen Reiter mehr tragen. Verdammt seien die Sümpfe! Noch lauter verdammt als alle wegversperrenden Flüsse!
Bloß Kestenberg wettert nicht auf den Sumpf. Er ist auch mit dem Sumpf zufrieden: „Ei", sagt er, „ein Sumpf! Sehr gut, dann sind wir richtig geritten. Wir mußten noch einen Sumpf treffen!"
So, mußten wir! — Kleiner Herr, uns scheint, du bist mit allem zufrieden. Würden wir eben zufällig mal auf die Hölle stoßen, du würdest sagen: „Ei, die Hölle, sehr gut, wir sind auf dem rechten Wege, wir mußten noch auf die Hölle stoßen" — würdest du sagen!
Der Führer ist nicht unempfindlich gegen die Gedanken derer, die hinter ihm reiten. Ein Führer liest alle Gedanken und verwendet sie in seiner Rechnung. „Südlich des Sumpfes geht der Marschweg des Regiments. Wir müssen noch durch diesen Sumpf, dann sind wir durch." Sagt er.
Haha, wir müssen durch, um durch zu sein, das ist unser Lied. Wir müssen durch dies, wir müssen durch das —, durch was müssen wir denn wohl noch? Feuer, Wasser, Sumpf und Wald —, alles war da!
Wir müssen durchs Leben — das ist es wohl.
Aber wohin? —
Der Sumpf brachte ihnen noch schwere Not. Zwar gab es feste Wege, ein wippendes Pflaster aus rundem Holz, auf denen die Pferde sich die Beine brechen wollten, ritt man einmal schneller als Schritt.
Als sie aber noch einmal vom Kosaken gejagt wurden, ritten sie sogar Galopp auf den brüchigen Bohlen, und siehe, ein neues Wunder ließ kein Pferdebein Schaden nehmen.
Ein andermal wurden sie vom Knüppeldamm abgedrängt, verleitet durch den Schein eines festen Bodens, ritten querfeld zwischen niedrigem Kieferngestrüpp und standen endlich ratlos vor undurchdringlichem Moor. Zwei Pferde verloren sie dort, die sich angstverrückt immer tiefer in den Modder traten.
Furchtbar war dies Reiten im Moor, sie wünschten sich wieder Flüsse herbei und den großen Wald und Attacken und einen sichtbaren Feind. Ein Nebel legte sich um sie und machte alles, was sie lebten, zu einem Traum. Die Muskeln taten ihre Arbeit, ohne daß die Gedanken davon wußten. Die Faust hielt die Zügel, der Körper fuhr in

die Bewegung des Pferdes hinein wie der Kolben der Maschine in den Zylinder, das Hirn wußte nichts von alldem.
Das Reiten im Moor nahm kein Ende, die Gewohnheit allein hielt Menschen und Pferde dazu an, in der Bewegung zu verharren. Kestenberg allein zehrte von der angespeicherten Ruhe seines kleinen Körpers und blieb, der er war. Während die, die hinter ihm ritten, die Augen schlossen, tastete sein kaltes Denken sich durch das krüppelige Kiefernholz, um Tümpel und Moorfelder herum, und verlor dennoch nicht das allerletzte Ziel . . .
Sie ritten auf festem Boden, von hohem Baumwuchs umgeben — sie merkten es nicht.
Sie trafen einen frischen Hufschlag — es machte ihnen wenig aus. Sie bereiteten sich auf ein neues Anreiten gegen Kosaken oder Dragoner, mochte es sein, was es war — mochte es das Allerletzte sein! Sie waren fürs Leben zu müde.
Sie wurden angerufen. Wie Teufelsnarrheit kam ihnen da eine Sprache entgegen, die so klang wie Deutsch. Es spannte sich im Dämmern des Waldes zwischen den sich Begegnenden eine kurze, mißtrauische Befremdung. Dann brach Klarheit herein: es waren die Bayern, der Spuk ging zu Ende.
Sie ritten gemeinsam ein Stück, trafen das Gros der bayrischen Patrouille, saßen ab, fielen hin, wo sie standen, und schliefen.
Die Bayern übernahmen die Sicherung.

Herybert Menzel

Diese Zeilen kommen aus einem Bunker an der Westfront. Ich habe Telephondienst, draußen steht ein Kamerad auf Wache. Es ist Nacht. Die übrige Bunkerbesatzung ruht. Über mir brennt die Lampe, die auch am Tag nicht erlischt. Der Bogen Papier, auf den ich schreibe, war zum Brief bestimmt. Nun soll ich auf ihn so etwas wie eine Selbstbiographie setzen. Die Hand, die nun schreibt, hat im letzten halben Jahr nur immer kurze Grüße aufs Papier geworfen. Sie hat jetzt so viel anderes zu tun. Sie ist die Hand eines Soldaten geworden. Der Soldat hat hier zu wachen und hat sich bereitzuhalten für den Kampf. Es bleibt ihm wenig freie Zeit, und in der ist er ja immer mit den Kameraden zusammen. Wir überlegen, wie wir uns den Bunker noch geräumiger und wohnlicher machen könnten. Pflege bedarf auch der Platz vor dem Bunker. Wenn wir uns unterhalten, sprechen wir gewiß auch immer wieder davon, was wir früher einmal waren und taten. Wie können ein Bäcker und ein Koch mit ihren auserlesenen Rezepten einem nicht den Mund wässerig machen! Ich muß dann auch erzählen, wie das mit dem Bücherschreiben ist. Und wenn in den Zeitungen, die zu uns kommen, ein Gedicht entdeckt wird, dann zeigen sie es mir wohl und fragen, was ich dazu sage. Ihr eigenes Urteil zu hören, ist mir gewiß ebenso erwünscht. Wo ein Deutscher ein Haus baut, da baut er es auch immer gleich für die besten deutschen Geister. Auch in unserem Bunker sind sie eingezogen. Die Heimat versorgt uns mit Büchern. Drüben der Franzose sieht unsere bedrohlichen Scharten. Er wird kaum vermuten, daß wir dahinter neben Goethe, Nietzsche, dem Werk des Führers auch die Grimmschen Märchen wieder lesen. Und besonders gern Lieder und Gedichte. Wenn wir draußen auf Posten stehen, da sind über uns die ewigen Sterne, da ist uns Deutschland so vertraut und geliebt nahe. Wir suchen nach etwas, das es uns noch besser beschwören könnte als alle unsere Gedanken, und dann sagen wir uns wohl einen Vers her, und oft kommt er aus längst vergessen geglaubten Stunden und in ihm ist alles besprochen, was wir lieben und verteidigen müssen, wofür allein es wert ist, zu leben und auch das Leben zu lassen. Ich weiß das nicht von mir allein, ich weiß das von fast allen meinen Kameraden.

Welche Strophen haben eine solche süße Gewalt, welche Verse bestehen in solchen Stunden, an solchem Ort? Wer hier als Soldat steht und selbst mitschrieb am deutschen Gedicht, wie sollten ihn diese Fragen nicht zutiefst bewegen? Wenn nicht hier, dann nirgends wird er es erfahren, welcher Auftrag ihm wurde und wie er ihn zu erfüllen hat. Er weiß nun auch, wo zutiefst ein Vers geborgen bleibt und warum gerade dieser und kein anderer in dieser Stunde vermochte, als der treueste und geliebteste sich uns zu erweisen. Ich sitze in meinem Bunker als Soldat und schreibe nun an dem kleinen Tisch. Saß ich so nicht einst auch an meinem Arbeitstisch dicht an der östlichen Grenze? Der Verlust und das Schicksal meiner ostdeutschen Heimat haben mich zu einem kämpferischen Schriftsteller werden lassen. Ich jagte als solcher nicht Phantasien nach. Was ich schrieb, war mir immer irgendwie diktiert von den Stim-

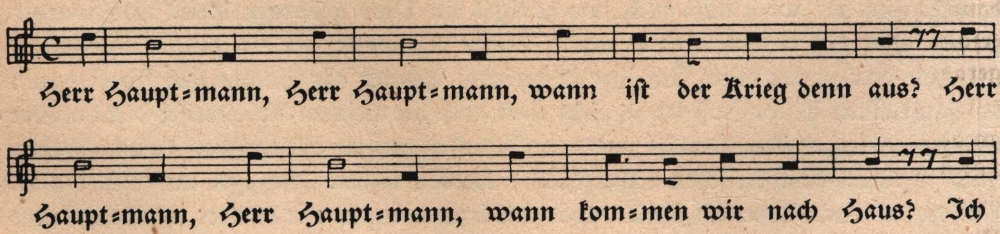
men meiner Landschaft, von den Stimmen meiner Väter, von dem, was ich selbst zu durchleben hatte.

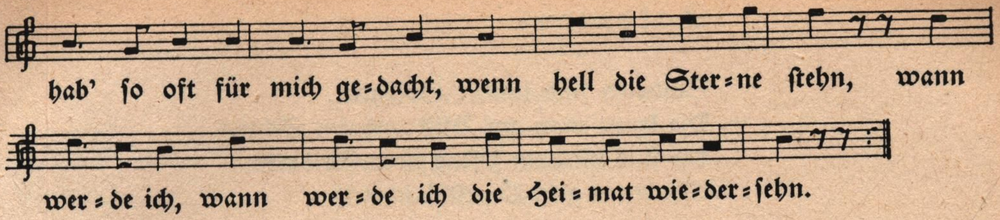
Ich komme jetzt nicht zum Schreiben. Aber ich glaube, daß vieles von dem, was ich als Grenzdeutscher und dann als SA.-Mann schrieb, mit in unsere Zeit wirkt. Ich könnte sonst nicht so geruhig Soldat sein. Ich weiß nicht, wie sehr mich der Krieg verwandeln wird, aber ich glaube, ich würde zu einem späteren neuen Buch doch getrost die früheren stellen können.

Kurz vor Ausbruch des Krieges, als ich meine Einberufung erhielt, saß ich gerade über dem fast fertigen Manuskript eines neuen Romans. Ich wüßte ihn gern beendet. Und doch soll mich der Gedanke an ihn jetzt nicht beunruhigen. Ich habe, statt an ihm weiterzuschreiben, für meine ostdeutsche Heimat als Soldat mitkämpfen dürfen. Und sie ist nun wieder frei. Welch größeres Glück hätte ich erfahren können? Nun gilt es, das ganze Land noch einmal zu verteidigen. Wer könnte jetzt an einem Buche schreiben wollen, wer brächte die Ruhe allein dazu auf, wenn er Soldat sein kann?

Ich weiß nicht, ob nicht meine ganze Biographie hiermit schon gegeben ist. Ich hatte sie mir so selbst nicht vorgestellt, als ich mir endlich die Zeit dazu nahm. Ich will denn doch noch sagen, daß ich am 10. August 1906 im jetzt befreiten Obornik, also als ein Ostdeutscher, als ein Posener, geboren wurde. Alle meine Vorfahren waren Ostdeutsche. Mein Vater ist Postsekretär a. D. und Heimatforscher. Er schrieb die Chronik der Stadt Tirschtiegel, in der ich aufwuchs, als sie noch zu Posen gehörte, als die Kämpfe um sie stattfanden, als sie dann so lange Grenzstadt war. Mit ihrem Schicksal war meine Aufgabe als Schriftsteller gegeben. Und doch habe ich sie erst ganz erkannt, als ich nach Jahren in der Großstadt und nach Fahrten durch ganz Deutschland in die Heimat und so zu mir selbst zurückkehrte. Daß dies geschah, verdankte ich dem Führer, als ich ihn im Berliner Sportpalast erlebte; in der Stunde habe ich mich ihm verschworen. Vom Grenzdeutschen zum Nationalsozialisten wird man so selbstverständlich wie vom SA.-Mann zum Soldaten. Und der junge Schriftsteller wünscht unter seinen Kameraden nicht der schlechteste Soldat zu sein. Ich sehe von einem schlafenden Gesicht zum andern, ich höre die Schritte des Postens draußen. Jetzt steht er für uns auf Wacht, nachher werde ich ihn ablösen, dann wieder mich ein anderer, und wir alle lösen nur die ab, die in anderen Zeiten vor uns für Deutschland Soldaten waren.

Der Soldat in Polen





Zu Hause, zu Hause,
Da wohnt ein bessres Glück.
Die Heimat, die Heimat,
Hat hellern Gruß und Blick.
Ein Dörfchen liegt in Wäldern schön,
Es rauscht das Mühlenwehr
Von Lieb' und Auseinandergehn
Und auch von Wiederkehr.

Zu Hause, zu Hause,
Weiß ich ein Mädchen fein.
Das soll ja, das soll ja
Für ewig mein nur sein.
Ihr Haar, das glänzt wie reines Gold,
Froh lacht ihr Augenpaar,
Und würd' sie einem andern hold,
War keine Liebe wahr.

Der Hauptmann, der Hauptmann,
Der spricht: Mein guter Sohn,
Die Liebste, die Liebste
Bleibt treu und wartet schon.
Der Heimat Felder sind verschont,
Doch hier loht noch der Brand,
Erst wenn der Feind geschlagen ist,
Darfst du ins Heimatland.

Durch Polen, durch Polen
Marschiert ein graues Heer,
Von niemand befohlen
Als von der eigenen Ehr'.
Der Heimat Bild trägt jeder Mann
Im Herzen als ein Glück.
Am Feuer und auf stiller Wacht
Denkt er an sie zurück.

Soldaten

Soldaten sind immer Soldaten,
Die kennt man am Blick und am Schritt.
Die sind hinterm Pflug noch Soldaten,
Mit denen geht Deutschland mit.

Ihr Wort ist der Sprung schon zu Taten.
Ihr Schweigen ist stolzer Verzicht.
Sie sind nicht zum Schachern geraten,
Sie kennen ja nur ihre Pflicht.

Soldaten kann niemand werben,
Die spüren schon ihre Zeit.
Die sind im Leben zum Sterben,
Im Tode zum Leben bereit.

Bis einer sie ruft aus den Zeiten,
Die Trommel zur Ewigkeit schlägt,
Dann finden sich all die Bereiten,
Die Glaube zum Glauben trägt.

Die Wache

Steht einer einsam in der Nacht,
Mit schwerer Pflicht beladen;
Er denkt zurück und an die Wacht
Der toten Kameraden.

Er fühlt's, daß einer zu ihm tritt,
Soldat aus andern Tagen,
Der schon das Bitterste erlitt,
Und leise hört er sagen:
Kamerad!

Und nur dies eine Wort.
Sie schweigen, und sie schauen.
Der zweite geht, ein Schatten, fort
Erst früh beim Morgengrauen.

Die stille Stunde

Aufsteht ein Mann
Und trennt sich ab
Von seinen Kameraden.
Wer rief ihn an?
Wer kann und gab
Den Wink, er sei geladen?

Er muß allein,
Mit Gott allein,
Wohl einsam sich besprechen.
Er kehrt, eh's tagt.
Und keiner fragt
Und wird sein Schweigen brechen.

Kameraden im Kriege

Du ißt mein Brot,
Und mir gabst du
Tabak zum blauen Dunst.
Wie ist's hier leicht,
Zu Hause war
Kameradschaft schwere Kunst.

Du, weißt du,
Wenn erst wieder mal
Die Friedenslüftchen wehn,
Dann laß ich mir mit'm Primeltopf
Bei dir zum Kaffee stehn.

Ob dann noch alles
So wie heut
Ist zwischen dir und mir?
Kamerad, ich glaub',
So'n Blechgeschirr
Nehm' ich mir mit von hier.

Karl von Möller

Ich bin zu Wien geboren in der klügelnden Zeit, als die Deutschösterreicher ihren Karren vom Liberalismus in den Dreck und nach Juda ziehen ließen, nämlich Anno 1876. Dieses Wien verließ ich erst, als ich nach der Generalstabsakademie, der Kriegsschule, einer Brigade in Bosnien als deren Stäbler zugeteilt wurde. Ich ritt in Bosnien, in der Herzegowina und auf dem türkischen Boden des „Sandschaks" hin und her, arbeitete, schaute, prüfte, jagte. Hierauf, 1906/08, tat ich als Hauptmann-Kompanieführer im ungarischen Komorn Truppendienst unter Akazien und Donaugelsen, prüfte, schaute wieder, jagte aber nicht; die Myriaden Kleinfrösche, so an meinen Wohnungsfenstern vorüberzogen, lohnten keinen Schuß. Später lernte ich zu Großwardein das Judentum einigermaßen kennen, das sogenannte ungarische, 1911 aber wurde ich in das Trentino, also nach Südtirol, versetzt und tat mich in den Grenzgebirgen und in Oberitalien um. 1911 spülte die Adria meine sturmgerüttelte Lebenskogge in Cattaro ans Land, hernach, 1913, wurde ich Stabschef der Banater Division in Temeschburg (damals noch Temesvar), mit der ich, ein wildes Jauchzen im Herzen, zwar nicht gegen Engelland, wohl aber wider dessen Bundesgenossen und Eingepeitschten, den russischen Zaren, fuhr. Jahrelang habe ich mit Herrn Nikolaus turniert. Erst als die roten Thronfolger den Schwachmathikus niedergeholt hatten und die Donaumonarchie von Karl dem Heiligen zu Tode gezittat worden war, kehrte ich nach mehrmonatigem Eiertanze in Oberungarn „uf Temeschwar" zurück und half im Banat die donaudeutschen Bauernkolonisten zu Siegen über sich selbst und damit zum Erfolge über die Zahlreichen führen, die des germanischen Kulturdüngers schon hatten froh sein wollen. 1931/33 heißte ich im Banat die Hakenkreuzfahne, im Jahre darauf aber zog ich als Kulturleiter für Rumänien nach Hermannstadt, wo ich als fünftes Rad am Wagen mitholpern mußte, bis ich mich im Vorjahre endlich ganz meinen schriftstellerischen Arbeiten zuwendete. Wenn ich noch feststelle, daß ich im Reich möglichst viele Augen für das Vorhandensein von volksdeutschen Millionen im europäischen Osten und Südosten zu erschließen suchte, wozu ich Vortrag über Vortrag hielt und mir die Finger wund schrieb, so dürfte dadurch wohl das vom Verlag gewünschte Lebensbild trotz aller Ecken des Originals einigermaßen gerundet vor Leserin und Leser dastehen.

Sattelwechsel Unterm Helm Erlebtes

Sattelwechsel unter dem Helm? Der Russe hatte mir während eines nächtlichen Sturmes der Banater Division bei Falkenstein in Ostgalizien tatsächlich drei Pferde abgeschossen, und ich mußte am Morgen nach der blutigen Mondscheinnacht wirklich den Sattel wechseln; was ich indessen hier erzählen will, soll davon handeln, wie ich mich vom Soldatenpferd auf die Zackelmähre des deutschen Politikers im Ausland und hernach auf den, trotzdem es ein hartes, knochiges, kantiges Biest ist, erheblich

sympathischeren Zelter des, sagen wir, Dichters schwang; unter dem Helm, das heißt in irgendeinem Kampfe, stand ich dabei ein jedesmal.

Auch erbbiologisch gesehen, der geborene Soldat, war ich nach einer frohen Jugendzeit in meiner Vaterstadt Wien zur Fahne „ausgemustert" worden, und meine Einbildungskraft, die stets ein Tausendflügler war, gaukelte mir Wunschträume von achilleischen Heldentaten, die ich vollbringen wollte, vor. Fürs erste freilich herrschte Friede, und so lebte sich mein Tatendrang in der zur Zeit einzig möglichen Form aus: ich erkämpfte mir die Aufnahme in die Kriegsschule und hernach in den Generalstab des österreichisch-ungarischen Heeres.

Von da an trieb der Dienst mich kreuz und quer durch die Donaumonarchie, bis ich als Fahrgast des Eildampfers „Baron Gautsch" in der wildromantischen Bocche an der Südspitze Dalmatiens beim Kriegshafen, zugleich 47. Divisionskommando, landete. Ich hatte es in einer Studie gewagt, Befestigungen in Südtirol, die ich untersucht, als Flickwerk anzuprangern; der Armeeinspektor Conrad von Hötzendorf billigte zwar die Arbeit, Zwischenvorgesetzte hingegen wollten mich zum Fall bringen, und der damalige Chef des Generalstabes, Blasius Schemua, ein Kroate, verbannte mich vorerst an die abgelegene See nach Cattaro.

Ich freue mich dessen noch heute, auch die Erinnerung an die bald nachher über mich herfallende Stabsoffiziersprüfung mit ihren Schlingen, die mich erdrosseln sollten oder doch heillos ängstigen, machte meiner Erinnerung dauernden Spaß, da ich neben der Stadt Gmünd Fangdraht um Fangdraht schlagfertig zerhieb. Am 1. Oktober erhielten wir, gewissermaßen zum Frühstück, neuerdings zwei Aufgabenpunkte vorgesetzt, aber während wir noch daran kauten, überfiel Oberstleutnant von Kaltenborn uns Prüflinge mit der Kunde, die Folter ende am gleichen Tage, weil der Balkankrieg ausgebrochen sei und jene Hauptleute, die an der Grenze gegen Montenegro und Serbien dienten, sofort in ihre Garnisonen zurückzukehren hätten.

Eine Woche darauf vermerkte ich in meinem Tagebuch die Frage: „Ob wir eingreifen werden?", beantwortete die Frage jedoch selber mit dem Achselzucken: „Kaum oder zu spät", und schon zehn Tage hinterher mußte ich richtig hinschreiben: „Der Balkanbund siegt, wir schlafen." Anderthalb Monate hernach notierte ich freilich, und man merkt dem Satz die leise Hoffnung an: „Die 47. Division erreicht den Stand von 22.000 Mann." Man hatte sie in ihrer abseitigen Lage erheblich verstärkt und kriegsmäßig ausgerüstet. Denn das montenegrinische Heer belagerte jetzt, von serbischen Truppen unterstützt, die albanische Festung Skutari, fiel dieser Platz aber ohne Einspruch Wiens in die Klauen der Zernagorzen, so mußte Habsburg einen schweren „Prestigeverlust" bei den Albanern erleiden. Schon am 1. Jänner vertraute ich indes meinem Tagebuch den Satz an: „Es mag eine Sünde sein, aber ich kann mich im geheimen nicht der peinlichen Ahnung erwehren, daß Österreich nicht ultima in orbe sein wird. Wir torkeln einer Katastrophe entgegen. Wohlgemerkt nicht heute. Aber morgen."

Von da an ist mein Diarium voller Auseinandersetzungen mit der Tragik eines ehedem großartigen Staates. „Vor dem Einsturze", so betitelte ich um die Zeit meinen

ersten Roman, an dem ich gelegentlich bastelte; er suchte die letzten Jahre vor dem Weltkrieg zu gestalten.

„Wir leiden", verzeichnete ich am 6. Jänner 1913 weiter, „so scheint es, am Senilismus. Erhalten? Nein: erwerben, Serbien zerfetzen!" Mittlings März aber trug ich in das Buch ein: „Österreich-Ungarn hat die Flagge gestrichen, war es anders zu erwarten?"

Da fiel mich, der ich an anderer Buchstelle den ersten Napoleon im Jenseits angerufen hatte mit den Worten: „Glücklicher Korse, drei Jahre deines Ruhms, und ich ginge auf vierzig nach Helena!", die Sucht an, mein Soldatenglück in — Albanien zu versuchen, als Instruktionsoffizier. „Es ist", so schrieb ich, „unbeackerter Boden. Ein junger Staat, wer weiß, welche Chancen er bieten könnte?" Und ich meldete mich für Albanien.

Vorerst freilich hatte ich auch weiterhin österreichischer Sisyphos zu bleiben, mit wunden Schultern an einem Karren, der sich aus dem Dreck nicht einmal dann rühren wollte, als gegen Ende April die letzten Tage von Skutari gekommen schienen und der Prestigeverlust greifbar winkte. „Jetzt ist es", seufzte ich, „nicht gut, Mobilisierungsreferent zu sein, immerhin: man phantasiert dabei wenigstens vom Kriege!"

Ich erlebte im Kriegshafen trotz allem ein Stück Weltgeschichte „frisch angezapft". Bald kam unser Militärattaché aus Cetinje zu uns herunter mit einem Sack voll aufregender Nachrichten, bald schickte Wien den Chef des Evidenzbüros, Oberst von Urbansky, nach Cattaro oder gar den Bruder der späteren Kaiserin, Elias von Parma, oder ich hatte den französischen Generalstabsoberstleutnant Fournier einige Stunden lang bei liebenswürdigem Geplauder verkappt gefangenzuhalten, oder eine kaiserlich-königliche Eskader der Kriegsmarine dampfte in die Bocche, uns drastisch die Wiener Unschlüssigkeit vor Augen führend, die den Geschwaderkommandanten geradezu lähmte, so daß Urbansky an Conrad um dessen Absetzung drahtete. Und schließlich erlebte ich, wenn auch nicht unmittelbar, die Flottendemonstration vor Skutari gegen Montenegro, zu der sich internationale Seestreitkräfte mit Ach und Krach zusammenschlossen, als die Zernagorzen die Festung am Ende doch hohnlächelnd eingenommen hatten; natürlich befehligte ein englischer Admiral sie, obwohl Wien die Hauptkraft der Flotte beistellte. Auch da also Schwäche „vor dem Einsturz". Dabei durfte ich rühmend eintragen: „Die Soldaten lechzen nach Kampf, trotz der fünfmonatigen Narrung! Die Bataillone sind glänzend!"

Daß Montenegro nachgab und Skutari auslieferte, ist bekannt, ich aber verließ den Kriegshafen, nicht zwar, um in Albanien zu abenteuern, sondern weil der neue Chef des Generalstabes, Conrad von Hötzendorf, mich zum Stabschef der 34. Infanteriedivision in Temesvar im ungarländischen Banat ernannte.

Anfangs Juni meldete ich mich in Wien beim General Conrad. Er frug nach Dingen in der Bocche. „Wir haben", antwortete ich ehrlich, „vor Wut geheult, als aus dem Krieg nichts wurde." Erregt rief der Generalstabschef der Wehrmacht da aus: „Ich auch! Gerade diesen Krieg hätten wir wie einen Bissen Brot gebraucht, und ich wollte ja auch..." Er zuckte mit den Achseln.

Bedeutete die spannunggeladene Zeit im Kriegshafen etwas für meine Entwicklung als Erzähler? Den Roman „Vor dem Einsturze“ brachte ich nicht fertig, eine Novelle, zu der mich Meer und Landschaft anregten, warf ich samt einigen mißlungenen lyrischen Gedichten, schiefen Stimmungsbarometern, über Bord. Dagegen vollendete ich eine geschichtliche Arbeit, „Feldzug 1815“; sie erschien bald darauf in Wien. Auch die Jahre vorher schon hatte ich kriegshistorische Stoffe gestaltet, mit der „Tendenz“, dadurch den Stolz des Heeres auf die glorreiche Vergangenheit zu festigen in einer Zeit, die in beiden Parlamenten darauf aus war, unser Schwert abzustumpfen und die Wehrmacht, wie ein Kriegsminister klagte, verdorren zu lassen. Und ich geißelte in satirischen Aufsätzen für „Danzers Armeezeitung“ den verrückten Totentanz, den man in Wien wie zu Ofenpest walzte. Das Erlebnis von Cattaro stärkte meinen Kampfwillen noch, und ich nahm an einem Preisausschreiben teil, das nach einer die Kriegsmoral des Heeres steigernden, lebendig vorgetragenen Geschichte dieser Eugenschen Armada fahndete; ein erlesenes Forum sprach den ersten Preis meiner Arbeit zu; bald darauf brach aber der Weltkrieg aus, und die Handschrift blieb Handschrift bis heute.

Aus meiner Hoffnung, die ich im April 1913 dem Tagebuch anvertraute, wurde nichts. Dort schrieb ich, auf Pressenachrichten eingehend: „Nähern Deutschland und England sich einander? Sollte mein Traum vom Zusammenschluß aller Germanenreiche doch noch Wirklichkeit werden? Was aber dann mit Österreich??“

Im Weltkriege erfüllte sich mir ein anderer Wunschtraum: die Vorsehung schanzte mir wirklich ein höheres Kommando im Felde zu. Nicht zwar so, daß Wien den Dreißiger über viele Schock Glatzen hinweg zum Feldherrn machte, wohl aber in der Form, daß das Schicksal mich einem General an die Seite stellte, der mir die Zügel nicht bloß der Division überlassen mußte, sondern auch von Truppen, die Korpsstärke überstiegen und vor eigenartige Aufgaben gestellt wurden. Schrieb ich doch noch im Frieden über meinen Divisionskommandanten gewissermaßen kopfschüttelnd: „K. versteht blutwenig von Taktik und Strategie“, und an anderer Stelle: „K. kann wirklich nichts, als den Wauwau spielen.“ Mit diesem Wauwau ritt ich im August 1914 ins Feld an der Spitze einer Truppendivision, die von Banater Schwaben entscheidend durchsetzt war.

Daß ich einmal als ihr Erzähler, als „Dichter der Donaudeutschen“ registriert werden würde, kam mir um diese Zeit selbst im Dusel nicht in den Sinn, trotz des Romantorsos in meiner Schreibtischlade „Vor dem Einsturze“. Ich bewegte mich ja im Banat viel umher, freute mich über die deutsche Bauernkultur in der reichen Provinz, genoß das Reiten durch die Heide täglich von neuem, und die Weite der Landschaft befruchtete mich sogar zu Lyrismen: „Wirbelsturm durch Sonnenglut, hei, wie tut das Reiten gut, langgestreckt die Pferde jagen, Pappeln steif ins Blaue ragen.“ Gleichzeitig schrieb ich aber auch den schwarzseherischen Satz ins Tagebuch: „Österreich ist wohl nur noch ein Versatzamt für Völkerfetzen.“ Lebten doch, im Banat zum Beispiel, Deutsche, Rumänen, Serben, Ungarn, Schokazen und noch etliche schlecht und recht dicht beisammen, wenn auch innerlich gut geordnet vom deutschen

Geist der pfälzisch-schwäbischen Kolonisten und äußerlich irgendwie gegängelt von Budapest.
In der 34. Division, in der „Banaterin", spiegelte sich diese Mannigfaltigkeit drastisch wider; nur daß Budapest hier kaum mitzujüdeln hatte, weil die Wehrmacht der Monarchie immer noch deutsch geführt wurde, wie schon zur Zeit ihres eigentlichen Schöpfers, des edlen Ritters Eugenius. Schon während der Krise mußte ich zu Cattaro und Castelnuovo das Heer ausnehmen bei der Beurteilung der österreichisch-ungarischen Dinge; in der politischen Führung freilich regierte bereits das große Babbern und Sabbern.
Auch ein Bataillon des Temesvarer Hausregiments Nr. 61, großenteils aus Donauschwaben bestehend, stand in der Bocche, und es war hervorragend, aus einem Guß, gleich dem ganzen Regiment hernach im Weltkrieg. Und wie diese Banater, so die anderen Truppen der 47. Division im Kriegshafen. Ein Mirakel fast, daß der politische Ungeist der Monarchie auch noch um die erste Weltkriegszeit auf die Armee kaum abgefärbt hatte, so als handelte es sich da um Bataillone und Schwadronen, die mit Wien und Pest niemals zu tun gehabt hatten. Immer noch galt voll, was 1697 zur Zeit der Schlacht von Zenta gegolten: Die Armee hielt ihre deutschen Fahnen trotz Wien und Habsburg aufrecht und würde, zusammen mit dem anderen deutschen Heere, dem des Reiches, den Krieg gewonnen haben, wenn nicht hinter ihr, wie hinter der deutschen Wehrmacht, bis 1918 ein jüdisch verhunztes Hinterland schlapp gemacht hätte. Ich schrieb, von der Novembertragödie des Zusammenbruches noch zutiefst durchfiebert, im Januar 1919 eine Folge von Untersuchungen in der Temesvarer Zeitung unter dem Titel „Gedanken von heute über gestern und morgen". Dort stellte ich, der ich noch Brigadier war, der damaligen Strömung zum Trotz, fest: „Die geschmähte Armee war ein ganz vorzügliches Kriegsinstrument, und wenn der heutigen (ungarischen) Regierung nur einige der alten Brigaden zur Verfügung stünden, so wäre es um Ungarn anders bestellt. Die Weltgeschichte wird dereinst mit schweren prunkenden Worten, die wie edler Samt über heilige Grüfte fallen, feststellen müssen, daß die ‚habsburgische' Armee, trotz der zahllosen inneren Schwierigkeiten, vier Jahre hindurch den Feind nicht nur von beiden Staaten fernhielt, sondern im Augenblick des nicht aus der Armee entstandenen Zusammenbruches im weiten Umkreise unerschüttert, unbesiegt und unbesiegbar auf feindlichem Boden stand. Auch die letzte Piaveschlacht war keine taktische Niederlage. Doppelt erstaunlich, wenn man hört, daß ein Teil der Kompanien von blutjungen Leutnants, denen keinesfalls der Kriegsgott das Wiegenlied gesungen hatte, recht und schlecht befehligt wurden, daß noch jüngere Kadettaspiranten die Züge führten und die Mannschaft großenteils aus achtzehn- bis neunzehnjährigen Kindern bestand. Man hätte fast von einem Kinderkreuzzug sprechen dürfen, wenn noch die alte Begeisterung vorhanden gewesen wäre. Und doch war der Geist ein guter, kriegerischer, zuversichtlicher, wovon ich mich, der ich bis anfangs November 1918 an der Front stand, täglich überzeugen konnte. Gewiß überraschend, wenn man das äußere Bild der Truppe vor Augen hatte: sie ging buchstäblich in Lumpen und ohne Sohlen."

Dies war das eine aufwühlende Erlebnis für mich, das immer wieder meine Feder geführt hat, so etwa, als ich im letzten Jahr meinen Roman „Der Savoyer“ (Eher-Verlag) in einem seelischen Zustande schöpfte, als schriebe jemand aus dem Jenseits mit meiner fiebernden Hand. Auf das zweite große Erlebnis, woraus meine Arbeiten wuchsen, komme ich zu sprechen, sobald ich eine kurze Skizze wenigstens meiner Teilnahme am Weltkrieg gegeben haben werde.
Die „Banaterin“, deren Stabschef ich bis Ende 1915 blieb, scharmützelte erst an der Donau gegen Serbien, dann fegte das Schicksal sie in eine der blutigsten Schlachten des Weltkrieges, in die um den Besitz der galizischen Hauptstadt Lemberg. Nachher ging es nochmals um eine wichtige Örtlichkeit: um die russischerseits belagerte Festung Przemysl; die „Banaterin“ sollte den Platz entsetzen helfen und geriet in ein monatelanges mörderisches Ringen, das seinen gigantischen Höhepunkt im Karpateneise hatte.
Meiner „Banaterin“ wurden hier ungewöhnliche Aufgaben gestellt; sie löste alle mit Zähigkeit und Geschick. Schon im Oktober 1914, bei Chyrow, Lawrow und Stari Sambor, reihte sich Erfolg an Erfolg, und später, im Karpatenraume von Mezölaborz rund um den Lupkower Sattel, stellte Mars uns eine Klaviatur hin, worauf à la Beethoven gespielt sein wollte. Die „Banaterin“ donnerte denn auch eine Eroica über das Land hin, deren Rhythmus den gewiß nicht üblen russischen Soldaten auf die Dauer unerträglich wurde.
Darüber findet sich in meinem leider nicht durch den ganzen Krieg geführten Tagebuch eine Stelle, die 1937 neben anderen in dem Werke des Langen-Müller-Verlages „Der deutsche Soldat, Briefe aus dem Weltkriege“, wiedergegeben ist. „Mir war“, heißt es dort, „trotz des Rückzuges ausnehmend wohl zu Mut. Ich kam mir wie vom Weihnachtsmann beschenkt vor. Man bedenke auch: meine Gruppe war allein hinausgestellt zur Lösung einer ungewöhnlichen, schwierigen Aufgabe, und ich dabei selbständiger Führer! Ich fühlte alle Kraft in mir; nun konnte mir erst recht niemand dreinreden, und die Erfahrung von bald einem Dutzend Schlachten und Gefechten hatte meine Kenntnisse ungemein gesteigert. Jetzt konnte ich dem Vaterland schöpferisch dienen und meiner deutschen Nation, um die ja letzten Endes aller Kampf offensichtlich ging. Wir mußten siegen. Kam es da auf Opfer an, und waren sie noch so groß? Man lebt, um auf dem Posten, wohin man gestellt ist, unter Drangabe aller Kräfte das Beste zu leisten.“
Die „Banaterin“ leistete das Beste. Es gelang unserem Soldatenglück, die Operationen gewissermaßen balladesk hinzustellen, Gefecht um Gefecht knapp hinzuhämmern, hinein in eine heroische Landschaft, und Reime aufklingen zu lassen, die vor dem Deutschen Gott wohl bestanden haben mögen. Bei Homonna schlug die „Banaterin“ den Moskowiter aufs Haupt und ließ ihn nicht mehr los, bis er zerzaust und ausgeblutet an den galizischen San zurückflutete. In den ungeschriebenen „Gesammelten Werken“ meines bunten Lebens halte ich diese Dichtung aus Geist und Blut mit ehernen Soldaten darinnen und mit Siegen am Ende einer jeden Strophe für die gelungenste Leistung. Ich dichtete die Siege, ich verdichtete die Soldatenkraft

der Donaudeutschen und Madjaren zu groß gebundenen Leistungen, zur gewaltig geballten Ladung.

Im Zuge des Gorlice-Jahres 1915 dann focht ich verschiedentlich in Galizien; ihre Erfolge ließen die „Banaterin“ bis an die Russengrenze im Osten vorrücken; wir hatten Lemberg genommen und das tosende Beifallsgeklatsche der Befreiten dieser großen Stadt mit forschenden Blicken auf die Polengesichter quittiert. Die nächste große Ballade stieg mir aber erst im Jahre 1917 zu, als ich in der Schlacht von Stanislau ein ungarisches Regiment führte. Mit keinen zweihundert ritt ich aus dieser Fleischmühle heraus, und doch warfen sie sich wenige Wochen später wiederum den Russen entgegen, diesmal in Siebenbürgen. Dann führte Viktoria uns bis an den russischen Dnjepr bei Jekaterinoslaw tief in der Ukraine.

Das zweite modelnde Haupterlebnis hatte ich nach dem Krieg im Banat. Als Soldat einer anderen Armee wollte ich nicht dienen, so wechselte ich den Sattel in der Form, daß ich mich Anno 19 dem Kampf um die deutsche Seele der Banater Kolonisten verschrieb. Dort erlebte ich die Volkwerdung einer halben Million. Weißt du, Leser, was das heißt, eine solche Volkwerdung an führender Stelle mitzuerleben?

Von 1919 bis 1927 amtete ich dabei als Senator der Schwaben, als ihr Parlamentarier im Bukarester Oberhaus, wobei ich allerdings die „Finessen“ solchen Auftrages gerne demokratisch Geeigneteren, im politischen Dreh Erfahreneren überließ, indes ich — auch im Reich — unters deutsche Volk ging, es aufzurütteln. Meine Phantasie griff auf Gedankengänge zurück, wie ich sie schon vor dem Kriege gelegentlich gesponnen hatte, damals als Gewebe eines föderalistisch komponierten Großösterreich mit freien Nationen darinnen unter deutscher Führung, und landete erst am Gestade der Banater schwäbischen Volksgemeinschaft, dann der Deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien überhaupt, über deren Volksburgen ich schließlich im Winter 1931 bis 1932 die Hakenkreuzflagge der nationalsozialistischen Bewegung erstmalig aufziehen half.

Mit schöngeistigen Arbeiten beschäftigte ich mich lange Jahre bloß tastend; eine Tragödie, „Die Galeeren“, fand zwar etlichen Beifall des greisen Verlegers Lehmann in München, um ihre Aufführung bemühte ich mich indessen nicht. Lehmann zweifelte ja daran, daß „der dreifache Judenring“ um die deutsche Bühne schon durchbrochen werden könnte. Dem Geiste nach waren „Die Galeeren“ bereits Geschöpf meiner großen Erlebnisse. Ihr Kind auch wurde dann das kleine Spiel „Schwaben“, das, vor allem auf Laienbühnen, oft aufgeführt wurde und beitragen wollte, die Donaudeutschen aus ihrem materialistischen Unwesen, worein sie vor dem Kriege in madjarischer Narkose getaumelt waren, wachzurütteln. Dem gleichen Zwecke bemühte sich das volkstümlich-geschichtliche Werk „Wie die schwäbischen Gemeinden entstanden sind“ zu dienen.

Bis 1923 besaßen die Donaudeutschen, das Anderthalbmillionen-Volkstum an der mittleren Donau, in Adam Müller-Guttenbrunn einen bedeutenden Epiker, dessen volksdeutsche Romane, voran der „Große Schwabenzug“, beitrugen, die Banater und Batschkaer und Baranyaer an die deutsche Stange zurückzuführen; nach dem Tod

Franz Schlögel

Rainer Schlösser

Gerhard Schumann

Heinz Schwitzke

Karl Springenschmid

Heinz Steguweit

dieses Donauschwaben aber wollte keine größere Begabung hochkommen, die Müller-Guttenbrunns für das Banat lebenswichtiges Werk fortgesetzt und gesteigert hätte. Ich trug mich ja schon während meiner Parlamentsjahre mit dem Gedanken, in diese Bresche zu springen, getan habe ich es aber erst 1932 — und das war der dritte Sattelwechsel —, als ich aus dem bitteren Erleben einer unnatürlich gezogenen Grenze, die Bauernsippen und Bauernhöfe zerriß und tragisches Leid schuf, meinen Roman „Grenzen wandern" schrieb. Erschienen ist das Buch allerdings erst 1937, während ein im Jahre 1936 vollendetes Werk noch im selben Jahr beim Verlag Georg Westermann herauskam: „Die Werschetzer Tat". Diesem Buche folgten andere Arbeiten der Art: „Die Salpeterer" und „Der Savoyer". Zudem erschienen 1939 kleinere Arbeiten wie „Der Aufklärer" und „Reiter im Grenzland". 1940 entstanden zwei größere Erzählungen: „Heißsporne" und „Liebesnovelle". 1939 aber kehrte ich, auf einem Geleise wenigstens, zum ersten Liebling meiner Muse zurück, zum Drama. Das Deutsche Landestheater in Rumänien, eine Berufsbühne, führt zur Zeit meine „Kolonisten" auf, die natürlich auch ein „Tendenzstück" sind. Die Formung der Nation, nicht zuletzt ihrer abseitigsten Glieder, fordert eben zur Stunde auch „Tendenzstücke". Zudem machte das Schicksal mich zu einem Kämpfer, der aus allem Brauchbaren Waffen schmieden m u ß, damit die Idee, der er folgt, siege.
Ich bin nun einmal so geboren worden. Mein Großvater focht als Unterleutnant im Hermannstädter Infanterieregiment Nr. 31 in den Befreiungskriegen gegen Napoleon mit; jahrelang; 1809, 1813, 1814; ein Soldatensohn norddeutscher Herkunft, der selber allerdings nicht im deutschen Nordwesten, sondern zu Kaschau in Oberungarn zur Welt kam, auf dem uralten Kampfboden deutscher Geschlechter. Er heiratete nach den Kriegen zu Hermannstadt ein Mädchen, das in sich neben siebenbürgisch-sächsischem Kolonistenblut ostmärkisches Erbe wirken hatte, niederösterreichische Grenzerauslese. Sein Sohn, mein Vater also, verband sich auch mit biologischen Zwängen, die das Kräftemessen bevorzugen; denn meine Mutter stammte einerseits aus einer nordfranzösischen Familie, die erst nach blutigen Einbußen von der französischen Revolution über Deutschland nach Österreich gedrängt worden war, anderseits aus württembergischen Zutaten, deren Spender das Los auf sich genommen hatten, sich auf volksdeutschen Böden in Mähren durchzusetzen.
Tatsächlich beschäftigte sich meine Einbildungskraft schon sehr früh weitgehend mit heroischer Geschichte und kriegerischen Dingen, und nichts war natürlicher, als daß ich Soldat wurde. Daß ich in eine der gewaltigsten Völkerauseinandersetzungen geriet und in rund fünfzig Schlachten und Gefechten mitfocht, ist noch heute Herzensfreude meines Soldatentums. Und vorbestimmtes Blut erlebte den Weltkrieg natürlich mit ganz anderer Resonanz als etwa ein Abkömmling notorisch friedlicher Erbmassenträger im Binnenland.
Daß ich mich nach dem Krieg triebmäßig neuen Kämpfen zuschaltete, war also nur natürlich. Klirrten im Banat auch keine Degen, so beherrschte doch verbissenes Raufen das Leben an der Porta orientalis, das keinen „Pardon" kannte. So vermochte ich wohl gar nicht anders, als in den epischen und dramatischen Wer-

ken, die ich wiederum durch biologischen Zwang als Stahlquellen für einen ringenden Stamm schuf, Kämpfe zu gestalten, am liebsten das Ringen von Gemeinschaften. In den „Salpeterern" zum Beispiel ist Held des Romans eine Gemeinschaft, in der „Werschetzer Tat" handelt ein Kameradschaftsbund als solche, die Einheit der zum letzten Einsatz für das Volk entschlossenen fünfundsiebzig „Hennemänner"; in „Grenzen wandern" tritt das Donaudeutsche Siedlungsgebiet an der südslawisch-rumänischen Nachkriegsgrenze so auf, im „Savoyer" aber streitet der edle Ritter sein ganzes reiches Leben lang für die würdige Zukunft der deutschen Nation. Auch in der Novelle „Der Aufklärer" geht es trotz der Liebesgeschichte darinnen nicht um kleine Privatschicksale, und das Drama „Kolonisten" stellt ein Volksgeschick auf die Bühne, mahnend: „Deutsches Volk, gedenke deiner Blutsbrüder draußen! Sie stritten auch für dich!"

Ich weiß, die Sprache meiner Bücher ist sehr knapp, die Handlungen sind gestrafft, „komprimiert" gewissermaßen, die Gestalten herb, und mir ist durchaus geläufig, daß holdes Rankenwerk und ein freundlicheres Weibsvolk die „Salpeterer" zum Beispiel liebenswürdiger gemacht hätten; doch nahm ich, nicht bloß durch Blut und Erlebnis getrieben, davon Abstand, sondern wollte es so, weil „gängige" Dingelchen und „süffige" Lyrismen dem Leser zwar vergnügte Stunden bereiten, aber niemand zum Kampf aufrüsten. Ich m u ß t e aber meine Deutschen rüsten helfen, ein „Tendenzdichter", und ich m u ß t e aus Blut und Erlebnis heraus stahlgeschmiedet erzählen. Auch im bürgerlichen Rock noch bin ich Soldat, oft, zumal wenn ich schreibe, fühle ich den Helm leibhaft am Schädel, und sein Stahl tut mir wohl.

Daß meine nunmehrige „Banaterin", die Mutter meiner schon sehr kriegerisch aufgezäumten Jungen, eine Tochter aus klarem westdeutschem Ansiedlergeblüt, überzeugter Kamerad und Gefährte auch in schwarzen Tagen, nicht müde wurde, mich darinnen zu bestärken und zu bestätigen, ist eine der echtesten Freuden meines kunterbunten, überbewegten Soldatenlebens.

Der Glasberg

Erzählung

Gottfried von der Beke stieß mit der Eisenspitze seines Stockes den verkrusteten Schnee von den Schuhhacken; damit wollte er die Wohnung des Notärs denn doch nicht betreten, so sehr der höfliche Madjare ihm auch versicherte, es tue nichts, „tessék, nur hereinspazieren". Da horchte er auf. Irgendwo redete, nein, predigte eine Männerstimme; man merkte ihr an, daß sie vom Alltag nichts wußte. Beke schaute fragend auf den Dorfbeamten. Der hob Achseln und Augenbrauen hoch.

„Ein Kadettaspirant", gab er zur Auskunft, „der fiebert. Wollen Sie ihn sehen?" Schon klinkte der Mann eine Tür auf.

Rote Rosen auf grauen, eingefallenen Wangen, dazu flackernde Augen: die fielen dem Oberleutnant zuerst auf. Und da begann der Kranke seine Predigt wieder in einem

Tone, der Beke an Herz und Mark griff. „Der Sturm kauert im Walde“, so beschwor der junge Soldat sein Schreckensbild, „und scheuert und scheuert. Was er glatt fegt, Eis ist es der Hänge, und die den Glasberg nicht erklimmen können, tausende Soldaten sind es. Von oben speit der Russe Blei nach ihnen. Leichen gleiten zu Tal, und einmal wird die Senke ausgefüllt sein mit unseren Leibern.“

Der Kranke fing mit den Zähnen zu klappern an, erst nach einer Weile konnte er wieder klarer sprechen. „Wien, Pest, Berlin?“ fragte er. „Nichts da, nichts! Noch können sie nicht siegen, können es nicht!“

Er setzte sich auf, nahm Beke und den Notär wahr. „Auch ihr habt“, schrie er sie an, „euer Talent verwirtschaftet! Den Glasberg kann nur ersteigen, wer durch Leid ohne Fehl wurde!“

Der Notär zog den Offizier hinaus, half ihm aus dem Mantel und nötigte den Gast in das Speisezimmer, wo Beke neben der Hausfrau seinen Marschbataillonskommandanten vorfand.

„Hock dich und friß!“ polterte der Major. Weil er ein gutmütiger Bär war, verargte niemand ihm seine rauhe Sprechweise.

Schon stand die Notärin neben Beke, eine junge Frau, deren Wangen der Oberleutnant mit Milch und Blut vergleichen mußte; sie hatte Augen wie glänzende Kohlen.

„Tessék, nur Platz nehmen!“ forderte sie Beke in gebrochenem Deutsch auf und lächelte ein Stück des Himmels auf Beke nieder, der viele Stunden im Schneetreiben geritten, gegangen, ausgeglitten und samt dem Rosse gestürzt war. Schließlich hatte eine Arbeiterabteilung Stücke der Straße zur Not vom Schnee säubern müssen, damit er, der Adjutant, dem das Korpskommando Weisungen anvertraut, überhaupt zu seiner Truppe finde.

Während die Frau den Ankömmling fütterte und der Major Schriften las, die Beke ihm eingehändigt hatte, raunte der Notär, indem er hinaushorchte, Beke zu: „Der Sturm flaut ab, miteins werden wir vor einer Stille erschrecken, die so unheimlich sein kann wie ein Orkan.“

Wieder horchte er hinaus, erhob sich jäh und zischte seiner Frau zu: „Hörst du sie, Marischka, hörst du sie?“

„Sie trommeln“, klagte das Weib, „der Russe!“ Sie wandte sich Herrn Beke zu. „Die Moskali sind schon einmal hier gewesen, im November, und sie wollten meinen Mann erschießen, weil ruthenische Bauern ihn ver... verklampfelt hatten.“

Spaßig hopste dieser wienerische Ausdruck auf Beke, den Ostmärker, los, aber auch niedlich, zumal der Mund, der das für diese oberungarische Gegend seltsame Wort gefunden hatte, anziehend war.

Beke wies mit dem Kopf auf den Notär: „Zum Glück unterließen sie es.“

„Weil meine Frau darum bat“, warf der Notär ein. „Haben Sie nichts darüber gehört?“

Beke besann sich. Freilich ja, auf dem Marsch hieher, in einem Kastell, und die von der Frau gesprochen, hatten dreckig gelacht.

Der Notär lenkte ab. „Daß jenseits der Karpaten der Teufel los ist, darüber hat man Ihnen doch reinen Wein eingeschenkt? Und eine Ahnung von dem Elend fanden Sie ja hier vor: den fiebernden Mann in der Kammer."

Er schaute bedrückt vor sich hin, nachdem er den Gast aufgefordert hatte, nur ja munter drauflosuessen, damit Leib und Seele zusammengehalten würden; solchen Kitt brauche der Soldat; verdammt hinein, wie er ihn brauche! Wer habe sich träumen lassen, daß ein Krieg dieses Gesicht annehmen könnte?

Zur Tür guckte ein hellblonder Junge herein. „Marischka néni!" rief er.

„Was will mein Herzchen?" frug die Notärin in madjarischer Sprache und ging zu dem Knaben. Sie flüsterten eine Weile miteinander, dann trollte sich der Junge mit forschenden Blicken auf die Gäste.

„Vor zwei Monaten, als er zu uns kam", erklärte der Notär, „konnte der Bengel noch kein Wort Ungarisch. Er ist Pole aus Galizien."

„Flüchtling?"

„Ja. Der Taifun des Krieges jagte ihn, seinen jüngeren Bruder und ihre Tante zwischen den zwei Fronten umher, bis die Kinder zu uns gefegt wurden, nachdem die Tante sich bei einem Sturz beide Beine gebrochen hatte."

„Sie war Lehrerin", so mengte sich die Notärin in das Gespräch, „irgendwo bei Zlotschow in Ostgalizien. Die Kinder baten, daß man sie hier bei uns lasse, damit sie ihre Tante leichter wiederfänden, und nachdem ich keine Kinder habe ... wir Ungarn haben wenig Kinder ..."

Als Beke in der Haustür dem Geschützfeuer zuhörte, näherten sich ihm beide Knaben. Der größere fragte ohne Scheu, ob der Herr auch nach — er nannte einen ruthenischen Ort — kommen werde.

„Allenfalls. Aber wieso kannst du Deutsch?"

„Die Großmutter sprach mit uns nur deutsch."

„Wie heißt ihr?"

„Ich nenne mich Jan Gött, mein Bruder heißt Stanislaus Gött, und die Tante, wegen der ich den Herrn Offizier bitten möchte, heißt Ludmilla Gött."

„Das ist kein polnischer Name. Seid ihr überhaupt Polen?"

„Ja."

„Und eure Tante, sie ist drüben in dem Ort geblieben, gelt?"

„Ja, und wenn sich der Herr Offizier nach ihr umschauen wollte ..."

„Gerne will ich das."

„Und uns dann rufen?"

„In die Schlacht?"

„Oh, wir fürchten uns nicht."

„Also gut, ich verspreche euch, Nachricht zu schicken, wenn ich etwas erfahre, recht so?"

„Ja. Wir danken."

Als das Marschbataillon weiterzog, taute es allenthalben und überall. Die vom Kriegsverkehr ausgefahrene Straße war von Tümpeln übersät, auf deren Grund

noch Eis lauerte. Die Menschen umgingen die Lachen und versanken dafür in einem Dreck von unerhörter Zähigkeit.
„Das nennt sich Vorbereitung eines sicheren Krieges!“ schalt der Kadettaspirant.
Beke tadelte: „Sie hätten ins Spital fahren sollen, mein Lieber!“
„Ich muß die Eroica zu Ende erleben!“
„Wie sagten Sie nur, daß Sie heißen?“
„Niederkofler. Um aber die ganze Platte zu servieren: Niederkofler von Camposanto.“
„Militärfamilie?“
„Ja, belastet mit Namen, die einander grinsend in die Seite stoßen. Zudem taufte man mich Achilles. Und bepackt bin ich mit rasselnder Tradition: Custoza, Novara, Leipzig, Aspern, Marengo, Kolin.“
„Sie müssen freilich in die Bataille zurück! Warum wurden Sie nicht aktiver Offizier?“
„Ich stürzte beinahe tödlich vom Gaul und trug Verletzungen davon, die mich am Reiten hinderten. Meine Mutter freute sich darüber! Glauben Sie's? Ihre Familie ist sehr zivil, und sie hat einen Bruder, der unsere Wehrmacht den sonderbarsten Atavismus des Säkulums nennt. Das Heer tue so, sagt er, als ob sein wirklich unglaublich tapferer Geist organischermaßen bestünde.“
„Was will er damit sagen?“
„Daß die Monarchie eigentlich einen Sauhaufen als Armee haben müßte ihrer heutigen Struktur nach. Die Wehrmacht sei, sagt er, ein ergreifender Hanswurst, ein deutscher Don Quichotte. Und was ich in der Vorwoche am Nordhang des Karpatenkammes erlebt habe ...“
„Holla!“ schrie da wer; man war auf eine im Kot festgefahrene Munitionskolonne gestoßen. „Hü!“ brüllten einige und schwangen Geißeln.
Niederkofler streckte beide Hände gegen die Wagen aus: „Unser täglich Brot gib uns heute! Munition!“
Man überholte die Wagensäule am Rain, am glitschigen, zerstampften, und kam an den jämmerlichen Elendsgestalten gefallener Pferde, zu Tode gepeitschter Rosse vorüber.
Niederkofler stöhnte. „Ich habe die vierbeinigen Helden fast lieber als die zweibeinigen“, entschuldigte er sich.
Nach schleichenden Stunden zweigte man links ab, kam aber dort erst recht ins Zerweichte. Dann festigte sich der Boden, und schließlich mündete der Weg in eine Straße aus Prügelholz; Welsche aus Südtirol werkten an ihr. Sie stieg an, fiel schlüpfrig in einen Waldgrund, kroch bergauf, und dem Marschbataillon entgegen kamen auf ihr Kranke, nie zu vergessende Leidensgestalten. Und wieder staken unter Hü und Ho Wagen fest; sie sollten diesmal richtiges Brot an die Front fahren.
Endlich gewann man den Karpatenkamm. Beke prüfte die Mannschaft seines Bataillons; mancher hatte einen Zug unsäglicher Verdrossenheit um den Mund, Neulinge lauschten auf das Geschützfeuer. Ein Reserveleutnant aber fragte Beke, ob sie schon an Ort und Stelle seien. „Nein“, erwiderte für Beke der Kadettaspirant, „erst

hinunter den langen, sanften Waldhang, dann über das breite Tal, später wieder bergauf. Hernach beginnt der Glasberg."

„Was ist das für einer?"

„Ein vereister Riesenkogel, worauf der Russe hockt. Aber vielleicht hat die Sonne auch das Scheusal schon aufgerauht, und die Moskowiter schauen nicht mehr, Beifall klatschend, zu, wie unsere Schwarmlinien die Glasflächen hinaufklettern und wieder abgleiten in eine mit Buschwerk bestandene, nach Verwesung riechende Tiefe."

Aus den Tannenbärten fiel Schnee, ein paar Leute wurden von der kalten Last niedergeworfen. Sie konnten sich nur mühselig freistrampeln.

Beke war abgesessen, sein Gaul rutschte zumal auf den Knüppelwegstrecken halsbrecherisch bergab. „Dort fängt das Dorf an", erklärte ihm Niederkofler. Winzige Holzhütten standen verstreut umher.

Schon versank das blutüberronnene Antlitz der Sonne in den Wäldern des Südwestens, und Eiseskühle strich mit toten Fingern über die schweißnassen Gesichter.

„Der Himmel umzieht sich von neuem", sagte Niederkofler, „spürt ihr die Kälte? Und unsere Schwarmlinien hocken im Wasser! Es ist zu fürchten, daß die nassen Monturen sich zu Gebilden verkrusten, die, stellt man sie ohne Insassen hin, nicht umfallen. Aus solchen Kleidern greift Grabesfrost nach dem Menschenmark. Sie fochten noch nicht in Skandalizien, Herr Oberleutnant?"

„Ich wirbelte in den Schabazer Straßenkämpfen mit, eine Serbin schoß mich dort nieder."

„Hier ficht das Zivil nicht mit der Waffe gegen uns; es verrät uns bloß."

Man kam an einer breit hingelagerten Hütte vorbei, die Kommandoflagge verriet, daß das 34. Divisionskommando hier amtete. Da meldete sich auch schon der Major bei einem Generalstäbler. Der Divisionär sei droben, bedauerte man und zeigte auf breit aus dem Hochtal steigende, waldgekrönte, verschneite Höhen.

„Hier kämpft eine südungarische Division", erklärte nachher der Kadett, „Deutsche, Serben, Rumänen, Ungarn und ich weiß nicht was noch für Völkergruppen. Ihr Divisionskommando, Herr Oberleutnant, haust dort links, seine Truppen haben sich an jenen Hängen in Schnee und Dreck gewühlt; es sind zumeist Deutschböhmen. Rechts von den Banatern rauft ungarische Honved um die Krischata, was aber nicht von Kreischen kommt, obschon das Elend auch dort zum Heulen ist, sondern Kreuzkogel bedeutet; Christus schaute in das Hochtal herab, einmal."

„Die Honved kämpft nicht mehr um den Berg", belehrte jemand, „sie hat ihn heute erstürmt."

„Am Ende", fragte Niederkofler den Sprecher, einen Oberarzt, vor dem Hause, „am Ende ist auch der Glasberg in unsere Hand gefallen?"

„Glasberg?"

„Die vereiste Kuppe dort."

„Ha, sehr gut: Glasberg! Ist wohl die verzauberte Prinzessin oben? Nein, den haben wir noch nicht eingesackt. Ihr seid doch Ersätze für die Deutschböhmen? Da werdet ihr ja das Vergnügen genießen, den Glasberg ..." Er wandte sich fahrig um.

„Wie?“ rief er, und eine rauhe Stimme wiederholte, daß hundertzweiundsiebzig Verwundete und Kranke vom Regiment 29 zum Verbandplatz absteigen.
„Wär's wohl zu machen“, erkundigte sich Achilles Niederkofler von Camposanto bei Herrn von der Beke, „daß ich bei Ihrer Truppe bleibe? Von meiner Kompanie lebt ohnehin keiner mehr. Die letzten erfroren in der Nacht, da ich hinuntergeschleppt wurde.“
Es war am Fernsprecher des Regimentskommandos zu machen, dem das Marschbataillon zugeführt wurde, daß Niederkofler dem Oberleutnant von der Beke, der eine Feldkompanie zu übernehmen hatte, zugeteilt wurde.
Das Regimentskommando hatte einige der tiefbraunen Blockhütten bei dem Holzkirchlein belegt, dem orientalischen, das breitkittelig, wie ein hochzeitliches Ruthenenmädchen, im Schnee hockte. „Na“, stellte Niederkofler fest, „der Ikonostas da drinnen ist ja trotz der Kriegsfuria in Ordnung“; er guckte in das Gotteshaus.
„Ein Messingkreuz aber ist verschwunden“, sagte der Adjutant, „Grund genug für den Pfarrer, es in aller Welt — was man halt heute hier alle Welt heißen kann — zu suchen; vielleicht spioniert er dabei für Rußland. Dort habt ihr übrigens den heiligen Gauner selber.“
Herrn von der Beke fiel die polnische Lehrerin ein, und er erkundigte sich beim Popen, ob dieser von einem solchen Mädchen gehört habe.
Der Priester schaute ihn aus tiefliegenden Augen an. „Doch“, sagte er, „aber es ist lange her, im Dezember war es, und morgen schreibt ihr den zweiten März. Auf unserer Seite ist sie aber nicht zu finden.“ Er prüfte die offenen Züge Bekes. Das Dorf, wo die Lehrerin mit gebrochenen Beinen ins Bett gelegt worden sei, befände sich, fuhr er fort, jenseits des vereisten Berges. Er wäre übrigens gerne bereit, eine Epistel auf russisch zu schreiben, die die Schwarmlinie den Russen zuwerfen möge.
Als Beke tags darauf erwachte, pfiff neuer Sturm über das Gelände, dem vor die Tür Tretenden schmiß der Orkan Eisnadeln in das Gesicht, und erst allmählich konnte der Offizier sich zurechtfinden. Er sah Nebelstreifen vorbeitreiben, worinnen Schnee windhosenartig auf und nieder gepeitscht wurde; dann packten Sturmfäuste, was sie nur erhaschen konnten, und warfen es, Schneeflockenregimenter und Nebelgeschwader, vermengt mit dem herabgedrückten Rauch der benachbarten Schornsteine, vermischt mit Tannennadeln und Stroh, das sie irgendwo gemaust hatten, grell auflachend hunderte Meter in die Höhe, so daß schier theatralisch der Fuß des Glasberges sichtbar wurde. Dunkle Klumpen am Hange ließen die Kampflinie des Bataillons ahnen, von dem Beke eine Kompanie führen sollte.
Mittags meldete er sich beim Bataillonskommandanten. Sie starrten einander verblüfft an; denn sie waren Vettern und hatten miteinander vor Jahren einen Zweikampf ausgetragen, weil sie politisch auf verschiedenen Seiten gestanden hatten. Jetzt sprach aus Hauptmann Kreischer herzliches Mitgefühl, als er Beke bedauerte, just an den Glasberg geweht zu werden, in eine der gefährdetsten Kompanien.
„Dorthin“, sagte Beke zu Niederkofler, „nehme ich Sie, Krankensessel, nicht mit.“
„Gerade dorthin will ich aber“, begehrte der Kadettaspirant auf und scherzte: „Wie

könnte ich sonst das Epos dieses Würfelns um den germanischen Kaisermantel schreiben?"
„Was?" wunderte sich Hauptmann Kreischer, „germanischer Kaisermantel? Ich habe mir eingebildet, wir rauften hier um Przemysl."
„Auch, Herr Hauptmann."
„Und zur offensiven Deckung Ungarns."
„Ungarn wird nur unterm germanischen Kaisermantel groß leben können als geschützter Freund des Reiches!"
„Sie träumen, daß dafür...?"
„Darum geht der Krieg, ja."
„Somit kämpft die Honved auf der Krischata für Deutschland?"
„Gewiß!"
„Und die Serben in Ihrem Banater Regiment, und anderswo die Slowaken, Tschechen und Ukrainer bluten für Deutschland?"
„Sie leiden für ihre Zukunft, indem sie um ein großes Reich ringen."
„Also alle Völker, die im Donauraum ineinander verzahnt seufzen, kämpfen..."
„... fürs Reich, jawohl, weil dieses allein die Nationen zu wirklicher Freiheit ordnen wird."
„Was für einen Phantasten hat mir der Orkan hier ins Nest gefaucht! Da ist der Berg, den wir nehmen sollen, wohl gar kein vereister, struppiger Kopetz, sondern..."
„... ein Glasberg, Herr Hauptmann, aus dem Sagaland und doch Wirklichkeit."
„Schnee und Eis werden Sie abkühlen, Freunderl aus Wolkenkuckucksheim! Kämpfen Sie nur hier fein drauflos! Um Przemysl! Und wenn Sie hinter der befreiten Stadt mehr finden sollten als Dreck und Blut, um so besser."
In den dürftigen Gräben hockten Deutschböhmen, Tschechen, Banater Schwaben und Serben beieinander. Sie merkten im Gestöber das Kommen Niederkoflers nicht.
„Wozu lasse ich mich hier martern?" fragte ein Serbe die deutschen Landsleute aus dem Banat. „Ihr Schwaben, na gut, Ungarn liebt euch, aber wir? Der Russe spricht slawisch wie wir auch, sein Glaube ist unser Glaube, Serbien ist mit ihm verbündet..."
„Lappes", belachte ein Schwabe das Greinen, „mir do unne an der Donau gheere halt zsamm, weil das der Herrgott selwer so will!"
„Wenn ich mir den Daumen da abschieß'?" fragte der Serbe.
„Do hascht mei Puschka!" höhnte der Schwabe.
Niederkofler hörte lachen, und der Serbe war mit im Chor.
Am nächsten Tag rieb der Sturmwind die Eisbeulen am Hang noch glätter. Von der Wegnahme des Berges konnte immer noch keine Rede sein, aber sich aufwärts hacken, heran an den morgigen, übermorgigen, zukünftigen Sieg...
So schlugen sie denn mit Spaten und Beilpicken Fußlöcher in die Eiskruste und sammelten sich, ganz allmählich, höher und immer höher in deckenden Rinnen und Mulden und an Stufen. Das neue Sicheingraben aber: die Erde war wohl bis zu ihrem Mittelpunkte gefroren?

Die russische Artillerie schoß, sie hatte viele Feuermäuler, die der Donaumonarchie nur wenige. Den ganzen Tag über gab es Tote, Verwundete und Erfrorene. Das Rinnsal zum Verbandplatz hörte nie zu sickern auf, statt Tropfen führte es Menschen, gleitende, geschleppte, untergefaßte, blutende, fluchende; aber mancher von den „Glücklichen“, die da vielleicht mit einem „Tausendguldenschuß“ zurück mußten, kam sich vom Manne Krieg verschmäht vor und lächelte verlegen.

An diesem zweiten Fronttage Bekes gelang es, den Pfarrerbrief einer Russengruppe zuzuschmeißen. Der Schwung indes, womit der Sudetendeutsche das Kunststück fertigbrachte, riß ihn aus den Furchen heraus, die er ins Eis gehackt hatte; er rutschte die spiegelnde Fläche hinab und brach beim Aufprallen ein Bein. „Und doch“, schwur er, „werden wir auch den Berg noch nehmen! Kameradschaftspflicht ist es für Przemysl und so fort!“

Die Einhundertfünfzigtausend, die während dieser Tage an der einzigen Paßstraße als Stoßgruppe zur Rettung Przemysls versammelt wurden, empfanden ihr Amt nicht unheiliger. Noch verstand ein jeder Soldat dieses: Kameraden sind eingeschlossen, hungern, Gefangenschaft droht ihnen, also alle Kraft voran, um sie herauszuhauen! Niederkofler hörte einen Banater inbrünstig beten und sogar auf Deutsch, obschon alle seine Erzieher ihm angewöhnt hatten, zumal mit großen Herren nur ungarisch zu reden: „Lieber Himmelvater, hilf endlich emol auch uns do, mir sin jo doch ganz anständige Kerle!“

Und es schien, als ob der Himmel dieses Gebet erhören wollte. Als am kommenden Morgen Niederkofler aus dem Unbestimmbaren, worin sie im Unterstand lagen, ins Freie taumelte, hob er die Nase. Die Luft? Noch windig zwar, doch die Brise stürzte nicht mehr aus Rußland, sondern vom Südwesten her in das breite Hochtal, und die Windbeutel, so sie abschmiß, strömten laue Wonne aus; sie überflutete die Sohle.

Mittags schlug freilich ein neuer Sturmgeselle um sich, nicht aber mit Eispeitschen, sondern mit warmfeuchten Hadern. Wie Lassos warf er sie einer alten Tannengruppe am halben Hange des Glasberges um die rauhen Leiber, riß an den Riesen und entwurzelte sie spielend. Ihre Bärte rauschten über Eis und verharschten Schnee, ihre Stämme schlugen dumpf auf, und wo vordem weißer Boden kristallen gefunkelt, gähnten große, schwarze Trichter, getarnt gegen den Feind durch das wirre Wurzelwerk der gefällten Riesen.

Beke sprang in Deckung. Von dort lugte er den Hang empor. „Schauen Sie, Niederkofler!“ schrie er erregt.

Soldaten in Schneemänteln turnten zu den entwurzelten Tannen hinauf, und schon lösten sich aus anderen Abschnitten der Kompaniefront Kameraden, um sich in den Siefen nachzuarbeiten.

„Vorwärts!“ befahl Beke und kletterte mit seinen Leuten um die Wette bergauf.

Dem Glasberg hatte der Tag einen Turban aus Nebelbauschen um den Drachenkopf geschlungen, der den Russen blind machte.

Noch schien die Sonne, als das Regiment die russische Stellung erstürmen konnte. Die Kompanie Beke lief bis zu einer Heuhütte, die als Lazarett diente. Dort fand sie

am Lager eines erschossenen russischen Militärarztes eine Schwester vom Roten Kreuz vor — Ludmilla Gött.

Da nahm der Russe den Glasberg unter trommelndes Feuer, Füllkugeln trafen die Linke Bekes, ein Sprengstück zerriß am rechten Oberschenkel das Fleisch.

„Ich komme mit“, sagte Ludmilla, und half dem Verwundeten beim Abstieg.

Als sie beim Regimentskommando ankamen, rief der Adjutant verwundert: „Hast du die Prinzessin vom Glasberg doch gefunden?“

In der Nacht ging der Glasberg aber noch einmal verloren, am Morgen dann warf ein Großangriff die Fahne hoch und schrie in sechs Sprachen: „Vorwärts!“

Doch Allvater, der die Deutschen und ihre Lebensgefährten besser, noch besser haben wollte, prüfte hart. Mußte nicht auch er ehernen Gesetzen gehorchen?

Schneetreiben von gigantischem Ausmaß peitschte die Fronten bis zur Erschöpfung aller, auch den Nachschub warf die Eisknute vom Wege, erstickte ihn, und Meister Tod sammelte Tapfere und Feige.

„Allvater“, meldete er dem Schöpfer, „immer noch überwiegen die Braven, obwohl erst wenige wissen, warum die aus dem Donauraum Schulter an Schulter würfeln müssen, heute, morgen und in alle Ewigkeit.“

Loki stupfte den Melder. „In Ewigkeit?“ fragte er hämisch. „Ich werde sie versuchen!“

Er versuchte sie, aber der Kitt...

„Was für ein Kitt ist das?“ forschte der Tod, „der dieses kunterbunte Heer verbindet?“

„Vor zweihundert Jahren mischte Eugenius von Savoyen ihn.“ Loki schielte nach Heervater. „In den Hintergrund schaue selbst ich nicht.“

„Verzichtest du jetzt auf die Versuchung?“

„Ich verstärke sie.“

„Giftmischer, Engländer, schäme dich!“

„Wohin gehst du, Sensenmann?“

„In die Karpaten.“

An diesem Tage fiel bei Gorlice Leutnant Niederkofler. Er forderte noch mit letzter Stimme das große, deutsche Reich.

„Es wird euer werden, einmal!“ tröstete Hans Mors den Helden.

„Und mein Epos?“

„Wenn dein Volk auch über sich selber gesiegt haben wird, gewinnt es den Glasberg und schreibt hoch über der Welt die Saga von Sturz und neuer Herrlichkeit. Allen wird sie das Buch sein, ihre Bibel.“

Bei Przemysl fiel auch Herr von der Beke, aber nicht im Weltkriege, sondern als Freiwilliger des Jahres 1939. Sein Weib Ludmilla hatte ihm drei Söhne geboren, in denen er weiterleben durfte. Sie, wie die Neffen der Frau, Johann und Stanislaus Gött, fochten auf polnischer Erde mit, als Deutsche, um des Glasberges der Nation willen.

Walter Pegel

Muß es nicht genügen, wenn ich einfach sage, daß die Vorsehung mich über Holstein, Frankreich, Berlin und noch einige andere Orte nun wieder in meine Heimat zurückgeführt hat? Hier lebe ich jetzt wie am Anfang in der stillsten und schönsten Ecke Mecklenburgs, welche von den Leuten auf den Lehmhügeln im Osten zwar die „Graue Gegend" genannt wird, aber was wissen die von den Mooren ringsherum und von den Kiefernwäldern mit den hellen Birkenwegen darin? Auf diesem kargen Stückchen Erde saßen meine Vorfahren, die alle, mit Ausnahme meines Vaters, Bauern und später auch Arbeiter in den Kalischächten hier gewesen sind, schon lange, bevor das große Harnischwaschen Anno 1618 anhub; auch ich gedenke hier zu bleiben. Das Städtchen ist weit gebaut und licht in seinen Straßen, die Menschen sind so, wie ich sie kenne und liebe, vor den Häusern stehen Lindenbäume mit Honigduft und Bienengesumm in den Kronen. Auch meine Arbeit hier gefällt mir gut, denn ich halte es für eine dankbare Aufgabe, gehörlosen Kindern die stimmhafte Sprache wiederzugeben und sie so ihrem Volk, das sie verloren hatten, wieder zuzuführen. In meinen freien Stunden schreibe ich dieses und jenes auf, daraus wird dann manchmal ein Buch, aber ich weiß noch immer nicht, ob ich nun auch schon ein Dichter bin. Augenblicklich gehe ich, wenn ich Zeit habe, nur so herum, sehe mir alles an und mache mir meine Gedanken darüber. Eines Tages werde ich wieder anfangen, diese Gedanken zu einem Buch zusammenfassen. Vielleicht wird es brauchbar, vielleicht wird es nichts taugen. Sollte es nichts wert sein, kommt es, wie schon manches, in den barmherzigen Ofen, und damit ist es erledigt. Das ist alles, was ich hierüber weiß.

Buch und Schicksal

Es muß zur Zeit der ersten großen Stille in den Wäldern gewesen sein, in jenen Tagen, als sogar die Häher hinter den Mooren schwiegen und die Elstern, diese Vagabunden an den losen Straßen des Lebens, so scheu in den Pappeln über den Brunnen saßen. Jeder von uns kennt solche Tage der Erwartung in den Räumen zwischen Gartenrand und blauer Ferne, sie sind mit Atemlosigkeit gefüllt und tun den Sehnsuchtsreichen unter uns auch dann und wann wohl etwas weh. Es mag in jedem Jahr zur gleichen Zeit so sein, weil dann die Sommerfrüchte unter Seufzen zur Erde fallen und sich geheimnisvoll auf neues Wachsen vorbereiten, doch ich empfand dies alles sicherlich noch gänzlich anders, denn ich wußte noch nichts von den zitternden Kreisen, die sich mit Zwischenräumen vom Anfang bis zum Ende über unsere Steige breiten und wie Schattenringe neben Sonnenflecken ineinanderspielen.

Zu jener Zeit las ich in einem Buch, von dem ich nun schon lange nicht mehr sagen kann, wer es geschrieben hatte und wie es hieß; ich achtete noch nicht auf solche Dinge.

Es war so lautlos in der Weite, aus den Feldern kamen Fäden angeschwebt, die mit den Enden flatterten. Und in diesem Augenblick der erwartungsvollen Stummheit in den Herzen geschah es, ein Satz, der zwischen vielen anderen ohne Merkmal eingesponnen war, fing an zu leben und sich zu bewegen, er hob sich vor mir auf und leuchtete in einer Kraft, die alles, was sonst noch geschrieben stand, zu formenlosen Hintergründen werden ließ. So stand er ganz allein auf seiner Seite da:

„Der Mann ließ seine Sichel glitzernd kreisen, ehe er nach Osten zu ins Tal hinunterging."

Die Worte schienen anspruchslos und einfach wie die übrigen, die sie umgaben, sie liefen nicht mit Pomp oder großem Getöse vorüber, aber sie stiegen mir brennend durch die Augen ins Herz, anders kann ich es nicht nennen. Obgleich der Herbst nun doch schon so still in den Hecken lehnte, sah ich die Sichel kreisen und sah den Mann ins Tal hinuntergehen, das tat sich nach Osten zu vor ihm auf und war am Grund in Dunkelheit gehüllt. Jetzt wurde ich auch zum erstenmal gewahr, wie regungslos es in der Runde war, doch brachte ich dies noch nicht in Zusammenhang mit dem, was mir aus einem Buch in die Brust hinabgestiegen war und dort von nun an atmend ruhte.

Viele Jahre später fügte es sich, daß ich weit im Westen als Kriegsgefangener zur Verbüßung einer Strafe in eine Zelle geführt wurde und daß in dieser Zelle schon ein Kamerad wartend an der Mauer stand. Zuerst war es zwischen uns nicht anders wie zwischen allen, die ein gleicher Wind hinter den Zäunen des Lebens zusammenweht, aber dann, in einer Nacht, schlossen die lautlos über uns spielenden Ringe sich ineinander. Draußen mußte wohl wieder die Zeit der Atemlosigkeit gekommen sein, ich war auf einmal hell wach, und bevor ich noch die Lider öffnete, spürte ich schon, daß unsere Zelle bis zur Schwelle hin im Licht lag. Als ich nun die Augen aufriß, erkannte ich es deutlich, die Helligkeit brach von oben her aus dem Viereck der Fensterluke über die Armseligkeit des Raums herab, sie flimmerte an den getünchten Wänden und sprang mir auf die Hände. Mein Kamerad stand angekleidet mitten in den Lichtströmen da, er hatte den Kopf leicht in den Nacken gelegt und die Fäuste dazu etwas angehoben. So verharrte er eine Zeit, danach sagte er ruhig in das Flimmern hinein: „Der Mann ließ seine Sichel glitzernd kreisen, ehe er nach Osten zu ins Tal hinunterging", dann war er wieder still.

Gleich darauf wurde das Licht aus den Fenstern fortgewischt, ich richtete mich auf und fragte: „Woher hast du das?"

„Ich habe es gelesen", antwortete er, und etwas später fügte er hinzu: „Ich will fort von hier, ich will nach Hause."

Diese Stunde machte uns zu Freunden, aber nur noch einmal wurde der Satz, der uns zur Zeit des Früchtefallens in den hellen Nächten zusammengeführt hatte, zwischen uns ausgesprochen. Nachdem unsere Strafen verbüßt waren, machten wir uns vom Lager auf, um dieses Mal zusammen den Weg in die Heimat zu suchen. Endlose Tage in Schobern und einsamen Scheunen wechselten ab mit überwachen Nächten in Feldern und dunklen Dörfern mit bellenden Hunden. So wanderten wir

durch das schlafende Land, bis der Mond sich wieder rundete und wir an die Berge kamen, die ihre letzten Täler nach Osten zu öffnen. Und hier, im Angesicht der letzten Täler, vollzog es sich, in einer frühen Abenddämmerung peitschten Schüsse durch das Unterholz, die alles endeten. Das Echo brach sich an den Hängen, schlug über uns zusammen, man rief uns etwas zu, und dann war es auch schon vorüber. Als ich neben dem Kameraden, der mir Freund geworden war, niederkniete und seinen Kopf vom Boden hob, hatte er die Augen wie in großer Seligkeit geschlossen, aber wie ich ihm ein vorjähriges Blatt von der Stirn strich, das ihm im Sturz dort hingeraten war, öffnete er sie wieder und lächelte mir zu. Ein Blutfaden fing an, sich aus seinem Mundwinkel übers Kinn zu tasten, und jetzt sagte er es: „Der Mann ließ seine Sichel glitzernd kreisen, ehe er nach Osten zu ins Tal hinunterging." Darauf war er eine Zeitlang still, dann wiederholte er leise und etwas bebend: „Nach Osten zu — — —"
Inzwischen waren jene, die geschossen hatten, herangekommen. Sie standen, auf ihre Gewehre gestützt, im halben Kreis vor uns, und einer fragte: „Was spricht er da?"
„Nichts", sagte ich, „nichts, nichts."
Man wollte es nicht glauben und zog mich an den Schultern hoch. Nun sagte ich: „Er spricht von einem Buch."
Da begannen sie zu lachen.

Das Gesetz der Völker

Es war Paketpost für die Deutschen angekommen. Jetzt gingen sie umher und hatten heimliche Kerzen hinter den Gesichtern brennen; wenn Hochecorne mit ihnen schimpfte, lachten sie, und Dillard nannten sie den tapferen Bajazzo. Jasper trug nun einen neuen Rock, doch hatte ihm der Korporal mit weißer Farbe auf die rechte Brust ein P und links ein G geschrieben, dasselbe hinten auf den Rücken. „Ach, Herr Prisonnier de Guerre!" rief Mutter Bonneval ihm zu, als er zum erstenmal mit diesen Zeichen auf den Hof gegangen kam. „Sie sagen Prisonnier de Guerre", gab er zurück, „wir nennen diese Dekoration anders."
„Wie denn?" fragte sie. Da sagte er auf deutsch: „Parole Gastspiel." Das verstand sie nicht, und er ging lachend weiter. Er lachte immer jetzt, und in den Mittagspausen saß er auf den Brunnenstufen, spielte mit dem Schäferhund und rauchte lange, schwarze Mexikozigarren. „Komm her, mein Lieber", sagte er, den Hund am Halsband zu sich ziehend. „Komm her und gib mir deine Hand. Na, siehst du, Freund, ich wußte doch, daß du vernünftig bist und auf Standesunterschiede pfeifst." Dann raunte er ihm lustig was ins Ohr, und Couli klopfte mit dem Schwanz.
Madelon verstand, was er mit Couli jeden Tag zu flüstern hatte: Nicht wahr, mein Freund, du wirst nicht bellen, wenn ich eines Nachts ein wenig ungewohnt vorübergehe, und du wirst sie irreführen, wenn sie dich auf meine Spur setzen. Du bist ein Kuli so wie ich, wir müssen gut zusammenhalten, Freund, verstehst du mich? So und

ähnlich sprach er auf ihn ein, sie wußte es. Und eines Tages ließ es sich nicht mehr ertragen, dieses fast verständnisvolle Sprechen zwischen Mensch und Tier von ferne her mitanzusehen, immer nur so dazustehen und, verborgen in der eigenen Einsamkeit, zu warten. Eines Tages trat sie zu den beiden auf den Brunnenstufen, bückte sich, strich über Coulis Fell und sagte leise: „Wenn Sie mögen, will ich Ihnen helfen."

„Helfen?" — Jasper schob den Hund zurück, stand auf und legte die Zigarre fort.

„Ja", sagte sie. „Ich weiß, weshalb Sie immerfort mit Couli spielen."

„Ach!"

„Sie wollen ihn an sich gewöhnen, er soll nicht bellen, wenn Sie nachts die Ferme verlassen."

„Und wenn es nun so wäre?" fragte er.

„Es ist so", sagte sie.

Couli, der sich wieder an ihn drängte, schob die Schnauze unter seine Hand. Er klopfte ihm dabei den Hals.

„Und Sie erbieten sich zu helfen?"

„Ja."

„Wie könnte das geschehen?"

„Ich könnte Ihnen geben, was Sie nötig haben."

„Kleider?"

„Ja."

„Und Reisegeld bis an die Schweizer Grenze?"

„Wenn Sie wollen, auch noch weiter."

„Vielleicht auch einen Paß?"

„Ich glaube wohl, daß ich ihn schaffen könnte."

Er fragte: „Soll ich Ihnen sagen, was sie wollen?"

„Ihnen helfen."

„Nein", sagte er, „Sie wollen auf die eigenen Brüder schießen, denn ich" — er zeigte gegen seine Brust —, „ich werde wieder auf der Gegenseite stehen und werde wieder ein Gewehr in meinen Händen haben oder ein Geschütz bedienen. Haben Sie noch nie daran gedacht?"

„Weiter!" sagte sie und stützte sich mit beiden Händen rückwärts auf die Tränke. „Sprechen Sie nur weiter."

„Viel gibt es da nicht mehr zu sprechen", fuhr er fort. „Vielleicht noch dieses: Wer sein Volk vergißt um seines Herzens willen, den —" hier brach er ab.

„Sprechen Sie nur weiter", wiederholte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Ich bin am Ende..."

Wenig später stand Madelon allein in Hochecornes Arbeitsraum. „Doch, Herr Korporal, es ist so", sagte sie und hielt sich an der Schreibtischkante fest. „Er hat es zugegeben." — „Wer es zugibt, tut es nicht", erwiderte die ferne Stimme aus dem Hörer. — „Aber er ist anders", sagte sie. „Er ist zu stolz zur Lüge, darum wird er es auch tun." — „Ich danke Ihnen", kam es nun zurück. „In einer Stunde bin ich dort!"

Sie hing den Hörer an und starrte auf die Schreibtischplatte nieder. Dort lagen Rechnungen, und unter einem Aktendeckel tickte eine Uhr. Eilfertig hämmerte sie durch die Stille, zerschlug in blechernem Gehäuse die Minuten zu Sekunden und zählte sie an flinken Fingern her, sechzigmal in einem Atemzug und wieder sechzig —. Ob es wahr ist, dachte Madelon, daß die Gesetze unserer Völker größer sind als wir? ...

Und in der Frühe war Jasper, der Interpret, verschwunden.

Ulrich Sander

An der Peene, der alten brandenburgisch-schwedischen Grenze, 1892 zu Anklam geboren, stamme ich väterlicherseits aus einer von der Goldenen Aue in Thüringen zugewanderten Familie, die bis etwa 1530 im Unstruttal nachzuweisen ist und hauptsächlich Handwerker, Förster, Bauern, dann einen Pastor, meinen Großvater, und einen Professor, meinen Vater, gestellt hat. Mütterlicherseits aus einer über See eingewanderten südfranzösischen Familie, die wohl der alten Rotweinspur von der Girondemündung in die Oder gefolgt ist. Beide Familien sind protestantische Emigranten. Die Landschaft meiner vorpommerschen Heimat ist flach und weit. Ich bin, nach dem Besuch des heimischen Gymnasiums, erst durch den Krieg über Stettin und Berlin hinausgekommen und so an das Küstenklima gewöhnt, daß ich in Berlin bereits klimatische Schwierigkeiten zu überwinden habe, die sich bei meinem altvorpommerschen Körperbau von fast zwei Meter Länge und einem Leibesgewicht, das es auf den üblichen Waagen nicht mehr gibt, also über dreihundert Pfund liegen muß, auch bezüglich der Betten und Limousinen sehr unangenehm bemerkbar machen. 1910 diente ich beim I. Seebataillon in Kiel und empfing dort bis heute wirksame Einflüsse und Erkenntnisse, insbesondere ging mir dort die Bedeutung des niederdeutschen Wesens und der Flotte als Trägerin des Reiches auf.

Bis zum Frühjahr 1914 studierte ich in Kiel, Berlin und zuletzt vier wunderschöne Semester in Greifswald deutsche Sprache und Geschichte, bin jedoch mit der Universität niemals recht in Fühlung gekommen.

Im Frühjahr 1914 entschloß ich mich, nunmehr ausgewachsen, wieder Soldat zu werden, und ging auf Vorschlag meines Vaters — selber ganz untechnisch veranlagt — zu den 2.-Pionieren meiner Heimat. Während des letzten Friedenssommers, halb noch Student, halb Fähnrich in privater Vorbereitung, eine unvergeßlich schöne Zeit, zog ich als Führer einer Gruppe zu Felde, bekam im Herbst 1914 zu gleicher Zeit die Achselstücke, das Eiserne Kreuz, einen Zug und damit ein Pferd, im Herbst 1915 die Führung einer eigenen Pionierkompanie, der ich bis zum Schluß des Krieges, zweimal verwundet, angehörte, ging 1919 noch einmal mit einer nicht demobil gemachten Kompanie in das Baltikum, nach Litauen und bis zum Herbst 1919 nach Posen und Westpreußen.

1920 verabschiedet, gehörte ich bis 1926 der Landbundbewegung an und bemühte mich, dem Bauern vorwärtszuhelfen.

1925 hatte ich auf dem Wege der Kapitalabfindung meinen Büdnerkaten in Bodenhagen, unmittelbar an der See, erworben, auf den ich 1926 zog.

Hier habe ich während der arbeitsstillen Winter viel geschrieben, gemalt und radiert. Mein nur zwei Morgen großes Grundstück ist inzwischen zu einem großen Garten herangewachsen, jedoch für die steigende Kopfzahl der Familie zu eng geworden. Von meinen sechs Kindern, darunter zwei aus erster Ehe, sind fünf am Leben.

Nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges siedele ich, einem alten Plan folgend,

noch einmal um, und zwar in das mir seit meiner Kieler Dienstzeit ans Herz gewachsene Schleswig-Holstein, in dem ich einmal Mann geworden bin. Ich hoffe, dort in Kiel nicht nur für meine schriftstellerischen Pläne, sondern auch für das umfangreiche malerische und graphische Vorhaben die richtige Umgebung zu finden. Alte und starke Interessen für den ganzen niederdeutschen Raum, für den Norden und das Wasser haben dort den erforderlichen Untergrund.

Das Ziel meiner Arbeiten ist der natürliche Mensch und seine Bedeutung für die Zukunft der Nation. Ich bin erst an das Ende des ersten Drittels meiner Pläne gelangt: die eigentlichen Bücher kommen noch. Allmählich wechselt die Arbeit dann hinüber in die Malerei und Radierung. Auch sie werden die norddeutsche Landschaft, den niederdeutschen Menschen und das natürliche Grundgesetz zum Inhalt haben.

Zunächst aber muß dieser Krieg gewonnen werden, an dem ich früher oder später noch einmal teilnehmen zu dürfen hoffe. (Schon einberufen.) Ich glaube daran, daß nach ihm eine wunderbare große, arbeitsreiche und hohe Zeit für Deutschland kommen wird, in der der norddeutschen Tiefebene ganz besondere Aufgaben erwachsen werden. An ihnen teilhaben zu können, und das von einer so alten und bedeutenden niederdeutschen Kulturstadt wie Kiel aus, wird mir der Höhepunkt meines Lebens sein.

Geht es dann einmal zu Weges Ende, so ist es nicht ausgeschlossen, daß ich es in meiner alten unvergessenen Heimatstadt Anklam zubringen und abwarten werde: der Ring muß sich da schließen, wo er begonnen.

Das natürliche Grundgesetz als Lehre des Krieges

Nicht nur, daß der Krieg vielfach im Frieden kränkelnde Menschen wieder hat gesunden lassen, nicht nur, daß er so manchen von unserem Geschlecht keineswegs aus der Bahn gestoßen, ihn vielmehr erst recht in sie hineingestoßen hat: der Krieg hat mit dem 6. August 1914 eine alte Zeit für die Welt abgeschlossen und eine neue eingeleitet.

Es ist nicht so, daß alte Zeiten plötzlich als alt erkannt und dann geändert werden, auch nicht so, daß eine neue Zeit dann schon da sein kann, sondern die Übergänge vollziehen sich allmählich. Eine alte Zeit ist längst alt und verbraucht, ehe sie es eingestehen will. Und eine neue Zeit längst im Werden, ehe man ihr Raum gibt, sich zu entfalten.

Vor einem grundlegenden und weitverbreiteten Irrtum muß man sich hüten, will man die uns obliegende Zeit seit etwa Bismarcks Tod richtig sehen: nicht der Frieden ist der natürliche Dauerzustand, sondern der Krieg. Ein Frieden ist ein von Gott den Menschen gnädig gewährter Ausnahmezustand, ein Geschenk des Himmels. Er pflegt auf eine Zeit starker Männer zu folgen, die während ihres Lebens alle Spannungen durch Kampf und Krieg für längere Zeit gelöst und abgefangen haben. Dauert der Frieden längere Zeit, so sammeln sich von neuem Spannungen an, es ergeben sich Fehlentwicklungen durch Verweichlichung und Wohlleben: eine Zeit

bleibt nicht männlich genug im Frieden, sondern entartet in Überfluß und Sattheit. Ein Beispiel hierfür bieten in unseren Tagen die skandinavischen Völker. Auf das Wunderbarste veranlagt, von ältestem und edelstem Blute, Männer der heldischen Volksgeschichte, wie sie kaum ein anderer Zweig der Germanen hat hervorbringen können, Kämpfer und Krieger von höchstem Rang, hat die Geschichte sie bisher auf einem friedlichen Nebenschauplatz gehalten und erst jetzt wieder in ihren großen Strudel gerissen.

Der natürliche Krieg entsteht nie ohne inneren oder äußeren Druck. Wie bei einem Erdbeben verschieben sich die inneren Schichtungen der Erde, entstandene Hohlräume füllen sich durch Einstürze, Spannungen erlösen sich mit Gewalt zu neuen Ordnungen. Der Krieg 1914 galt dem in die Welt hineinstrebenden Deutschen Volk. Er wurde ihm aufgezwungen durch ältere Reiche, die nicht Raum geben wollten. Am Ende war es ihnen gelungen, uns in die Enge zu treiben: der Vorstoß in die Welt scheiterte. Er mußte scheitern, so bequem das heute gesagt wird, weil das Zweite Reich die Linie seiner Schöpfer verlassen hatte und das Reich selber noch nicht bis in die letzten und organischen Möglichkeiten hinein ausgebaut war. Er mußte weiter scheitern, weil sich innerlich außerordentliche Spannungen angesammelt hatten, die im militärisch ungünstigsten und peinlichsten Augenblick den letzten Zusammenhalt zerrissen. Erstarrung und Überalterung, Zerfall in sich gegenseitig ablehnende und bekämpfende Schichten, der Streit um die sozialen Forderungen, noch weiter: die Aufspaltungen, die die fortschreitende Zivilisation mit sich gebracht hatten; kurz und kühn gesagt: der alte Adam, der alte deutsche Michel, ein wenig stark dem Biertisch verhaftet, der Karriere verschrieben, in alleruntertänigster Ehrfurcht ersterbend, immer nach oben schielend, statt sich auf die Wurzeln zu verlassen, die unter einem sind, er war den Anforderungen der Geschichte nicht ganz gewachsen, trotz aller Bravheit des einzelnen. Und eben gerade aus ihr. Es ist nicht nötig, daß sich etwa Junge und Alte, Norddeutsche und Süddeutsche voreinander verstecken: wir sind alle an dem Unglück schuld gewesen, denn wir tragen vor der Geschichte die Verantwortung für einen Zusammenbruch, der entbehrlich gewesen wäre. Die Alten haben zu starr an ihren Gewohnheiten festgehalten, die Jungen viel zu still und bescheiden den Mund gehalten. Eine gehörig ausgepaukte Generationskrise vor dem Kriege hätte sehr wohltuend gewirkt. Der Süddeutsche hat genau so bei seinen angestammten Gewohnheiten festgesessen wie der Norddeutsche bei seiner arteigenen Behäbigkeit. Wir haben überkommene Kräfte nicht stark und frisch halten können, sondern einem Zustand die stillschweigende Auflassung gegeben, von dem wir Jungen ebenso genau wußten, daß er sich nicht würde halten können, wie jene einsichtigen Alten, die längst schwarz sahen. Beide hatten sie recht: ändern haben sie es nicht können. Der Zustand war unnatürlich. Darum zum Tode verurteilt. Es ist zwar müßig, heute noch darüber zu reden, aber man sollte von Zeit zu Zeit einmal wieder darüber nachdenken. Später wird auch einmal mehr darüber geschrieben und gearbeitet werden, denn die eigentlichen Ursachen werden heute noch immer schandhaft verschwiegen. Sie sind — ich denke nur an die Marneschlacht 1914 — gewiß beschämend.

Der Krieg hat mit seinem ersten Tag das Kapitel des Friedens abgeschlossen. Er ist für viele von uns eine Erlösung gewesen. Die eigentliche Lebensform, die jedoch eigentlich trotz aller Ausbildung verlernt worden war. Gewiß ist der Krieg vielen, gerade auch Jüngeren, ebenso schwer geworden, wie mir. Man mußte sich erst an ihn gewöhnen, denn er war ganz anders als der Frieden, in dem man groß geworden war. Er war auch ganz anders als etwa der Krieg von 1870/71, den man von der Schule her kannte. Er war die Einschleusung in einen Zustand des Lebens, der noch heute nicht beendet ist und erst beendet sein wird, wenn die Spannungen gelöst sind. Aber wir sollten dem Krieg dankbar sein: er hatte seinen eigenen Segen. Wir verdanken ihm wesentliche Lehren und Erkenntnisse, von denen das Volk noch lange leben wird. Es ist so, als habe der Krieg eine Überwucherung der natürlichen Lebensgesetze, indem er uns alle an den Rand des Lebens führte, hinweggebeizt, hinweggebrannt mit einem glühenden Eisen. Erst was dann zutage kam, das war das eigentliche Leben, das natürliche Leben, das sich nun regen und wehren konnte, um zu einem Recht zu gelangen.

Ich gestehe, daß mir diese Gedanken nicht etwa erst nach dem Kriege gekommen sind, sondern daß sie schon vor dem Kriege da waren, und zwar in einer Stärke der Unbeirrbarkeit, die etwas Romantisches an sich hatte, weil das, was man dachte, so gar nicht zu dem paßte, was war.

Ich denke an zahlreiche Gespräche mit einem später gefallenen Freund in der Obersekunda, als wir an Hand einer größeren, auf die weißen Seiten des Geschichtsatlas gezeichneten Inselanlage darangehen wollten, eine neue und bessere Menschenrasse zu züchten. Wenn seine Söhne sich mit meinen Töchtern kreuzten und umgekehrt, erst dann konnte aus den Menschen etwas werden. So wie es war, so war es gar nichts.

Daß man einmal anders leben könne als auf eigenem Land, schien schon damals unmöglich. Daß man eine Frau haben werde, die wenigstens so frisch und kräftig war wie die Kuvermaja von Anders Zorn, undenkbar.

Gedanken, nicht Gedanken, sondern Sehnsüchte über Rasse und Siedlung, um die es noch heute geht. Damals aber wurden sie ohne jede Beeinflussung oder Anleitung, eigentlich gegen alle Einflüsse und Zustände der Umgebung gefühlt.

Der Krieg gab genug Stille und Einsamkeit, sie weiter durchzudenken, in Worte zu fassen, auszudenken und zu Ende zu denken. Der Nachkrieg aber nun endlich die Gelegenheit, sie auszuführen und in die Tat umzusetzen. Übrigens ein Vorhaben, das vielleicht nicht nur mir schwerer geworden als der ganze Weltkrieg.

Das alles ist nichts anderes als eine Vorahnung gewesen, eine innere Selbstbefreiung von einer Zeit, die wir für krank hielten, ohne daß man sie umstoßen konnte. Die, die sie damals schon umstoßen wollten, waren — Sozialdemokraten. Man muß sich dabei heute einmal noch vorstellen können, was das Wort „Sozialdemokrat" damals in einem gutbürgerlichen Hause bedeutete. Der spätere Fachausdruck „Spartakist" war Milchsuppe dagegen. Kurz: die Sehnsucht nach gründlichen Reformen schuf unsere damaligen Auffassungen, von denen ich heute noch sagen kann, daß sie sich

nicht geändert haben. In allen meinen Büchern lebe ich noch immer von jenen Auffassungen, Sehnsüchten, Plänen und Absichten, die ich mir etwa in der Zeit von 1900 bis 1914 gebildet habe. In einem bald fünfeinhalbjährigen Frontkrieg habe ich sie um und um bedacht und kaum etwas zu ändern gehabt. Im Gegenteil: ich habe nur einzusehen gelernt, daß es einer der größten Fehler wäre, sie nicht gründlich genug in die Tat umzusetzen. Ich bin dabei gewiß, daß es den Kameraden meiner Jahrgänge nicht anders ergangen ist, sofern sie — eine allerdings wichtige Ausnahme! — ihren Kurs durchgehalten und nicht verwässert haben. Ich will nicht behaupten, daß es ein leichtes Leben gibt, wenn man um derartige Fragen geht. Aber ist ein leichtes Leben für die Menschen von Gott vorgesehen? Ist nicht das leichte Leben das Leben jenes Friedens, der ein Ausnahmezustand ist? Ist nicht das schwere Leben das eigentliche, weil es auch das fruchtbare und schöpferische ist? Wird irgendwo in der Natur etwas fruchtbar und schöpferisch ohne Lebensgefahr und Selbstaufgabe?

Darum leben mir heute jene Kameraden, die neben mir oder unter meinen Händen gefallen sind, noch immer so deutlich vor Augen, als seien sie gar nicht gestorben. Sie sind auch nicht gestorben, sondern nur für eine Weile weit vorausgegangen. Ihr Tod ist wie eine Patrouille, die sich einsetzen muß, ehe die große Schlacht begonnen hat. Und so ist alles, was wir tun und uns vornehmen, was wir glauben, schaffen zu müssen, nichts anderes als ein Vermächtnis: wir tun es für die mit, die voraus sind!

*

Der Krieg als eine fruchtbare und schöpferische Einleitung einer neuen Zeit, in der nicht das Gesetz der Paragraphen, sondern das natürliche Lebensgesetz zu gelten hat, war uns die Schule. Eine harte, aber auch eine richtige Schule. Er führte uns in jungen Jahren in die unmittelbare Nähe des Todes. Und erst, wer den Tod kennt, kennt auch das Leben und kann es als den Zustand ermessen, in dem wir uns eine Spanne Zeit aufzuhalten haben. Ich glaube an eine außerordentliche Befruchtung der jungen Männer unserer Tage durch den Krieg, in dem sie jetzt stehen. Was damals bei uns noch Gefühl, kaum Gedanke war, das hat sich jetzt schon längst in klare Ziele und Begriffe gefaßt: um so viel näher ist man den Zielen gelangt. Es ist nicht mehr notwendig, flüsternd an Hand von neu geschaffenen Erdteilen auf den weißen Rückseiten des Geschichtsatlas eine neue und bessere Rasse zu schaffen, sondern der Gesetzgeber hat sich dieser Frage angenommen und alle Blutsfragen so selbstverständlich festgelegt, daß man es in den Büchern nachschlagen kann, wenn man es noch nicht weiß. Die Kinder lernen es schon in der Schule. Eines Tages ist es Allgemeingut und wird mit der Muttermilch eingesogen. Alles Natürliche baut sich von unten nach oben auf, es ist im wahrsten Sinne des Wortes demokratisch. Wir führen zur Zeit Krieg nicht gegen Demokratien, sondern gegen Plutokratien, die nicht vom lebendigen Blut ausgehen, sondern verzweifelt um ihre Geldsäcke besorgt sind. Eine Demokratie sind wir, bei denen das Volkswohl oberstes Gesetz ist und die Grenzen der Reformen allein vom Wohl der Nation bestimmt werden. Es ist ein

Kampf im großen, wie ihn der einzelne von uns oft genug hat durchkämpfen müssen. Der reiche Junggeselle hat auch dann verloren, wenn er den natürlichen Menschen auspfänden lassen will. Selbst wenn es gelegentliche Rückschläge gibt: das lebendige Leben steht dennoch, weil es natürlich geblieben und nicht verbildet ist. Mehr als einmal habe ich im Leben erfahren, daß das Schicksal sich doch den greift, der sich gegen das lebendige Leben stellt. Daß sich nach langen Jahren des Wartens eines Tages doch der Gesetzgeber auf die Seite des natürlichen Lebens stellt, weil es gar nicht anders geht.

1926 schrieb ich, seit kurzem auf dem zwar eigenen, aber sehr kleinen Land, ein kleines, leichtes, scheinbar leichtes Buch, mein erstes, das sich mit den Fragen der Gattenwahl beschäftigte. Eine Frau hatte ich gefunden, ein Stück Land auch. Nun wollte ich die Art und Weise nicht für mich behalten, sondern zu Nutz und Frommen anderer, die vielleicht mit unrichtigen Maßstäben an diese so wichtige Frage gingen, bekanntgeben. Gewiß ein wenig geschönt und geklärt, denn es sollte ja keine Gebrauchsanweisung mit Angabe jedes Handgriffs sein, sondern nur ein Anstoß, eine Anregung. Das Buch hieß „Inge Holm" und hatte das Unglück, nach einem späteren Buch, den „Pionieren", zu erscheinen. Dafür konnte ich nichts, denn wer hätte einem 1926 wohl ein Buch wie „Inge Holm" gedruckt und verlegt? Ich schrieb dies, mein erstes Buch, noch mit der Hand und so, sagen wir: frei, daß es wohl aussichtslos war, jemals auf ein Erscheinen zu hoffen. Im Winter darauf schrieb ich es noch einmal mit der Maschine und schickte es dann auf den Weg. Aber es ist viele Jahre vergeblich unterwegs gewesen und erst 1934 erschienen. Es war noch nicht so weit. Wer dachte damals an Gattenwahl? Später bin ich dann manchmal gerade wegen dieses Buches angegriffen worden. Aber ich hatte immer einen Maßstab, vor dem so mancher meiner Kritiker versagte, hielt ich ihn an: Inge Holm wäre mit ihm gar nicht über die Straße gegangen! Denn auch sie hatte ja ihre Instinkte für die Gattenwahl!

Dazu eine grundsätzliche Bemerkung, auch eine Lehre des Krieges: sollten wir nicht gerade tüchtig die eigentlichen Lebensgrundlagen in unseren Büchern behandeln, wenn wir meinen, es aussagen zu müssen? Bleiben wir nicht doch noch allzusehr in einer Literaturform stecken, die man die spätbürgerliche nennen kann? Was etwa 1914 ein braver, guter und anständiger Roman war, das hat uns heute doch nichts mehr zu sagen, es sei denn, wenn man die damalige Zeit einmal genüßlich vor sich auferstehen lassen will. Auch glaube ich nicht, daß man das Wort allzu hoch einschätzen soll. Wir sind nicht, wie Hans Grimm einmal gemeint hat, „Werkleute des Wortes". Das Wort ist gewiß der Werkstoff, aber nicht mehr als eine Flintenkugel, während das Gewehr und der Schütze, sein Anschlag und seine Treffsicherheit entscheidend sind. Wir wollen, wie die, die uns voraus sind, „Patrouillengänger der Auffassung" bleiben, ein Vortrupp, der bis zum letzten Atemzug in Bewegung bleibt, um vor der sich vorwärtsbewegenden Front aufzuklären. Wer dann nach uns herankommt, der muß schon eine klare Unterrichtung über die vorgefundene Lage von uns erhalten können. Daß man dabei auch einmal ein paar Kugeln um die Ohren bekommt, ist nicht weiter verwunderlich. Das neue Schrifttum, im Gegen-

satz zur spätbürgerlichen Literatur, hat andere Aufgaben als eine gewöhnliche Literatur. Es mißt nicht mit literarischen Maßstäben, geht nicht an das Leben vom literarischen Standpunkt heran, sondern vom natürlichen Grundgesetz, das heute Grundgesetz unseres Volkes geworden ist. Ihm auf allen Gebieten zum Leben zu verhelfen, es bis an den letzten Volksgenossen heranzubringen, das ist die Aufgabe des neuen Schrifttums, in dem die Verfasser das Glück haben, eher Soldaten als Schriftsteller zu sein. Gewiß geht eine solche Umstellung nicht ohne Auseinandersetzungen.

Welche Freude es aber macht, wenn der Gesetzgeber eines Tages eine Frage löst, die man als Verfasser einmal behandeln zu müssen geglaubt hat, habe ich vor kurzem erfahren, als Rudolf Heß seinen Brief an die werdende Mutter schrieb, deren Verlobter in Polen gefallen ist. In zwei Büchern, „Marie Godglück" und „Christine Bond", hatte ich 1936 diese Frage behandelt, da sie mir im Krieg mehr als einmal bei meinen alten Pionieren vorgekommen ist. Nun ist vorgesorgt, daß kein unnötiges Elend entsteht. Nun ist das Problem gelöst, wie es längst hätte gelöst werden müssen. Das natürliche Grundgesetz, dem es ja gleichgültig ist, ob die Eltern des Kindes standesamtlich oder kirchlich getraut waren oder nicht, hat auch hierin endlich gesiegt. Es wird und muß überall siegen, weil sein Sieg eine Lehre des Krieges ist! Wir müssen überall aus zu engen und alten Formen heraus und uns ein Leben für das Volk schaffen, das uns die natürlichen Kräfte für immer bewahrt.

Den Kampf um Land habe ich versucht, in einigen weiteren Büchern zu behandeln, weil Land und Weib die Grundlagen des Lebens sind. Mein eigener Kampf um mein kleines Stück Land wird in „Kompost" behandelt. Der Kampf einer Landschaft um ihren Bestand in „Das Land Loddien". Den Kampf eines einzelnen Weibes um das Land, das wohl aus seinen natürlichen Instinkten noch härter und zäher um Land kämpfen kann als ein Mann, behandeln die Bücher „Die Frau von Gohr" und das gerade erscheinende Buch „Ola". Die niederdeutsch-skandinavische Frau als Kämpferin um das Land ist nichts anderes als jene Geschlechtsgenossin, die in Urzeiten einmal die Wagenburg bewachte und zurückflutende Männer wieder in die Schlacht trieb. Wir müssen diese Art Frauen haben, denn wir werden zu ganz neuen Auffassungen über das Land gelangen. Seine Bedeutung geht weit über die Erzeugungsschlacht hinaus. Das Land — und mit ihm das Weib — ist Träger des natürlichen Grundgesetzes in einer Macht, wie sie sonst selten deutlich wird. Nicht der Landwirt ist entscheidend, sondern der Landmensch. Aber auch — Gegenstand einer späteren Arbeit — der Bauer ist nicht für sich und seinen Hof der Träger natürlicher Auffassungen, sondern in einer neuen und frischeren Form als Sohn der Natur auch ein Priester des natürlichen Lebensgesetzes für alle anderen Volksgenossen. Der Jungbauer heute ist schon auf dem Wege dazu.

Land und Weib sind Lehren des Krieges. Wir müssen so frei und offen und unbeirrbar von ihnen künden, wie es das natürliche Lebensgesetz erfordert. Es ist dabei noch eines zu bedenken, wovon das Leben unseres Volkes und nicht zum mindesten seine Kampfkraft abhängt: unser Verhältnis zum Weib und zum Land ist, im Durchschnitt

gesehen, nicht leidenschaftlich genug. Die brave, bürgerliche Ehe hat an dem unpolitischen und unkämpferischen Spießbürger viel Schuld. Der Krebs steigt nicht an, weil die Menschen etwa zuviel rauchen und trinken, sondern er kommt aus der eingeengten Männlichkeit der Büros und der Doppelfenster, der Zentralheizung, der unmännlichen Beschäftigung, der mit ihr sicher verbundenen vorzeitigen Unfruchtbarkeit. Wer arbeitet, der kann lieben, wer liebt, der kann kämpfen. Aber der Leib des Bürokraten und Spießbürgers ist weder für die Liebe noch für den Kampf tauglich. Vom Herzen gar nicht zu reden.

Vielleicht ist es eine der größten und wichtigsten Aufgaben des neuen Schrifttums, die Leidenschaftlichkeit des deutschen Menschen von neuem zu entflammen, nachdem Jahrhunderte schon sie, wo es nur möglich war, nicht nur etwa gebändigt, sondern geradezu planmäßig abgebunden haben. Es wird uns nichts gelingen, wenn wir nicht auch darin das natürliche Lebensgesetz pflegen und befolgen. Darum ist zum Beispiel der Soldat dem Weibe so eng verbunden, und umgekehrt. Darum sind Soldat und Siedler so nahe verwandt: neben dem Spaten das Gewehr. Aber neben dem Gewehr auch die Hütte.

Aus Weib und Land wird Kind. Wie glücklich das Kind, das auf dem Lande groß werden darf! Welche gesunde Lehre heute für kinderarme Bauern, daß ihnen die Arbeitskräfte fehlen! Wenn der Bauer keine Kinder aufziehen kann, wer sollte es sonst wohl können! In dem Buch „Jungens“ habe ich versucht, meine eigene Kindheit zu erzählen. Sie war eine Begründung für alle späteren Bücher und ein Vorläufer des Kampfes um Land und Weib. Fehlt nicht im neuen Schrifttum auch hier viel Arbeit? Gibt es etwas Schöneres als ein Kind? Vielleicht nichts, was sich schwerer behandeln läßt. Aber darum auch nichts Reizvolleres. In dem späteren Buch „Gelobt sei, was da hart macht!“ werde ich meine eigenen Erfahrungen mit Kindern behandeln, mit eigenen, wie mit denen, die ich während eines Jahres auf einer nationalpolitischen Erziehungsanstalt habe kennenlernen können.

Wenn der Mann in den Kampf eintritt, so kämpft er zunächst um Weib, Kind und Land. Der Urvater mit der Axt vor dem Hoftor ist noch immer das Vorbild des Kriegers. Aus dem Hof wird Dorf und Heimat. Aus Stamm und Heimat ist einmal der König von Preußen geworden. Aus dem König von Preußen Kaiser und Reich. Aus Kaiser und Reich Großdeutschland. Der Niederdeutsche, ein echter Demokrat seinem Wesen nach, baut nach germanischer Sitte von unten nach oben auf. Er ist keine rollende Kugel, sondern ein Würfel, der auf einer seiner kantigen Flächen steht und ruht. Auf der Mauer der Würfel steht bei uns in gleichbleibender leuchtender Helle der Traum der Väter: das Reich. Wie fest es auf der norddeutschen Tiefebene trotz deren schweigender Ruhe steht, werden die Schiffe und Regimenter auch während dieses Krieges erweisen, werden auch Belastungsproben und die sicher nicht leichte Zeit nach diesem Krieg erweisen.

Den Kampfgeist wachzuhalten ist Aufgabe des natürlichen Grundgesetzes. In einigen Büchern habe ich es versucht. „Pioniere“, das erste Buch dem Erscheinen nach, nicht aber der Ausschrift nach, ist ein Erlebnisbericht. Gewiß liebe ich es, aber ich fürchte

es auch: allzuoft werde ich gerade auf dies Buch festgelegt und nach ihm gemessen. Gewiß mag es sich lesen lassen, aber es ist nicht mein bestes, nur mein erstes Buch. In seiner eigenen Gruppe gefallen mir zum Beispiel „Kompost“ und erst recht „Jungens“ besser. Leider hat sich der Verleger offenbar um diese beiden letzten Bücher nicht recht bemüht, sie sind kaum bekannt geworden. Den Kampf rein aus der Phantasie — ich habe nie in Ostpreußen gekämpft — versuchte ich erstmalig in der kleinen Erzählung „Das Gefecht von Kalkehmen“ zu behandeln. Dann in dem Roman „Mann vom See“, den ich allerdings liebe, der aber wohl wieder das Schicksal haben wird, hinter „Oberst Lindeblatt“ zurückzubleiben. Die beiden weiteren Bücher dieser Stalling-Reihe, „Sergeant Poggendorf“ und „Leutnant d. R. Müller“, sind noch am Erscheinen. Es ist eine „Reihe der Männlichkeit“, eine Reihe von Männern aus den militärischen Rangstufen, die innerhalb ihres Wirkungskreises das Höchstmögliche zu leisten hatten. Ich habe vor, diese Reihe in dieser oder jener Art fortzusetzen, denn der militärische Kampf ist ja nur ein Zweig des Kampfes nach dem natürlichen Grundgesetz. So mancher zivile Kampf ist härter als Gefecht und Schlacht, als ein langer Feldzug. Es kommt mir bei diesen Büchern auf die natürliche Kampfkraft des natürlichen Menschen an, dem Soldatentum ein selbstverständliches Stück Sinnlichkeit ist. Wie er zum Weibe und an die Arbeit geht, so geht er auch in den Kampf mit der Waffe. Es fehlt ihm etwas, kann ein Geschlecht einmal nicht an einem Kriege teilnehmen. Gern will ich mir den Vorwurf der Vielschreiberei gefallen lassen, wenn nur das, was ich schreibe, richtig und gesund, weil natürlich ist. Und das ist es. Die Bücher der Männlichkeit werden sich in einer mir besonders am Herzen liegenden Richtung fortsetzen: ich bin vor dreißig Jahren in Kiel als junger Seesoldat unter vielen Schmerzen und Schweißtropfen mannbar geworden und habe dabei einen der edelsten deutschen Stämme, die Schleswig-Holsteiner, kennengelernt. Zu Weges Ende zieht es mich wieder sehr dorthin, und ich hoffe, daß ich dann noch einmal meinen Fuß auf ein Schiff setzen und in die Welt fahren kann. Die Flotte und die Kolonien sind mir seit damals wie bei so manchen anderen Niederdeutschen ein Stück Lebenssehnsucht.

Ich bin, wie der Niederdeutsche meist, stammesgebunden. Mir bedeutet der Stamm eine höhere Stufe der Familie, und ich kann nur durch Familie und Stamm zum Reich kommen, weil ich sonst meinte, ich käme unmittelbar mit leeren Händen. Aber ich möchte darum nicht ein Heimatschriftsteller sein, weil ich auch weiterhin wohl aus der Kraft, Eigenart und Frische meiner Heimat, jedoch an und für das Reich erzähle. Meine Heimat Schwedisch-Vorpommern besteht nur aus wenigen Kreisen, aber sie ist für das weite und unendliche Land Pommern nicht weniger als das, was Dithmarschen für Schleswig-Holstein bedeutet. Meine Landsleute Ernst Moritz Arndt, Caspar David Friedrich, Philipp Otto Runge und Lilienthal haben auch immer an das Reich gedacht und sind eigentlich Weltleute geworden. Das viele Wasser und die lebhafte Brücke zum Norden hat ihnen etwas mitgegeben, was Reichssache geworden ist. Auch ich möchte in meinem kleineren Maßstab und mit meinen bescheideneren Arbeiten Reichssache sein. Dabei ist es mir stets eine besondere Freude gewesen, wie genau

ich als Niederdeutscher in Oberdeutschland gelesen werde. Der See- und der Bergdeutsche haben doch starke Gemeinsamkeiten, die zweifellos aus dem gemeinsamen Kampf gegen ganz verschiedenartige Naturkräfte kommen.
Von meiner Heimat habe ich in mehreren Bänden mit Erzählungen versucht, ein Bild zu geben. „Norddeutsche Menschen", „Bauern, Fischer und Soldaten", zwei Bände, die ich persönlich sehr liebe. Ich hätte noch mehr davon, aber bei Verlegern und Buchhandel wollen derartige Bände wohl nicht recht anschlagen. Eigentlich schade, denn es steht in ihnen sehr viel mehr als in vielen Romanen.
Vor dem natürlichen Grundgesetz ist die Kunst ein selbstverständliches Stück Leben, das zum Leben gehört, wie Arbeit, Kampf und Liebe. Sie ist eine natürliche Regung der menschlichen Seele. Sie muß daher ihre tiefen Wurzeln im natürlichen Leben haben und aus dem leibhaften Blut kommen. Ich wünsche dem neuen Schrifttum ganz besonders ein leidenschaftliches Blut und heiße Leibhaftigkeit, weil wir bisher unter allzu vielem Geist und jener ästhetischen Seele gelitten haben, die uns etwas verbogen hatten. Wie dem Wort heute ein anderer Gebrauch zukommt als in der spätbürgerlichen Literatur, ein knapperer und härterer Gebrauch nur als Form, so ist auch der Inhalt heute ein anderer: wir gehen nicht im wohlassortierten Schachtelsatz, auch nicht in der klassischen Periode um den Brei herum, sondern kurz und rasch in das Ding selber hinein. Wir sind keine blassen und verblasenen Dachkammerpoeten, sondern braungebrannte und breitbrüstige Männer, die dem natürlichen Leben auf der Spur sind, das für uns nicht in rosigen Morgenwolken hängt, sondern von uns ein Ende weiter gestoßen über diese Erde rollt. Infolgedessen muß bei uns Wort und Auffassung anders sein als in der spätbürgerlichen Literatur. Erst wenn unsere Zeit die Grundlage für ein neues Schrifttum gelegt hat, die aus harten und zuverlässigen Steinblöcken bestehen muß, kann sich später einmal ein zierlicheres Gebäude einer neuen schöngeistigen Literatur und einer anderen Ästhetik darauf aufbauen. Wir können keinen schwereren Fehler begehen, als statt eines zuverlässigen Fundaments zierliches Fachwerk zu errichten, das sich der nächste Sturm holt. Es ist daher nicht nötig, daß nun jedes Buch den Literaten und Ästheten gefällt, denn wir messen ja mit anderen Maßstäben, als es früher üblich war. Wir leben anders, wir arbeiten anders, wir denken und fühlen anders, also schreiben wir auch anders. Gerade so, wie wir sind, und so sind wir gerade richtig. Ich wünsche insbesondere den Jungen, die jetzt den Krieg erleben und zu bedenken haben, daß sie uns einmal ablösen mit höchst freien und kühnen Arbeiten, die wir alten Männer dann eines Tages mit leuchtenden Augen lesen können, wenn wir selber nicht mehr schreiben und auf das Altenteil gesetzt sind. Wir wollen gewiß von unten nach oben denken, aber nie rückwärts. Wollen uns auch nicht in die Geschichtlichkeit verkriechen, die sich ja vielerlei Ausdeutung gefallen lassen muß, weil niemand mehr da ist, der es kontrollieren kann. Sondern wir wollen vorwärts, vorwärts in die Zukunft stoßen und den Kommenden und dem Kommenden die Wege bereiten. Der ungelösten Probleme sind übergenug. Je gründlicher und natürlicher sie gelöst werden, um so besser steht einmal das Gebäude des Großdeutschen Reiches.

Sicher liegen im Menschen alle Kunstarten zutiefst im Blut. Wer dichtet und erzählt, ist immer ein Autodidakt, denn er hat es von niemandem gelernt: eines Tages ist es mit ihm so weit, daß er sich äußern muß, ob er will oder nicht. Ein Buch zu bedenken dauert bei mir oft zehn Jahre und mehr, es auszuschreiben kaum vierzehn Tage. Die größten Pläne aus der Zeit zwischen 1900 und 1914 harren noch der Niederschrift. Aber der Mensch singt und tanzt auch aus seinem Blut: ich kann kaum die Noten face und eghdf. Aber ich habe viele Lieder, Tänze und Märsche im Kopf, ohne sie ausschreiben zu können. Eine selbstverständliche Regung, die leider zum Verdorren gezwungen ist. Nicht anders ergeht es mir zur Zeit mit der Malerei und Radierung. Ich möchte fast sagen, daß alles, was ich geschrieben habe, sehr viel schwächer ist als das, was ich sehe. Ich habe eine ganze Anzahl großer, norddeutscher Landschaften im Kopf, die bis in alle Einzelheiten fertig sind, sich nur noch nicht lösen können. Ebenso viele hundert Kupferplatten, die ich noch radieren möchte, weil ich meine, daß sie radiert sein müssen. Es bedarf dazu nur der Ruhe. Ehe ich nicht bestimmte Buchpläne abgeschlossen habe und in den Besitz der nötigen Räumlichkeiten gelangt bin, komme ich nicht zu diesen sehr alten Plänen. Aber sie bilden mit den Büchern eine Einheit, übrigens von Jugend auf. Ein Schulaufsatz und ein Schulpastell bedeuteten mir damals schon dasselbe.

So schließt sich der Ring, der blutsmäßig deutlich begründet ist. Die Mutter meines Vaters stammte aus einer langen Reihe von Forsthäusern und hat mir sicher das Verständnis für alles Natürliche vererbt. Meine eigene Mutter gab mir einen gehörigen Schuß französischen Blutes mit, der mir über die niederdeutsche Schwelle des Schweigens geholfen hat. Vater und Großvater waren Philologen und Theologen, die gewöhnt waren, sich schriftlich und mündlich zu äußern. Selber aber bin ich mein ganzes Leben hindurch immer entweder Soldat oder Bauer gewesen und geblieben, immer ein freier, norddeutscher Mann, der fast alles, was einem über den Hals kommen kann, eigenhändig durchgemacht hat, und — das soll nicht unerwähnt bleiben — es eigentlich recht mühselig durchgemacht hat, ohne sich zerbrechen oder verbiegen zu lassen. Geworden im Leben bin ich nicht mehr, als ich schon war. Und mehr als ein Mensch habe ich niemals werden wollen. Wenn ich nun in meinen Büchern von dem erzähle — ob es Dichtung im wissenschaftlichen Sinne des Wortes ist, kann sich erst in zehn oder zwanzig oder noch mehr Jahren zeigen, wenn sich die dauerhafte Wirkung erwiesen oder nicht erwiesen hat —, was ich glaubte, erzählen zu müssen, so möchte ich nicht mehr, aber auch nicht weniger als ein geräumiges, lichtes und luftiges Haus gebaut haben. Mit Kammern und Kellern, Wohnstuben und festlichen Räumen, mit Hallen und Giebelzimmern, in dem jeder, der es betritt, Sammlung und Erfrischung findet. Wem dies Haus nicht liegt, weil er anderen Wesens ist, braucht es nicht zu betreten. Wer sich aber hineintraut, der wird es kaum schwächer verlassen, als er es betreten hat. Das ist die ganze ebenso bescheidene wie selbstverständliche Aufgabe meiner Bücher.

Franz Schauwecker

Ich bin am 26. März 1890 in Hamburg als Sohn eines Zollbeamten geboren. Mein Vater wurde als Beamter häufig versetzt, und so kam es, daß ich nacheinander eine Mädchenschule in Putzig und dann die Gymnasien von Kolberg, Strasburg in Westpreußen, Landsberg an der Warthe, Danzig und Stettin besuchte. Wegen mangelnder Schulbegabung erarbeitete ich mir auf einer Charlottenburger Presse das Einjährige. Nach bestandenem Abiturientenexamen — ich bewahre dem Direktor des Stettiner Stadtgymnasiums, Doktor Gustav Eskuche, ein dankbares Gedenken — besuchte ich die Universitäten zu München, Berlin und Göttingen. Dort studierte ich Geschichte, Germanistik, Kunstgeschichte und hospitierte, was mich interessierte: Gerichtsmedizin, Orientalistik, Jura. Das Ergebnis war im allgemeinen: Enttäuschung.

Mitten aus dem Studium riß mich der Krieg und stellte mich einem völlig neuen Dasein gegenüber. Ich wurde zweimal verwundet, machte alle Dienstgrade vom einfachen Soldaten bis zum Leutnant durch und wurde im Dezember 1918 aus dem Heeresverband entlassen.

Nach einem vergeblichen Versuch, das unterbrochene Studium wieder aufzunehmen, wurde ich kurz entschlossen freier Schriftsteller und bekämpfte sofort das damals herrschende System. Das war 1919.

Damit stellte ich mich selbst außerhalb der regierenden Mächte. Es folgte eine jahrelange Zeit der Einsamkeit und des Verzichts, die schwer zu tragen war. Dafür ergab sich eine angespannte Arbeitstätigkeit. Sie galt der Klarlegung und Ordnung der durch das Erlebnis des Großen Krieges erweckten Ahnungen und Gefühle.

Die äußerlichen Erfolge waren gering und erlaubten es nicht, davon zu leben. Die innerliche Anerkennung war merkbar. Sie war vor allen Dingen in der damaligen deutschen Jugend stark begründet.

Notgedrungen wurde ich Redakteur.

Bestimmend für mich waren das Erlebnis des Krieges, der Frau und des Tieres. Dies war verbunden durch den Glauben, als dessen bedeutendster greifbarer Ausdruck für mich die Nation erschien und erscheint.

Ich gehöre keiner bestimmten Landschaft Deutschlands an. Als Deutscher bin ich Norddeutscher. Von der Haltung aus bin ich am stärksten bestimmt durch Preußen. Das Meer und die Tiefebene Deutschlands sind die Bezirke, innerhalb derer ich aufgewachsen bin. Es hat für mich immer nur Preußen-Deutschland als große geschichtlich gewachsene Gesamterscheinung und als ein Feld der Kraft gegeben.

Herkunft der Dichtung

Wenn ich an die Zeit zurückdenke, deren Erlebnis mich in einem weitgehenden Maße als Mensch und als Gestalter des menschlichen Erlebens beeinflußt hat, so ist es mit anderen Erlebnissen, der Frau, des Glaubens und des Tiers, der Weltkrieg.
Ich kann dieses Erlebnis des Großen Krieges nicht besser wiedergeben als in der folgenden Darstellung.
Wir haben die Eisenbahnfahrt zur Front hinter uns, einen wilden, betäubenden Strudel von Eindrücken. Die knirschende Kälte hat uns eng auf einen frostklappernden Haufen zusammengekeilt, der schlaflos und übermüdet einen trüben Viehwagen ausfüllte. Massenabfütterungen haben uns in Bretterschupfen getrieben, aus denen uns gellende Abfahrtssignale heraushetzten. Junge Mädchen haben uns kochendheiße Kaffeetassen zwischen die steifen Finger gesteckt. Draußen ließ die deutsche Landschaft ihre riesigen Drehscheiben voll braunen Wäldern, Schneeäckern, Dorfdächern gleich den Rückenwölbungen mächtig hingelagerter Tiere mit Kirchtürmen wie versteinerten Hirten vorüberkreisen; und wir sahen noch einmal Deutschland, wie es sich so klar und fest gegliedert zwischen seinen Hügeln und Strömen, in seinen Ebenen und Tälern eingerichtet hatte und uns voll ruhigen Vertrauens entließ. Ich sehe die Augen eines Weibes, die beim Dröhnen unseres Gesanges sich schmerzlich umwenden, als wollten sie ihre verborgene Seite nach außen drehen und blind nach innen starren.
Wieder trägt uns das endlose Rollen der Räder weiter, und die Kälte spritzt durch den Spalt der halboffenen Schiebetüren, ein weißer Strahl aus Eis und Splittern. Bullernd schwanken die Wagen über hundert Weichen und klappern über die Grenze. Da kommen wir in eine neue Welt, in ein Land, dessen stille Steppen wie die eintönig düsteren Unendlichkeiten eines traumlosen Schlafes vor dem Erwachen daliegen, bis an den bleigrauen Horizont von einem schweren, röchelnden Atem erfüllt. Was mag das bedeuten? Was will —? Aber wir frieren bretthart, die Arme steif hineingewühlt in die Manteltaschen, Kragen hoch und mit einem knackenden Krampf in allen Gelenken; und wenn wir metertief auf die Erde springen, gibt es eine klingende Erschütterung im Körper, als zerspränge er wie Glas. Ja, hier ist alles anders. Wir hauen einen Zaun zusammen, packen einen Scheiterhaufen hoch und zünden ihn an. Dann stehen wir mit vorgestreckten Händen vor der wühlenden Lohe, alle Poren weit entfaltet vor Hitze, rot beglüht, funkenüberspritzt, und lassen uns von allen Seiten beprasseln von einem Bombardement von Glut, wie hypnotisiert hinschmelzend in einem Taumel von Brand und Feuer. Aus dem vom Wind wie ein Vorhang pechschwarz hingeschleiften Rauch starrt das Gerippe eines zerschossenen Bahnhofs, und wenn wir uns umdrehen, erblicken wir zerlumpte, schaudernde Landeseinwohner mit zerfleischten Elendsgesichtern und verhetzten Tieraugen. Fußtritte des Krieges ... Der Zug stöhnt sich weiter.
In dem Augenblick, in dem unser Zug am Bestimmungsort hält und wir die Wagen verlassen, setzen wir den Fuß endgültig in das unerhört Neue. Der Transportzug

stellte schließlich trotz all seiner Unbequemlichkeiten ein Stück der Heimat dar, und in seinem ächzenden Holz und Eisen flüsterte leise ein vertrauter Mund ... aber jetzt reißt alle Verbindung ab, und mit dem Sprung aus dem Wagen springen wir mit beiden Beinen auf neuen Boden. Da liegt Tornister und Brotbeutel, Koppel und Gewehr vor meinen Füßen. Da liegt Haus, Heimat, Bett, Beruf, Zukunft, denk' ich. Gleich werde ich mich mit allem beladen, und da lauf' ich hin mit Heimat, Haus, Zukunft, Traum, Gegenwart. Und neben mir laufen sie alle so beladen wie ich. Wir sind ausgewandertes Deutschland, ein Volk von Männern, jeder eine Welt für sich, ein Geschwader von menschlichen Schiffen, durch die flammenden Meere des Krieges pflügend.

Und das erste, das uns hernimmt und schüttelt, das ist wieder eine wüste Verwirrung und eine dumpf staunende Ratlosigkeit vor den trommelnden Keulenschlägen des Krieges. Bisher war alles nur Spaß sozusagen, und nun wird es Ernst.

Wir kamen an ... Wie war das dann? O Gott, wir waren alle wie die kleinen Kinder, wir wußten gar nichts. Ja, wir stehen da, bepackt, frierend, schwitzend, ahnungslos. Wir wissen nur, daß wir nichts wissen und daß alles anders ist, als wir gedacht haben. Wir wissen nicht, wie lange wir hier am Ausladeort liegenbleiben, wohin es nun geht, wie lang der Marsch ist, wie die Wege sind, wie die Stellung ist, ob es da Artilleriefeuer gibt, ob angegriffen wird, wie die Verpflegung ist, die Vorgesetzten ... Arbeitsdienst ... Die Zukunft ist ein kohlschwarzer Schlund mit einem kochenden Brausen in allen Tiefen. Wir springen hinein.

Wir marschieren ab. Nach sechzehn Kilometern Marsch taumle ich seitwärts aus der Kolonne und falle ins Waldgras, mit Kopfschoner, Winterunterzug und riesenmäßigem Gepäck, halb erstickt, halb erwürgt. Der Trupp marschiert weiter. Hier und dort sitzen andere. Schlappmacher! Das ist Spott und Mitleid und Verachtung. Schlappmacher! Ein Unteroffizier sammelt uns auf und tapert mit uns Halbkrüppeln in die Dämmerung hinein, immer der Nase nach, immer die Straße lang, Schritt um Schritt, mit keuchenden Hälsen und einer Luftröhre, wie zerkratzt und verbrannt von Durst, mit Beinen aus Blei, Wolle und Gummi. Irgendwo kommen wir an, irgendwo gibt es irgend etwas zu essen, irgendwo unter dem Erdboden fallen wir in Stroh und wissen von nichts mehr ... von rein gar nichts ...

Wir erwachen in einem Gehöft und hören, daß wir noch für drei Tage uns selbst überlassen bleiben, weil die Kompanie, der wir zugeteilt sind, vorn im Graben liegt. Verstört und neugierig irren wir umher und versuchen irgend etwas zu erfahren.

Da stehen an einem Zaun Soldaten, die ganz anders aussehen als wir. Sie stehen da, hager, braun, in ausgeblichenen Uniformen, straff, sehnig, und beachten uns nur mit Seitenblicken, die wie Ruten blitzschnell herüberzucken. Die Gesichter sind wie mit dem Messer geschnitten, die Blicke flimmern wie Stahlspitzen. Wir sind neubekleidet, wohlgenährt und weiß im Gesicht, und wie wir jene erblicken, bleiben wir unwillkürlich stehen und glotzen sie an, denn wir fühlen: dies sind alte Kampfsoldaten und wir sind nur Neulinge. Zögernd vor Verlegenheit stehen wir da, bis schließlich einer von uns sagt: „Na, nu sagt mal, wie ist es denn hier draußen?"

Einer von den Soldaten lehnt sich an den Zaun und faßt uns scharf ins Auge, aber er wirft nur seinen Zigarettenstummel weg und sagt kein Wort, während der andere seiner Mütze einen Ruck nach links gibt und die andern gewissermaßen durch uns hindurchstarren, als ob wir überhaupt gar nicht da wären, was wir in der Tat auch kaum sind. Und dann sagt einer gelangweilt: „Ihr kommt doch von zu Hause, Mensch. Da habt ihr also die Tasche voll Zigaretten. Und hier gibt's keine."
Wir verteilen unsere Zigaretten und erfahren manches. Inzwischen fühle ich meine Füße wie zwei auskühlende Bügeleisen.
Wenige Tage genügen, um uns alle umzuwenden, als griffe der Krieg mit der Faust in uns hinein und stülpte uns um wie Handschuhe, daß wir blutend und zuckend von Unberührtheit durch das Fegefeuer dieser Neugeburt gehen. Ich fasse das alles noch nicht, und ich komme mir vor wie in einen Engpaß hineingeraten, gegen den aus tausend Höhlen, Ecken und Vorsprüngen ein heulender Schwarm von Zufall und Willkür gegen uns alle losbricht.
Dem einen von uns klatscht schon auf dem Marsch vom Bahnhof nach vorne der Zacken einer Fliegerbombe ins Bein, und am nächsten Tag fuhr er im Lazarettzug nach der Heimat, ohne die Front überhaupt kennengelernt zu haben. Der zweite schlug am fünften Tag auf Posten lautlos im Graben hin, seitwärts von Scharfschützenfeuer gefaßt und von Schläfe zu Schläfe durchknallt. Einen hoben sie, stöhnend und gelähmt vom Rheumatismus, nach zwei Wochen vom feuchten Lehmboden des kümmerlichen Unterstandes und trugen ihn weg. Der vierte holte sich auf einem Spähgang ins Vorgelände das Eiserne Kreuz. Der fünfte fiel mit Hüftschuß in russische Hände. Den sechsten ... Der siebente ... Der achte ... Wo sind sie? Wo ist Füsilier Schwarz? Wo blieb der Gefreite Hollberg? Füsilier Schmitz ist vermißt. Was wird in fünf Minuten aus mir werden? Ich liege im Unterstand der Reservestellung, aber in dieser Sekunde kann sich die Deckenwölbung auftun mit Krach und Feuer und mich ... Wo bin ich morgen? Über der Erde? Unter der Erde ..., abgesehen vom Unterstand? Was war vor sechs Tagen? Falle ich blitzschnell mit Kopfschuß? Ächze ich tagelang, am Bauchschuß verendend?
Unsere Blicke springen groß und schwarz umher und starren auf Helme, Bäume und Wolken. Ich horche auf eine Antwort, und neben mir sagt Füsilier Bahnke: „Der Kerl kriegt jeden Tag drei Pakete, aber meinst du, er gibt was ab? I wo, das frißt er alles allein auf."
Tatsächlich, das Geschoß, das Unteroffizier Forch die Brust zerfetzte, hätte ebensogut Leutnant Moldenhauer die Hirnschale zerhauen können, denn er stand zwei Sekunden früher da, wo im Augenblick des Schusses der Unteroffizier stand. Ich persönlich habe immer die Schöpfung, ein wenig verletzt, für meine Kleinheit verantwortlich gemacht, aber nun belehrt sie mich mit nachsichtiger, etwas bissiger Ironie, indem sie, zwei Fingerbreit über meinem Scheitel, mir ein Geschoß durch die Helmspitze peitscht. Und als ich mich im Nu zu Boden werfe, platzt ein Granatsplitter grad unter mir ins Erdreich, auf dem ich den Bruchteil einer Sekunde später mit der Brust liege. Füsilier Henning reißt, mir etwas zubrüllend, den Mund weit auf, und da flitzt

ihm eine Kugel zwischen den Zahnreihen durch und ritzt nur den Lippenwinkel. Und einmal im Graben knackt ein Kugelschlag gegen das Schloß des Gewehrs, das der Gefreite Dreist in der Hand trägt, gerade vor dem Bauch, und plötzlich bricht, drei Schritte seitwärts, Füsilier Möllers krächzend zusammen, mit Querschläger von Flanke zu Flanke, und haut mit den Stiefeln gegen die Bretterversteifung des Schützenauftritts, kreischend und würgend, als führe ihm Schlammwasser gurgelnd durch Speise- und Luftröhre.

Aber ich denke gar nicht an so behexend irrsinnige Möglichkeiten, wenn ich mich später in das Stroh einer Scheune im eroberten Dorf einbohre, wie einen Nagel, einwühle wie eine Ratte bis an die eisweiße Nase, daß ich schräg aufrecht stehend ruhe und doch schnattere vor Kälte, die den Körper verbiegt und beult wie altes Blech, daß die spröde Haut aufplatzt, wo sie stramm an Gelenk und Knochen spannt... ach Gott, ach Gott... brr...

Vor einer Stunde marschierten wir noch über eine trostlose, schmutziggraue Steppe, die in Schlamm zerrann und in Nebeldünste langsam und fröstelnd zerfloß und fahl mit Schwefelscheinen in den Lüften der Dämmerung hintrieb, ein fürchterliches Nebelheim, ein acherontisch hoffnungsloser Hades — und nun liegen wir in einem leergeräumten Panjehause, kahl, aber trocken, dreckig, aber warm, und ich versuche es, zur Besinnung zu kommen, was das alles bedeutet, warum mich das alles so entsetzlich zerschlägt und gewissermaßen breiweich knetet. Und es kommt mir — weiß Gott — so vor, als ob das alles vollkommen sinnlos sei und ohne jede Rechtfertigung vor Gott, vor mir, vor den unzähligen anderen und ihrer Qual, diese zerquetschende Bürde von Hunger, Nässe, Tod, Läusen, Gepäck, Kot, Marsch und Ausgepumptheit bis ins Mark, Herzkammern und Gehirnfasern.

Da liegt mein Nebenmann und röchelt bleich und wüst mit klaffendem Mund, in dem die Zunge gekrümmt zittert, ein fetter Wurm. Ich sehe seine Bartstoppeln, die Kruste von Schweiß und Staub, die Backenknochen, hölzern hart unter der Haut... Morgen früh geht es weiter ins Gefecht, vielleicht schon heute nacht. Eine hirnverbrennend bezaubernde Aussicht, der man am besten schlafend gegenüberliegt...

Ich bin viel zu erschöpft und unfähig, um mich mit dem, das man „Krieg" nennt, auseinanderzusetzen. Ich fühle nur, und das Gefühl, wenn es vorherrscht, wird immer fanatisch oder stumpf, erbittert oder blind rasend. Man muß es durch Denken leiten. Der Instinkt — gewiß — irrt nicht, denn er kennt keine Wahl. Aber dann muß der Instinkt als Alleinherrscher in einem Tierleib sitzen und sich der Natur gegenübersehen. Im Menschen aber steht das Denken der Kultur gegenüber. Da sind unzählbare Möglichkeiten, hundert Hintertreppen und Notausgänge zum Irrtum und nur eine Tür zur Wahrheit, eine versteckte, verbotene Tapetentür zu einer Wahrheit, die gegenüber den Irrtümern nur ein aufs äußerste verringerter Irrtum ist, eine halbnackte, ehrliche Lüge.

Die Balkendecke über mir verschwimmt, die Gedanken zerlaufen in einen Brei von Schlaf und Betäubung, der alles verschmiert...

Wir sind trotz unserer Marschordnung ein scheinbar planloser Schwarm, und ich habe

manchmal die Vorstellung, als habe der Krieg das ganze Volk in einem Drahtsieb durcheinandergerüttelt. Kranke und Greise, Frauen und Kinder fielen sofort durch die Maschen, und die Aalglatten schlängelten sich — hol' sie der Teufel für ihre geradezu wurmartige Gewandtheit — ebenfalls nach unten durch und nannten sich „Reklamierte", die zu Hause, in Büro und Schulstube und sonstigen Schuttabladestellen es süß und herrlich finden, für das Vaterland leben zu bleiben, jawohl, genau so und nicht anders. Der große Rest aber ordnete sich im Sieb blitzschnell nach unbekannten Gesetzen zu einer neuen, nie dagewesenen Masse, und nun marschieren wir hier. Der eine ist in Zivil Kaufmann und hat eine große Eisenhandlung in Lübeck, der zweite ist auch Kaufmann und offenbart die Gummihaftigkeit dieses Wortes, indem er eine Selterwasserbude in Flatow besitzt, der dritte ist Gelegenheitsarbeiter aus Stolp, der vierte, fünfte und sechste Hafenarbeiter aus Stettin, der siebente ist Bauernsohn aus Vorpommern, der achte Schneider aus Schievelbein, der neunte Schreiber aus Greifswald, der zehnte Oberlehrer aus Kassel, der elfte nennt sich Schriftsteller und stammt aus Schönlanke, wo er zweimal über Aufführungen des dortigen Dilettantentheaters berichtet hat, der zwölfte ist Justizobersekretär aus Stralsund. Und wir alle sind Kameraden in der Uniform, in einem einzigen Dreck und Speck, vor einem einzigen Tode und ohne weiteres auf du und du..., eine große, graue Familie in Granattrichtern und Chausseegräben, mit einem einzigen unersättlichen Magensack und Gewehr, Modell achtundneunzig.

Mancher ist schon zwei Jahre im Krieg, an der Front, ohne einmal verwundet zu sein. Die Liste der mitgemachten Gefechte in seinem Soldbuch ist seitenlang, und es sind viele Namen dabei, aus denen der Donner der Geschütze rollt und der purpurne Glanz des Blutes strahlt: Tannenberg und Gorlice-Tarnow, die Winterschlacht in der Champagne, die Lorettohöhe, die Argonnen und plötzlich die furchtbarste aller Schlachten, die Sommeschlacht. Und immer ist er heil durchgekommen, aber — Hand aufs Herz — manchmal hätte er ganz gern einen Heimatschuß verpaßt bekommen. Ein anderer war schon dreimal verwundet und ist jetzt zum vierten Male draußen. Er braucht sich darauf aber um Gottes willen nur nichts einzubilden, und er tut es auch gar nicht. Denn zum Beispiel — man braucht, bitte sehr, gar nicht weit zu laufen — sein Nebenmann ist zwar nur zweimal verwundet worden, aber dafür hat er einmal Gasvergiftung gehabt, wenn sie auch nur von der Sorte war, die einen mit Speicheln und Würgen zum umgekehrten Springbrunnen macht, Gesicht zur Erde und alles nach unten und nicht gerade klares Leitungswasser. Und der Mann hinter ihm war einmal für vierundzwanzig Stunden mit Beinschuß gelähmt in französischer Gefangenschaft. Der Franzose hat ihn mit echt gallischer Zuvorkommenheit sofort wieder freigelassen — wenn er nur laufen gekonnt hätte — und hat ihn sechzehn von vierundzwanzig Stunden oben auf dem Grabenwall deckungslos im deutschen Geschützfeuer liegengelassen — da lag er ausgezeichnet —, hat sich von Zeit zu Zeit von der bombensicheren Sappe aus nach seinem Befinden erkundigt und ihn, als alles ruhig war, mit Bedauern lebendig wieder in den Graben gezogen, bis ihn die Deutschen im Gegenstoß wieder befreiten.

Einen Gedanken zu Ende denken, das gibt es kaum. Im Nu zerfetzt ein Befehl das Gewebe, irgendein Dienst drängelt sich mit den Ellbogen dazwischen — weg da! Mund zu! — Schlaf stürzt drüber her, eine Stimmung stößt alles in andre Richtung. Namentlich die Stimmungen toben sich gründlich aus, und jeder trägt in gewissen Zeiten seinen heimlich und mühsam erdrosselten Frontkoller koboldmäßig mit sich herum.

Ein unerwartet angesetzter Dienst löst eine hagelnde Raserei von Ingrimm aus, über die ein Witzwort mit einem schallenden Gelächter wild wegplatzt wie eine Sturzwoge; und gleich darauf hebt sich die Brust mit einem tiefen, bebenden Seufzer und einem Knistern in allen Bändern und Muskeln beim Anblick eines Bildes von irgend jemand, den wir lieben. Ununterbrochen wechselnd fegen die Stimmungen durch die Welt unserer Brust. Aus Regengüssen steigt Traum von Trockenheit, aus Kälte die Vision des Ofens, aus Durst Wasser. Die plattesten Dinge werden zu Visionen. Brot, Milch und Frau tragen den Heiligenschein des Ursprünglichen, Schlichten. Dort macht sich ein bitterer Zynismus bemerkbar, ein schwelender Kot von Galle und Haß mit einem beißenden Rauch darüber, erstickend wie Kohlengas. Wer weiß, wann, wie, wo ich sterbe; nichts kann mich retten, alles kann mich schützen. Der bombendickste Unterstand, in dem ich — zehntausend gegen ein Zehntausendstel — sicher bin, wird mir zum Verderben, ein Viertel vergiftet, ein Viertel zerquetscht, ein Viertel zerfetzt, ein Viertel erstickt; ein sinnlos unwillkürlicher Satz zur Seite dagegen bewahrt mich vor dem fauchenden Tod aus Stahl und Blei, besessen vom Gasdruck des Pulvers. Außerdem bin ich todschlaff, sehnig von Hunger und Marsch, mein Geschäft oder Studium oder sonst was geht in die Brüche, meine Familie hungert... und da schwingt der Zynismus seine knallenden Peitschen und beginnt sein höhnisches Jongleurspiel mit Gott und Schnaps, Witz und Heimat, Latrine und Bosheit und Frieden, alles wild durcheinander, eine prasselnd abrollende Glitzerschnur, je verantwortungsloser, desto aufreizender, je verrückter, desto besser... wir werden uns doch wohl nicht unterkriegen lassen, und wenn die Welt zusammenkracht. Bei dem einen verwandelt er sich allmählich in kalte Starrheit, beim zweiten springt er plötzlich in lachende Herausforderung über, aber ein Zischen wie vom Ventilpfeifen überhitzter Dampfkessel droht durch dieses gellende Gelächter. Bei vielen wird er zu einer verbissenen Wut, die alles in sich hineinfrißt, sich selbst hinunterschlingt und, am eigenen Gift krankend, weder leben noch sterben kann.

Dazwischen aber flattern plötzlich alle Fahnen der Hoffnung, rauschen alle Überschwänge des Sieges, droht aufzuckende Panik, und dann plötzlich erhebt sich klar und leuchtend aus Trichterschlamm und Grabenkot das Wunder, das alle bändigt und zwingt: das rein und stumm aufstehende Vorbild eines einzigen Mannes, der alle Willen und Ängste, alle Verzweiflung und Not ringsum zusammenballt zu einem großen und unwiderstehlichen Wirbel aus Kraft, Opfer und Tat.

Bald werden wir zerrissen, bald gestreichelt, jetzt geschlagen, nun entsetzt, erfreut, erbittert, in Schlaf versenkt, belustigt, erschlafft, hingerissen. Und dann rudern wir, ein Krampf von Muskeln und sturem Willen, wahnsinnig mitten im Gebrüll der

Brandung zwischen Schaum und Riff, und es schmettert sich alles ineinander: Lachen, Patronen, Witz, Leutnant, Dörfer, Choleraimpfung, pfui Deubel, Dörrgemüse, Kohldampf, Singen, an die Gewehre, Musik... Musik... Granaten.
Wir sind in jeder Beziehung ungeheuer vielseitig hier draußen. Vor allem sind wir Kampfsoldat. Aber daneben sind wir noch mancherlei anderes: wir müssen zur Not, in die wir zu jeder Stunde kommen können, ein Maschinengewehr wie einen leichten Minenwerfer zu bedienen wissen. Wir müssen Fernsprecher und Blinker sein und dazu das Morsealphabet im Schädel haben. Wir können in die Verlegenheit kommen, ein so schlangengefährliches Ding, wie eine Gasflasche, richtig zu behandeln, und weil wir mit dem Bau der Sappen ebensogut vertraut sein müssen wie mit der Anlage von Schützengräben, Latrinen und Schießscharten, deswegen sind wir Erdarbeiter und halbe Bergleute. Man muß eine Karte gerade so gut zu lesen verstehen, wie man imstande sein muß, sich auf seine zerrissene Hose selbst einen Flicken zu setzen.
Heute früh gilt es, ein Huhn zu rupfen, auszunehmen und zu kochen, und am Mittag drückt mir die traurigste aller Tätigkeiten den Spaten in die Hand: das Begraben der gefallenen Kameraden. Ja, wir Fußsoldaten sind alles: Kämpfer, Exerzierer, Schneider, Koch, Arbeiter, Wanderer, Hungerkünstler, praktischer Lebensphilosoph, Massengrabanwärter, Totengräber.
Und zwischen Nacht und Morgen, Marsch und Gefecht, zwischen den Schüssen und Gräben, da kreuzen sich Schicksal und Zufall, Verhängnis und Bestimmung wie Regentropfen in einer großen Nacht voll greller Donnerschläge. Und immer stehen alle für einen und fällt einer für alle. Alle Einzelwege irren regellos für sich, aber dahinter und darüber steht irgendwo ein Sinn, der die millionenfachen Bögen, Ecken und Schleifen zu einer gegliederten Gesamtheit ordnet. Es schwelt und erlischt, zittert glimmend hoch und schmilzt phosphoreszierend hin und tanzt als Irrlicht und flackert als Flamme. Heute zieht er leuchtend unerreichbar über mir weg als fallender Stern, morgen wühlt er sich glühend hoch als Rakete, entfaltet sich strahlend und reißt geisterhaft eine grausige Wildnis aus der Nacht und läßt sie lautlos zitternd fallen in einen Brei von Finsternis. Und ich liege im Schlamm zerfolterter Erde, mit Spaten und Nägeln kratzend, und scharre nach Deckung im Schweiß meines Körpers — o Gott —, scharre mein Grab, wühle nach dem herabgestürzten Sinn, ob ich ihn fände, hier im Morast, im Erdreich, mit nackter Faust, einen Schritt vorm Griff des Todes.
Durch allen erstickenden Druck der Mühsale hindurch fühle ich es: nur ein Blick, der Abstand zu gewinnen weiß, wird das alles überblicken, nur der ausgewogen sicher in Sturz und Sprung Schreitende wird die Raserei dieser Welt zwingen, und nur der Blickferne und der Harmonie wird sich das Gemeinsame zeigen und der Sinn sich fruchtbar enthüllen, der dem Zufall des einzelnen seine tiefe Berechtigung gibt und aus dem letzten Musketier ein Symbol macht, weit über die dumpf hingetriebene Enge seines Daseins hinaus.
Nur das eine fürchte ich für mich: daß dieser schreiende Wirbel der Ereignisse mich durch die fortschwingende Kraft seiner Drehung tief unten erhält und in den Boden

preßt. Aber es geht ja nicht um mich, noch um die Summe der einzelnen, es geht nur um jene gegliederte Gesamtheit, von der ich sagte, daß in ihr allein der Sinn ruhe, in dessen Erkenntnis Rechtfertigung wie Rettung und das große, starre, über Kleinelend und Tod erhabene Ja liegt.

Aber es ist so schwer, so entsetzlich schwer, da hinaufzukommen, in das Licht dieses Sinnes ... ohne sich selber zu betrügen oder vorliebzunehmen. Wir sind bereit. Denke nicht, fühle nicht — sei bereit! so lautet der Befehl unserer Gegenwart. Vollkommenheit ist Stillstand. Wir aber sind bereit ... Vor uns mahlt und siedet die Front. Dorthin marschieren wir. Wir sind bereit, zu sterben vor unserer Reifheit ...

Dies war ein Querschnitt durch das tägliche Leben, welches nicht nur ich, sondern Millionen andere im Großen Krieg geführt haben, für mich die Grundlage für eine Seite meiner Arbeit vom Kriege an bis heute. In dieser von Feuer und dem Blut getränkten Erde der Kampfzonen ruhen die verschlungenen Wurzeln einer Kraft, von welcher man sagen darf, daß sie in einem unvergleichlichen und einzigartigen Nährboden angesiedelt sind. Nicht nur die Einheit aus dem Blut, sondern auch die aus dem unentrinnbaren und gerade deswegen zu bejahenden Schicksal hat dieser Kraft den Charakter gegeben, der, indem er das individuelle Einzelleben umschließt, es über sich selbst hinaus in den großen Bezirk der Nation und des Volkes trägt.

Man kann hier nicht mehr nur von sich selber reden, sondern man ist notwendig verpflichtet, sich in der Nation und die Nation in sich zu erblicken und zu verkünden.

Franz Schlögel

Am Leopolditag 1894 kam ich im Wiener Gemeindebezirk Meidling zur Welt und wurde so ein gebürtiger Wiener, aber ganz ohne den sonst üblichen Stolz darauf. Obgleich mein Vater, der allzu früh starb, einer in Wien ureingesessenen Handwerkerfamilie entstammte — Schlosser, Weber, Leistenschneider, lauter solche kleine Leute waren darunter —, in der auch die Wiener Volksmusik samt Heurigensängerschaft in einigen ihrer dem Handwerk abtrünnigen Mitglieder recht weinfröhliche Freunde fand, so hat doch in mir das mütterliche, das bäuerliche Blut die Oberhand behalten. Die Jugend verlebte ich, mit Ausnahme der leidigen Schulzeiten, bei den Verwandten auf dem Lande, aber nicht als Sommergast, sondern als Bauernbub unter anderen, mit all dessen Pflichten vom Kühhalten als Knirps bis zu den Acker- und Waldarbeiten als beinahe schon Erwachsener. Hat mir die Pflichten meine Großmutter mit strenger Hand beigebracht, so bin ich zu den Rechten und Freuden der Bauernjugend schon von selber gekommen. Nach einem Mußstudium an der Unterrealschule und an der Handelsakademie — ich hätter weit lieber das humanistische Gymnasium besucht —, einem Studium also, das mich, den Besitzlosen, für einen Beruf vorzubereiten hatte, kam ich auch wahrhaftig als Schreibknecht in ein Büro, wo ich bis anfangs 1916 vom Addieren lebte, bis auch mich der Krieg vom Buchhalterstockerl holte. Das heißt ich bin, obwohl enthoben nach dem Tauglichkeitsbefund, freiwillig eingerückt. Nach Kriegsende von der Südfront heimgekehrt, gelang es mir, dem unritterlichen Bilanzstechen vier schöne Jahre lang auszuweichen, da ich in dieser Zeit in Obersteiermark auf einigen Sägewerken beschäftigt war; aber auch damit nahm es ein Ende, als die Holzindustrie verfiel.
Bisher erschienen von mir die Gedichtbände „Heimkehr zum Volk", „Wir Bauern" und „Zwischen gestern und morgen".

Traum vom Posten

Noch manchmal bin ich aufgewacht
Vom irren Glanz der Leuchtraketen.
Oh, wieviel Nächte sind in solcher Nacht,
Und ich steh wieder in der grauen Tracht
Dort, wo einst tausend Tode mähten.

Steh', so wie einst, am Grabenrand
Und fühl' so nah die fremde Erde,
Und wieder hält die pflichtgestraffte Hand
Den harten Kolben des Gewehrs umspannt,
Als wacher Hirte müder Herde.

Blick' wieder durch den Drahtverhau
Nach den verhüllten Todesgründen
Und seh' in dem zerfetzten Dunkelgrau
Bis an des Feindes nahen Stellungsbau,
Die Nebel in die Trichter münden.

Noch manchmal bin ich aufgewacht,
In Blut und Nerv den großen Brand.
Die Jahre haben keine Ruh' gebracht,
Denn immer öffnet sich der dunkle Schacht
Und zeigt mir ein zerstörtes Niemandsland.

Chor der Gefallenen 1914—1918

Tote wir, von Flandern, vom Karst, von den Karpaten,
Jählings erwacht von rollendem Trommelschlag,
Sehn wieder stürmende Männer mit Stahlhelm und Spaten
Unter brüllenden Wettern im blutigen Tag.

Söhne ihr, heute zum Kampf entboten,
Zu erfüllen das Wort, das uns ein Schicksal entriß,
Als unsere Herzen im letzten Aufschrei verlohten.
Lebende! Euch ist der Lohn der Freiheit gewiß!

Unser Tod hat den Traum vom Reiche geboren,
Euer Kampf wird ihm Sieg und Erfüllung sein.
Durch euer Opfer ist unseres nimmer verloren,
Und wir gehen erlöst in den Frieden ein.

Rainer Schlösser

Die Feuertaufe der Flandernschlacht 1917 war es, die, wie bei vielen Angehörigen des Jahrgangs 1899, auch meine Gesinnung prägte. Kämpfe an der Westfront 1918 taten ein übriges. Aus dem ästhetisch bestimmten Sohn eines Literarhistorikers an der Universität Jena wurde ein feldgrauer Nationalist. Was folgte: Studium, Abbruch der „regelmäßigen Laufbahn" infolge der Inflation, Berufsversuche in Bank, Schule und Presse, formte den Sozialisten. Nach spätem Studienabschluß führte der Weg, den mir ein Jüngerer, Baldur von Schirach, wies, ins Hauptquartier des Nationalsozialismus: 1931 berief mich Alfred Rosenberg als kulturpolitischen Schriftleiter an den „Völkischen Beobachter" nach München, 1933 Dr. Josef Goebbels als Reichsdramaturgen ins Propagandaministerium, in dem ich seit 1935 auch die Abteilung Theater leite. 1939 vertraute mir der Reichsjugendführer das Kulturamt in der Reichsjugendführung an.
Anders gesagt: der Weltkrieg reihte auch mich in den Marsch ins Dritte Reich ein, und mein unerschütterlicher Glaube an Großdeutschland heißt: der Führer.

Flandrischer Herbst

Die Bäume verbluten und recken die Äste
zum Himmel hinauf in verzweifelter Geste
und beugen die Kronen vorm peitschenden Wind,
und der Regen, der Regen, der Regen rinnt.

Das lärmende Leben verstummt auf den Gassen.
Die kupfernen Türme der Städte verblassen
und stehen erstarrt; und selten nur klingt
eine Glocke, die Misericordia singt.

Wir wissen, warum du die Lande entfärbst,
du trostlos weinender, flandrischer Herbst.
Ein graues Gewand ist nach Recht und nach Fug
für die Toten ... die Toten ... die Toten genug.

Dem unbekannten Soldaten

Den Friedhof fand ich, wo der Bruder ruht,
doch konnt' ich keines Kreuzes Schrift mehr lesen.
Die stille Statt war Kampfgefild' gewesen,
auf dem das Schlachtgewitter sich entlud.

So birgt die Erde heimlich denn ihr Gut.
Läßt nicht nur Leiber, Namen auch verwesen.
Was tut's? Die sich der Kriegsgott auserlesen,
sind namenlos noch Blut von unserem Blut.

Drum senkt das Haupt vor diesen stummen Steinen,
um die die Mütter und die Bräute weinen.
Vielleicht, daß euch die Helden Bruder nannten
wie mich der Tote, den ich nicht mehr finde
und dem ich Kränze auf ein Grabmal winde;
nicht ihm allein, auch all den Unbekannten.

Der Batterie-Poet

Auch ich bin stolz, mich gründlich zu beschmutzen!
Was könnte ich euch alles vorerzählen
vom Stellungsbau bis zum Kartoffelschälen
und vom Kanonen- bis zum Stiefelputzen.

Doch wie? Ich sehe euch ungläubig stutzen?
„Und du fandst Zeit, mit Reimen dich zu quälen?"
Die Läuse ließen mich nicht lange wählen,
zu schlafen oder wach die Nacht zu nutzen.

Am Tage muß ich selber exerzieren,
nachts aber darf der Dichter kommandieren!
Ihr, meine Musen, müßt im Laufschritt springen!

Du, Pegasus, sollst die Sonetthaubitzen
zur Stellung zielessichrer Wirkung bringen,
Damit die Witzschrapnells als Treffer sitzen.

Feldpostbrief an die Heimat

Im Gestern sind begraben all die Stunden,
die Zeugen waren einer bess'ren Zeit.
Das Heute heißt nur: Unerbittlichkeit.
Das Morgen droht uns tödlich zu verwunden.

Und dennoch hab' ich keinen je gefunden,
der feige war im mörderischen Streit.
Ein jeder war zum Äußersten bereit,
durch Blut den Brüdern bis zum Tod verbunden.

Wohl wissen wir: Gar mancher muß entsagen.
Doch gilt im Kampf das Wägen nicht. Das Wagen
vermag allein dem Tod uns zu entreißen.

Du, Heimat, brauchst uns niemals zu beklagen!
Beneide uns, die wir in schweren Tagen
ein scharfes Schwert uns für das Leben schweißen.

Gerhard Schumann

Gerhard Schumann wurde 1911 in Eßlingen bei Stuttgart geboren. Das Erlebnis des dunkel in die Jugend hereingreifenden Weltkriegs, die schwäbische Landschaft und ein kunstliebendes Elternhaus weckten frühzeitig die dichterische Begabung, daneben aber auch künstlerische Versuche in der Musik und Malerei. Als er im Jahre 1930 an der Universität Tübingen mit dem germanistischen Studium begann, fiel die Entscheidung. Gerhard Schumann wurde politischer Soldat, trat in die SA., in den Studentenbund und in die Partei ein. Im täglichen politischen Kleinkampf wurde er Nationalsozialist und schuf sich die weltanschauliche Grundlage seiner politischen Dichtung. Bei der Machtübernahme war er Bezirksführer des NSD.-Studentenbundes und SA.-Sturmbannführer. Später führte er eine Standarte der SA. und das SA.-Hochschulamt Tübingen. 1935 wurde er zum Kulturabteilungsleiter der Gauleitung Württemberg der NSDAP. und der Landesstelle Württemberg des Reichspropagandaministeriums berufen. Seit 1936 gehört er dem Kulturkreis der SA. und dem Kulturamt der Reichsjugendführung an. Sein Buch „Fahne und Stern" erhielt 1935 den schwäbischen Dichterpreis. Von Reichsminister Dr. Goebbels wurde er in den Reichskultursenat und in den Präsidialrat der Reichsschrifttumskammer berufen. 1936 wurde sein Buch „Wir aber sind das Korn" mit dem Nationalen Buchpreis ausgezeichnet.

Seit Ende 1938 ist Gerhard Schumann als Abteilungsleiter in der Reichsschrifttumskammer, und zwar als Leiter der Gruppe Schriftsteller, tätig. Bei Kriegsausbruch meldete er sich kriegsfreiwillig und tut im Augenblick als Feldwebel und Zugführer Dienst.

Die Toten des Weltkrieges

Weil diese starben, steht für euch die Fahne.
Erschauert ihr und beugt euch stumm hinab.
Reißt sie ins Herz, daß sie euch brennend mahne:
Sie weht, weil einer sich zum Opfer gab.

Sie weht, weil immer wieder einer wild
Dem Sinkenden sie aus den Fäusten riß.
O wie dies herzanquellend herbe Bild
Uns stumm macht in das Schicksal und gewiß.

Ihr wahrt dies Bild den Kindern, die da kommen.
Und reicht die heilige, ewige Flamme fort.
Und lehret sie mit mutigen und frommen
Und festen Herzen dieses dunkle Wort:

Das Leben lebt, weil einer sich verschwendet,
Der mehr als sich die wehende Fahne liebt.
Das stürmische Leben, welches niemals endet,
Solange einer sich zum Opfer gibt.

Die Tat

Süß ist die Knospe, schwer die reife Saat.
Einst liebte ich die Schau. Nun liebe ich die Tat.

Doch nicht den Jubel, hingeschwungnen Willen,
Den stolzen Weg in Siegen. Nein, den Schmerz,
Den du dem Feinde fügst, laß in dich quillen.
Und wenn du schlägst, triff in dein eigen Herz.

Und auch die Freunde mußt du tief verwunden.
Es wächst um dich ein atemloses Schweigen.
Erst ganz vereinsamt bist du allen eigen.
Sei wie der Adler fraglos hinverbunden

Dem Raume, der dich trägt, der um dich flutet —
Vor dem der eigne Wunsch und Wille blich. —
Die Tat ist gut, wenn du sie rot geblutet,
Dann halte sie, die Fahne, über dich.

Die Reinheit des Reiches

I.

Und nach den Siegen kommen, die sie feiern.
Dann sind sie groß und der Soldat ist stumm.
Sie teilen reichlich Ruhm aus und sie leiern
Das Blutlied schier zum Gassenhauer um.

Und während wir das Schicksal schauernd fragen
Nach dem Befehl, der wie ein Frührot steigt, —
Wollen sie weise uns den Sinn jetzt sagen,
Von dem, das hinter uns wie Feuer schweigt.

Und das uns weitertreibt und das wir fürchten,
Weil es an unserem Herz wie Feuer frißt,
Weil aus ihm schreit das Blut aller Erwürgten,

Das uns im Sturm der Fahne leibhaft ist.
Da ist nicht Zeit, in Festen hinzudämmern,
Wir sind daran, das Neue Reich zu hämmern.

II.

Nun aber steht ein Haufe von Entschloßnen,
Aus deren Blick der blanke Wille schießt.
Sie träumen nachts vom Blut, dem hingegoßnen,
Und von dem Führer, welcher einsam ist.

Dem Führer, der das dunkle Schicksal trägt,
Und von dem Acker, der nach Männern schreit,
Und von dem Strom, der an die Grenze schlägt,
Und von dem Bruder, der die Schuld verzeiht.

Vor ihrem Blick steht das Geheime nicht.
Ihr hartes Wort fällt schwer und wie aus Stahl.
Aus ihren Schritten hallt das Blutgericht.

In ihrer Seele tragen sie den Gral.
Knechte des Führers, Hüter und Rächer zugleich.
In ihnen brennt, mit ihnen wächst das Reich.

Marsch in den Morgen

Vom Osten stürzt heulend der Sturm auf uns her.
Er saust in den schneeschweren Bäumen.
Er peitscht uns Gesicht und Faust und Gewehr.
Ins Dunkle stapft unser Marschtritt schwer.
Da ist keine Zeit zu träumen.

Der Schnee knirscht und singt. Wir müssen vor.
Scheu will der Morgen schon dämmern.
Ist keiner, der noch den Mut verlor.
Und jeder hält, was er still sich schwor.
Die Herzen brennen und hämmern.

Weiß jeder von uns, was er muß und will.
Endlos dehnt sich die schneeweite Leere.
Das erste Licht auf die Helme fiel.
Wir marschieren stumm. Wir haben ein Ziel.
Leis schüttern die treuen Gewehre.

Soldatenweihnacht 1939

Die Erde ist zerschunden.
Durch feuerrote Stunden
Heult der Granaten Wind.
Einsam in ferner Kammer
Gebar in Not und Jammer
Die junge Frau ihr erstes, liebes Kind.

Die Mutter, froh in Schmerzen,
Legt sanft das Kind zum Herzen.
Der Vater steht im Feld.
Wird ihn der Ruf erreichen?
O Gott, gib ihm ein Zeichen
Vom neuen Leben in der dunklen Welt.

Was hat die Nacht durchklungen
Mit leisen Engelszungen
Vom Himmel, so vertraut und fern?
Er kniet, vom Glanz beschworen:
Nun ist das Kind geboren,
Verkündet still der hohe Herzensstern.

Wen der Gott erwählt...

(Zum 8. November 1939)

Grauen und Scham weint Blut:
Dies ist möglich. So tief
Stürzt der Mensch, wenn er haßt.

Nacht der Hölle aufschwelt
Wider das hohe Gestirn.
Doch das Gestirn geht die Bahn.

Denn wen der Gott erwählt
Für das notwendige Werk —
Noch der Abgrund muß ihm

Brücke sein, darüber er geht,
Lächelnd, sicher und fest,
Hin zum Ufer des Ziels.

Und der Zerstörung dunkle Dämonen
Tragen knirschend auf keuchenden Schultern
Ihn, den leuchtenden, seiner Sonne zu.

Gebet des Soldaten

Herrgott, mit Worten sind wir karg.
Hör gnädig unser Beten nun:
Mach uns die Seelen hart und stark.
Das andre woll'n wir selber tun.

Behüt daheim die stille Frau,
Wenn sie in dunkler Nacht sich härmt.
Entzünd den Stern im hohen Blau,
Daß ihr sein Trost das Herz erwärmt.

Behüt den Führer und das Land.
Die Kinder laß in Frieden ruhn.
Wir geben sie in deine Hand.
Das andre woll'n wir selber tun.

Der Sieg

Von den Klöppeln der deutschen Motoren
Schwingt des Himmels Glocke und gellt.
Und der Klang dröhnt erschrockenen Ohren:
Ein Volk, bis zum Tode verschworen,
Stellt sich der Welt!

Und die stählernen Schiffe stoßen
Brausend in jede Gefahr.
Ob der Stürme Brüllen, dem Tosen
Des Kampflärms leuchtet des großen
Opfers Altar.

Vor dem Marschtritt der deutschen Soldaten
Hielt die Erde den Atem und schwieg.
Aus verströmenden Herzblutes Saaten
Steigt das Korn der geheiligten Taten:
Der Sieg!

Heinz Schwitzke

Obwohl ich bei Ausbruch des Weltkrieges erst sechs Jahre alt war, erinnere ich mich doch noch ganz genau daran, wie die Freiwilligen damals mit blumengeschmückten Helmen und Gewehren jubelnd auszogen, und wie bald darauf die Glocken in allen Städten Siege um Siege einläuteten. Aber auch an die ersten, endlosen Lazarettzüge mit Schwerverwundeten, die von Ost und West heranrollten, entsinne ich mich und an die tiefverschleierten Frauen, an denen man auf den Straßen nur mit ehrfürchtigem Schweigen vorüberging. Trotzdem habe ich als sechsjähriger Knabe meine Vorstellung vom kämpfenden Soldaten als von etwas unsagbar Herrlichem gewonnen. Und diese Vorstellung ist so stark, daß sie mich niemals wieder loslassen wird. Manchmal kann ich es heute gar nicht begreifen, wenn ich an den Weltkrieg zurückdenke, daß ich jetzt auch Soldat bin, wie jene Männer es damals waren.

Die Nachkriegszeit habe ich dann schon mit mehr eigener Beteiligung miterlebt und ihre Vorgänge nicht nur wie ein Bild in mich aufgenommen. Die bewegten politischen Massenversammlungen, die Wahlkämpfe und Straßenschlachten, bei deren einer ich meine Feuertaufe erhielt, und schließlich den Siegeszug durch das Brandenburger Tor, an dem ich teilnahm, verbinde ich in meiner Erinnerung mit dem Gedanken an die leidenschaftliche Ergriffenheit, die wir täglich dabei einsetzten.

Von dieser Ergriffenheit sind wohl auch eine ganze Reihe meiner dichterischen Arbeiten Zeugen. Ich schrieb ein Drama, „Scarrons Schatten" (Staatstheater Hamburg 1936), eine Reihe von Erzählungen, von denen das Bändchen „Feuer in der Steppe" (Eher-Verlag 1937) am bekanntesten ist, einen Roman „Schwedischer Winter" (Zeitgeschichte, Verlag Wilhelm Andermann 1938) und eine Anzahl von Feiern, Gedichten und kleineren Arbeiten.

Im Jahre 1933 wurde ich an den Deutschlandsender gerufen, wo ich seither als literarischer Sachbearbeiter tätig bin. In den sechs Friedensjahren lebte ich mit meiner Frau und meinen Kindern in Kleinmachnow bei Berlin.

Heute gehöre ich als Gefreiter einer Nahaufklärerstaffel an. Wir waren bei den polnischen Kämpfen in Westpreußen und am Narew und Bug bis Brest-Litowsk eingesetzt und liegen jetzt einsatzbereit an der Westfront.

Polnischer Ziehbrunnen

Hoch über Baum und Zaun und schiefes Haus
reckt sich der schlanke Balkenhals hinaus,
unbeugsam, wenn nicht Menschenhand ihn beugt,
der er in Demut seinen Eimer neigt.

Wohl tausendmal schon trug die Bäuerin
nacktfüßig ihre leeren Bütten hin.
Und aus dem dunklen Spiegel blickt sie dann
wohl tausendmal ihr eignes Antlitz an.

Am Mittag nur, wenn hell aus dem Zenit
in seinen tiefen Schacht die Sonne sieht,
dringt Licht in seine kühle Dunkelheit;
und einen Augenblick spürt er die Zeit.

Dann steht er wieder in Geduld und harrt.
Vergangenheit ist ihm wie Gegenwart.
Und das, was rings geschieht, so Jahr um Jahr,
ist ihm nicht neu und ist nicht wunderbar. —

Doch plötzlich lauscht er, schreckhaft aufgestört.
Denn er hört Worte, die er sonst nicht hört,
und eine Sprache, die er nicht versteht,
vielfältgen Hufschlag, welcher näher geht.

Auf einmal aber wimmelt's um ihn her.
Es schnaufen Pferde, Helm klirrt und Gewehr.
Und stürmisch in der Achse ächzt und bebt
der Balken, der den triefen Eimer hebt.

Wie? Sah er das nicht schon vor langer Zeit?
Den gleichen Zug? Das gleiche graue Kleid?
Selbst manch vertrautes, bärtiges Gesicht?
Ihm ist, als waren zwei Jahrzehnte nicht.

Wieder ist Krieg. Er sieht den Feuerschein.
Nach Osten drängt das große Heer hinein
mit Riesenkraft. Und es durchpflügt das Land
im Osten, drauf der alte Brunnen stand.

Noch hockt am Waldrand ja vergilbt und weiß
manch schlichtes Kreuz aus schlichtem Birkenreis
und zeigt — bezeugt seit jenem letzten Zug,
wo dieses Heeres Sehnsucht Wurzel schlug.

Nun kam es wieder und die Wurzel treibt
Blume und Frucht, die ewig fruchtbar bleibt.

Nun kam es wieder, und sein Hufschlag grüßt
das weite Land, in dem es Herrscher ist.

Der Brunnen beugt sich seinem neuen Herrn.
Sein Sinn ist Dienst; und dienen will er gern.
Und wie er's tief im Innersten begreift,
Glücksschauer über seinen Spiegel läuft.

Geschrieben im September 1939 vor Brest-Litowsk.

Weihnacht 1939

Den Kameraden meiner Staffel!

Kam'raden, nun ist angezündt.
Die Kerzen schimmern wieder.
Und wir, die weit von Hause sind,
von Vater, Mutter, Weib und Kind,
wir singen Weihnachtslieder.

Es ist nicht wie in jedem Jahr.
Die Fenster sind verhangen,
und aus dem Saale darf nun gar
kein Licht nach drauß gelangen.
Die Posten aber schreiten schwer
und horchen in die Weite.
Und das geladene Gewehr
klirrt ihnen an der Seite.

Rings an der Grenze stehn sie so
im Dunkel auf der Wacht
und schaun zum Himmel irgendwo
in dieser heil'gen Nacht.
Und stehn den Hirten gleich umher,
den Hirten auf dem Feld,
zu denen nach der alten Mär
sich Engel beigesellt,
um große Freude weit und breit
den Menschen anzusagen:
des Weihnachtsfriedens Seligkeit
in jenen fernen Tagen

und Glück, das gar kein Ende kennt,
und das in allen Herzen
als kleine, gute Flamme brennt,
wie aus den Weihnachtskerzen.

Doch solcher Vorzeit helles Licht
und solche frohe Kunde
erwarten unsre Posten nicht
auf ihrer nächtgen Runde.
Vielleicht ein ferner Glockenton
klingt zaghaft auch für sie.
Allein, da braust der Himmel schon
nach andrer Melodie.

Die donnernden Geschwader ziehn
gestaffelt und in Reihn
hoch über ihren Häupten hin,
gleich wie des Kriegsgotts Schrein.
Wie hungrig wildes Vogelheer,
ein Brüllen ohne Ende.
Dazu tackt hämmernd ein Gewehr
im weiten Vorgelände
und grollen wütend Batterien
aus ihrem Feuerschlunde,
daß wimmernd aus den Wäldern fliehn
die herrenlosen Hunde.

Doch dann in einem Augenblick
wird's wieder still und schweigt.
Da ist's, als ob ein großes Glück
tief aus den Nächten steigt.
Und auch der Posten schweigt und starrt
ins Dunkel wie gebannt.
Und wie er lauscht und wie er harrt,
spürt er die große Gegenwart
über dem stillen Land.

Er spürt: „Der Krieg ist Same bloß.
Jetzt senkst du ihn zur Erde,
daß aus dem Korn in ihrem Schoß
einst herrlich licht und grün und groß
der Baum des Friedens werde,

der weit behütend steht und spannt
die Zweige seiner Krone,
damit ein ganzes großes Land,
ein ganzes Volk, das zu ihm fand,
in seinem Schatten wohne.

Und Kinder werden Mütter sein
und werden Segen bringen,
und werden, gehn sie sterbend ein,
unter den Wurzeln begraben sein.
Und die Enkel werden lobsingen.
Und Kinder werden Männer sein
und wieder die Wache stellen.
Und die Enkel lösen die Söhne ab,
damit kein Tisch, kein Herd, kein Grab
im Schatten des Baumes fehlen."

Der Posten denkt's und faßt sein Gewehr
fester und spürt nun, weil
er am Heiligen Abend wacht, hat auch er
am Weihnachtswunder teil.

Wir alle, die Wache im Grenzland stehn,
wir schaffen am neuen Werden:
den Menschen allen ein Wohlergehn
und Friede, Friede auf Erden.
Und der grünende, blühende Lichterbaum
soll dafür das Sinnbild sein.
Und wie sein Glanz in den ärmsten Raum,
zog mitten im Winter — ihn spürten wir kaum —
der Frühling unter uns ein.

Geschrieben im Dezember 1939 an der Westfront.

Zwischen den Kämpfen

Das ist der Winter der Geduld,
der Winter der Vergessenheit.
Frost brennt und kalte Sonne höhnt
ringsum die weiße Einsamkeit.

Die Welt verstarb. Es ist, als sei
seit gestern schon ihr letzter Tag.
Kein Laut geht durch das weite Land;
kaum hörst du noch den Stundenschlag.

Zwar manchmal — wie ein Ungetüm
die Zähne knirscht — so knirscht der See,
daß fröstelnd in dem dürren Wald
ein Stamm erbebt und stäubt den Schnee.

Doch dann ist alles wieder stumm.
Die Uhr der Zeit bleibt wieder stehn.
Fast fürchtest in der Stille du
dich, auch nur einen Schritt zu gehn.

Das ist der Winter der Geduld.
Geduld, mein Herz? Kennst du das Wort?
Einst rief man dich von Kind und Weib
und deines Tages Arbeit fort.

Nicht zur Geduld. Zur Ungeduld!
Zum Harren nicht. Vielmehr zur Tat!
Nun stehst du voller Grimm bereit;
und unterm Schnee verschläft die Saat.

So schrei doch in den leeren Wald
die Ohnmacht deines Zorns hinein!
Vielleicht wird dir das Echo dann
ein einsamer Gefährte sein. —

Nein, harre lieber in Geduld
noch diesen trüben Winter aus
und fasse dich! Der Frühling treibt,
was wachsen muß, von selbst heraus.

Dann tut der stumme Wald sich auf
und bringt ans Licht, was er versteckt.
Der sanfte Hügel schüttelt sich
den Schnee herab, der ihn bedeckt,

und zeigt auf einmal, wer er ist:
Nicht für des Pflügers harte Hand
demüt'ger Acker. Denn er pflügt
mit seinem Eisen selbst das Land.

Aus seiner Panzerschale brüllt
es plötzlich auf aus dumpfem Rohr
und schleudert die metallne Wucht
mit fürchterlicher Kraft hervor.

Die Feuerblitze zucken her.
Da wirbelt qualmend Staub und Sand.
Der Eisenwagen Ketten klirr'n
durch das jäh aufgeschreckte Land.

Und es springt an ... Die Ungeduld,
die wilde — flammend im Gesicht
steht sie den Kriegern; und es brüllt
aus ihren Kehlen das Gericht.

Das ist die Jagd, die große Jagd
des Frühlings, wenn die Erde bebt,
und wenn ihr winterharter Leib
vom Stahl zerhämmert zuckt und lebt,

und wenn sie gierig wieder schlürft,
was ihr der Held als Opfer bringt,
und wenn erst leise und dann nah
das Lied des neuen Sieges klingt! —

Doch still! Noch muß es tot und weiß,
die Panzerschale Hügel sein,
der Kampfplatz Acker. Und der Wald
schließt sein Geheimnis schweigend ein.

Die Welt verstarb. Es ist, als sei
seit gestern schon ihr letzter Tag.
Kein Laut geht durch das weite Land;
kaum hörst du noch den Stundenschlag.

Noch ist der Winter der Geduld,
der Winter der Vergessenheit.
Geduld, mein Herz, und fasse dich!
Es kommt die Zeit! Es kommt die Zeit!

Geschrieben im Februar 1940 im Westen.

Karl Springenschmid

Meine Vorfahren waren Schmiede. Sie stellten jene wuchtigen, stählernen Wagenfedern her, die man im Volke heute noch „Springen“ heißt. Ihre Heimat war die „Eisenwurzen“, und solange sie gute Arbeit hatten, kamen sie nicht über das obere Ybbstal hinaus. Wer dort nicht mit dem schweren Hammer vor dem Feuer stand, war kein richtiger Springenschmid. Erst als die billige Maschinenware ihre handgeschmiedeten „Springen“ verdrängte, zogen sie fort, und manche Unruhe kam über das Geschlecht. Aber das wunderliche Spukzeug, das den Schmieden eigen ist, blieb ihnen im Blute. Einer von diesen Springenschmieden, mein Vater, kam in die Berge Tirols, und es war gut, daß sich dort das ungestüme Schmiedewesen mit schwerem Bergbauernblut verband und wieder Wurzel faßte. Soweit ich in der Reihe meiner mütterlichen Ahnen zurückfinde, sehe ich Bauern, ernste, verschlossene Menschen, dem Boden verhaftet, so karg er auch dort oben im höchsten Pustertal ist.
In dem Lande meiner Mutter bin ich aufgewachsen. Alle elterlichen Hoffnungen, daß einmal aus dieser ewigen Reihe von Bauern und Schmieden etwas Studiertes hervorgehen müsse, vereinigten sich auf mich. Ich lernte gerne und war, so schlecht sich auch das in einer Lebensbeschreibung ausnimmt, ein fleißiger Schüler. Alles schien gut zu gehen. Doch es kam anders. Ich gehöre zu jenem Jahrgang 1897, der unmittelbar aus der Schulbank in den Krieg eingerückt ist. Als Achtzehnjährige zogen wir hinaus. Es war eine besondere Fügung, daß die erste Frontstellung, in die ich kam, nur wenige Stunden über dem Heimatorte meiner Mutter lag, auf den Grenzbergen der Dolomiten. So blieb mir vom Anfang an alles verderbliche Grübeln über den Sinn des Krieges erspart. Wir kämpften, weil es um unser Land, unser Volk ging. Das furchtbare Ende nahmen wir nicht zur Kenntnis. Der Kampf ging für uns weiter, freilich nunmehr mit anderen Waffen.
Meine Mutter allerdings war froh, daß ich mit geraden Gliedern heimkam. Das war erst 1920; denn meine Kompanie war in den letzten Tagen des Krieges durch die tückische Falle des sogenannten „Waffenstillstandvertrages“ in italienische Gefangenschaft geraten. Vom Studieren hatte ich genug, und so verzog ich mich als Dorflehrer dorthin, wo die Welt am einsamsten ist. Ich stand mit Leib und Seele bei der Jugend, mehr Soldat als Lehrer. Das Schreiben kam erst viel später. Das erste, was ich versuchte, war ein Buch über die Bauernkinder. Ich wollte den Leuten, die damals auf tausend Wegen und Irrwegen das Volk suchten, und es nicht finden konnten, zeigen, wieviel trotzige Kraft und gesunder Stolz noch auf unseren weltfernen Bauernhöfen lebt. Doch das Buch wurde nicht gelesen. Mir selbst wurde die ganze Schreiberei verdächtig. Hatte ich mir nicht seit jeher vorgenommen, einen Menschen nie nach dem zu beurteilen, was er schreibt, sondern nach dem, was er ist?
Also wurde ich ein Landlehrer, recht und schlecht, und erzählte den Kindern der Bauern — und dann später den eigenen — vieles, woraus vielleicht ein anderer etliche Bücher gemacht hätte. Über das aber, was uns Jungen der Krieg gewesen war, konnte ich

nichts sagen, zwölf Jahre lang nicht. Dann aber brach es plötzlich auf, so unaufhaltsam, daß ich ganze Nächte hindurch schreiben mußte. Ich konnte es kaum bewältigen, so heftig schrieb „es“ in mir. In der Gestalt des Sextner Bergführers und Standschützen Sepp Innerkofler verdichteten sich mir die Erinnerungen an das schicksalsschwerste Jahr Tirols, das Jahr 1915. Das Buch fand eine verständige und treue Lesergemeinde.

Ich begann von den Bergführern zu erzählen, von den Bauern auf den einsamen Höfen, von Männern, die in der Geschichte Tirols vergessen sind. Doch nie sollten diese Bücher allein für sich stehen. Ich schrieb sie alle nur für eine einzige Sache: für Tirol. Es ist nicht so, daß bei uns in den Bergen wie anderswo irgendwelche Grenzgebiete unter eine andere Herrschaft gekommen wären. Hier ist das Herz eines deutschen Landes in fremder Gewalt; denn Tirol hat immer viel stärker und lebendiger in seinem südlichen Teile gelebt als draußen im Inntal. Und so ist unserer Zeit eine Aufgabe gestellt, an der sich unser Volk in den Bergen bewähren muß, ein Kampf, durch den aber auch dieses einsame, trutzige Tirol stärker als je zuvor seine deutsche Aufgabe erkennt und dem großen Reich aller Deutschen entgegenwächst.

Durch den Kampf für Tirol kam ich tiefer in eine Arbeit hinein, die mich schon in den langen Tagen der Kriegsgefangenschaft stark gefesselt hatte, die Geopolitik. War doch gerade Österreich der politische Kampfplatz fremder Gewalten, ein Raum, der besonders eindringlich zu geopolitischer Besinnung mahnte. Ich zeichnete und schrieb, was mich bewegte. Ich wußte wohl, daß mancher nicht verstehen konnte, wie da der gleiche Mann, der von Tiroler Bauern, Bergführern und Holzknechten schrieb, zugleich Karten und Bücher zeichnete, die über die ganze Welt griffen. Aber es ist wohl so, daß das Weltgeschehen sich um so klarer überschauen und verstehen läßt, je fester man selbst auf dem Fleck Boden steht, auf den man hingehört.

Der Lehrer von Kosnowice

Eine Erzählung aus dem polnischen Feldzug

Er war einer von den stillen Deutschen draußen weit vor den Grenzen des Reiches, von denen die Heimat nur die runde Zahl nennt, und weiß, daß sie da sind, ohne im einzelnen ihre Namen, ihr Schicksal zu kennen.

In Kosnowice, einem kleinen Ort in Galizien, hielt er die deutsche Schule, recht und schlecht, so gut er es eben vermochte. Nicht daß er ein besonderer Künstler in seinem Fach gewesen wäre; denn im Grunde war er eine verschlossene Natur und hatte wenig Glück im Umgang mit Kindern. Mehrmals schon wollte er einen Beruf ergreifen, der seinem Wesen besser entsprach. So war ihm damals die gut bezahlte Stelle eines Buchhalters angeboten worden. Doch er schlug das Angebot aus; denn gerade die dauernde Bedrängnis, in der seine Arbeit an der Schule stand, hatte ihn hartnäckig gemacht und zähe. Als der polnische Starost die deutschen Schulen sperren

ließ, unterrichtete er auf eigne Faust weiter. Und als ihm das auch verboten wurde, ging er heimlich in die Stuben der Bauern und lehrte die Kinder die deutschen Zeichen lesen und das hohe Deutsch des Reiches sprechen, und erzählte daneben wohl auch den Alten mitunter etwas von der Schönheit und Kraft des deutschen Wesens. Die Bauern ließen ihn gewiß nicht hungern, aber sie hatten doch Angst, wenn er auf ihren Hof kam; denn die polnischen Gendarmen waren scharf dahinter her und wenn sie erfuhren, daß der deutsche Lehrer in ihrer Stube war, trieben sie ihnen zur Strafe die beste Kuh aus dem Stall. So ging er künftig nur mehr zu den kleinen Leuten im Lande, die so arm waren, daß ihnen auch der strengste Gendarm nichts mehr nehmen konnte, und lehrte die Kinder das „Heidenröslein" und den „Guten Kameraden" und darbte und hungerte mit ihnen. Er hatte niemand, der sich um ihn gekümmert hätte. Er war nirgends mehr daheim. Wenn ihn einer nach Haus und Heimat fragte, lächelte er vieldeutig und meinte bloß, seine Heimat wäre die deutsche Sprache. Das war für die Leute nicht leicht zu verstehen. Aber es war wirklich so. Er hatte diese Sprache lieben gelernt. Er liebte sie wie andere Haus und Hof lieben, Weib und Kinder. Er liebte ihren Klang, die Vielgestalt ihres Wesens, ihre Tiefe und Gewalt. Nur dieser Sprache diente und lebte er.

In jenen stürmischen Augusttagen hatten sie auch ihn nachts aus dem Bett gerissen und mit den anderen zum Regiment getrieben. Wider Willen trug er die fremde Uniform und geriet, ohne noch recht zu wissen, was eigentlich vor sich ging, in die große Verwirrung dieses Krieges hinein. Aber die Kugeln fragen nicht, ob deutsch oder polnisch, und der Tod ist stumm. Er ließ dem Schicksal seinen Lauf. So lernte er dieses Deutschland, das er im tiefsten Herzen verehrte, das erstemal in seinem Leben kennen, als es ihm in seiner vernichtenden Kraft, der nichts zu widerstehen vermochte entgegentrat. Aber wenngleich der Tod rings um ihn grimmig in die Reihen schlug und er jeden Augenblick das Ende erwartete — er war doch stolz, zu denen drüben zu gehören, zu jenem starken, männlichen Volke, und seine Sprache zu sprechen.

Am Abend der Schlacht bei Tomaszow geriet er mit dem Rest des Regiments in die Gefangenschaft der Deutschen.

So wie er nun aussah, voll Blut und Erde über und über, abgehärmt, mit dunklen, tief umschatteten Augen, war er nicht mehr als einer von den tausend und aber tausend anderen, die da in den zerfetzten, grünbraunen Uniformen der polnischen Schützen die weite, endlose Straße marschieren mußten. Es war alles so plötzlich über ihn hereingebrochen, daß er sich noch immer nicht in seinem Schicksal zurechtfinden konnte; denn er war ja seit je gewohnt, alle Not und alles Leid mit sich selber auszutragen. Die Gefangenen marschierten die Nacht und den Tag und wieder die Nacht. Am andern Morgen erst lagerten sie auf einem abgeernteten Acker, der weit im Geviert von deutschen Posten umstellt war. Sie fielen alle, wie sie standen, in die nassen Furchen, nur der quälende Hunger hielt sie wach.

Endlich, gegen Mittag erst, kam Brot ins Lager, ein kleiner Bauernwagen voll. Die Hälse reckten sich auf. Die ersten Gefangenen wollten schon über den Wagen her-

fallen. Aber der alte bärtige Hauptmann, der das Lager befehligte, ließ den Wagen sogleich umstellen. Er sah wohl, daß es viel zu wenig Brot war für all die tausend und tausend Hungernden. Er zog die eine Schulter ein wenig hoch und überlegte. Was sollte er tun? Es konnte noch Stunden dauern, bis die Verpflegung nachgeschickt wurde.

Da kam ihm ein Gedanke. Er stieg auf den Wagen und rief laut über das ganze Lager hin: „Jedem, der Deutsch spricht, ein Brot!"

Der kleine Lehrer lag abseits, halb aufgerichtet, an einem Erdhaufen und hörte den Hauptmann rufen. Aber er war noch so von all dem, was geschehen war, ergriffen, daß er nicht den Mut fand, sich zu melden, so sehr ihn auch der Hunger quälte.

Im Lager aber begann ein wildes Stoßen und Drängen. Alles schob sich nach vorne. Eine tolle schreiende Masse war um den Wagen, Polacken, Huzulen, Ruthenen, alles, was in diesem Lande lebte, alles drängte sich jetzt heran und schrie mit fremden gurgelnden Lauten: „Ich daitsch! Ich daitsch!"

Der Lehrer blieb abseits stehen und hörte, wie diese Menschen, die früher jedes deutsche Wort bespien hatten, sich um die dürftigen Brocken dieser Sprache rauften, wie sie sich die Worte gegenseitig vom Munde stahlen und sich heiser schrien: „Ich daitsch! Ich ganz daitsch! Ich Vater, ich Mutter daitsch!" Und einer gar: „Ich Deutschland über alles!"

Für ihn, der gewohnt war, alles in seinem Leben nach dem Gewicht der Sprache zu messen, riß dieses kleine Erlebnis das letzte Tor auf und er begriff die Wandlung, die sich in diesen Tagen überall im Osten vollzog, da die gleichen Menschen, die einst diese Sprache geschmäht hatten, stammelnd sich um diese Sprache mühten.

Was er in diesem Augenblick erlebte, war der Lohn für die Qual, die er ein Leben lang um dieser Sprache willen erduldet hatte.

Nun trat er vor und sagte schlicht: „Ich bin Deutscher!"

Doch als der Hauptmann, mißtrauisch nach all dem verlogenen Geschrei der andern, ihm ernst in das blasse, hohlwangige Gesicht sah und zögernd einen Brotlaib hinreichte, wies er das Brot von sich: „Nicht deshalb!" sagte er.

Da sah der Hauptmann auf und staunte eine Weile lang und streckte ihm freudig die Hand entgegen: „Daran erkenn' ich ganz, daß Sie ein Deutscher sind!"

Der kleine arme Lehrer von Kosnowice aber hielt die Hand des Deutschen fest in der seinen und er spürte, daß er mit diesem Händedruck aufgenommen war in die sichere Gemeinschaft des Reiches.

Heinz Steguweit

Heute, wir schreiben 1940, arbeite ich daheim und muß um Nachsicht bitten, wenn ich, als alter Schwerkriegsverletzter, keinen anderen Posten beziehen kann. Oft sorgt mich die Frage, wer's schwerer hatte unter uns Männern: Jene Jungen, die — es sei sinnbildlich verstanden — vor fünfundzwanzig Jahren aus der mütterlichen Obhut hinaus ins Feuer der Feinde mußten, oder jene heutigen, kaum verheirateten, eben selber zu Vätern gewordenen Kameraden, die sich fortrissen von der gläubig gegründeten eignen Familie.

Als unsereiner im Herbst 1916 schon manches Grauen hinter sich wußte und angesichts verwüsteter Dörfer, Fluren und Städte einen Zweitageurlaub nach Lille dazu benützte, in einem Basar zwei Spielzeugschachteln voller Häuslein, Bäumchen und dörflicher Holztierchen zu kaufen, tauchte zum ersten Male eine Sehnsucht auf, die keine Süße kannte, doch einiges Erschrecken: Der Hauptmann bemerkte, daß ich hernach im Unterstand die Häuser und Tierchen mir aufbaute; der Kompanieführer hinderte mich mit keineswegs ungütiger Stimme: „Junge, laß das, wie willst du sonst fertig werden mit diesem Leben? Oder bist du ein Dichter?"

Ich hatte nichts bejaht, nichts verneint, ich gehorchte nur. Sann aber fortan über neue Dinge nach: Daß nämlich die Kunst, eine geheime, aufrichtende Sehnsucht zu gestalten — und sei es nur mit Hilfe eines Spielkastens —, dem Dichter, sogar dem soldatischen Dichter gehörte.

Zwei Wochen später lag ich, durch eine Gaswolke vorübergehend erblindet, in der Kirche zu Fontaines-Notre-Dame und diktierte einem Kameraden von der Sanitätskompanie meine ersten, allerersten Verse; darunter diese Zeilen:

„Ein Mann bin ich —
Und möcht' es auch im Elend bleiben!"

Das Gedicht kehrte 1920 in einem bei L. Wendland zu Köln gedruckten Privatband wieder. Wer mich heute nach Dingen fragt, die man Lebenslauf, Biographie oder Selbstdarstellung nennt, dem berichte ich vor allem von solchen Stationen. Und bekenne allerwärts, daß mir der große Verteidigungskrieg eine dauernde, eine nie verlöschbare Schule gewesen ist und bleiben mußte: Ich habe so oft den schwärzesten Hunger gelitten und konnte darum meine Brüderlichkeit spüren mit jenen sieben Millionen, die um 1932 frierend im Lande darbten. Ich habe Söhne des Adels, des Bürgertums, des Fabrikarbeiterstandes für die Nation kämpfen, bluten, fallen sehen, sowohl im Felde als auch später im Hader des besetzten und drangsalierten Rheinlands: Seitdem weiß ich, unentrinnbar, von der völkischen Brüderlichkeit aller für alle.

So blieb nicht nur die Sehnsucht des bauenden Spielzeugkindes in mir, so gor und loderte sie weiter, immer wieder vom Eifer besessen, mit den Jahren reifer, männlicher, kämpferischer, soldatischer sagen zu dürfen, was man sehnt, wofür man schaffen möchte.

Das Ergebnis? Vielleicht das, was man bei unsereinem „Werke“ heißt. Eine Aufzählung sei mir erlassen; denn schon diese Zeilen rühren an die Gefühle einer Scham, die nicht gestatten möchte, zu viel von sich zu melden . . .

Ihr guten Kameraden

Ich ging wie ihr im Stiefelschritt
Durch Feuer, Splitter, Schwaden,
Der Nachtwind durch die Zähne glitt,
Ihr guten Kameraden.

Wie Blut so rot der Horizont,
Raketen klommen ferne,
Wir hielten die zerhackte Front,
Wir glaubten an die Sterne.

Doch einmal traf's mich knüppeldick,
Ich sank im Schlammbrei nieder,
Dies eine Mal, mein Mißgeschick,
Ich spür' es immer wieder.

Hör' ich die neuen Trommeln nun,
Quält mich die alte Wunde;
Was kann ein Invalide tun,
Er zürnt in eurem Bunde.

Ich ging wie ihr im gleichen Tritt
Durch Feuer, Brocken, Schwaden:
Nehmt mich ein Stücklein Wegs nur mit,
Ihr guten Kameraden —!

(1939)

Das sechste Kind

Noch dieses Erinnern, dieses eine aus dem Weltkrieg, vielleicht stockt auch die Lunge, oder ihr mißbilligt den Helden, — nein, stumm werdet ihr sein, wie wir verstummten im Krähennest vor Hulluch, jenem Dorfe, dessen Name etwas mit der Hölle gemein zu haben schien. Unvergeßlich: auf dem Dach der Schule rekelte sich ein toter Ziegenbock, der Luftdruck brüllender Kanonaden hatte das Tier zum Himmel gewirbelt. Im Friedhof pflügten berstende Splitter die Hügel auf, da standen die Särge lotrecht,

das Gebein sprühte, und als die Kirche eines Mittags zusammensank wie eine Tüte Schaum, triumphierte im höchsten Rauch der Halde die Holzfigur eines Engels: Dieu pour nous tous! stand auf seiner gestickten Fahne geschrieben; sie flatterte kühn, ringsum die Gipsposaunen des Jüngsten Gerichts.
Wir haben manchen Toten hier vorübergetragen. Und vielen Verwundeten Wasser gereicht, das man, o Dankbarkeit, aus eigener Quelle schöpfen konnte, die eine Fliegerbombe vom selben Trichter erzwang, den sie, nahe dem Wald voller Stümpfe und Stummel, gerissen hatte.
Ach, der Sommer war schön. Wenn wir uns umblickten, wir im Krähennest, spannen wir manche Ketzerei. Also meinte Herwarth, der Gefreite: „Pinning, Butlar, Griewatsch, Kopp, ihr alle: möchtet ihr jetzt lieber auf dem Kontorstuhl brüten? Hochgeschraubt, doppelte Buchführung vor dem Bauch, Additionen ohne Ende, neun vor der sieben geht nicht, ich muß mir einen leihen? Und dann sehr eifrig tun, steif den Schädel ducken, wenn der Chef in die Türe tritt?“
Sie murrten. Und schmunzelten. Tauten zögernd auf. Endlich grinste jeder seine Falten nach oben, zu lange hatten sie abwärts gewiesen: „Daheim sein möchten wir schon. Aber im Kontor die Zinsen staffeln? Dann lieber im Krähennest die Dunnerkiele summieren, die uns treffen oder schonen!“
„Kerls — Köppe weg!“ — Eben miaute solch ein Biest vorüber, haarscharf, unsichtbar, namenlos wie alle Gemeinheit; bohrte sich im Walde ein, krachte auf, viel Dreck schlammte umher.
Gut gegangen. Bis zur nächsten waren es drei Minuten. Wenigstens. Eine ruhige Stellung. Ein Genesungsheim. Ein Sanssouci, Monbijou und Quisisana.
„Seht ihr, Kerls, und die Pausen von der letzten bis zur nächsten, die muß man genießen, das ist Lebenskunst.“
Davon zehrten wir. Von der Hand in den Mund und von den Pausen. Heulte der nächste Brocken heran, hatten wir Manschetten, doch Manschetten waren ein Luxus. — Ja, der Grimm. Ach, die Wut im rüden Witz. Feinkost fürs Gemüt. Sie ließ sich kauen wie der Kümmel im Brot. Immerhin: Nach drei Monaten brutaler Vernichtung glaubten wir, die sanfte Stellung im Krähennest verdient zu haben. Zwölf Wochen hatte es keine Pausen gegeben, nur ein immerwährendes Entsetzen. Vier Tage lauerten wir so, da kam Butlar, unser Jüngster, vom Wasserholen an der Quelle nicht zurück. Kopfschuß. Schrapnellkugel. Zuweilen erbrachen sich Spritzgranaten über Hulluch. Bei solch einem Zuweilen hatte es Butlar erwischt. Der frohe Student. Er spielte gut Mundharmonika. Als wir ihn begruben, fiel sie ihm aus der Tasche.
Herwarth, der Gefreite, wurde doch noch ernst: „Kerls, soll ich, soll ich nicht? Aber was heißt das, ich muß, ich hab' zuviel Vernunft!“
Hört: Herwarths Frau hatte das sechste Kind unterwegs. Das gab dem Vater das Recht, um Entfernung aus der Feuerzone zu ersuchen. — Abermals knurrte Herwarth; er spähte dabei nach Butlars frisch geschnitztem Kreuz: „Soll ich, soll ich nicht —?“

Wir beschworen ihn, sieben Mann waren wir noch im vorgeschobenen Krähennest: „Du mußt, Herwarth. Deine Frau fordert es, das sechste Kind bittet, denk daran, schreib dein Gesuch, schleunigst, bevor es zu spät ist!"
Er schrieb es. Und kaute wieder am Blei: „Kerls, laßt mich wenigstens warten, bis das sechste zur Welt kam. Versteht doch: In vierzehn Tagen ist es reif. Ich darf nicht voreilig sein."
„Herwarth, solch ein Gesuch eilt immer. Schreib es. Los doch. Die Bewilligung dauert meist lange!"
Er kam zur Besinnung. Nachts holte der Essenträger den Brief, wir litten Herzklopfen seitdem bei jedem Feuerüberfall. Und es schien, als hätten die feindlichen Haubitzen unser Dorf heiß ins Gemüt geschlossen: Keine Dämmerung ohne Gewitter, die Pausen schrumpften, man steigerte die Ausbrüche, und die Treffer saßen so dick, als stünden die Rohre hart am Ziel. Zehnmal verlegten wir unser Krähennest, um nicht stranguliert zu werden. Den langen Pinning trugen wir in der Zeltbahn fort, der linke Fuß war abgeknallt. Und Kopp, der Fiebernde, mußte zwei Tage später nach Lille, die Ruhr quälte ihn grün. Noch fünf Mann zählten wir. Wenn nur das Maschinengewehr bei rüstiger Gesundheit blieb. — Nach einer Woche kam Post, und das bestaunenswerte Leben tat kund: Frau Herwarths sechstes Kind war da, so stand im Brief von daheim. Ein Knabe. Schwere Not, der Gefreite verkniff die Augen, eine Mücke wäre hineingeflogen, sagte er.
Es gab in Hulluch keine Mücken.
Der gleiche Postträger brachte die Bewilligung des Gesuchs. Und Herwarth packte, schnürte, pfiff. Parole Heimat.
„Wie ist das, wenn man sechs Kinder hat, Herwarth? Wenn man heim darf —?"
Er hörte nicht. Er schenkte uns alle Vorräte und tat nicht geizig: Tabak, Keks, Rum, Rasierseife, Ölsardinen ...
Nun waren wir zu vieren im Krähennest. Schweigsamer wurden wir, um so lauter dröhnte die Hölle.
Abermals acht Tage später, Nacht war es, kroch uns ein Schatten an. Wir entsicherten die Knarren, taten den Werdaruf, und der Schatten sprang auf —
„Herwarth — du?"
Er stolperte ins Krähennest: „Na ja, Kerls, das ist es, müßt ihr wissen: Weil mich sechs Kinder anschauten, gerad' deshalb mußte ich wieder her. Und dann: Euch allein lassen? Kerls — also nee..." Es strömte uns aus den Augen. Noch dreizehn Monate zürnte der Krieg. Seid ohne Sorge: Herwarth kam heil durch den Hochofen, nur der alte Griewatsch verlor das Jochbein und ein Auge. — Davon sprachen wir viel: Daß wir in allem Grimm und Leid noch Witz hatten, das würden uns jene Daheimgebliebenen ableugnen, die das Heldsein entweder lästerten oder wie einen billigen Priem durch den Mund geschwollener Redensarten wälzten.
Großer Gott: Wieviel Übermütiges würde man singen und deklamieren um uns, obwohl unsere Wahrheit so still und einfach auf Posten stand. Ja, mir fällt ein, was ich vergaß: Vom langen Pinning, dem mit dem abgeknallten Fuß, kam eine Karte

aus dem Lazarett: Vielleicht wächst er wieder nach, schrieb der Schalk, und: „Lieber einen Fuß ab als alle beide —"

Nein: Wir waren zu gut erzogen, zu tief in der Pflicht, um Lärm zu schlagen ob aller Not in uns, die Deutschland hieß. Und wer sagt, wir hätten brausende Chöre voll Schwertgeklirr und Donnerhall gesungen, dem glaubet nicht. Zu stolz waren wir, um Abenteurer zu sein. Und eine Schlacht hatte der Pflichten zu viele, um ihren Männern ein hoffärtig Wort zu gestatten. Was wir am liebsten anstimmten, das ging so: Die Vöglein im Walde, die sangen so wunderschön, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!

Das Gesetz dieser Nacht

Winter 1914. Der Grenadier keuchte durch den Schnee, jeder Atemzug dampfte, jeder Finger war klamm vom Frost. Aber dieser Gang durch Wind und Eis mußte getan werden. Also pochte der Grenadier, pünktlich um die zwölfte Stunde der heiligen Nacht, ans Quartier, öffnete, trat ein, machte stramm: „Herr Hauptmann, ich bitte gehorsamst um Nachsicht, aber ...!"

„Raus! Will meine Ruhe haben!"

„Herr Hauptmann, es ist dringend."

„Laß mich zufrieden! Wir haben Krieg. Ich denke an daheim. Meine Frau erwartet das erste Kind. Um diese Stunde."

„Der Herr Hauptmann werden lachen, aber —"

„Aber —?"

„Aber die Französin in meinem Quartier erwartet ebenfalls ein Kind. Um diese Stunde! Ihr Mann ist Soldat auf der andern Seite."

Der Hauptmann kämpfte mit den Augen. Dann schlug er auf den Tisch: „Nimm die Beine in die Hand, der Stabsarzt soll kommen!"

„Der Herr Stabsarzt wohnt eine Stunde von hier. Es könnte zu spät werden, Herr Hauptmann!"

Der Offizier riß den Mantel vom Haken, der Grenadier schrie ins Feldtelephon, vom Stab müsse sofort ein Wagen kommen. Dann holte man die jammernde Frau, wickelte sie in wollene Decken, stopfte drei Federkissen unter den Kopf, und keine Viertelstunde später brauste der Wagen mit Schneeketten an den Reifen fort. Durch den Wind. Durch das eisige Gestöber. Bis Cambrai, wo das grell erleuchtete Lazarett schon wartete. Da standen die Schwestern gleich weißen Engeln. Da half der Stabsarzt mit seiner besten Kunst.

Und als das Kind, ein Knabe, im Korb lag, hörte man überall in den Quartieren die deutschen Soldaten singen. Keiner von ihnen wußte, was da geschehen war. Dennoch erlösten sie das heilige Heimweh dieser Nacht mit Liedern...

Der Hauptmann wanderte zu Fuß ins Quartier zurück. Ein endloser Weg, aber die vielen Gedanken ließen die Mühe nicht spüren: „Tat ich nur meine Pflicht oder etwas

mehr? Und warum das alles in der Weihnacht? Friede auf Erden, — darum?"
Am Morgen kam das Telegramm von daheim. Frau Alma war eines gesunden Knaben genesen. Halleluja!
„Also tat ich's für Alma? Für mich selbst? Für uns alle —?"
Mehr als zwanzig Jahre wehten darüber hin. Die Knaben sind groß und männlich geworden. Vielleicht weiß der eine mehr vom andern, als die Eltern voneinander wußten? Vielleicht ruft irgendwo in Frankreich ein Jüngling seine Freunde um sich und erzählt vom Geheimnis jener Stunde, da er in die Welt trat: „Parbleu, die Deutschen sind keine Berserker —!"
Vielleicht, vielleicht ...
Dann hätte es der Hauptmann für uns alle getan!

Franz Felix Reinhold Thierfelder

Ich wurde am 24. April 1896 in Deutschenbora bei Meißen in Sachsen geboren. Meine Vorfahren väterlicherseits sind seit mehreren Generationen Ärzte oder Tierärzte, mütterlicherseits waren sie meist Geistliche. Ich besuchte die Fürstenschule in Meißen, trat im August 1914 freiwillig ins Heer ein und stand vier Jahre ohne größere Unterbrechungen an der Westfront in vorderster Linie. Im Juli 1918 wurde ich zum fünften Male schwer verwundet und fiel dabei in französische Gefangenschaft. Fünfzehn Monate nach Kriegsende kehrte ich heim, nachdem ein Versuch, zu Fuß die Schweizer Grenze zu erreichen, im Januar 1919 unmittelbar vor dem Ziele gescheitert war.
Ich studierte dann in Leipzig Germanistik und Staatswissenschaften, war an einer Reihe von Zeitungen als politischer Schriftleiter tätig und wurde schließlich Generalsekretär der Deutschen Akademie in München, deren Aufbau ich entscheidend mitgestalten durfte. Große Reisen haben mich durch fast alle europäischen Länder bis nach Kleinasien geführt. Meine besondere Liebe galt der Ausbreitung der deutschen Sprache im Ausland. 1937 schied ich freiwillig von meinem Posten und siedelte nach Berlin über, wo ich zur Zeit noch lebe.
1925 verheiratete ich mich mit Marie Gühne. Unsere vier Kinder, von denen wir eins im Alter von drei Jahren verloren, bedeuten uns den Inhalt unseres Daseins.

Vor Verdun

Im Abendfeuergold schwimmen zehn Ballone,
sind stumme Augen über fernen Höhen.
Die Feste Vaux läßt sich wie eine Dirne sehen.
Die freche Brust geschmückt mit rotem Mohne.

Drei deutsche Flieger stürmen steil zu Gottes Throne,
wild — weiße Wolkenbüschel um sie wehen,
den Abend seh' ich durch die Felder gehen,
er streut den Schlaf mit frommen Händen aus zum Lohne.

Jach schreit zum Himmel auf die erste Feuerleuchte
und zittert angstvoll — blaß im letzten Tag,
im Vorfeld schleicht die Streifschar durch die feuchte

grautote Nebelwiese. Trüb und vag
verklingt der Berge Umriß, und gescheuchte
Nachtvögel künden schrill der Stunden Schlag.

Im Trommelfeuer

Mir ist wie als Kindlein, als ich heia, Mütterchen! rief,
da mir in Augenwinkeln
tiefsinnig-zärtliche Liebe schlief.
... heia, Mütterchen!
Ums Lämplein brummelt die Fliege,
das Kätzchen schnurrt auf der Bodenstiege.

So klingt mir's im Ohr.
Das Herz bleibt schier stehn.
Die Zeit ist um. Wir müssen zum Sturme gehn.
Auf in die Hölle! Doch ein kleiner Schein
weht noch am Himmel —
das muß die Erinnerung vom Paradiese sein.

Geschrieben im Granttrichter
vor dem Angriff auf Bézonvaux am 19. März 1918.

Meiner Geige zum Abschied

Wir spielten die Sonate, eh ich Abschied nahm.
Die Mutter still und ernsthaft am Klavier —
und niemand hat das letzte Lied gehört.

Es ward dein Schwanensang in meiner Hand!
Du, liebe Geige, bist nun ganz verstummt —
wenn nicht der alten Sehnsucht leises Seufzen
noch manchmal durch die Saiten summt.

Die Hand zerbrach, die deinen Hals umschlang,
sie wird die Töne niemals wieder finden,
des Armes straffe Sehne sprang,
die einst die Seele konnte machtvoll binden.

Ruh aus für eines beff'ren Meisters Hände,
die sich dir glückverheißend nahn,
fahr wohl, die treue Liebschaft ist zu Ende.
... Ach, zeitig ist mein Tagewerk getan!

Franz Thierfelder

Ludwig Tügel

Will Vesper

Georg von der Vring

Fritz Weber

Josef Magnus Wehner

Ablösung nach dem Hechtwald

Fauchend rennt die Feldbahn durch die Brachen,
lachend lehnt der März am Zaun,
schielt verstohlen, wie der Wiese bunte Frühlingssachen
recht ergötzlich anzuschaun.

Meine Knarre glänzt in frischem Fette,
der zerschliss'ne Rock scheint neu von Tuch,
in der Tasche brennt mein altes Versebuch, —
liebstes Buch — ob ich dich je vergessen hätte!

Singen heute, singen, singen!
Eh der Tod im Graben gellt!
Um die schwarzen Fichten schwimmt des Abends blauer Dunst ...
Krieg, o Glück! O Welt!
Mir will das Herze springen!

Ludwig Tügel

Am Schlusse meines Buches „Pferdemusik“ steht ein Wort, das einem Bekenntnis gleichkommt. Es kann, vielleicht besser als jedes andere Wort von mir, veranschaulichen, wie meine Arbeit mit dem Erlebnis des Krieges verbunden ist. Es heißt dort:
„Oh dies Wort allein: Bahndamm! Sprich es nach! Langsam! Auf daß du fühlst, was es im Kriege bedeutet und was im Frieden!
Haben nicht in uns zwei Welten einander für alle Zeit umschlungen? Steht nicht alles, was wir tun, im Brennpunkt des Lichtes, das aus beiden fällt? Was anderes kann bestehen unter diesem Feuer als allein die innere Wahrhaftigkeit!“
Sie zu leben und in meiner Arbeit zu verwirklichen, bemühe ich mich.

Der Hauptmann mit der Brieftasche

Auf dem Vormarsch im Herbst des Jahres 1914 war in den Dünen von Lombartzyde ein Hauptmann auf unserer Seite gefallen, in jenen Tagen, da das stürmische Vorwärtsdrängen ins Stocken geraten und schließlich zum Stellungskriege geworden war. Man hatte keine Gelegenheit gehabt, ihn dort, wo ihn der Tod ereilte, zu begraben; die Kämpfe, die in dieser Zeit entbrannten, waren mit allergrößter Bitterkeit geführt worden; und so hatte es sich gefügt, daß der Wind Sand über die Leiche wehte, die zwischen den Stellungen lag, ihr also ein natürliches Grab bereitend. Die Truppe, welcher der Hauptmann angehört hatte, war abgelöst worden, ohne daß es den Leuten gelungen war, ihren Kompanieführer in die Linie zu holen. Die neue Besatzung des Grabens, der zu einer Stellung ausgebaut wurde, nahm nicht in dem Maße am Geschick des Gefallenen teil, wie es seine eigene Mannschaft getan hatte; so blieb der Tote zwischen den Stellungen liegen; und der Wind deckte ihn mit Sand zu, bis das Grab zu einer kleinen Erhebung im Niemandsland wurde, die nun von Tag zu Tag wuchs und damit in einem Gelände, das keinerlei Deckung bot, an Bedeutung gewann. Es erhob sich dann auch bald an dieser Stelle, wo der Hauptmann lag, ein kleiner Hügel, hinter dem sowohl die Deutschen als auch die Gegner mit Recht einen vorgeschobenen Posten vermuten konnten; deshalb wurde das Grab in den Nächten auf beiden Seiten der besonderen Aufmerksamkeit der Grabenwachen und der Patrouillen empfohlen. Manches Geschoß pfiff in den Hügel und wirkte so der stillen Arbeit der Natur, des Windes und Sandes, entgegen.
Geriet durch diese Umstände, einmal, der gefallene Hauptmann nicht in Vergessenheit, so lebte er auch, zum anderen, in der Vorstellung der Grabenbesatzung auf eine merkwürdige, die Gemüter fesselnde Weise weiter, indem man sich während der Stunden der Nachtwachen im Graben erzählte: bei dem Toten befinde sich eine

Brieftasche, die einen großen Reichtum berge, Gold sei darunter und manch wertvolles Papier. Diese Gerüchte und Vermutungen, der Unterhaltungsstoff so mancher durchwachten Nacht, sind ein unwiderlegbarer Beweis dafür, wie nah das Leben sich an den Tod drängt, und daß die Vorstellungskraft, die aus Wünschen und Begierden allerlei Arten keimt, ebensosehr wie die Hingabe an ein großes, erhabenes Ziel zu Wagemut und Kühnheit hinreißen kann; denn um diesen vom Sande verwehten Leichnam spielten sich Kämpfe innerhalb des großen Völkerringens ab, die lediglich um der Einbildung oder um jener phantasiegebenden Unruhe willen geführt wurden, die zum echten Soldatentum gehören wie Einordnung und stille Pflichterfüllung.

In dies Spiel, wenn man so sagen darf, griffen zu Beginn des Jahres 1915 die Naturkräfte ein: ein Sturm, der von der See ins Land fiel, veränderte nicht nur durch seine Gewalt die Dünenkämme, die der Südwest in monatelangem, zähem Blasen aufgebaut hatte; er warf auch mit Flugsand das künstlich errichtete und mühsam gehaltene Grabennetz zu, und er fegte jenen, dem Auge vertraut gewordenen Hauptmannshügel in der Mitte des Niemandslandes in einer Nacht weg, so daß im Morgengrauen des jungen Tages der Leichnam wieder zu sehen war, nicht deutlich, doch unverkennbar: ein paar Uniformstücke und, wie es schien, ein erhobener Arm.

Diese Veränderung des Bildes führte zu einem ungeheuren Auftrieb der Unternehmungslust, die jedoch nicht zu voller Entfaltung kam, da, als von unserer Seite aus gebotener Rücksicht auf die Männer, die den Graben verließen, um zu dem Toten zu gelangen, keine Leuchtkugeln in den Nächten abgeschossen wurden, der Gegner in berechtigtem Mißtrauen das Niemandsland unentwegt beleuchtete und mit Maschinengewehren bestrich. Es gab mehrere Tote und Verwundete, und die Folge davon war, daß ein Befehl erging, den Graben nicht mehr zu verlassen. Dies Verbot wurde jedoch nicht eingehalten, sondern bei erster sich bietender Gelegenheit gebrochen.

Einige Wochen nach dem Sturm fiel im Morgengrauen eines Tages ein derart dichter Nebel, daß man keine drei Meter weit sehen konnte. Fast die halbe vorn in Stellung liegende Kompanie entstieg dem Graben und machte sich auf, immer zwei, drei oder vier Mann beieinander, den Hauptmann zu suchen. Ohne Waffen kletterte man aus dem Graben und über das Drahtverhau, um ganz unbehindert zu sein.

All diese kleinen Patrouillen kehrten heil zurück, doch nur einer einzigen von ihnen war es gelungen, den Hauptmann zu finden; die anderen hatten im dichten Nebel die Richtung verloren gehabt, waren zum Teil lange umhergeirrt, und nur dem Umstand, daß einmal auf kurze Augenblicke der graue Wolkenschleier zerrissen war, verdankten sie ihre glückliche Heimkehr.

Was aber hatte die eine ans Ziel gelangte Patrouille ausgerichtet? — Sie hatte dem Toten mit den Händen ein Grab gescharrt, die Überreste seines Leichnams in die Vertiefung gebettet, Sand darüber gehäuft, und zum Zeichen dafür, daß sich an dieser Stelle ein Grab befinde, den Degen des Gefallenen in den Sand gesteckt und mit seinem Helm geschmückt. An die Brieftasche des Toten hatte keiner der Männer, die dieses Werk vollführten, gedacht.

Mußt ruhig sein, Mijnheer!

Gegen Ende des letzten Krieges wurden auf der Fahrt nach der Front zwei Soldaten, die aus dem Urlaub zu ihren Regimentern zurückkehrten, auf ein paar Stunden zusammengeführt, die wohl bemerkenswert sind, weil aus ihnen das Wesen des Schicksalhaften leuchtet, sowohl unsere Auflehnung dagegen als auch unsere Einordnung in ein übermenschliches Geschehen.
Es hatte sich so gefügt, daß die beiden in Brüssel als einzige Fahrgäste in einem Eisenbahnwagenabteil verblieben und sich nun zu unterhalten begannen, von den Eindrücken ausgehend, die der Aufenthalt in der Heimat ihnen vermittelt hatte. Ihr Gespräch war sehr lebhaft und gewann einen eigenartigen Reiz durch die Offenheit, mit der beide von Anbeginn an in Gedankenaustausch traten; es war, als ob sie einander seit langer Zeit kennten und Freunde seien. Die weise Zurückhaltung, die als ein Merkmal echter Männlichkeit oder guter Erziehung gilt, machte gleich nach den ersten Worten, welche die beiden miteinander wechselten, einer bekenntnishaften Zutraulichkeit Platz; und lange vor Gent, dem Reiseziel, wo sich ihre Wege trennen mußten, hatte der eine erfahren, daß der Kamerad in der bestimmten Vorahnung seines nahen Todes an die Front zurückkehre.
Er ersparte sich die überflüssigen Worte eines Trostes, der keiner ist, und nahm sich lediglich vor, den andern, solange die Pflicht es zuließ, nicht zu verlassen, sondern mit ihm die Stunden zu verbringen, als ob ihnen weder Ende noch Ziel gesetzt seien. In Gent, wo beide einen Aufenthalt von über fünf Stunden hatten, kamen sie kurz vor Mitternacht an. Der von seiner Ahnung Bedrückte äußerte den Wunsch, noch einmal vor dem Tode das Leben in vollen Zügen zu genießen, und in dem Vorsatz, Freude zu suchen und zu finden, verließen die beiden den Bahnhof. Indes: die Stadt war dunkel und menschenleer. Sie wanderten durch finstere Straßen und Gassen, über Plätze und Brücken; und zuletzt war der ganze Sinn dieses vergeblichen Suchens für den begleitenden Kameraden nur noch der, irgendein Gasthaus oder eine Kneipe zu finden, wo man einkehren könne, sei es auch nur zu kurzer Stärkung und Rast. Die Wünsche des andern aber wollten sich nicht so schnell legen; in ihm stieg die Erwartung sogar immer höher, je mehr dunkle und tote Straßen er durchwanderte; und schließlich wurde sie zu einer Hoffnung auf ein Wunder, das in bestimmter Gestalt seiner in dieser Stadt harren müsse. Er sprach diese Zuversicht gerade aus, den andern, der schließlich zur Umkehr riet, mit sich fortziehend, und das kommende Erlebnis, das er mit einem Weibe begehrte, in allen Farben ausmalend, als sie, nicht allzu fern, ein Licht erblickten und, darauf losschreitend, erkannten, daß es in einem niedrigen Hause zu ebener Erde hinter einem Fenster brenne, dessen Vorhänge dicht geschlossen waren. Daß sich hier keine Gastwirtschaft befand, war gut zu erkennen; aber wer das Leben sucht, will mehr als Bier und Wein trinken und zur Nacht speisen; und bevor ihm der andere seine Erwartung ausreden konnte, war der eine über den Graben gesprungen, der sich zwischen der Straße und der Häuserreihe befand, hatte an das helle Fenster geklopft und forderte nun mit lauter Stimme, daß man ihm öffne.

Er richtete seine Worte an ein Mädchen, das nach seiner hohen Einbildung hinter dem Fenster in der erleuchteten Stube sitzen müsse, vielleicht sogar auf ihn wartend. Da aber alles ruhig blieb und niemand sich zeigte, schlug er noch einmal und ungeduldiger gegen das Fenster und bat, daß man ihn doch einlassen möge. Der Kamerad, der auf der Straße zurückgeblieben war, mahnte vergebens, von diesem Tun abzulassen. Als dann der Ungeduldige zum dritten Male und noch stürmischer gegen das Fenster pochte und dazu in der Sprache des Landes, von der er ein wenig verstand, halb scherzhaft bittend, halb drohend das vermeintlich in der Stube sitzende Mädchen bestürmte, ihn doch nicht länger warten zu lassen, wurden plötzlich die Vorhänge hinter dem Fenster geteilt, und der Kopf einer alten Frau wurde sichtbar; sie öffnete das Fenster ein wenig und sagte langsam und, wie es schien, voll gütigen Verständnisses für den ihr bereiteten Auftritt in flämischer Sprache, die aus der alten Verwandtschaft mit unserer wie keine andere das Menschliche menschlich zu fassen versteht: „Mußt ruhig sein, Mijnheer! Wir haben einen Toten im Haus!" Die beiden Soldaten gingen doch anders, als sie hergekommen waren, durch das dunkle Gent. Sie sprachen auf diesem Wege nicht mehr, doch hatte der eine des andern Arm genommen, sich ihm so verbindend im Geiste und im Gefühl; und auf diese Weise führte er ihn nach dem Bahnhof zurück, wo er in früher Morgenstunde von ihm Abschied nahm mit festem Händedruck und dem Wort: „Nun mach's gut, Kamerad!" — „Das will ich tun!" antwortete der andere.

Will Vesper

Will Vesper ist am 11. Oktober 1882 in Barmen geboren. Er besuchte zuerst die Volksschule bis zum Abschluß und dann seit Ostern 1897 das humanistische Gymnasium in Barmen. Nach dem Abitur (1904) ging er nach München, besuchte aber die Universität nur beiläufig, studierte selbständig Germanistik und Geschichte und wandte sich früh der praktischen Germanistik, der Herausgabe und Erneuerung älterer deutscher Literatur, zu. Seit 1906 literarischer Beirat des Verlages C. H. Beck in München. Ab 1911 freier Schriftsteller in Hohenschäftlarn im Isartal, 1913/1914 in Florenz. Seit März 1915 bis zum Schluß des Krieges Soldat im 2. bayrischen Landwehr-Infanterieregiment. Auf Veranlassung des Kaisers abkommandiert als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter in den Stellvertretenden Großen Generalstab. Nach dem Kriege bis Oktober 1920 Leiter des Feuilletons der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" in Berlin. Seitdem wieder freier Schriftsteller und Herausgeber der „Neuen Literatur". Seit 1933 Mitglied der Dichterakademie. Seit 1937 lebt er auf Gut Triangel in Osthannover. Acht Kinder, vier Enkel.

Mahnung

Nun schweige ein jeder von seinem Leid
und noch so großer Not!
Sind wir nicht alle zum Opfer bereit
und zu dem Tod?

Eines steht groß in den Himmel gebrannt:
Alles darf untergehn!
Deutschland, unser Kinder- und Vaterland,
Deutschland muß bestehn!

Geschrieben am 5. August 1914.

An Deutschland

Wer möchte leben, könntest du vergehn!

Du hast von je viel Anfechtung erlitten.
Gott stellte dich in viele Feinde mitten
und ließ dich viel seltsame Wege gehn.

Auf deinem Haupt trugst du die höchste Krone,
und sankst doch tief, gleich dem verlor'nen Sohne.
Du mußtest lang in fremden Diensten stehn,

bewahrtest heimlich doch in Knechtestagen
die Krone dir, die du zuvor getragen,
und durftest wieder in dein Erbe gehn,

ob auch die Feinde wütend um dich tobten.
Denn dir vertrauten, der in Leid Erprobten,
die Götter viel unsterblich Gut zu Lehn.

Du bleibst auch heut! Der Erde Bestes ruhte
von je auf dir, das Schöne wie das Gute.
Fielst du zu Boden, wer noch bliebe stehn?

Wer möchte leben, könntest du vergehn?

Geschrieben am 7. Februar 1915.

Auf den Tod der jungen Kriegsfreiwilligen bei Langemarck

Wir haben ein Grab gegraben
für lauter junge Knaben;
ist jeder noch ein Kind.
Sie liegen in langen Reihen,
und auch zu zweien und dreien,
wie sie gefallen sind.

Sie haben so brav gestritten,
den bitteren Tod erlitten,
getrunken, als wäre er Wein.
Sie liefen mit Gesange
— es war ihnen gar nicht bange —
weit in den Feind hinein.

Sie trieben ihn über die Eyser.
Da blühten Lorbeerreiser
rings auf dem flandrischen Feld.
Und noch im Taumel des Falles
klang: Deutschland über alles,
über alles in der Welt!

Und nicht eine Handvoll Erden
soll ihnen nun davon werden.
Sie liegen in fremdem Land.

Das macht ihnen wenig Kummer,
weil jeder in tiefem Schlummer
nun ewige Heimat fand.

Geschrieben am 2. September 1915.

Heimat und Herkunft

In den großen Querbalken seines Hofes ließ mein Ältervater die stolze und verpflichtende Verheißung schneiden: „Des Gerechten Samen bleibet ewiglich." „Gott allein die Ehr' soll sein", fügte er bescheiden hinzu. Ende des 18. Jahrhunderts „verneuete" er das Haus, an der Stätte, auf der unsere Vorväter schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts gesessen — nach dem Kirchenbuch, in Wahrheit wohl solange überhaupt Bauern in dieser Ecke des alten Fürstentums Waldeck den Pflug über den Acker führten, Holz schlugen und Pferde und Schafe züchteten. Wie sie dabei zu ihrem lateinisch klingenden Namen kamen, ahne ich nicht. Wahrscheinlich steckt in ihm verderbt irgendeine alte deutsche Wortform, die man später nicht mehr verstand. Der Hof, auf dem mein Vater geboren, liegt im Dorfe Münden an der Orke, unter dem Eisenberg, in dem man in alten Zeiten und auch neuerdings wieder Gold fand. Man spricht im Dorfe noch Niederdeutsch, doch liegt die hessische und rheinfränkische Sprachgrenze nicht weit. Die Bauern waren den Grafen und späteren Fürsten von Waldeck untertan, doch nie leibeigen, und bewahrten stets eine stolze Selbständigkeit und einen eigenwilligen Freiheitssinn.

Das Geschlecht meiner Vorfahren war immer sehr fruchtbar, füllte mit den versippten Familien der Sonneborn, Hetzlar und Bürgener das ganze Dorf, floß weithin über in die Nachbardörfer des Eder- und Diemeltales, in die Städtchen zwischen Warburg, Kassel, Sachsenberg und Korbach, seit der großen Landflucht im 19. Jahrhundert auch besonders ins Wupper- und Ruhrtal und nach Amerika. Nahe und ferne Vettern grüßen mich heute in allen möglichen Gegenden Deutschlands, und fast immer läßt sich ihre Linie auf den alten Stammhof in Waldeck zurückverfolgen.

Der Hof, heute im Besitz eines Vaterbruders, war stattlich genug, dem Besitzer fast immer zu erlauben, Söhne und Töchter ordentlich zu versorgen, den einen Jungen Pfarrer, den anderen Lehrer werden zu lassen, diesem zur Einheirat auf einen anderen Hof und jenem zu einem tüchtigen Handwerk zu verhelfen. Der Jüngste erbte nach altem Brauch den Hof, auf dem auch unverheiratete ältere Schwestern und Brüder ihr Wohnrecht behielten.

In jedem Jahrhundert galt es auch schwere Zeiten zu überwinden, wie in den dreißiger Jahren des vorigen, wo mehrere schlechte Ernten einander folgten und Mensch und Tier zuletzt, wie mein Großvater oft aus eigener Erfahrung erzählte, von dem Samen der Heidekräuter auf der Goddelsheimer Heide ernährt werden

mußten. Man kämmte die Sträuchlein mühsam aus und mischte die Früchtchen zerstoßen unter die Reste des armseligen schwarzen Mehles. Der Großvater war ein ernster, oft von dunklen Gedanken geplagter Mann. Er wußte viel von früheren, meist noch schlimmeren Zeiten, von einem Dorfbrand im Dreißigjährigen und einer Schlacht im Siebenjährigen Krieg, nach der die Franzosen das Dorf geplündert, besonders aber von der Kosakenzeit, von deren Greueln ihm seine Eltern — er war 1824 geboren — noch frisch erzählt hatten. Im höchsten Alter noch — er starb 1913, die Großmutter 1920, dreiundneunzigjährig — hielt er sich eigens eine Berliner Zeitung, um rechtzeitig zu erfahren, wann Krieg würde und die Kosaken wiederkämen, wie er zeitlebens fürchtete.

Das Dorf Münden ist protestantisch, kalvinisch, wie das ganze Waldeck. Uralter Volksglaube lebt kräftig in vielen Vorstellungen und Bräuchen.

Auch meine Mutter stammt aus ältestem Bauerngeschlecht, aus dem Dorfe Oechsen in der Vorderrhön, zwischen Felda und Fulda, dem alten Lande Buchonien. Der Name des Dorfes wird schon im 8. Jahrhundert erwähnt. Es gehört seit dem 9. Jahrhundert zum Bistum Fulda, seit dem 16. zu Kurhessen und seit 1815 zu Weimar-Eisenach. Es hat den Charakter eines alten germanischen Freibauerndorfes bis zur Gegenwart sehr rein bewahrt, besaß bis zur Verkoppelung kurz vor dem Krieg eine große Almende und heute noch einen reichen Gemeindewald. Der alte Kirchhof ist eine Festung und der Kirchturm ein kräftiger Wehrturm. Gewaltige Fluchtburgen, mit heute noch deutlich erkennbaren mächtigen Wällen und Basaltmauern, die ganze Völkerstämme mit Vieh und Habe aufnehmen können, krönen die Kuppen der benachbarten Berge, den Beyer, die Röderburg, den Oechsen, und beweisen, daß die Gegend an der alten Völkerstraße in der Richtung Mainz-Fulda-Erfurt schon in frühesten Zeiten reich besiedelt war.

Das Dorf behauptet zwischen dem Hessischen im Westen, dem Mainfränkischen im Süden und dem Thüringischen im Osten noch heute eine nord- und niederdeutsche Färbung und Neigung zur Art der Leute an der unteren Werra und der oberen Weser. Der Glaube ist auch hier kalvinisch. Uralte Sitten und Bräuche, Vorstellungen und Anschauungen haben sich mehr noch als in Münden erhalten. Ältestes Glaubens- und Sagengut lebt noch frisch und gegenwärtig. Vor einiger Zeit fand ich dort in einer Kellernische eines alten Bauernhofes eine Art heidnischen Hausaltar, ein einfaches, aber ausdrucksvolles Steinrelief aus vorchristlicher frühgermanischer Zeit, ein ganz eigenartiges Stück. Noch immer verehrte der alte siebenundachtzigjährige Oheim in diesem, in geheimer Nische eingelassenen „Männchen" mit der segnenden Hand den „Hausgeist", wie er mir zögernd gestand. Meine Großmutter — sie starb 1919 im Alter von achtundachtzig Jahren, der Großvater wurde nur vierundsiebzig — lebte ganz in dieser Welt des „Aberglaubens", der „Zauberer" und der „Hexen". Sie war zuletzt eine Art lebendige Dorfchronik, „inwendig voll Figur". Sie sah die Toten am hellen Tag auf der Straße und grüßte sie. Sie trug nie etwas anderes als die alte schöne Bauerntracht und war eine so merkwürdige Frau, daß man Bücher von ihr schreiben müßte.

Die Vorfahren meiner Mutter waren im Dorfe von jeher wohlhabende „schöffenbare“ Bauern und Dorfmüller — nachweislich seit 1618. Weiter zurück geht das Kirchenbuch nicht. Aber schon damals füllte das Geschlecht — Schlotthauer, später Schlotzhauer — das ganze Dorf, zusammen mit den versippten Familien Weißenborn, Schroth, Weih, Sünne, Hoßfeld, Oetzel und Sengbiel, zwischen denen immer wieder hin und her geheiratet wurde. Sehr selten kam eine Frau oder ein Mann aus anderer Gegend in die Bauerngeschlechter.

Als um die Mitte der siebziger Jahre viele junge Bauernsöhne und Töchter ihre Dörfer verließen, verlockt von der Aussicht, in den „aufblühenden“ Industriestädten des Westens ihr Glück zu machen — die meisten wurden nichts als arme Proletarier —, kamen auch meine Eltern aus ihrer Heimat ins Wuppertal, nach Barmen. Aber das Leben in Fabriken, Stadtwohnungen und Dienst mißfiel ihnen so sehr, daß sie schon nach wenigen Jahren mit ihren sehr bescheidenen Ersparnissen einen Bauernhof am Rande der Stadt pachteten und hier in einem fleißigen, mühseligen und doch gesegneten Leben sich behaupteten. Der Hof, dem heute die Stadt viel näher gerückt ist, lag damals in großer Einsamkeit, zwischen schönen Buchenwäldern, auf dem sogenannten Wollspinnersberg. Dort habe ich seit meinem fünften Jahre als Bauernjunge leben dürfen. Eine kleine „Sommerwirtschaft“, die meine Eltern für die in den Wäldern lustwandelnden Städter eingerichtet, störte nicht den bäurischen Charakter unseres Lebens. In aufopfernder Treue haben meine Eltern, die nie mehr als das Nötigste besaßen, dennoch ihren Kindern, je nach Art und Begabung, auf den Lebensweg geholfen. Sie haben mir, ihrem ältesten, als ich bereits vierzehn Jahre und schon von der Volksschule entlassen war, doch noch den Besuch des Gymnasiums und nachher mehrere Jahre den Besuch der Universität ermöglicht, wobei ich selbstverständlich bis zum Abitur und noch als Student daheim jede Bauernarbeit mitangreifen mußte und durfte.

Und so haben sie mir das Beste erhalten: daß ich, ein Abtrünniger von dem uralten Segensberuf der Väter, dennoch ihm immer naheblieb, und so niemals anders mich fühlte denn als Bauer und Arbeiter auf dem Acker, Saat und Ernte pflegend auf dem Felde, das mir anvertraut. So allein habe ich zuletzt die Abtrennung von der Erde und der Heimat der Väter vor mir selbst verantworten können, immer davon träumend, daß mir noch einmal vergönnt sein möchte, nicht nur in einem eigenen kleinen Gärtchen wie jetzt, sondern auf echtem, eigenem Bauernhof zu stehen, in der Heimat der Väter, irgendwo zwischen Werra und Eder, mit meinem Sohn und künftigen Enkeln. Immer wenn ich auf den Äckern stand, auf denen einst meine Väter pflügten, säten und ernteten, war mir, als flösse mir Kraft und Sicherheit aus der heimatlichen Erde zu und als könnte ich nur dort das erfüllen, was zu tun mir noch aufgetragen ist. Und nun habe ich — anders als mein Traum und doch in seiner Erfüllung ein großes Gut, auf dem dreißig große Bauernhöfe Platz hätten, zu betreuen und stehe im härtesten Dienst, den es heute neben dem des Soldaten gibt: um meinen Teil dafür zu sorgen, daß deutsche Erde unserem verstädterten Volke Brot und Lebenskraft gibt und wahrt.

Georg von der Vring

Von der Verantwortung

Wenn jemand einen Band Lieder geschrieben hat, die sein eigenstes Wesen ausdeuten, Lieder, deren Keime ihm in der Jugend sichtbar wurden, deren Wachstum er durch die Jahrzehnte zu fördern suchte und deren letzte Gestalt er nun zu zeigen sich entschließt — wem wäre so einer wohl verantwortlich?

Er wäre verantwortlich und hätte zu danken dem Großen Unbekannten, der ihn in die Welt sandte und ihm aufgab, für ihn und für seiner Werke Majestät Zeugnis abzulegen. Er hätte sich, mit seinem Liederbuch in der Hand, zu fragen, ob er allezeit ein getreuer Knecht seines Herrn gewesen sei und mit seinem Pfund gewuchert habe. Zwar dürfte er der eigenen Person, auch wenn ihm sein Werk gelungen wäre, kein noch so geringes Verdienst zuschreiben und „Eitelkeit sich freu'n". Er müßte Dank sagen, daß ihm die Kraft verliehen ward, den Lärm des Tages zu meiden und sich die Stille des Herzens zu bewahren.

Er wäre in diesem Sinne aber auch verantwortlich und hätte zu danken den Müttern und Vätern, von denen er stammt und von denen ihm die Gabe des Gesanges wohlbewahrt überkommen ist, und er hätte sich vor ihren alten und vergangenen Gesichtern zu fragen, ob sie ihn würdigten, daß er mit dem seinen auch ihren Namen auf das Liederbuch setze und damit auch ihr Wesen, das ihm nahe und teuer geblieben ist, für sich in Anspruch nehme.

Er wäre am Ende verantwortlich und hätte zu danken dem Lande und seiner Landschaft, das sich ihm am Tage der Geburt zeigte, das ihn, ein winziges Menschlein, in sich aufnahm und seine Brust mit dem reinsten Atem tränkte, das einen großen Strom an seiner Wiege rauschen ließ, der zum Meere zog und dem Kinde den Sinn in die geöffneten Reiche der Menschheit richtete.

Spräche alsdann der Große Unbekannte ihn los, so dürfte der Dichter hoffen, daß auch der verklungene Mund seiner Vorfahren und die Woge seines Stromes ihm den gleichen Freispruch zuteil werden ließen. Aber der Unbekannte schweigt, solange wir lauschen. Er wird erst dann zu uns reden, wenn unser Ohr nicht mehr hört.

Eine vierte Verantwortung käme hinzu. Jener Dichter kennt sie aus seiner Jugendzeit. Er hat ihre Last und ihre Lust getreulich getragen. Es ist die Verantwortung vor sich selbst.

Als er ein Jüngling war, erlebte er eines Tages, wie sich vor seinen Augen die schmale Mondsichel über dem Schilf entblößte. In jener Stunde ward ihm bewußt, daß er dies anders erlebte als die Menschen, die er kannte — eine Entdeckung, die süß und bitterlich zugleich war, und die ihn zum erstenmal die „Verantwortung vor sich selbst" empfinden ließ. Es ward ihm aufgegeben, daß in seinen Liedern die Mondsichel über dem Schilf von der Natur sich löse und ein neues und lebendiges Wesen

würde. Das Geheimnis, wie dies zu erfüllen sei, zu ergründen, ging er als junger Mensch mit Feuereifer an die Arbeit.
Wird jemand, dem diese zauberhafte Arbeit fremd ist, die „Verantwortung vor sich selbst", die jener Dichter trägt, begreifen können?
Eine solche Verantwortung macht ihn, dem sie auferlegt ist, sehr einsam. Es gibt nichts auf der Welt, das ihm seine Arbeit erleichtert, und vieles, das sie ihm erschwert. So aber soll es sein, denn, wenn der Weg leicht wäre, würde er ihn nicht gehen wollen.
Diese Verantwortung ist wie eine Flamme, die ihm erst in seinem Tode erlischt, er hütet sie und nährt sie mit seinem Leben. Sie ist in seinen Augen. Seht ihn euch an, ob ihr sie darin erkennt. Er selber ist bemüht, sie vor euch zu verbergen, denn noch ist er jung, noch darf er sich niemandem verraten. Noch schämt er sich ihrer in großer Unsicherheit. Daneben weiß er: wer sich allzu früh verrät, wird geneigt sein, sich von den Neunmalklugen beraten zu lassen; eines Tages wird ihn ein Narr verraten. Er soll sich vor seinen Freunden mehr hüten als vor seinen Feinden.
Ein großer Krieg kam in die Welt. Das Vaterland stand auf. Gefordert wurde auch vom Dichter das Leben. Er trat in die Reihe, zu seinen Brüdern, und er war bereit, es zu spenden. Er erblickte die Schlachtfelder und tränkte sie mit seinem Blut. Aber auch dort gab es niemand, der ihm die „Verantwortung vor sich selbst" abgenommen hätte, also, daß er noch das Grausen und noch den Tod der Brüder anders erlebte als alle anderen und somit beides in seine Arbeit aufnehmen mußte. Damals ward ihm bewußt, daß diese „Verantwortung vor sich selbst" ihn geradezu seines eigenen Selbst beraubt hatte (als wäre er mit den Brüdern gefallen), indem sie ihm immer und überall das zeigte, was a u ß e r ihm war, und ihm all das zu bilden aufgab, was dort im hohen Glanze des Schicksals geschah und auf wahnwitzig gewaltige Taten und Gestalten hindeutete, die diesen Totentanz einmal, losgelöst von der Wirklichkeit, würden auszudeuten haben.
Somit gibt es heute für den alten Soldaten und Dichter, der seiner selbst und seiner Mittel sicher geworden ist, nur noch die Verantwortung für das Außen, für das Leben, das ihn umringt, für die Kreatur, die neben ihm oder anderswo liebt und leidet, eine allseitige Verantwortung also, die in jene vor dem Großen Unbekannten einmündet, der noch immer sein Schweigen nicht bricht und den Dichter der letzten und unbegreiflichsten Einsamkeit überläßt.

Ein Kriegstagebuch

I.

Der See blaß im Morgenlicht, das Schilf plötzlich wie Herbst und bunt. Nun ich langsam am Waldrand hingehe, ruft mich jemand an. Ich habe das Lager gefunden. Höre die harten Abschüsse unserer Batterien ringsum, esse dazu die Eier von daheim. Dumpfes Geräusch klingt von den Maasufern herüber. Ein Apfel als Nachtisch, und nun fällt Regen auf das Teerpappedach.

Links von uns im Wald muß eine Batterie stehen. Sie wird von Zeit zu Zeit beschossen. Großer Lärm in der schwarzen Nacht. Dazu geht ein Gewitter vorüber, es regnet Stunden hindurch. Dann Stille, bis wieder ein Schuß wie ein Hammerschlag ankommt. Jetzt aber schlafe ich gleich, trotz der Fliegen, die immer noch meinen Kopf umschwärmen.

II.

Der Tag ist voll Wind. Große Wolken kommen in mächtigem Zug und fliegen über den Wald.

Nachmittags schießt der Franzose plötzlich hart an den Waldrand. Einer unserer Soldaten hat sich dort gewaschen und gekämmt und putzt seine Zähne. Eben hat ein Vorübergehender ihm zugerufen: Wie hast du dich fein gemacht! — da schlägt die erste Granate ein. Der Soldat stürzt ein paar Schritte ins Lager zurück und bricht zusammen. Er ist tot, und wir tragen ihn fort. Eine zweite Granate schlägt ein, eine dritte. Das Lager muß geräumt werden.

Wir warteten am See. Aber nun gingen die Schüsse weiter, auf das andere Ufer und zu den Pappeln. Später bekam drüben auf der Erdwelle das Ruinendorf Feuer. Man sah die Menschen und Pferde zwischen den Häusern herauskommen, sich links und rechts ziehen und allmählich in Gebüschen und Geländefalten verschwinden. Den ganzen Nachmittag stand der Rauch über dem Dorf. Dann hörte die Beschießung auf, der Wind frisierte den Hügel, und eine späte Sonne schminkte ihn mit Zinnober.

III.

Auch heute beschoß der Franzose die Dörfer hinter uns.

Abends waren wir noch auf dem Entenstrich. Die Ente zog, aber wir bekamen nichts. Der Leutnant schoß auf einen Bussard, welcher fiel und dunkel in den Wald abstrich. Es hallte durch den Abend. Der westliche Uferwald bekam schwere Kaliber. Als das Feuer sich dem See näherte, warfen wir die Flinten über die Schulter und gingen. Später wurde es mondhell und still. Es war ein windiger Tag. Am Schilf stand der Sarg des gestern Gefallenen.

IV.

Eine abgekämpfte Division kommt an. Ich höre einen blassen Hauptmann sagen: Ich bitte um Verzeihung, daß ich da bin: aber lassen Sie mich in Ruhe, ich habe seit vierzehn Tagen nicht geschlafen.

Ich gehe nicht fort. Der Waldboden ist naß und schlammig. Dies ist ein Wald voll Fliegen. Die Fenster haben Schleiervorhänge, aber das hilft nicht viel.

Augenblicklich schießt eine Batterie merkwürdig jaulende Granaten über den Wald. Ich gehe jetzt. Vielleicht wird es wieder regnen.

Schön ist es, im hohen Schilf zu stehen und in das gelbliche Wolkenloch im Westen zu schauen. Die Schilfköpfe schwankten. Die Ente zog sehr schwach.

Eine Traube von meiner Liebsten liegt auf dem Tisch. Die Kerze brennt zu Ende. Gedanken gehen weiter und weiter.

V.

Wir stehen alarmbereit.
Der Wald ist voll Beeren. Hagebutten, rotgelb, wie kleine Flammen der Liebe und Freundschaft; Nachtschatten als Warnung; violette Kugeln der Schlehen — Bravheit im Dorn; Brombeeren bitter; korallenrote Fruchtkolben am Boden im Gebüsch, wie Sünde und Schande.
Der Wind weht über den Beerenwald. In der Ebene bewegen sich tausend verdorrte Kleeköpfe. Das Schilf biegt braune Lanzen und braune Fahnen im Wind. Stare schreien im Rohr. Sie steigen auf und fallen wieder ein, wie ein Schleier, den der Wind umwendet.

VI.

Es wird schnell Nacht. Hier im Wald stehen unsere Zelte, wir werden auf dem Erdboden schlafen.
Der Himmel ist tieforange. Immer noch stehen sieben Fesselballone aufmarschiert und blicken in die Berge hinein. Vor dem Wald schwingt sich die Ebene. Ein heißer Tag endet. Die Pferde wiehern in der schnell kommenden Kühle.
Im sonnigen Wald bewegt der Wind die Blätter. Eine Ziehharmonika erklingt. Fest eingehüllt in Mantel und Decke durchschlief ich die taufeuchte Septembernacht. Der kalte Morgen weckte mich. Die Sonne kam schräg am Hügel. Die Ebene blitzte. Auf den Wiesen die braunen Pferde, und Rauch aus dem Wald.
Wo werden wir in der kommenden Nacht liegen? Der Wind unterhält mich durch die Stunden mit Umdrehen der Blätter. Die Sonne bescheint die Welt und ihren eigenen Himmel. Eine Herbstzeitlose trage ich unter der Mütze. Weshalb? Weiß Gott.

VII.

Unter mächtigen Eichen liegt ein schwarzes Haus. Darin las ich „Das Haus zur ballspielenden Katze“ von Balzac, eine gute Geschichte. Abends bildeten sich Wolken, massig und gewittergroß. Ich trat vor den Wald und sah endlich wieder die Côte. Es war dunstig, doch konnte ich die Berge rauchen sehen.
Hier ist es still. Ein Bussard kreist am Walde. Welke Stauden überziehen die Hügel. Wir aber haben kein Bleiben.
Es fallen Regentropfen auf das Dach des schwarzen Hauses. Eicheln fallen, springen und kollern. Vor mir liegt dein Paket mit Mirabellen und Süßigkeiten. Die Bonbons in der Tüte waren zusammengeklebt. Die in Papier gewickelten waren noch süßer als die anderen. Lutschend und knackend sitze ich auf dem gepackten Tornister und lese Balzac, bis die Kerze in die Tischplatte brennt.

VIII.

Starke Spätsommersonne liegt auf dem stillen Wald. Aber ewig rollt die Front. Der Wald wird golden. Schwarze Käfer sitzen verstockt an den Wegseiten, und manchmal erklingt ein Häherschrei.

Heute kam dein orangefarbener Fruchtzweig an. Sind es Berberitzen? Er hängt neben dem Fenster und ist mein einziger Zimmerschmuck.

Die Maschinengewehre dürfen nicht von den Wagen und die Pferde nicht auf die Wiese.

Nun ist es Nacht. Eine Harmonika quietscht. Die Soldaten singen: Röslein, Röslein, Röslein rot. Und als es spät wird, erklingt im letzten Lärm des Schlafengehens — woher? — eine Flöte. Der Abschuß eines nahen Geschützes läßt die Wände erbeben. Die Flöte verstummt.

IX.

Einer war da, der sang das Lob der Ehe, und alle stimmten ihm zu. Ich sitze nun am Ofen und habe Unsinn geschrieben und zerreiße die Blätter.

Gestern war ich mit zwanzig Leuten vorn in der Stellung. Noch brannte die Septembersonne. Morgens in der Frühe, um vier Uhr, als wir losgingen, zuckte der Himmel ringsum vom Geschützfeuer. Auf den Maasufern irrsinniger Lärm.

Um sechs Uhr, als wir durch stundenweite Wälder, in denen alle Lager zerschossen und verlassen waren, in die Stellung gelangten, ließ die Beschießung nach. Es wurde hell. Klar und nahe lagen die Höhen vor uns. Der Caurewald, das Dorf Ornes, dahinter die verletzten Hügel.

Die Waldränder ringsum mit ihren noch grünen Wiesenflächen sind von den Granaten frisch gepflügt. Meine Stellung befindet sich vor einer Ferme, Ruine, deren Gewölbekeller heil geblieben ist.

Es glühte die Sonne auf Beton. Ich schlief hinter einer Blende aus Strauchwerk die Zeit vorbei.

X.

Melancholischer Abend. Ich ging in der Dämmerung draußen vorm Walde auf und ab. Der Himmel war im Norden bis hoch oben voll dunkler geknitterter Wolken. Aus einem schwarzen Dorf erhob sich ein vierschrötiger Turm. Auf der Kleewiese grasten noch Pferde. Es blitzte ein Hufeisen her, und ich nahm es auf.

Nacht und Regen aufs Zelt. Ich hatte einen Traum: War im Museum. Ein grauhaariger Herr von schlanker Gestalt und mit raschen Bewegungen begleitete mich. Er führte mich beharrlich dreimal vor die „Auferstehung“ eines alten Kölner Meisters, bis ich die taubenähnlichen kleinen blauen Engel nicht mehr vergessen konnte.

XI.

Der Mond hat heute einen doppelten Regenbogen. Dies wehmütige Himmelsgestrahle und Blühen von Herbstzeitlosen nimmt nun ein Ende. Gelb ist in die Waldwipfel gefallen. Auf dem Tisch stehen schwarze Ligusterbeeren im Trinkbecher, auch sie trinken aus der trüben Zeit.

Unter dem doppelten Bogen dieser Nacht träumte ich von ihm. Nichts davon, daß er in Rußland begraben liegt. Er lebte, und es war nicht Krieg. Schnell ging er vor mir eine breite Treppe hinan, ich folgte ihm ebenso schnell. Oben angelangt, blieb er atmend stehen und sagte begeistert: Bienen am goldenen Helm!

XII.

Ein starker Wind fährt durch den Wald. Die gelben Eichenwipfel rauschen mächtig und lassen die Blätter fliegen. Die letzten Eicheln fallen auf mein Dach und rollen fort; nicht aus allen werden einst wieder so gute Bäume wachsen. Durch einen Wolkenspalt sehe ich ein Stückchen Blau aufleuchten. Er treibt hinweg.

Heute nacht war es bitter kalt. Ich erwachte immer wieder und hüllte mich dicht in Decken und Zeltbahnen. Am Morgen ist es immer noch klamm. Ich stampfte hin und her in der Hütte.

Da fällt mir ein, daß heute ja Sonntag ist. Ich rasiere mich und schaue zum Fenster hinaus. Die Sonne steigt und scheint so warm auf die braungelben Wipfel. Das grüne Land ist blaß, der Himmel kristallweiß.

Nachmittags, bei den klirrenden Scheiben, kommt der Befehl, den wir seit vierzehn Tagen erwarten: Abrücken in Stellung, Höhe 289.

Wer von uns wird fallen? und wer wird bleiben? Nun, ihr alten Soldaten, es geht uns nichts an.

Die letzte Eintragung dieses Tagebuches:

Ein gewisser neugebackener Vizefeldwebel A. soll heute so etwas wie eine Heldentat vollbracht haben. Nun, wir werden es erleben, was der Herrgott dazu meint, wenn es einmal so weit kommt, daß er ihn danach fragt.

Es gibt einen großen Trichter am Rande des Fosseswaldes, man nennt ihn den namenlosen Trichter. Dieser Trichter ist eher eine Kelter gewesen, in der Blut gekeltert wurde. Da drinnen kelterte der Franzose deutsches Blut zum Wein der Barmherzigkeit. A. bediente darin ein MG. Er atmete drei Tage und drei Nächte in der Kelter und hockte hinter dem unerschöpflichen MG. Und er kelterte sodann das Blut der Angreifer, die im Vorfeld liegenblieben, zum gleichen Wein der Barmherzigkeit. Er war ohne Säumen bei diesem Geschäft, aber bei Sinnen war er nicht. Sein Vaterland blaßte hinter ihm, er war allein.

Später sagte man ihm, er hätte die Stellung gehalten, und er würde dafür bald Leutnant werden oder einen neuen Orden bekommen. Aber es dauerte hernach, als

er abgelöst wurde, doch einige Stunden, bis er begriff, was für eine Verzierung gemeint war.

Und er setzte sich unterwegs neben dem Kirchhof von Azannes auf einen Mauerrest und schrieb eine Feldpostkarte. Sie lautete so:

Liebe Maria! Ich habe eben drei schöne Tage in der Ruhestellung verlebt. Traf dort einen früheren Kameraden, den Du nicht kennst. Ich habe Dir wohl auch nie von ihm gesprochen. Dieser Kamerad war sehr düster gestimmt, doch gelang es mir während unseres Beisammenseins, ihn ein wenig aufzuheitern. Zuletzt wurde er so lustig, daß er anfing, die komischen Verse von Morgenstern vorzutragen. Ganz köstlich, wie er das sagte: Ein nervöser Mensch auf einer Wiese täte besser wieder aufzustehen ... Du siehst, ich lebe vergnügt. Ich küsse Dich, Dein —

Er schrieb diese Karte, eine kleine tröstliche Lüge; und so geht es weiter.

Fritz Weber

Es ist durchaus nicht einerlei, wo man geboren wird, welche Luft einen in den entscheidenden Werdejahren umwebt. Wien, wo ich am 4. Juni 1895 zur Welt kam, hatte durch Jahrzehnte ein doppeltes Antlitz. Das eine dieser beiden Gesichter, das ewig heitere, leichtlebige, das dem Tag hingegebene kannte alle Welt; das andere, unter dem Druck einer nicht allzu fernen Zukunft ernst gewordene und rasch alternde, wollte niemand wahrhaben. Es enthüllte sich 1914 und trägt heute noch die Züge einer ungeheuren Kämpfer- und Dulderzeit, die es mehr als jede andere deutsche Großstadt zeichnete.

Mit fünfzehn Jahren trat ich in die Artilleriekadettenschule zu Traiskirchen ein und wurde Soldat, ein für allemal. Denn als ich im Januar 1919 nach zweiundvierzig Monaten Frontdienst aus der Armee entlassen wurde, wechselte ich nur das Kleid, nicht die früh erworbene, in vielen Feuern gehärtete Gesinnung. Sie hieß Soldat sein, Kämpfer, Verfechter einer Weltanschauung, die das Ich geringachtet gegen das Wir und der die gläubige Hingabe an eine Idee lebensnotwendig ist. Ich habe das Schicksal vieler Tausender geteilt, versuchte zu studieren, wurde, von der Sorge um das tägliche Brot getrieben, Beamter, Geometer und Journalist, bis ich endlich um 1928 wieder zu dem bestimmenden Erlebnis meines Daseins zurückfand, nämlich zu dem Großen Kriege, dessen Geschöpfe wir alle waren und sind. Und so schrieb ich nach und nach mein erstes Buch „Das Ende einer Armee“, eine Art Rechtfertigung, die „Deutschlands vergessenes Heer“ in seiner wahren Leistung, seiner Größe und seiner Tragik aufzeigen sollte. Diesem Buche folgten mehrere andere — „Frontkameraden“, „Isonzo“ und „Alpenkrieg“ —, durchaus nicht im Drange, Geschichte schreiben zu wollen, sondern aus dem Gefühl heraus, daß der Mensch, der so Gewaltiges getan und erlitten hat, schließlich zum Träger einer neuen Welt werden müsse.

Der Träger dieser neuen Welt, der soldatische Deutsche, stand wie ein Fanal über den vielen, den Ratlosen, um seine Fahne sammelten sich die, die noch die Kraft des Glaubens in sich trugen. Ich wurde Nationalsozialist, ging zu Beginn des Jahres 1934 nach München, lebte dort als Hauptschriftleiter und Schriftsteller. Das Wort war mir jetzt kein Baustein mehr für ein Denkmal des Weltkriegssoldatentums, sondern eine Waffe im Kampf gegen Schuschnigg-Österreich. Hatte ich in einem Festspiel „Morgenröte“ 1924 versucht, das Auf und Ab des gesamtdeutschen Schicksals als eine unvergängliche Hoffnung trotz Nacht und Verfall zu gestalten, so schrieb ich jetzt den Roman „Die Trommel Gottes“, der zwei große Völker, das deutsche und das italienische, im Ringen mit Habsburg und allem, was seines Geistes war, zeigen sollte.

Meine persönlichen Schicksale, die zwischen diesen Büchern liegen, halte ich nicht für wesentlich. So glaube ich, mit diesen Zeilen das Wichtigste über mein Leben gesagt zu haben.

Isonzo

Isonzo, du Angsttraum, du Geißel Gottes!
Isonzo, du rauschendes Heldenlied!

Zwölf Schlachten wurden um dich geschlagen.
Es gibt keinen Winkel in deinem Bereich,
der nicht übervoll ist vom Jammer der Erde,
an dem ein Soldat nicht, dem Heilande gleich,
die Kreuzeslast seines Schicksals getragen.

Deine blühenden Gärten und Wiesen und Felder,
dein karges Buschwerk und deine Wälder,
ja selbst die Felsen deiner Gebirge
wurden verwüstet in diesem Gewürge.
Doch du bist geduldig. Du schweigst. Deine Narben,
immer von neuen Geschossen zerrissen,
wurden zu Wiegen denen, die starben,
werden zur Brache der blutigen Saat.
Du aber schweigst, denn du bist geduldig.
Menschen nur sind an dem Elend schuldig,
blind und verbissen im Taumel der Tat.
Menschen flochten dem Menschensohne
hier eine furchtbare Marterkrone
tausendfältig aus Stacheldraht.

Tod und Verderben — nicht mehr? Nichts weiter?
Leiden und Sterben, so schwer — und nichts weiter?
Kämpfe und Greuel, Tag und Nacht,
um Gräben, um Trichter, um Land, um Macht;
und all das Heldentum aufgeboten
für ein paar Hügel, besät mit Toten?
Ist es wirklich nur das allein?
Kann das der Sinn dieses Opfers sein?

Krieg, du bist mächtig! Ein rasender Schnitter
kommst du über die Erde geschritten
und dein Wüten scheint grenzenlos.
Trotzdem: Ein jedes der Ungewitter,
das hier Soldaten durchstritten, durchlitten,
trägt auch ein Wunder in seinem Schoß.
Denn aus dem ungeheuren Geschehen

wird neues Leben einst auferstehen,
das die Erde aufs neue beseelt:
Grauengezeugte und elendgeborene
Kinder des Krieges, auserkorene
Schöpfer einer künftigen Welt!

(1917)

Sekunde der Entscheidung

Wo seid ihr, Kameraden froher Zeit,
wo seid ihr denn geblieben, du und du?
Nahm dich die Russenerde, weich und weit,
in ihre Arme voll Barmherzigkeit,
deckt am Isonzo dich der Schotter zu?
Hast du ein Kreuz, mein Bruder? Schläfst du einsam
in einem Alpenhochtal deinen Schlaf?
Bist du vergessen schon? Ruhst du gemeinsam
mit hundert andern, die die Kugel traf?
War dir ein rascher, milder Tod verliehen,
entschlummertest du aller Leiden bar?
Hast du um Hilfe stundenlang geschrien
bis endlich, endlich Friede um dich war?
Und dennoch, Brüder, eure fernen Schatten,
sie haben unser aller Sein geweiht:
Wir sind und waren immer nur Soldaten
und dienten einer schweren, großen Zeit...

Endlich war es uns einmal gelungen, den alten Gegner entscheidend zu schlagen. Seine Reihen wankten, sie gerieten in Unordnung, da und dort wandte sich einer zur Flucht. Und dann, nach einem neuen Ansturm, wälzte sich die Schlacht von einem Häusergeviert zum andern und über den Park beim Gymnasium hinaus in eine Villenstraße, die wohl noch nie Zeugin eines derart aufregenden Geschehens gewesen sein mochte. Ihre Häuser widerhallten vom Geschrei der Kämpfenden, ihre Fenster klirrten unter dem Aufschlag fehlgegangener Geschosse. Es war ihr Glück, daß wir nur mehr weiche Masse zur Hand hatten, die sich nicht vergleichen konnte mit der vorzüglichen Beschaffenheit des ersten Kugelwechsels, denn sonst hätte es Scherben gegeben. Hinter uns her schallten keifende Stimmen, wurden Besen und Schneeschaufeln drohend geschwungen; aber das machte auf uns nicht mehr Eindruck als der Jammer verweichlichter Völkerschaften, über deren Weideplätze eben der Eisentritt des Krieges hinweggeht. Wen kümmerten schon derlei Ausbrüche des Kleinmuts und der geruhsamen Bürgerlichkeit? Wer hatte Zeit, auch nur einen Blick auf

diese Zufälligen und Überflüssigen zu verschwenden? Krieg ist Krieg, und die Unbeteiligten sollten ihm fernbleiben ...

Der Feind hielt nur mehr mit geringen Kräften stand. Diese Tapferen, etwa acht oder zehn, kauerten hinter den Stämmen der Alleebäume, hochrot in den Gesichtern, sonst jedoch über und über weiß bestäubt von den Spuren des langen und harten Gefechtes. Wenn einer von ihnen sichtbar wurde, vereinigten wir unser Feuer erbarmungslos auf ihn. Ihre Schulranzen und einige ihrer Mäntel waren in unserer Hand, denn sie hatten ihr Gepäck im Eifer dieser großzügigen Rauferei liegen gelassen. Unsere Nachhut schleppte sie als Beute und Faustpfand mit. Und nun ließen wir uns Zeit, denn der letzte Triumph erforderte ausgeruhte Kräfte. Es galt, den Feind im Nahkampf zu überwältigen und ihn so herzhaft mit Schnee einzureiben, daß ihn keine Geschichtsfälschung von der Schmach dieser Niederlage befreien konnte. Welch ein Sieg! Seit Monaten hatten wir danach gelechzt. So weit wir uns zurückerinnerten, war den Irokesen nur Mißgeschick widerfahren, hatten uns die Trapper zu Paaren getrieben und die Haut des roten Mannes rücksichtslos gegerbt. Der große Feldzug in den Sommerferien hatte trotz wochenlanger Schanzarbeiten auf dem „Roten Berg“ mit einer schimpflichen Niederlage geendet, denn damals waren wir so verprügelt worden, daß wir die blauen, allmählich grün werdenden Flecken noch bei Schulbeginn zur Schau trugen. Vor der letzten Demütigung, nämlich in das Schlammbad eines versumpften Teiches getrieben zu werden, hatte uns nur das Eingreifen eines Kutschers bewahrt, der mit seiner Peitsche den würgenden Ring der Trapper sprengte.

Nun aber schlug mein Herz mit berechtigtem Stolz, denn diesen Sieg verdankten die Irokesen mir! Ich war allerdings nur ein gewöhnlicher Krieger, mit dem Recht, eine Feder im Haar zu tragen, aber da unser Häuptling sich geweigert hatte, das Kriegsbeil unmittelbar vor der ersten Zensur des Jahres auszugraben, war ich auf eigene Faust vorgegangen. Ich hatte am Vortag die Schule geschwänzt, hatte hunderte Schneebälle hergestellt und sie in sicherer Lagerung hinter einer Gartenmauer über Nacht frieren lassen, so daß der Gegner dann in einen wahren Hagel wirksamer Eisklumpen hineingerannt war. Ich hatte unsere Streitkräfte in drei Gassen so gruppiert, daß es für die Trapper kein Entrinnen mehr gab; und ich war es schließlich gewesen, der sich dem ersten Haufen unserer heimwärts ziehenden Feinde in den Weg stellte und dem Längsten von ihnen die Kriegserklärung in Form einer schallenden Ohrfeige überreichte.

Nach dieser verblüffenden Kampfhandlung mußte ich natürlich rennen, aber das war keine Flucht gewesen, sondern ein wohlüberlegtes Manöver, mit dem ich die Grundlagen unseres Sieges geschaffen hatte; denn nun jagten sie blindlings hinter mir her, nun mußte sich ihr Schicksal vollziehen. Und es vollzog sich in einem Ausmaß, wie keine Rothaut es sich hatte träumen lassen.

Ein großartiger Tag! Vom Himmel rieselte es weihnachtlich, übermorgen begannen die Ferien. Keine fremde Macht, kein Hausmeister oder Schutzmann hatte sich bisher in unsere Auseinandersetzung gemischt und abgesehen von dem pensionierten Hofrat

Bichlbauer und zwei kleinen Mädchen, die durch Zufall in das Gefecht gerieten, war niemand zu Schaden gekommen. Die Mädchen waren zeternd davongelaufen und der alte Bichlbauer schien uns nicht sehr gefährlich; er hatte selbst zwei Enkel, die dem Stamme der Irokesen angehörten, und drohte höchstens mit dem Regenschirm und einer Anzeige bei unserem Schuldirektor, der weithin durch alle Jagdgründe beiderseits des Wienflusses den Decknamen „Sküs" führte.
So schien unsere Lage ausgezeichnet zu sein. Wir hatten unseren Schießbedarf ergänzt und die beiden Flügel verstärkt und setzten nun zum letzten Sprung an. Die Trapper konnten nicht entwischen, es gab für sie nur mehr eine Rettung: sich ergeben und ihr Schicksal unserer Großmut anvertrauen.
Da trat ganz plötzlich eine Wendung ein. Diese Kojoten bellten einander etwas zu, verließen ihre Deckungen, rannten wie besessen auf ein Gartentor los, rissen es auf und — waren auf neutralem Boden. Wir heulten vor Wut, eine Salve traf nur mehr die Rücken und Nacken der elenden Feiglinge, die, gegen Recht und Brauch, sozusagen fremde Mächte zu ihrem Schutz aufriefen. Dann aber brach unsere Erbitterung durch und wir stürmten hinter den Flüchtenden her in den Garten.
Jetzt taten diese stinkenden Präriehunde ein letztes, um ihre zerfranste Ehre restlos zu besudeln: sie drängten sich in einem Glasvorbau am Hauseingang zusammen und schlugen die Tür hinter sich zu. Von dort streckten sie uns die Zungen heraus, rieben die Zeigefinger aneinander und drehten uns lange Nasen. Ein Schnellfeuer verkleisterte im Nu den Vorbau, so daß uns wenigstens der Anblick dieser hohnvollen Gesten erspart blieb, aber es war klar, daß unser Sieg keine Krönung mehr erfahren konnte.
Wir traten zu einem kurzen Palaver zusammen. Abwarten, Belagern schlugen die einen vor, Aufgeben, Abziehen die andern. Da gab es eine neue Wendung in der Sachlage, die unsere Aufmerksamkeit blitzschnell weckte. In dem Glasgehäuse rumorte es, die Bubenstimmen wurden von einem scharfen, unzweifelhaft weiblichen Organ übertönt und wir vernahmen Wortfetzen wie „Skandal", „Lausbuben", „Anzeigen". Dann wurde die Tür aufgestoßen und in der Öffnung erschien eine Dame von barocken Körperformen in Pelz und breitkrempigen Hut, ein Vollschiff zum Auslaufen klar, um es in der bildhaften Sprache Kapitän Stürmers, unseres Lieblingshelden, zu sagen. Dieses Vollschiff zeigte uns das Heck, es hatte also keineswegs freiwillig den sicheren Hafen verlassen, sondern war hinausgedrängt worden, offenbar um einen fruchtlosen Wortwechsel zu beenden.
Eine solche Tat versöhnt, ja sie ringt selbst unerbittlichen Gegnern Achtung ab. Die Trapper sollten sich nicht umsonst ihrer Beleidigerin mannhaft entledigt haben. Ich hob den Arm und zielte. Der Schneeball sauste scharf an der Takelage vorbei und zerschellte an einer Drahtglasscheibe. Das Vollschiff fuhr mit überraschender Wendigkeit herum, es zeigte uns jetzt das knallrot angelaufene Galion. „Lausbu...", kreischte die Stimme auf, um mitten im Wort in atemarmes Prusten überzugehen. Eine Breitseite hatte ihre Wirkung getan, die Stückpforte war geschlossen, das Takelwerk hing schief über dem breiten Bug; eine weitere Breitseite zerbrach endgültig

den Kampfeswillen des Fünfmasters. Da die Bleichgesichter den Hafeneingang verrammelt hielten, lief der Hulk um den Glasvorbau herum und entschwand rasch unseren Blicken.
Dieser Zwischenfall war so zaubersam gewesen, daß ich den Rest meiner Munition in den Schnee warf, mein Taschentuch hervorzog und Versöhnung winkte. Die meines Stammes waren, folgten augenblicklich diesem edlen Beispiel: Friede! Friede! Aber die Eingeschlossenen machten sonderbarerweise keinen Gebrauch von unserer Gnade, sie trugen vielmehr ein völlig unverständliches Benehmen zur Schau: Sie winkten und deuteten mit heftig stoßenden Fingern, wir sollten uns doch einmal umsehen...
Und da wurden wir bestürzt eines Vorgangs in unserem Rücken gewahr, der uns bei immer deutlicherem Erkennen erstarren ließ. An dem Gartentor machte sich ein Mann in blauen Zwilchhosen, Mantel und speckiger Sportmütze zu schaffen. Er drehte gerade mit unheimlicher Sachlichkeit den Schlüssel von außen um und schickte sich an, unsere Bagage, die Schulranzen, Reißbretter, Taschen und Überröcke zusammenzutragen und beim Eingang aufzustapeln — ein teuflischer Einfall, ganz abgefeimter Schurken würdig und auch für das blödeste Auge sofort zu durchschauen: Wir waren nicht nur gefangen, sondern diesem Skunk mit Haut und Haar, mit Namen und Anschriften ausgeliefert.
Was tun? Flüchten? Über das Gartengitter klettern? Nein, hier gab es keine Flucht. Die Trapper traten aus dem Vorbau, der Hausmeister sperrte höhnisch lächelnd das Tor auf und wir mußten einzeln sein Verhör über uns ergehen lassen; wir durften nicht einmal frech sein, denn der Mann hatte unser gesamtes Gepäck und die Ponchos der Bleichgesichter in seiner Hand. Was wir behaupteten, überprüfte er mit Hilfe der Aufschriften unserer Schulhefte. Der Kerl schien äußerst schlau zu sein. Er stieß keine Drohung aus, er rechnete weder die seiner Herrin angetane Schmach noch seinen versauten Glaskasten mit uns ab, sondern wirkte so zweckentsprechend im Dienste einer späteren Gerechtigkeit, daß uns die Gänsehaut über Rücken und Arme kroch. Mann für Mann, Freund und Feind, mußten wir unter dem schmiedeeisernen Joch durch, wie die Römer nach der Schlacht von Cannae. Sub jugum sagt der Lateiner zu diesem Vorgang, wenn ich mich recht erinnere.
Wer erledigt war, trat stumm zu den Schicksalsgenossen, Irokese oder Bleichgesicht, einerlei. Das Gefühl einer grausigen Niederlage hielt uns alle in seinen Krallen. Einer der Trapper meinte, daß wir Rothäute uns wie Idioten benommen hätten, weil keinem von uns eingefallen sei, die Rückzugslinie zu decken. Kaltes Schweigen, auch seiner eigenen Leute, ließ ihn rasch verstummen. Den Schurken am Gartentor straften wir mit eisiger Verachtung, es gab ihn für uns einfach nicht mehr. Was aber jeder vor Augen hatte, war der zorngesträubte, rotblonde Schnurrbart unseres „Skūs“ und die listig blinzelnden Äuglein des „böhmischen Sokrates“, unseres Klassenvorstandes. Als der letzte der Gebeugten zu uns getreten war, schüttelten wir einander die Hände und beschlossen feierlich, das Kriegsbeil bis Semesterschluß zu begraben. Daß dem Wigwam unseres Überwinders etwas angetan werden mußte,

verstand sich von selbst. Man würde ihm gelegentlich Schnee in den Briefkasten stopfen und den Klingeltaster mit einem Zündholz festklemmen. Auch Stanniol ins Schlüsselloch hatte sich bewährt oder eine geballte Ladung Papierkapseln, die zu gegebener Zeit mit höllischem Krachen explodierte — kurz, der Mensch sollte noch an uns denken lernen. Wir tauschten einen letzten Händedruck und gingen still unserer Wege.

Anderen Tags war mein seelisches Gleichgewicht in schönster Ordnung. Wenn mein innerer Blick die entwürdigende Schlußphase unserer Schlacht streifte, trat wohl noch jener leichte Druck über dem Magen auf, der mir nicht unbekannt war; das Bewußtsein nicht erledigter Hausarbeiten, eine drohende Prüfung in Latein und ähnliche Fährnisse des Alltags lösten ihn sonst mit Sicherheit aus. Doch diesmal ging er rasch vorüber, denn ich konnte ihn mit einer hellen und stolzen Erinnerung verdrängen: Der Sieg, unser Sieg! War er nicht wunderbar gewesen? Eine Minderheit hatte ihn gegen einen schlachtengewohnten Feind errungen, und wie wir dann noch das Vollschiff außer Gefecht gesetzt hatten, das stand ohne Beispiel da. Was verstanden Leute wie der Skūs oder dieser lederne Hausmeister von solchen Dingen? Nichts, gar nichts!

Die Lateinstunde neigte sich ihrem Ende zu. Der böhmische Sokrates erklärte eben vom Katheder aus irgendein Gerundium oder ähnliche Kindereien, und ich zeichnete Gefechtsskizzen auf die letzte Seite meines Vokabelheftes, als der Schuldiener eintrat und unserem Klassenvorstand einen Zettel überreichte. Mit dem Schuldiener Nechledil standen wir uns gut. Seine Frau verkaufte in der Zehnuhrpause Würstel, Butterbrote und Neapolitanerschnitten, aber diesmal zuckte er auf unsere fragenden Gebärden hin nur die Achseln und flüsterte im Hinausgehen kaum hörbar: „Vom Herrn Direktor!"

„Vom Skūs", lief es durch die Bankreihen. Ein Dutzend Köpfe sanken schuldbewußt, hoben sich erwartungsvoll wieder. Der böhmische Sokrates ergriff den Bankspiegel und ließ seine Äuglein wie ein Marder von einem Irokesen und Trapper zum andern gleiten. „Natürlich..., natürlich...", murmelte er dabei und die lauterste Schadenfreude flog um seine wulstigen Lippen. Dann forderte er mich jählings auf, das unregelmäßige Verbum fallo, fallere, zu konjugieren, ein Verlangen, dem ich leider nicht entsprechen konnte. Der böhmische Sokrates schien Gegenteiliges auch nicht angenommen zu haben, denn ohne abzuwarten, was aus den Pfeiftönen meiner Bemühungen — fallo, fallere, ffff ... — wurde, verbuchte er gewissenhaft ein Nichtgenügend und schwang sich wieder auf sein Gerundium. Ich hätte ihm gerne gezeigt, wie man einen heranschwirrenden Tomahawk in der Luft abfängt oder den Lasso kunstgerecht knüpft, aber diese Welt war ihm so fremd wie mir die seine. So lebten wir dauernd aneinander vorbei, das Schicksal wollte es eben nicht anders...

Als das Pausezeichen ertönte, rief uns der böhmische Sokrates mit Namen auf und geleitete uns höchstselbst in die Direktionskanzlei. Wir schlichen schweigend und im Bewußtsein hinter ihm her, daß jedes Leugnen zwecklos sein würde. Was in meinen Kameraden vorging, weiß ich nicht, denn auch meine engsten Freunde Willy und

Dolf, zwei Irokesen, denen der Marterpfahl keinen Sterbenslaut entpressen konnte, wagten es nicht, das Haupt zu heben. Mich aber ergriff plötzlich eine Beschwingtheit wie nie zuvor. Ja, ich wollte mich verantworten, aber nicht auf die herkömmliche Weise, nämlich durch Verkleinerung meiner Tat, nein, sondern dadurch, daß ich dem Sküs den Verlauf unserer Schlacht schilderte, ihm ihre Größe in Anlage und Durchführung erklärte. Ich hatte die letzte Seite meines Vokabelheftes herausgerissen und eingesteckt; auf Grund dieser Zeichnung mußte auch ein hoffnungslos unsoldatisches Gemüt ahnen, um was es gegangen war, wie sehr wir Anerkennung und Lob verdienten. Dem böhmischen Sokrates derlei plausibel zu machen, schien vergebliche Liebesmüh; ihm aber, dem Regierungsrat und Reserveoffizier, ihm, dessen Vorzimmerwände die Darstellungen griechischer Hopliten, der Schlacht im Teutoburgerwald und einer Wagenburg bei Aquae sextiae schmückten, dem Sküs mußte die Angelegenheit imponieren, er konnte sich unmöglich der Glut meiner Schilderung entziehen.

Der Gewaltige trat ein. Sein rechteckiges Gesicht mit dem gesträubten Schnurrbart war Granit. Diesen Eindruck schien selbst der böhmische Sokrates zu haben, denn er stotterte verlegen etwas von „Mistbuben" und „vergeblicher Erziehungsarbeit". Dann begann das Verhör.

Ich stand als drittletzter in der Reihe, Dolf und Willy waren neben mir. Mißbilligend hörte ich zerquetschte Stimmen Besserung geloben, hörte den Sküs seine Pillen verteilen: „Sechs Stunden Karzer... Acht Stunden Karzer... Ermahnung im sittlichen Betragen... Ich möchte mit deinem Vater sprechen..."

Der Baß rückte näher, ich tastete nach meiner Skizze. Mein Mut schwoll an, flaute ab, er hob und senkte sich wie eine Schaukel. Ich wußte, daß mein Leumund elend war. „Schämst du dich nicht?" fragte der Sküs meinen Nebenmann zur Rechten. „Mußtest du deiner armen Mutter auch das noch antun? Acht Stunden Karzer." Ich konnte ihn nicht sehen, denn ich hielt den Blick geradeaus auf die makedonische Phalanx an der Wand gerichtet. Wunderbar diese Ordnung, dieser klirrende Wille zum Sieg! Wie mögen die Barbaren gezittert haben, wenn sich eine solche Stachelmauer auf sie zu bewegte!

Ein mächtiger Bauch überschattete diese Vorstellung — der Sküs! Jetzt galt es! „Herr Regierungsrat", wollte ich beginnen, aber ich kam nicht mehr dazu, denn der Sküs holte wortlos aus und versetzte mir eine Maulschelle, daß mir das helle Feuer vor den Augen spritzte. Durch das Geläute in meinem linken Ohr hörte ich den Baß: „Acht Stunden Karzer... Ermahnung im sittlichen Betragen... Dein Vater soll zu mir kommen..."

Aus.

Als ich meiner Sinne habhaft wurde, verschwand eben der breite Rücken des Direktors in der Tür, und ich wurde von hilfreichen Händen bei der anderen Tür hinausgeschoben. Meine Wange brannte, und in der Rechten hielt ich krampfhaft den Zettel, die Gefechtsskizze, die meine ganze Hoffnung gewesen war.

Der Vorgang hatte nur eine Sekunde gedauert, aber ich verbrachte viele Stunden, um

mit ihm fertig zu werden. Die schönsten Gleichungen zweiten Grades, das Stromsystem Hinterindiens — Mekong, Menam, Saluen und Irawadi —, der Dritte Kreuzzug und die Voltasche Säule, alles das glitt wie im Traum an mir vorüber. Ich konnte immer nur eines denken: War es mir möglich, weiter unter Menschen zu leben, die von sittlichem Betragen faselten und meinen Vater sprechen wollten, weil ich eine Schlacht gewonnen hatte? Schien es denkbar, mit Leuten auszukommen, die die heiligsten Gefühle in den Phrasen ihrer lateinischen Übungsbücher zerschleimten: Dulce et decorum est pro patria mori...? Mit Leuten, die einem Maulschellen aufbrannten, weil ihre Triarier und Hopliten, ihre Legionäre und Equites nur auf dem Papier herumgeistern durften?

Nein, das war nicht denkbar!

Und an diesem Tage beschlossen wir drei, Dolf, Willy und ich, Soldaten zu werden. Meine beiden Freunde sind gefallen, der eine am Isonzo, der andere, dessen Eltern Reichsdeutsche waren, vor Verdun. Von Dolf begegnete mir nur mehr, nach Jahren, eine tränenlos trauernde Mutter, aber Willys Tagebuch habe ich gelesen. Es erinnerte in der Schilderung der Nacht vor dem Sturm auf die Höhe „Toter Mann" an die Schneeballschlacht und die Sekunde der Entscheidung und schloß mit den Worten: „Das Ende ist nah, ich fühle es; aber es schreckt mich nicht, denn ich habe wirklich gelebt, und das Letzte ist mir in diesen Stunden offenbar geworden..."

Josef Magnus Wehner

Als erstes von sieben Lehrerskindern in dem Rhöndorf Bermbach geboren, erbte ich von der Mutter, die eine Bauerntochter war, eine geradezu hymnische Liebe zur Natur und den Heiligtümern der Seele, vom Vater den geschichtlichen und politischen Sinn, von beiden zusammen die Zähigkeit der Arbeit, die Geduld im Lebenskampfe und die Liebe zum Mitmenschen.

Die Jugend, hart und schön in den Waldbergen der Heimat aufgebaut, zwischen Büchern, Kriegsspielen und Arbeit auf den kargen Äckern verbracht, ließ mich sehr langsam reifen. Doch erzählte ich den Geschwistern schon früh selbsterfundene Märchen, abends im Bett, und da alle Dorfleute, die ein schweres Herz hatten, in unser Haus kamen, rührten schon in den ersten Jahren seltsame Schicksale an mein Herz, vom Wahnsinn bis zur zartesten Liebe.

Als Lateinschüler der alten Hügelstadt Geisa hieß es Tag für Tag früh aufstehen, um meist im Laufschritt die Schule zu erreichen, die eine gute Stunde von Buttlar, wohin mein Vater in meinem zehnten Lebensjahre versetzt wurde, entfernt war. Der Vater, ebenso wie der Großvater ein weitbekannter Orgelspieler, führte mich in die Musik ein, die meine erste große und lebenslängliche Leidenschaft wurde.

In den Ferien half ich den bäuerlichen Verwandten, hütete das Vieh, schlug Heu und Getreide und bemühte mich, ein spaßiger und kurzweiliger Bursche zu sein.

Auf dem Gymnasium zu Fulda blieb ich bis zur Reifeprüfung, ging dann als Student nach Jena und sprang in den kulturellen Nebenarm der Arbeiterbewegung. Als Schauspieler und Spielleiter der Arbeiterbühne, wo wir einen Spielplan von „Kabale und Liebe" bis zum „Meineidbauern" durchführten, errang ich meinen ersten Lorbeer, gab Privatstunden und belegte an der Universität einen Stundenplan, der neben alten und neuen Sprachen auch Kunstgeschichte und Psychiatrie umfaßte. Hier schrieb ich auch meine ersten Dramenversuche, die glücklicherweise verschollen sind.

Erst in München brach der dichterische Geist durch. Lyrische Gedichte, ein Wielanddrama und ein Drama der Technik, in dem sich die kommenden Weltumwälzungen schon merkwürdig klar spiegelten, gaben mir das tragische Glücksgefühl dichterischer Berufung, ohne daß indessen die Mitwelt Kenntnis davon nahm.

Im August 1914 meldete ich mich, aus dem Studium heraus, als Kriegsfreiwilliger zum bayrischen Infanterie-Leibregiment, stand im Oktober vor dem Feind und zog als Gefreiter und überzähliger Unteroffizier von der umkämpften Somme mit dem Alpenkorps in die Dolomiten und später durch ganz Serbien von der Donau bis an die griechische Grenze. Vor Verdun wurde ich im Hochsommer 1916 schwer verwundet, ein Schrapnellzünder durchschlug den linken Oberschenkel und die Kniekehle und blieb in der Wade stecken. Drei Tage lag ich im Granattrichter, wurde aber auf wunderbare Weise gerettet und genas langsam.

Kriegsuntauglich geschossen, blieb mir nichts übrig, als weiterzustudieren. Ich heiratete meine erste Liebe aus den Jenenser Tagen, und als der erste Sohn kam, gab ich das

Studium auf und arbeitete als Vertragsangestellter in verschiedenen Ämtern für Frau und Kind.
Erst sechs Jahre nach dem Kriege errang ich mir eine erträgliche Stellung als Berichterstatter und Schriftleiter an der „Münchener Zeitung". Die ersten Bücher waren schon erschienen, ohne die geringste praktische Wirkung. Erst mein Kriegsbuch „Sieben vor Verdun", auf das zur rechten Zeit der Dichterpreis der Stadt München fiel, brachte den großen, durchschlagenden Erfolg.
Doch ich blieb der Zeitung treu; denn auch ein bedeutender Bucherfolg ist ein allzu schmaler Bürge für die Zukunft einer Familie. Es ging langsam, aber stetig aufwärts in hartem Wachstum, dessen Ringe die Bücher bilden. Mit allen Fasern am politischen Schicksal meines Volkes hängend, litt und kämpfte ich, mehr als meiner Gesundheit gut war. Ich schonte mich nie, das darf hier gesagt werden, und nahm oft die dreifache Last eines gewöhnlichen Lebens auf mich, bis zu einem schweren Zusammenbruch am Weihnachtsabend 1931.
Reisen nach Italien, nach Rom, Neapel und zu den Vulkanen der Liparischen Inseln sowie ein Streifzug durch Griechenland waren mehr Ausbrüche einer gefesselten Natur als heitere Ausflüge in die schöne Ferne, und als endlich die Erhebung kam, wuchs noch Aufgabe und Arbeit, anstatt abzunehmen.
Aber ich konnte mir nun langsam mein Siedlerhaus am Rande der Stadt München bauen und nach sieben Jahren abzahlen.
Angesichts der nun endlich errungenen Freiheit fiel der Krieg über mein Volk, und mein eigenes Schicksal steht als Sinnbild für das Ganze wie immer. In die geistige Kriegführung eingeordnet, stehe ich für mein Volk, von dem ich Leben und Freude empfange. Einst kämpften vier Söhne meines Vaters im Felde; heute ist mein Ältester Offizier, der zweite, noch nicht Siebzehnjährige, hat sich freiwillig gemeldet, der Ring schließt sich abermals.
So trage ich mein Leben, das nicht mir gehört, durch die Zeit, hinter mir ein bescheidenes Werk, dessen Größe vielleicht einzig in der Liebe zum Ganzen beruht, vor mir aber das Reich, in dessen Zukunft mein Leben verströmt bis zum letzten Hauch.

Vom Blut der Helden schlägt das Herz der Welt

Ihr sollt nicht weinen und nicht traurig sein,
denn unser Opferblut ward Lebenswein.

Gott hat dem Leben Bruder Tod gesellt:
Vom Blut der Helden schlägt das Herz der Welt.

Wir schritten euch voran durchs dunkle Tor
und strahlten eurer Auferstehung vor.

Drum feiert uns mit hohem, hellem Klang,
ein Siegeslied sei unser Grabgesang.

Lebendig glüht der Trauer edler Stein,
der Tod ist kurz und ewig währt das Sein.

Erhebt euch hoch und schreitet stolz ins Licht:
Schon küßt die Freiheit euer Angesicht!

Das Vermächtnis von Langemarck

Rede an die deutschen Studenten im Jahre 1932

In dieser Stunde, deutsche Studenten, übernimmt euer erster Vorsitzender die Schlüssel zum Friedhof von Langemarck. Seht ihn stehen inmitten der unendlichen kreuztragenden Hügel: keine Fahne weht, keine Waffe glänzt; nun sinkt in eurem Namen, Studenten, ein Kranz auf die sonnigen Todesdünen der flandrischen Erde. Vielleicht bricht jetzt ein Lichtblitz aus dem Herzen des verhüllten Reiches, dessen Leibes die Niederen Lande einst waren, vielleicht auch hüllt ein Regen, vom Meere her kommend, das uralte Land und die Toten und Lebendigen in die Dämmerung eines Totenreiches, in dem nur die Schatten Recht haben — genug: in dieser Stunde übernehmt ihr, deutsche Studenten, die Totenwache an den namenlosen Särgen deutscher Jünglinge des großen Krieges. Euer Leben wallt opfernd zu den Toten hinab, und das verwandelte Leben der schönen Helden quillt leuchtend herauf und vermählt sich mit dem euren, Gestalt um Gestalt und Hand in Hand und Glaube um Glaube und Ehre um Ehre und Treue bis in den Tod. Indem ihr die Sorge übernehmt für den Frieden und die Freude jener opferfrohen Geister, die singend ihr Leben von sich warfen, im Namen des Reiches, werdet ihr mündig und Söhne jenes Reiches, das sich nicht erschöpft in Grenzen und Hoheitszeichen und Schichtungen der Geschichte, sondern das unendlich ist wie die Welt selbst, eingesetzt vom Herrn des Himmels und der Erde, der Welt Ordnung und Gesetz zu geben die Jahrtausende hinauf; Söhne seid ihr von Stund' an des Heiligen Deutschen Reiches, für das eure Brüder im Anfang des großen Krieges fielen, um verklärt und Gestalt zu werden.

Wie war es doch? Als der Deutsche, von allen Seiten gepreßt und umschnürt, endlich aufstand und, festen Fußes auf dem Gebirge stehend, mit gewaltigem Arme nach dem Westen griff, sich freien Odem zu schaffen, als seine Hand die Völker vor sich herfegte und endlich, endlich das freihin atmende Meer den Sturmheeren sich öffnete, da, im Vorhof des Sieges, brach der Greis, der die Armeen führte, in sich selbst krank und weinend zusammen. Er war Schlieffens geschautem, nicht erdachtem Plane in der Tiefe nicht gewachsen; ohne Vertrauen, mit Wissen beladen, aber der lebendigen Naturkraft des Deutschen nicht teilhaft, starb sein Mut im ersten Anlaufe

und mit ihm alles, was äußerlich war am Reiche. Das Heer, hinter die Marne zurückgezogen, vom Schicksal schon getroffen und bis zum gemeinen Mann hinab verwirrt durch den jähen und glaubenslosen Abbruch seines Sturmes, setzte indessen noch einmal an, das Meer zu erlangen, nach Norden hinauf, zum Westen hinüber. Aber dem Feinde war schon Plan und Schlachtfeld, Geist und Herz des Krieges überlassen und das Heer zu schwach, da nur die Hälfte aller waffenfähigen Deutschen ausgebildet war.

Die Heere rennen die schräge Ebene hinab, eines gierig nach der Flanke des andern. Antwerpen fällt, Ostende ist bedroht, die Kluft öffnet sich zwischen Frankreich und England. Schon tauchen Mitte Oktober deutsche Reservisten aus den Dünen von Ostende und treiben den Gegner die Küste entlang — da scheint das Reich selber aufzustehen, das uralte, begrabene Reich, und wider den planlosen Deutschen zu zürnen. Am Bergring, der Ypern schützend umgibt, staut sich die deutsche Sturmflut. Eilig herangeführte Korps aus Studenten, Arbeitern und Kaufleuten, von Greisen spöttisch Kinderkorps genannt, stürmen heldenmütig gegen die feuerspeienden Berge, tagelang, blutend, weithin sichtbar im Scheine brennender Windmühlen, dem Feinde ein leichtes Ziel. Sie stürmen bei Wytschaete und Messines, bei Dixmuiden, Bixschoote und Paschendaele, bei Becelaere, Hollebeke und Langemarck. Sie stürmen auf Boden, der einst unser war, sie gewinnen die Höhen, sehen die flammende Martinskirche, die Tuchhalle im sterbenden Ypern und dürfen den Sieg nicht vollenden, der schon einmal unser war. Sie fallen in Reihen, schmucklos oder das farbige Band über der Brust. Stürmend und sterbend werden sie die Träger des letzten Willens des Reiches. Mit dem Tode dieser Kinder erstarrt die Front vom Meer bis zum Gebirge für immer, seitdem auch grau und wild die See feindher kam, Ende Oktober, durch zerstochene Dämme und geöffnete Schleußen zu den Toten und Sterbenden herab, öde, unendlich und tödlich wie ein Weltuntergang. Das Reich verhüllt sich abermals.

Doch war die Sage schon geschehen. In jenem dem Reiche abgestorbenen flachen und scheintoten Lande, seit dem Glaubenskriege abgeschieden von der großen Welt und nur noch fröhlich der kleinen Welt des Eigentums lebend, stark aber und heldisch im Willen zur Freiheit, war die unsterbliche Tat schon geboren, die Tat des Liedes. Ehe das Reich sich verhüllte, s a n g e n die von Langemarck. Sterbende sangen! Stürmende sangen, sie sangen in Reihen, die Kugel im Herzen, sie sangen im Lauf, die jungen Studenten, sangen in die eigene Vernichtung hinein, vor dem übermächtigen, aus tausend Geschützen brüllenden Feinde: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt."

So sangen sie, und niemand weiß, wer das Lied anstimmte. War es der riesige General von Reinhard, der nachts im wallenden Radmantel fast unsichtbar die Fronten tröstete, bis er fiel, fast unsichtbar ... War es der stimmgewaltige Oberstleutnant Haeser, der bei Becelaere sang, bis er fiel? War es der und jener aus den grauen Reihen? Niemand weiß es — selbst der Bericht stammt vom erschütterten Feinde: sie fielen alle oder verstummten später, die da sangen. Aber mit dem Liede, mit dem sie starben, sind sie wieder auferstanden, tausendmal, und werden wieder

auferstehen, tausendmal, bis zum Ende des Reiches, und das ist: unserer Welt. Denn auf dem Grunde dieses Liedes marschiert nicht der dürre Dienstbote „Pflicht“, sondern webt der ewig siegreiche, unsterbliche Geist deutschen Lebens selber, dem der Tod ein Überschwang der Natur ist; der kriegerische Geist der Deutschen, der nicht zittert vor dem Schicksal, wann ein Volk von Männern zusammentritt zu furchtbarer Tat. Der Krieg ist schrecklich, aber der Mann stellt sich! Mag den Spottgeburten aus Dreck und Feuer der Krieg einzig aus den Elementen bestehen, aus denen sie selbst zusammengesetzt sind: Kot singt nicht, und die Feigheit schwatzt nur. Wer aber über die Steine eines Domes weint, daß sie behauen wurden, der ist des Reiches nicht würdig, der ist seiner Toten nicht würdig. Singend starben die von Langemarck im Reiche und sind im Reiche begraben. Denn noch einmal: das Heilige Deutsche Reich ist nicht gebunden an Grenzen und Länder, es ist unendlich wie die Welt selber, eingesetzt von Gott, und den Deutschen als Auftrag der Ewigkeit gegeben, in der sichtbaren Welt Ordnung und Gesetz zu schaffen. Wie es zuerst erschien zur Zeit des Christ in Armin dem Deutschen, so brach seine innerliche Macht an dieser Weltwende aus den Deutschen heraus, die singend in den Tod gingen. Sie hatten nicht den äußeren Sieg, aber sie haben die Innerlichkeit des Reiches, seine Seelenfülle und Gemütskraft geoffenbart. Zum ersten Male tönt in ihrem Liede das andere, das ewig junge Deutschland auf, das Jahrzehnt um Jahrzehnt gegen den Geist des Alters und des Stoffes, der Angst und des Verstandes kämpft — wie lange noch? Dieses junge siegreiche Deutschland hat die untrennbare Einheit von Macht und Innerlichkeit des Reiches begriffen, es weiß, daß es keine Freiheit ohne die inneren, die göttlichen Mächte gibt. Es umarmt in sich die ewigen Gestalten deutscher Vergangenheit, die Helden, Dichter und Seher, wie ihr Studenten jetzt im Geiste die Brüder von Langemarck umarmt, die singenden.

Das Lied starb nicht mit denen von Langemarck. Es wurde ein Zeichen für die Deutschen, die Todeshelden. Es erklang in den Stürmen des Ostens, im Kaukasus und in Palästina; wo ein kaiserliches Schiff flaggenwehend zugrunde ging, schritt es über die Flut, die Ebene hat es gehört und das Gebirge. Ja es hat den Tod überwunden, das Lied, und das Reich ist uns in seinem Namen, dem Namen „Deutschland“, geblieben. Wir werden das Haus der Not bauen müssen, den Staat, nicht als Staatsdiener, sondern als freie, weitsinnige Söhne des Reiches. Aber so wahr wie der Krieg nicht nur um die Verdauung der Völker ging, sondern um die geistige Grundlegung der Welt, aus der das körperliche Wachstum erst hervorgeht, um die Umartung der Völker nach dem siegreichen Volke: so wahr wird uns das Reich erst dann gegeben werden, wann Macht und Innerlichkeit zusammenströmen im Geiste. Nicht die Waffen allein, sondern auch das Lied, das Freiheit atmet, der überwindende Geist, sind die Bürgen unserer Zukunft. Laßt uns den Staat bauen aus der Fülle des Reiches, nicht nur aus dem Zwang zum Verstand. Die Völker haben uns gefürchtet oder geliebt, nicht nur weil wir mächtig waren, sondern vor allem weil wir unbegreiflich waren, unbegreiflich wie die singenden Kinder von Langemarck. Kein anderes Volk steht so nahe an Ur trotz der höchsten Bildung wie das unsere. Noch können wir

aus dem Dunkel unsere Kräfte holen, wenn das Licht sie uns verwehrt, das gnadenlose: noch sind die barbarischen Wurzeln unseres Lebens voll von heimlichem Saft, noch sind wir jünger als alle anderen, obwohl wir schon oft und härter und bitterer gestorben sind als die anderen, die uns das Feuer der Auferstehung ersticken — wie lange noch?
Die heilige Unruhe des früh vergossenen Blutes treibt auch uns, die Lebenden, an, das Reich zu vollenden. Es wirkt und stößt noch in uns, das tausendfältige Leben, das vor der Zeit in Flandern verblich. Es sei nichts von den Toten beschworen, was ihr keusches Eigentum war; verhüllt in ihrer Liebe mögen sie ruhen, die einen sinnend über dem Worte Vaterland, die anderen die goldenen Stufen des unendlichen Gottes hinansteigend, die anderen dem Christ anhangend, den unser Aeon über das Geflecht unserer Weltkugel setzte, wieder andere wandernd im Raumlosen und das Gesetz belauschend, das die Welt bewegt. Sie waren jung, als sie starben, und viele werden wandern in der heiligen Unruhe des früh vergossenen Blutes, fern uns oder nah, den Gott suchend, der sie rief. Heilig ist ihre letzte Stunde, heilig ihr letzter Seufzer, unverletzlich ihr Andenken. Sie mögen uns aber leihen, was irdisch ist und vom Menschen zum Menschen gehen darf, den Geist des Liedes also und das Beispiel ihres Bildes. Laßt uns froh werden bei ihrem Anblick, und unsere Trauer laßt uns in hellem Dur singen wie die Meister alter Jahrhunderte. Schon beginnen sie zu leuchten, die zarten Schatten. Freude glänzt auf ihren jungen Stirnen, die ewige Freude der Unsterblichen. Sie nahen und grüßen uns, die Nachlebenden, die Zwielichtigen, die Zweifler, die Verzweifelten. Nun sind sie lebendiger als wir, nun gewinnen sie Raum und Stimme, nun singen und sagen sie:

„Pflanzt die Säulen des Reichs
In die Verwesung der Welt!"

Stärker werden die Chöre der Feldgrauen. Überall ist das Reich und überall schimmern seine Blutzeugen. So glänzt sein Himmel, und seine Toten leuchten wie die Sterne. So blitzt es von Ur zu Ur als Zeichen des Bundes, von den Toten zu den Lebendigen, zu uns, den Deutschen. Laßt uns schweigen und sinnen:

„Pflanzt die Säulen des Reichs
In die Verwesung der Welt!"

Erhard Wittek

Ich entstamme einer an der schlesisch-posenschen Grenze alteingesessenen deutschen Bauernfamilie, die schon im polnischen Sprachgebiet wohnt. Vater und Mutter waren Bauernkinder, und ich selbst habe in meiner Kindheit immer wieder viele glückliche Ferienwochen in dem strohgedeckten, uralten Bauernhaus verlebt, auf dem Hof, der heute noch im Besitz des jüngsten Bruders meines Vaters ist. Mein Vater selbst betrieb ein Baugeschäft in einer Kleinstadt der Provinz Posen, die in einer Hügellandschaft zwischen Seen und Wäldern, grünen Wiesen und weiten Roggenfeldern eingebettet liegt. Wir waren fünf Geschwister, und diese Jugendjahre in dem unscheinbaren, stillen Wongrowitz werden wohl einmal auch noch in einem meiner Bücher Gestalt werden. Später wohnten wir in der Stadt Posen selbst. Ich habe in meiner Gymnasialzeit einige schlechte und viele gute Lehrer gehabt. Sie mußten damals viel Nachsicht mit uns haben, der Wandervogel riß uns alle mit, der Krieg kam, die Freunde zogen ins Feld, wir Jüngeren warteten, bis auch wir so weit waren, und inzwischen trafen die Todesnachrichten ein.

Im Oktober 1917 wurde ich Soldat, 1918 nahm ich an den drei großen Offensiven vom März, Mai und Juli teil. Eisernes Kreuz II. Klasse, Verwundetenabzeichen in Schwarz. Bei einem in jugendlicher Dummheit allzu unvorsichtig durchgeführten Patrouillengang geriet ich in französische Gefangenschaft. Ich bin als Gefangener in fast allen Teilen Frankreichs und in zahllosen Lagern gewesen, habe als Erntearbeiter bei französischen Bauern gearbeitet, war in Zuckerfabriken, half bei Aufräumungsarbeiten in Soissons, lag in Lazaretten, war in Rochefort, Bordeaux und in Orléans, in Etampes und Chartres, und habe viel gesehen und erlebt in diesen zwanzig Monaten.

Als ich im März 1920 in meine Heimat zurückkehrte, war sie polnisch. Ich mußte auswandern, wenn ich nicht in das polnische Heer zum Krieg gegen Rußland eintreten wollte. Es folgten buchhändlerische Lehrjahre in allen Teilen Deutschlands; zehn Jahre lebte ich in Stuttgart als Abteilungsleiter eines großen Verlages. Seit dem Sommer 1937 lebe ich endlich als freier Schriftsteller in einer schönen Stadt Mecklenburgs, wieder zwischen Seen, Wäldern und weiten Ebenen. Ich liebe den Süden Deutschlands sehr, aber leben und wohnen kann ich doch nur im Norden, da es der Osten bisher nicht sein konnte.

Meine wichtigsten Werke sind: „Männer", „Durchbruch anno achtzehn", „Bewährung der Herzen", „Traum im Februar", „Ein Becher Wasser".

Den toten Helden

Deutscher, gedenkst du des Krieges, so neige dich lang' vor den Toten,
halte dem Beben stand, welches dein Inn'res befällt.

Denn auch die großen Herzen erschüttert das bitt're Erinnern
und der einsame Tod furchtbar im Brüllen der Schlacht. —

Hebe dein Haupt dann empor, vertrau' den erloschenen Augen,
fürchte die Brüder nicht, die dein Gedanke beschwor.
Siehe, ihr Blut ist der Baustoff des endlich errungenen Reiches,
und der Meister des Baus ist ihr Erbe zugleich.
Immer noch halten sie Deutschland in ihren zerschossenen Händen,
und ihrer Gräber der Wall rings um die Grenzen ist Schutz,
Schutz den Gauen der Heimat, den Dörfern, den Wäldern, den Menschen.
Lodernd auch wachet ihr Geist, daß das Gerechte geschieht.

Lehre die Knaben den Dank und die Mädchen die Schauer der Liebe
für ein Männergeschlecht, welches den Tod überwand,
hilf, daß die Glut der Jünglinge reife zu männlichem Adel:
Jugend ist heilig vor Gott, aber ist Stufe zum Mann.

Sind dann die Hügel verfallen, die steinernen Male geborsten,
hat der Jahrhunderte Sturm Schutt in die Trichter gehäuft,
wuchert das lärmende Unkraut der Städte auch feist über ihrer
Leiber heiligem Staub — ewig doch tönet das Lied.
Eine unsterbliche Kraft ward den Menschen gegeben: das Opfer,
und das erhabene speist, göttliche Sage, Gott.
Kaum der Gestirne Gesang ist vergleichbar dem Chor uns'rer Toten:
menschlicher Herzen Kraft trägt und belebet die Welt.
Auch das Flügeln der Taube über dem Schatten der Gräber
bleibet, zartester Laut, hörbar dem Ohre der Ehrfurcht.

Der Pionier

Es gab im Kriege ein Wort, das die Kriegsberichterstatter der großen Zeitungen mindestens einmal in jedem ihrer Aufsätze anzubringen wußten, das jedem Frontsoldaten aber nur ein Lächeln entlockte — und es hieß: „Unsere Helden." Die feldgrauen Kämpfer wußten aus bitterer Selbstprüfung, daß sie nur ihre schwere Pflicht erfüllten; jeder von ihnen sehnte sich nach dem Ende des Krieges. Freilich wußten sie, daß sie durch Unterwerfung und Feigheit keinen Frieden erhalten würden, sondern nur durch Angriff und Sturm und tapferes Ausharren. Und so stand die Front verbissen ihren Mann.

Aber in der tiefen Scheu des fern von Schreibtisch oder Kanzel aufgewachsenen einfachen Mannes vor großen Worten, einer Scheu, der wir unsere Achtung und Liebe bezeugen, vermieden es die Kämpfer selbst dann, das Wort Held zu gebrauchen, wenn es seinen Sinn erfüllt hätte. Es mag ihnen durch den allzu häufigen Gebrauch, den

Unberufene davon zu machen pflegten, wohl auch entwertet worden sein. Sie hatten andere, anspruchslosere Bezeichnungen; vor allem aber war und ist die unverbrüchliche Gefolgschaft, die jeder dieser geborenen Führer und Helden fand, mochte er nun Korporalschafts- oder Regimentsführer sein, der lauterste Dank, der unter Männern möglich ist. Es brauchte dazu keiner Worte. Heute aber ist es notwendig, die Taten von Helden zu erzählen, damit die Erinnerung daran nicht untergehe und die Tat nicht um ihre Frucht gebracht werde. Und so sei von einem Opfer berichtet, das ein einfacher, unbekannter Soldat brachte, und wer davon hört oder liest, mag entscheiden, ob dieser Mann wahrhaft ein Held gewesen ist oder nicht. Man bedenke zugleich, welchem Zufall wir das Wissen um diese Tat verdanken und wie viele Männer ungesehen ihr Leben auf solche Weise dem Vaterlande dahingegeben haben mögen.

Zwar wird es Kluge geben, die sagen werden, jener Pionier habe es gar nicht nötig gehabt, sich zu opfern, es habe noch Auswege aus seiner Lage gegeben. Wer ohne Ehrfurcht ist und über einen schlauen Verstand verfügt, der könnte sogar behaupten, der Fall dieses unbekannten Soldaten zeige nur, daß ein Mensch, der nicht genug Geistesgegenwart besitze, in gefährlichen Lagen umkomme.

Nun, es entblöße sich ein jeder, wie er kann — —

Im Januar 1915 erhielt ein brandenburgisches Regiment an einem regnerischen Tage den Befehl, mittags zwölf Uhr die gegenüberliegende französische Stellung zu stürmen. Für die Mehrzahl der Soldaten war der angeordnete Sturm der erste ihres Lebens, denn das Regiment, das in den Kämpfen der vorhergehenden Monate schwere Verluste erlitten hatte, hatte einige ruhige Wochen hinter sich, und gerade in dieser Zeit war es durch inzwischen ausgebildete Kriegsfreiwillige aufgefüllt worden.

Die Kompanien standen schon lange vor der festgesetzten Zeit in den Ausgangsgräben bereit. Die jungen Soldaten, in dem ehrgeizigen Bestreben, sich endlich ihren so vielerfahreneren Kameraden gegenüber als gleichwertig zu erweisen, erlebten Stunden der Spannung, die nur wenige mit völligem Gleichmut zu überstehen vermochten. Die „Alten“ unterhielten sich mit knappen Erzählungen aus früheren Gefechten, und der sachliche Gleichmut, mit dem sie von den schwersten und seltsamsten Verwundungen sprachen, erregte bei den „Neuen“ Schauder und Bewunderung zugleich. Sie kannten den Frontbrauch jener ersten Kriegsmonate noch nicht genügend, um zu erkennen, daß sie hier auf eine erste Probe gestellt wurden. Doch bestanden sie diese Probe, auch ohne daß sie die Absicht in den Gesprächen der Kameraden erfühlten. In vielen Augen stand die Angst vor dem, was kommen sollte und mit dem Verrinnen der Minuten und Stunden unabänderlich herannahte, denn die Gelassenheit vor dem Kampf ist eine Frucht, die allzu schwer errungen werden muß, als daß sie jenen jungen Menschen schon hätte zu eigen sein können. Aber mochte auch die Angst aus den unruhigen Augen und Händen sprechen, in allen Gesichtern stand dennoch zu lesen, daß jeder entschlossen war, tapfer zu sein und alle Kräfte der Seele einzusetzen, um vor sich selbst zu bestehen. Diese Kriegsfreiwilligen hatten so gut wie die „alten Soldaten“ die eine Erkenntnis trotz ihrer jungen Jahre schon gewonnen — mochten sie auch nicht imstande sein, sie in Worte zu fassen —, daß der Mensch nur so weit ver-

dient, den Namen Mensch zu tragen, als er imstande ist, Herr seiner Triebe zu sein. Nicht, daß wir die Angst der Kreatur und ihren blinden Willen zu leben in uns fühlen, erniedrigt uns; aber geschlagen wären wir, hätten wir nicht die Kraft, das Zittern in uns zu überwinden.

Die Gespräche im Graben waren längst verstummt, auch die „Alten“ begannen das Gewicht der Stunde zu empfinden, regungslos saßen und standen oder lehnten die Männer an ihren Plätzen. Plötzlich lief eine Welle von rechts heran, erfaßt zur selben Zeit die stumpf Dahinbrütenden, die Gleichmütigen und Aufmerksamen und war schon weitergeflossen; selbst die Schlafenden erwachten und erhoben sich, und überall sah man im immer noch rieselnden Regen den matten Stahl der Bajonette aufblinken. Wenige Minuten später schlug mit glühendem Schrei eine zweite, eine heißere Welle in den Graben hinein, schlug sofort wieder feindwärts hinaus und riß die Soldaten aus der Deckung auf das ebene Feld hinauf, auf dem sofort der Tod in wilden Sprüngen zu tanzen begann. Aus dem Schutz der Erde brach die gestaute Kraft eines ganzen Regimentes hervor, ergoß sich in rasender Flut gegen die Gräben des Feindes, entlud sich in Schreien der Wut, der Erregung, im fanatischen Schwung eines dämonischen Willens — der braune Boden war überflammt von einem grauen, brüllenden, jagenden Sturm, einem donnernden Orkan von Männern und Waffen, der in den ersten feindlichen Graben hineinschlug und sofort darüber hinausschwoll, der weiterfuhr in brausendem Toben und den zweiten Graben mit tausend glühenden, stählernen Spitzen erreichte, überrannte, der niederschlug, was sich verzweifelt, verbissen wehrte, und nun zum dritten Sprung gegen die letzte Stellung des Feindes ansetzte. Das Gebrüll der Geschütze, das Rasseln der Maschinengewehre hatten die Stürmenden und die zahllos Gefallenen kaum vernommen, und noch wanden sich selbst die Verwundeten in der knirschenden Wut, in der ersten Erschütterung des Angriffs; aber der Feind sah den Erfolg seiner Waffen, beugte sich über sie und jagte hinaus, was die Läufe nur fassen konnten. Der Sturm der Brandenburger aber schwoll weiter, sie liefen — immer noch dichte Wellen — über das freie Feld, sie setzten in Laufgräben dem Gegner nach, fuhren in die Unterstände und um die Brustwehren — und da erblickte, im schwersten Abschnitt des Kampfes, ein junger Kriegsfreiwilliger, der oben auf der Deckung neben einem solchen Laufgraben vorlief — er ist später gefallen, doch hat er in einem Feldpostbrief aufbewahrt, was wir nun berichten — den Mann, von dem wir zu erzählen haben.

In jenen Monaten war die Handgranate noch nicht zur alleinigen Waffe des Nahkampfes geworden, wie in den späteren Jahren des Krieges; nur Pioniere wußten mit den noch unhandlichen, gefährlichen Wurfgeschossen umzugehen, und sie waren wegen dieser Waffe in besonderem Maße gefürchtet.

Ein Trupp von einigen Infanteristen wurde nun von einem mit Handgranaten bewaffneten Pionier in einem Verbindungsgraben vorgeführt, der von der zweiten zur dritten Stellung des Feindes lief. Der Mann warf von Zeit zu Zeit seine Geschosse gegen eine Gruppe von Franzosen, die kämpfend zurückwich und schließlich keine zehn Schritte vor ihm in einem Quergraben nach rechts flüchtete.

Der Pionier zog sofort eine neue Handgranate ab, um die Fliehenden noch zu erreichen, und hob den Arm zum Wurf, als in dem Quergraben vor ihm eine Anzahl deutscher Soldaten sichtbar wurde, die offenbar weiter links schon in die feindliche Stellung eingebrochen waren und nun nach rechts aufrollten. Aber auch dort war die Welle der Stürmenden mit einem plötzlichen Aufbäumen nach vorn geschlagen, rechts und links von ihm liefen oben auf dem freien Felde überall die Kameraden nach vorn — und dicht hinter ihm drängten ungeduldig andere, die nicht später kommen wollten als die übrigen, die nicht sahen, was in dem Graben vor ihnen vorging und den unvermuteten Halt nicht verstanden.

Denn der Pionier stand da mit erhobenem Arm, als einziger unter den vielen urplötzlich herausgerissen aus seinem verbissenen, berserkerhaften Taumel und in die eisige Kälte eines unabwendbaren Schicksals gestellt, das sich in den nächsten Sekunden an ihm erfüllen mußte.

Die Handgranate ist abgezogen, und wohin er sie auch werfen mag, es ist Tod für eigene Kameraden. Er steht und sieht mit erstarrtem, bleichem Gesicht in die Runde von rechts nach links, und Bruchteile von Sekunden verlangen einen Entschluß. Hinter ihm schreit ein Offizier, warum es denn nicht weitergehe, und sie drängen und stoßen die vor ihnen Stehenden nach vorn; nur die beiden ersten, die direkt hinter dem Pionier stehen, erkennen auf einmal die Gefahr, sie schreien auf, sie stemmen sich verzweiflungsvoll mit Händen und Füßen in den Boden, in die Wände des Grabens, gegen die von hinten her Andrückenden —

Das alles währt nur wenige, kurze Augenblicke, an einer winzigen Stelle der vorwärtsstürmenden Front bildet sich ein Widerstand, ein Wirbel, gleich wird er von der Sturzflut überrannt sein —

Der Pionier in seiner tödlichen Einsamkeit, während um ihn her der Rausch und Taumel die anderen alle in den gemeinsamen Bann schlägt, reißt die Handgranate herunter, legt sie, wie eine Mutter ihr Kind an die Brust drückt, mit inbrünstiger Bewegung vor den Oberkörper, preßt beide Hände darüber, empfiehlt seine Seele Gott dem Herrn und wirft sich auf die Erde, wühlt sich in den Graben hinein und deckt die Handgranate zu mit seinem eigenen Leibe.

Unter dem Druck der Explosion hob sich der Körper noch einmal leicht empor und sank dann, umhüllt von einer tiefschwarzen Wolke, wieder zurück auf die Grabensohle.

Die Gefahr war vorbei, die Stockung überwunden. Die hinter dem Pionier gestanden hatten, gaben dem Drängen der andern nach, sprangen über den Verblutenden hinweg, schrien zurück, die nächsten gaben den Warnungsruf noch weiter, sahen sich noch vor, nicht auf den zu treten, der da im Graben lag, aber dann stolperte einer, fiel auf den Toten, andere traten auf ihn, drückten ihn in den Lehm, und die Brandung schlug weiter.

Der Franzose verteidigte sich mit Kolben, Bajonetten, Messern, mit allem, was er hatte. Aber er wurde geworfen.

Den Namen des Pioniers meldet kein Bericht.

Erwin Wittstock

Mein Geburts- und Heimatsort ist Hermannstadt in Siebenbürgen, das seit seiner Gründung im 12. Jahrhundert der Hauptort der Siebenbürger Deutschen gewesen ist. Hier war der Sitz ihres Volksgrafen, des Komes, sowie ihrer politischen und kulturellen Behörden und von hier aus ist ihre wechselvolle Geschichte bis zum heutigen Tag geführt und als verpflichtende Kraft lebendig erhalten worden. Als ich drei Jahre alt war, übersiedelten meine Eltern auf das Land, wo ich von Gegensatz und nachbarlicher Beziehung der siebenbürgischen Völker die ersten Eindrücke erhielt. In unserem Dorf schloß hinter dem Burghügel, auf dem sich die Kirchenburg erhob, die schmale Rumänengasse an. Und wir brauchten den Altfluß, der gelb und träge am Dorfende vorbeifloß, nur zu überqueren, was auf einer altertümlichen Fähre geschah, um in die Nachbargemeinde zu gelangen, die eine magyarische Bevölkerung hatte. So lernte ich denn in einer glücklichen Kindheit und Jugend neben der tausendfältigen Schönheit der siebenbürgischen Landschaft die Menschen kennen, deren Gesichter von ihr im Laufe der Jahrhunderte geprägt worden sind: die Siebenbürger Sachsen, die Rumänen, die Magyaren. Sie alle leben nebeneinander, hier mehr, dort weniger voneinander entfernt, alle zugleich getrennt durch die völkische und kulturelle Eigenart, jeder in seiner eigenen, abgesonderten geistigen Welt.

Ich verdanke meiner siebenbürgischen Heimat mehr, als sich in kurzen Zeilen schildern läßt. Das Bild der reichen Landschaft mit ihren endlosen Wäldern, ihren Bergen und Tieren. Dann das Gedächtnis an einige Vorfahren, die an der politischen und kulturellen Führung der ehemaligen Hermannstädter Provinz als deutsche Pioniere hervorragend Anteil hatten. Die Kenntnis der anderen Völker, ohne die ich ärmer wäre, weil ich von der Vielfältigkeit des Menschen weniger wüßte. Ich glaube, daß der Blick hier tiefer in die Quellen des Volkstums und der Geschichte eindringt als im deutschen Binnenland.

Ich habe die Rechte studiert, bin in verschiedenen Rechtsberufen tätig gewesen und habe einige Schriften volkspolitischen und rechtlichen Inhalts verfaßt. Die wichtigste davon führt den Titel „Die Liquidierung des sächsischen Nationalvermögens und die Enteignung der Sieben-Richter-Waldungen“. Sie entstand zur Zeit der Durchführung des rumänischen Agrarreformgesetzes.

Die letzten zwei Jahre des Weltkrieges habe ich in einem Feldkanonenregiment der österreichisch-ungarischen Armee miterlebt, dabei als Zugskommandant einer Minenwerferbatterie die erbitterten Kämpfe des Juni 1918 auf dem Col del Rosso.

Seit vier Jahren lebe ich als freier Schriftsteller ganz meinen Dichtungen.

Herz an der Grenze

Mehrere Jahrzehnte wohnte Battenseiler in einer Blockhütte, die in den Südkarpaten lag. Seine Nahrung bestand nach der Art der Hirten aus Beeren und Mais-

brei und änderte sich nur, wenn er auf seinen Aufsichtsgängen etwas erlegte oder sich entschloß, eine der Blechbüchsen zu öffnen, die auf den Wandbrettern standen und in ihrer ordentlichen Gleichförmigkeit seiner armen Behausung einen militärischen Zug verliehen. Nahe beim Herde hing ein Kalender, nach dessen Einteilung er der Handelsgesellschaft zu berichten pflegte, in deren Dienst er sich als Waldhüter befand. Als Boten für seine Briefe benutzte er die wenigen Menschen, auf die ihn der Zufall oder oftmals langes Suchen stoßen ließ, Beerensammler, Grenzgendarmen oder Gebirgshirten, denn viele Monate, ja Jahre konnten vergehen, bis er selbst einmal an belebtere Orte fand oder in der am Rande der Ebene gelegenen Kreisstadt sich zeigte. Geschah es, so wurde an den Stammtischen wohl gesagt: „Heut' war der Battenseiler hier...", und manchen drängte es, seine Betrachtung darüber anzustellen, wie aus einem glänzenden Husarenoffizier, der Karten spielt, in Schulden gerät und der Mutter die letzten Ersparnisse durchbringt, ein Waldheger mit struppigem Bart wird, der den Menschen ausweicht. Und es konnte dann je nach der Stimmung auch eine Bemerkung fallen, die dem Battenseiler von heute, also dem Gewandelten, gerecht zu werden suchte, etwa daß die Herren der Holzgesellschaft in ihm einen nüchternen und zuverlässigen Mann schätzten, oder ein Wort der Anerkennung für seine Körperstärke und seinen Mut, die beide dazu beigetragen hatten, daß die aufrechte, in den Wäldern verborgen lebende Männergestalt bald von allerlei Sagen umgeben war. Unbestritten war davon, daß Battenseiler auf den Jagden der reichen Herren, die der Waldgesellschaft vorstanden, immer willig dafür sorgte, daß hier der Bär und dort der Hirsch schußgerecht herbeikam, als öffne er an der bestimmten Stelle des Dickichts einen unsichtbaren Käfig und befehle die Tiere aus ihm hervor, und Tatsache war auch, daß er mit den Holzdieben der Gebirgsdörfer auf eigene Art verfuhr. So hatte er einmal gleich ihrer sechs an einem Seile vor sich hergetrieben und, als er am Rand der Stadt anlangte und schmauchend rastete, sie für dies Weilchen an einen Baum am Straßenraine festgebunden.

Nach bestimmten Stunden war der Dienst des Waldhüters Battenseiler übrigens nicht geregelt. Niemand schrieb ihm Reihenfolge, Weite und Anzahl der Gänge vor, die er kreuz und quer über die Gebirge und Täler unternahm, er erfüllte auch keinen Auftrag, wenn er in der ersten Zeit seiner Einsamkeit an die Hüttentür jedesmal einen Zettel heftete, auf dem zu lesen stand, nach welcher Richtung seines Reviers er sich begeben und wann er wieder heimkehren werde. Diese Gewohnheit hatte andere Gründe. Seltsam bloß, daß er den Zettel in deutschen Worten schrieb, denn in diesem entlegenen Gebirgsteil Siebenbürgens sprachen die Leute der Walddörfer rumänisch, ebenso die Hirten und Holzdiebe, während die Grenzgendarmen Ungarn waren. Der Mutterlaut seiner deutschen Landsleute begann erst in der Ebene, in den Dörfern, die um die Kreisstadt lagen, und da er hier auch sichtbaren Ausdruck gewonnen hatte, in der ruhenden Schwere der Ziegel und Steine, erblickte Battenseilers Auge an klaren Tagen oft die Türme in der Ferne und die würfelförmigen Kasernen der Stadt, deren Grundfesten noch aus der frühen Türken- oder gar Mongolenzeit stammten. Doch strebte sein Blick nicht nach gemächlicher Versenkung. Zeitweilig, auf einem

Felsen seiner Aussichtspunkte sitzend, die Hände auf den Büchsenlauf gestützt, pflegte er das Antlitz zu heben und unverwandt mit rückwärts geneigtem Haupt zu verharren, reglos wie ein Schlafender. In dieser Stellung, vom Schauen abgekehrt, verbrachte er manche Sommernacht ohne zu ermüden.

*

Es geschah vor vielen Jahren, als er noch im bewegten Leben stand, als er noch die Reitpferde hatte und auch noch die Schulden, daß ihm eines Nachts die Freunde am Fenster klopften. Er lag schon im Schlaf, fuhr auf und hörte an ihren Stimmen, daß sie lustig waren und viel getrunken hatten. Kleidete sich an, öffnete eilig, sie drängten herein, mit Wein und Zigeunern, Pongrácz, der Geigenspieler, mit ihnen. Da kam auch schon Ettusch, die junge Ungarin, heiter die Stufen herauf, mit ihrem Mann, Norbert Stingl, einem Österreicher. Die Diele war geräumig, sie hatten alle Platz um den Tisch, und die Zigeuner stellten sich in der Ecke auf, bloß Pongrácz trat näher. Sie sangen und tranken.

Ettusch saß neben ihm, als einzige Frau mit übertriebener Huldigung gefeiert, schöner noch in ihrer reifen Anmut durch einen freien Zug der Kameradschaft, der sie allen zugeneigt und heiter zeigte, indes vom oberen Ende des Tisches ihr Mann manchmal herübersah, mit bewußtem Wohlwollen, ein wenig pedantisch, seine Rittmeistersterne schimmerten kühl im Kreise der jüngeren Offiziere. Lässig war ihr Kopf geneigt, die Härchen schmiegten sich fein an den Nacken, die Arme mit engen Langärmeln ruhten abweisend in verhaltener Kraft. Dann aber, als die Lieder schwermütiger wurden, wich mit einemmal die summende Lieblichkeit aus ihren Zügen, voller öffneten sich die Lippen, die Augen schimmerten, lauter erklang auch ihre Stimme, entfachte und warb, war mit einemmal traurig und zugleich wie verachtend, im zitternden Nachklang schwang Hingabe mit, wild und doch verhüllt und verborgen.

Pongrácz ließ den Bogen sinken und erzählte unvermittelt von der berühmten Jagd, die der Kronprinz Rudolf seinerzeit veranstaltet hatte; es hatten die Könige von Griechenland, Bayern und Bulgarien und weiß Gott wer alles dran teilgenommen. „Wir saßen so: hier ein Zigeuner, da ein König, hier ein Zigeuner, da ein König, Zigeuner und Fürst, so ging's die ganze Tafel entlang ... die Erzherzöge waren alle neidisch ..."

Ettusch unterbrach ihn. „Wir wollen weitersingen." Etwas Unbegreifliches sprach aus der Bewegung, mit der sie den Kopf aufstützte. Ein ungarisches Lied hub an, und wie sie in die getragene Weise einstimmte, traf ihr Blick Battenseiler und blieb an ihm haften, und es war ihm, als spüre er die Kraft dieser Augen noch dunkel und innig in sich und spüre auch ihre Verwirrung, als sie schon lächelnd und leichtfertig dem Aufschwirren der Violinen folgte und mit leerem, etwas rauhem Beben den merkwürdigen Refrain mitsang:

Hej, ich bin nicht ganz verkommen,
Nur ein wenig traurig...

Es mochte dieser Blick, der wehe Klang, ihre reine Stirne gewesen sein, die ihm die Sinne benahmen, daß er ohne Verstand handelte. Er hielt sie umschlungen. Sein Mund bedeckte ihre Lippen. In engster Einheit verharrten beide still.
Pongrácz stockte und riß dann über die Saiten, in geübtem Schwung, als sei nichts geschehen. Der Gesang der andern stockte, dennoch sangen sie weiter, als sei nichts geschehen. Aus dem Taumel aufschreckend, fuhr sich Battenseiler über die Stirne, spürte den Eishauch und hielt den Blick gesenkt, doch er wußte, daß Stingls Gesicht jetzt grau war. Ettusch lehnte sich schaudernd im Sessel zurück und zog ihr Seidentuch fröstelnd über die Schulter. Graf Bornemisza, Grossizky und Wetterstädt schmetterten den Kehrreim, unbeteiligt, in williger Pflicht. „Bravo!" rief Strelburg und klatschte in die Hände, schließlich waren die Zigeuner da, schließlich waren alle vertraute Kameraden, gut, wenn man rasch darüber hinwegkäme. „Bravo!" rief Bornemisza und erhob sein Glas zur Huldigung.
Da stand Ettusch auf, ging mit festen Schritten an den Anfang der Tafel, setzte sich neben ihren Mann, ihre Hand unterschiebend und auf seinen Arm legend. Sie sah sich auch gleich im Kreise um und sagte lächelnd ein paar Worte, die eilig aufgenommen wurden, alle fanden sich zurecht und fühlten sich weniger beklommen. Man sang noch zwei Lieder, dann brachen sie auf. Der Rittmeister verabschiedete sich, ohne daß sein Ton verändert gewesen wäre. „Schlaf gut, Battenseiler." Auch Ettusch reichte ihm die Hand. Sie hielt mit der andern noch immer den Arm ihres Mannes umfaßt, und Battenseiler wußte, während ihre Finger ihm entglitten, daß sie sich die Aufwallung niemals verzeihen würde.
Dann saß er allein in dem rauchigen Raum vor den halbgeleerten Flaschen, bis die Morgensonne hereinschien. Nur die Zigeuner waren noch um ihn, Pongrácz mit seinen Leuten, und ihre Geigen geigten und klagten die Melodie, die ihm seither von Zeit zu Zeit im Ohre aufklingt, fremdländisch, lockend, schwermütig, spielten des schönen Liedes schöneren Refrain:

Hej, ich bin nicht ganz verkommen,
Nur ein wenig traurig ...

*

Es war ein Zufall, daß die Sache mit den Schulden gerade um diese Zeit entschieden wurde. Das Offizierskorps des Regimentes bestand aus Ungarn und Deutschen der weiten österreichisch-ungarischen Monarchie, von denen ihm keiner feindlich gesinnt war, selbst Stingl, vom Ehrenrat mit der Untersuchung betraut, wollte helfen. Er ritt an Battenseiler heran, als die Eskadron von der Übung einrückte, und blieb mit ihm Bügel an Bügel. Er sagte: „Für den Kommandanten brauchen wir mehr als einen zugkräftigen Rückzugsplan. Etwas, was überzeugend klingt, eine Art mildernder Umstände, sonst kann er dich nicht decken."
In der Nacht lag Battenseiler stundenlang wach. Kann als mildernder Umstand gelten, daß die Mutter zu nachsichtig war? Daß es einem nie schwer gemacht wurde,

sich über ihren Ernst hinwegzusetzen? Zahlen zeigen sich im Mondlicht auf dem Tapetenmuster, man braucht nur hinzublicken, und es verwirren sich die Ehrenworte mit den gewöhnlichen Schuldversprechen. Was ist das überhaupt für ein weiches Geschlecht, was erfindet es für Feinheiten? Zahlen muß man! Ob mit, ob ohne Ehrenwort! ...

Die Demütigungen, die folgten, waren zu ertragen. Nur das Gehen auf der Straße war lähmend. — Das Gehen auf der Straße ist so furchtbar, daß man noch weit von dem Hause umkehrt, in dem die Mutter wohnt, man schreibt ihr lieber. Battenseiler teilte seiner Mutter die Wendung seines Geschicks in einem Briefe mit und hoffte, daß sie ihn aufsuchen oder antworten werde. Vergeblich. Er wartete eine Weile, während er mit der Holzgesellschaft verhandelte, und zog dann ins Gebirg in einem grünen Rock. Als das Laub braun wurde, verirrte er sich in den Wunsch, daß die alten Kameraden zur Jagd heraufkämen. Sie würden dann da sein, man könnte mit ihnen sprechen, weil alles hier freier ist, und Ettusch würde sich ihnen vielleicht anschließen. Täglich hing er den Zettel an die Tür, öfter brachte er Waldblumen und stellte sie in einer Blechbüchse auf den Tisch, mit Fichtenzweigen schmückte er die Wandbretter und Tragpfosten der Laube. Im Winter brach aber die ganze Sehnsucht nach den Menschen so heftig hervor, daß er tagelang in Fieberträumen lag. Kräftig ließ der Wind die Zweige rauschen, und gegen Abend war sein Singen gedämpft, hauchte wehend durch die moosgefüllten Balkenfugen ... „nur ein wenig traurig ...“

In der Ebene grünte es, und die Stämme waren vom Rieseln schwarz, als nach langer Zeit der erste Hirte wieder auf den Höhen erschien. Battenseiler lauschte wie berauscht, während der einfache Mann von dort unten erzählte. Und er entschloß sich, die Mutter nun doch zu besuchen.

Die Überraschung, wie sie ihn mit einemmal vor sich sah, schien bei ihr Gefühle wachzurufen, die einander widersprachen. Das Aufleuchten der Augen umzog ein Schatten, noch als er, bei der Tür verharrend und unfähig, gleich ein Wort zu sprechen, stumm bloß ihre Hand ergriff. Alsbald aber saß sie ihm gegenüber und sprach zu ihm mit Liebe, vielleicht ein wenig entschlossener bloß als sonst.

„Ich war sehr gekränkt, daß du mich in den kritischen Tagen mit kurzen Briefen abgefertigt hast, doch will ich's dir nicht mehr nachtragen. Es ist ja gut, daß ich jetzt sagen kann, was sich nicht niederschreiben läßt und was ich dir damals sagen wollte: Auch in meinem Leben ist ein Ereignis gewesen, das ich überwinden mußte. Das ging auch bei mir nicht von heute auf morgen ... Im Jahre 48 besetzten die aufständischen Ungarn unsere Stadt, von Österreich war Siebenbürgen abgeschnitten. Ins Haus meiner Eltern wurde ein ungarischer Offizier der aufständischen Truppen einquartiert. Ich bin damals sechzehn Jahre alt gewesen und verlobte mich mit ihm, gegen den Willen der Eltern. Als dann die Stadt wieder entsetzt wurde, erschoß man ihn vor meinen Augen. Meine Freundinnen verlor ich, meine Verwandten verleugneten mich, die eigenen Eltern hielten mich jahrelang ans Haus gebunden, ich entsinne mich nicht, je ein Vergnügen der Jugend mitgemacht zu haben. Es war ihnen

nicht möglich, anders zu fühlen, es ging ihnen darum, ob unser Volk in seiner Unabhängigkeit auch weiterbestehen solle, es ging um unsere Freiheit. Ich aber war jung und sah die Verpflichtung nicht und habe sie erst erkannt, als das Unglück schon geschehen und in meine Seele wie mit dem Brandeisen eingebrannt war und ich vom Vater, den der Tod hinwegnahm, keine Verzeihung mehr erbitten konnte. Ich war schon über dreißig, als ich deinen Vater heiratete, der frühzeitig starb und mich mit dir allein ließ ... Ich habe nur daran gedacht, in meinem Sohn die eigene Unfügsamkeit gutzumachen ..."

Battenseiler war über die leidenschaftliche Erregtheit, mit der seine Mutter die letzten Worte sprach, tief erschrocken. Ihre Natur, ihr ganzes Wesen hatte er seit seinen frühesten Tagen als etwas Unveränderliches empfunden, als etwas Selbstverständliches wie das eigene Dasein, ja die Züge ihres Gesichts schienen, seit sie ihn auf den Armen getragen hatte, immer dieselben geblieben zu sein, alles an ihnen war die langen Jahre hin wohlvertraut gewesen: bis zum besinnlichen Aufatmen der Dämmerstunde, wenn die Mutter nach ihrer Gewohnheit ans Fenster trat und über den Garten blickte, oder bis zur verlorenen Geste, mit der sie nach einer Sonate den Flügel schloß. Nun kam das Neue, kam verletzend und versetzte in ungewohntes Schwanken. Und da durch die Entfernung des längst nicht mehr Wahren der adelnde Schmerz wie Goldglanz hervorschimmerte, erschütterte die Schuld, und die Sühne verpflichtete.

Rasch, gleich einem Aufwallen, spürte Battenseiler, wie der Geist der Enge, Pflicht und Bewährung ihn anfiel, er schien von den alten Männerbildern zu kommen, die unverrückt an ihren Plätzen hingen. Und in ebenso raschem Aufzucken erfüllte ihn eine Vorstellung wie aus einem früheren Leben, eine Ansicht aus einem Buch mit alten Trachten, ein Gedanke aus einer Zeit, die vor dem Beginn des Wachseins lag. Ein Offizier in reichverschnürter Uniform war mit gespreizten Beinen auf einen Stuhl in steifer Haltung hingesunken, daß er das Sitzbrett nur vorne und die Lehne nur an der oberen Sprosse gleichsam liegend berührte, eine Stellung, die nur einen Augenblick dauern konnte, vielleicht bis das Blut aus der klaffenden Stirne hervorsickern würde, weil der Stuhl, an den eine schlanke Mädchengestalt herantrat, schwankte und im Umkippen war.

Battenseiler erhob sich. In drückendem Bann tat er einen Schritt, sich der Mutter zu nähern. Sie saß indessen aufgerichtet, und ihre Finger griffen wieder nach der Handarbeit.

„Ich habe nicht gewollt, daß du Offizier wirst, die Männer unserer Familie haben sich als Bürger unserem Volke gewidmet. Schließlich machte dein Bitten mich mürbe, ich dachte mir, daß ein General, der deutsch empfindet, in dieser vielfältig zusammengesetzten Armee vielleicht doch seinen Zweck erfüllen kann, vielleicht geht er uns im Völkergemisch nicht ganz verloren. Man hat uns wieder Schulen gesperrt, hat uns bei den letzten Wahlen übervorteilt, unsere Bauern bei den Steuern ungerecht behandelt. Was weißt du davon? Wer im Walde lebt, entzieht sich seiner Gemeinschaft! Wer im Walde lebt, ist feig ..."

Battenweiler blickte auf den reinlichen Scheitel der Mutter, ihre fast faltenlosen Wangen, die tiefer gerötet waren, suchte den Blick ihrer Augen und hielt ihm forschend und sinnend stand. „Mutter, ich kann mich heute für keinen neuen Plan entscheiden ... Ich kann vielleicht doch nur irgendwohin gehen, wo mich niemand kennt ..."

Als er sich verabschiedete und als sie merkte, daß er sich nicht weiter halten ließ, während sie ihn wenigstens die Nacht über daheim wissen wollte, trat sie mit beschwörender Geste auf ihn zu, legte die Hände um seinen Nacken, um ihn noch einmal zu einem neuen Leben zu gewinnen und ihm Mut zuzusprechen. Er aber schritt schon um Mitternacht in einem engen Tale aufwärts, dessen Seitenwände immer näher und höher rückten. Er ging auf dem schmalen Weg neben dem Bach entlang, und im Fächeln und Säuseln und Rauschen der Nacht, im geheimnisvollen Huschen und Spielen unsichtbarer Kräfte war es ihm, als käme eine weibliche Gestalt am andern Ufer auf ihn zu. Was um ihn war, das weiche Berggras und der Himmel, strömte die Kraft der größeren Helligkeit aus, einer endlosen Ungetrübtheit, da Ettusch ihm auf seinem Wege erschien. Der Doppelstamm des jungen Bäumchens, vom Blätterrieseln fast verdeckt, regte sich, im hüllenden, leise wehenden Rock kam sie auf ihn zu. So groß war die Sehnsucht, der Herzschlag so stark, daß er nicht mehr zu steigen vermochte. Er setzte sich an den Rain. Die Hände auf das Gewehr gestützt, das Gesicht nach oben gekehrt, saß er regungslos und still.

*

Die Zeit verstrich, es mochten im ganzen acht Jahre vergangen sein, und Stingl war schon längst an das andere Ende der Monarchie, nach Bosnien, versetzt worden, und längst war auch, seit der Verlassenheit des zweiten Winters, die Entfremdung seiner Mutter gegenüber endgültig geworden, als er Anica, die Tochter eines Holzfällers, zu sich nahm. Er versprach sich eine gute Hilfe von ihr, da er sich Kühe angeschafft hatte. Nun war ein Mensch bei ihm, der Kälte und Hunger nicht anders empfinden würde als er. Doch trotz der Versuchung näherte er sich der ergebenen Lieblichkeit des Mädchens erst, als sie weniger scheu zu ihm aufblickte, erst nachdem sie mit einer verhaltenen Stimme begonnen hatte, die Arbeit mit ihren Liedern zu begleiten.

Sie gebar ihm zwei Söhne, Nicu und Juon, und Battenseiler liebte die Knaben. Oft nahm er sie in sein Zimmer und spielte mit ihnen, strich ihnen über das weiche braune Haar. Sie lernten von ihr, den Vater scheu zu ehren und die Laute der Mutterlippen sprechen, da Battenseiler bald davon abstand, sie mit deutschen Brocken zu quälen. Er aber lehrte sie Buchstaben schreiben, nicht mehr als in die Welt der Hirten gehört, und sie trugen Bundschuhe und Schafpelze, und das Hemd wurde ihnen mit dem Öl der Kürbiskerne getränkt, bevor sie es anzogen.

Noch konnte es vorkommen, daß er die Nächte im Freien zubrachte. Anica begegnete er indessen stets voll Freundlichkeit. Es lastete auf ihm, daß sie zwei innigen Wünschen nachhing, die ihm unerfüllbar erschienen: der eine, daß sie mit ihm in der Kirche ihres

Dorfes getraut werde, der andere, daß er sie einmal zu seiner Mutter führe, die sie sich in geheimnisvoller Schönheit wie eine Heilige vorstellte. Der erste Wunsch ging ihr in Erfüllung, als Nicu schwer erkrankte. Sie wurden getraut, damit sie unbeschwerten Herzens um den Knaben beten könne. —

Eines Tags fand er in einem Winkel unter abgelegten Uniformstücken der früheren Zeit eine Bibel, die ein Erbstück seines Vaters war. Er freute sich über den Fund und las viel in ihr, die Worte halblaut vor sich hinsprechend. Seine Stirne, auf der der Ausdruck ernster Besinnlichkeit lag, erhielt mit den flüchtenden Jahren einen Zug entsagender Klarheit, in seinen Augen lag ein gebändigtes, gedämpftes Glühen, der ergraute Bart erhöhte die Würde der Erscheinung. So war er denn endlich, da die Zeit verrann, bei ungebrochener, hochaufgerichteter Körperkraft in den Augen der Gebirgsleute und seiner eigenen Frau ein Patriarch, von unerbittlicher Strenge gegen Brandstifter und Diebe, aber milde zu den Guten. Sie vergaßen bald, daß vordem sein Bart blond und sein Gehaben jung gewesen, sie kannten ihn nur in der Gestalt des ehrfurchtgebietenden oder gefürchteten Vaters.

Der Krieg brach aus, und es war, als ob die unwandelbaren Forderungen der Ehre höher und blanker erstrahlten als je, als sei dem Willigen vom Schicksal die Hand gereicht, die Makelhaftigkeit seines geringen Tuns abzustreifen und in die Helligkeit des erfüllten Lebens einzuziehen. Battenseiler bat um seine Rücknahme in die Armee. Seine Bemühungen verliefen erfolglos.

Von neuem fügte er sich in die währende Einsamkeit.

Aus den goldgefleckten Lichtschleiern des sonnigen Herbstwaldes, unter dem reinen Himmel, der auf die Almenwiesen herabglänzte, nahm er mit immer größerer Sammlung das Heil der Stille in sich auf und spürte immer reiner die Segnung des blauen, unendlichen Raumes. Gestein und Bäume waren ihm wohlvertraut, an Hirschen, Bären und Wildschweinen erfreute sich im friedlichen Anblick sein Geist. Anica trug aber über dem Hemde einen Pelzleib, der ihre Brust schmal machte, und eine Joppe aus engmaschigem, rauhem Gewebe, die die Farbe des Buchekers hatte, und blieb bei der Arbeit, wenn er nahe war, verhüllt. Ihr Fleiß verwuchs mit der Hütte, so daß auch ihr Gesicht sich der Farbe des Holzes anglich, und öfter geschah es, daß er heimkehrend ihre Anwesenheit nicht gleich wahrnahm, weil auch die Falten, die sich in ihr Gesicht prägten, den Rissen der Balken ähnlich waren und sie sich von der Wand kaum abhob.

Um eine Zeit, der Krieg dauerte schon zwei Jahre, bemerkte er öfter, wie bei den Hirten ein Raunen umging. Sie flüsterten von der Stunde ihrer Befreiung. Dennoch war er bestürzt und unvorbereitet, als er dem Feuern ferner Geschütze entnahm, daß Rumänien überraschend in den Krieg eingetreten sei. Er eilte zum nächsten Holzschlag, traf aber keine Leute an, lief zur nächsten Almenwiese, die war leer. Ausspähend entdeckte er unten in der Ebene, während das berstende Krachen lauter wurde und im trüben Morgenschein die ersten Strahlen spielten, wie einige Kilometer vor dem nebligen Schattenriß der Stadt, die in der zartgrünen, lichten Ebene wie auf einem Meere lag, kreisrunde, schwarze Erdlöcher in der gelben

Tafel eines abgeernteten Kornfeldes hier und dort entstanden, als hinterlasse ein unsichtbarer Finger, der wahllos über dies Stoppelfeld tupft, seine Spuren. Ferner erkannte er auf dem Feldgrund, an den ein langgestreckter Waldstreif anschloß, die dunkelhäutigen Stücke einer Rinderherde, die sich vor dem Waldrand bewegten.

In Battenseiler rief der Klang der Geschütze einen eigenen Taumel wach. Seit der versunkenen Zeit der jungen Jahre, seit seinem letzten Manöver, hatte er keinen Kanonenschuß mehr gehört, und daher stürmte das Dröhnen der einander rasch folgenden Lagen wie weckender Trommelschlag auf ihn ein. Die ersten Opfer der Schüsse waren Tiere, deren Leichen jetzt wohl mit offnen Mäulern neben dem Walde lagen, aber auf der anderen Seite des Waldes, schwimmend auf dem grünen Meer der jetzt vom vollen, flutenden Sonnenlicht getroffenen Ebene, kaum fünf bis sechs Kilometer von dem bestrichenen Raum, lag die Stadt, ragten ihre alten Mauern und Türme, stand das Haus der Kindheit und die Stube der Mutter.

Battenseiler nahm sich die Zeit nicht, sich von Anica und den halbwüchsigen Knaben zu verabschieden, hastig ging er die Hänge hinab. Am Rande der Ebene traf er das flüchtende Volk und hörte, daß durch den Engpaß die feindliche Armee ununterbrochenen Zuges in das überrumpelte Land einrücke, schon seien die südlichen Dörfer besetzt, die Wege zur Kreisstadt abgeschnitten, doch befänden sich deutsche Truppen im Anmarsch. —

Von diesem Augenblick an war es, als weile Battenseiler gleichzeitig an verschiedenen Orten. Bald war er bei den Flüchtenden, bald auf den Bergen, bald lag er unten im Maisfeld nahe den feindlichen Schützen, deren doppeltgezipfelte Mützen er deutlich erkannte. Auf einem eiligen Bauerngefährt fuhr er nach Norden, in fiebernder Unrast die Deutschen erwartend.

*

Der Herbstabend brach schnell herein, es war klar und kühl, der Major hatte den Mantel hochgeschlagen.

„Bis jetzt sind die Höhen um den Grenzpaß noch nicht besetzt."

„Woher wissen Sie das?"

„Ich komme von dort."

„Sie können soeben besetzt worden sein ..."

„Das ist nicht anzunehmen, noch rechnet man damit, daß sich der Aufmarsch langsam vollzieht, die Abwehr noch weit ist."

Der Major blickte lange auf die Karte.

Battenseiler fuhr fort: „Der Paß liegt drei Stunden weit von meiner Hütte. Er zieht sich über zwanzig Kilometer wie ein gewundener Schlauch bis zur Ebene, in ihm der Eisenbahndamm, in der Mitte der Fluß, nach den letzten Regenfällen reißend und unpassierbar, am diesseitigen Ufer die Straße, alles sehr eng nebeneinander. Wir müssen aus dem Wald gleich auf die Höhe 739 herauskommen, in fast senkrechter Linie auf die Mitte des Schlauchs. Unter uns liegt dann die Brücke .... Dann kann keiner mehr herein, aber auch keiner zurück!"

Der Major zeigte sich für die Worte des alten Mannes, der so vertrauenswürdig aussah, empfänglich. Er ließ den Oberleutnant kommen, gab ihm Befehl und fügte hinzu: „Herr Battenseiler meint, daß ein Fußgänger bis hin gewöhnlich sechzehn Stunden braucht, daß der Weg aber heute nicht länger als zwölf Stunden dauern darf, bis morgen früh zum Morgendämmern.“ —

Sie brachen auf. Bei der ersten buschigen Lehne war noch ein verlorener warmer Hauch vom Herbstmittag unter den Zweigen, und die Leute unterhielten sich in guter Laune, denn eine Reise von Frankreich bis hierher macht träge, es ist angenehm, wenn eine Abwechslung kommt, etwas, was leicht geht, vielleicht ist man in einer Stunde auf der Höhe, und da sind dann schon die neuen Stellungen. Sie erreichten den Plaiu Zanoga, und die Bergwiese dehnte sich in sanfter Steigung, und sie hatten noch ihr Vergnügen an den Tragtieren, daß sie so munter vorwärts kamen; wie aber im Gras mit einemmal ein verborgener Stein war, an den der Fuß anstieß, fühlten sie, daß die Schuhe hier wenig taugen würden, die sie aus Frankreich mitgebracht hatten. Die Wiese brach linker Hand vor dem Sternenhimmel ab, sicher war dort schon die Feuerlinie, man würde von ihr die Ebene sehen, aber rechts wuchs ein Waldhang auf, wenn man auf den hinauf müßte, würde es lange dauern. Das Almstück war breiter, als sie gedacht hatten, sie zogen hinauf und hinab und geradeaus, sie wunderten sich, daß der Graubart so eilige Schritte machte, und daß es dann wieder abwärts ging, klappernd einen Steilhang hinab bis zum Bach, den man rauschen hörte. Am Cotul Lipitoarii machten sie auf schmalen Pfaden eine jähe Wendung, wieder hinan, auf Geröllgängen mit feinem Rieseln, die zu Dutzenden nebeneinander und ineinander liefen, ohne daß auch nur einer ein richtiger Pfad gewesen wäre. Sie keuchten, und der Bach im Tal war kaum noch zu hören. Oben fuhr sie eisiger Wind an, den Waldhang, der ihnen hoch erschienen war, sahen sie nun von einer andern Seite schief hinter sich in beträchtlicher Ferne zu ihren Füßen liegen, ein sanfter, gestufter Rücken, und daneben ein tiefer Kessel mit einem See. Der Oberleutnant, die Karte mit der Taschenlampe in scharfem Kreis beleuchtend, sagte: „Dieser Weg ist nicht eingezeichnet.“

„Er führt von dem kleineren Berg zum See, dann erst wieder hinauf; so aber haben wir zwei Stunden erspart.“

Wie die Schützen hörten, daß sie etwas erspart hätten, war es, als ob der Graubart sie mit der Hand aufheben und rasch versetzen könnte, wenn er nur wollte. Sie folgten wieder etwas geduldiger, zogen den Kamm hinauf, blickten links nach der Ebene, die feiner Dunst bedeckte, und sahen zur andern Hand das Gewoge der Berge und Täler, die zu neuen Kämmen führten, bloß in gerader Richtung konnten sie stets nur eine kleine Strecke überblicken, als kämen sie gleich an, als wären sie gleich auf dem Gipfel, wo der Weg abbrechen müsse. Die Fläche des Piciorul Stricatului war wieder eben, aber so schlecht hätten sie sich's niemals vorgestellt, sie gerieten auf Schnee, sanken in Schneegruben ein, schon war ein Tragtier nicht mehr auf die Beine zu bringen. Soeben wölbte sich der Himmel noch voll mit Sternen, da stand schon eine schwarze Nebelmauer vor ihnen, auf ihren Röcken mehrten sich die Frostfäden, immer dunkler

ward es ringsum, der Wind unerträglich, und der Graubart mischte sich bei den Tieren ein, was will er, was gehn sie ihn an, was er weiß, wissen die Schützen längst. Da ward Battenseiler grob und fragte, was der Gruppenführer in Zivil sei, der das gestürzte Pferd am Backenstück ziehe, ‚Posthalter in einem oberbayerischen Dorf', und der Alte lachte, lachte laut, wie man's nicht tut, wenn man schon nahe der Stellung ist, sagte noch immer lachend, jener könne sich von einem alten Kavalleristen etwas sagen lassen. Sie verloren in einer halben Stunde drei Tragtiere, und jene, die Lasten zu tragen hatten, die Leute, die Teile der Maschinengewehre schleppten, schimpften laut. In Battenseiler bohrte der Grimm, er vergaß, daß sie einen langen Krieg hinter sich hatten, daß sie aus Frankreich kamen, er bezähmte sich schwer. Der Nebel teilte sich, ein neuer schneeweißer Höhenzug erschien, wie heißt der auftauchende Berg — der Posthalter wiederholte: „Vurful Florii" ... und sagte: „Ich möchte nur wissen, was wir Deutsche hier verloren haben!" — Battenseiler hätte ihn gerne niedergeschlagen. Wie kann man so kurzsichtig sein? Dies war doch die Gelegenheit, für Deutschland jetzt einen Kornsack zu öffnen, für den kein Opfer zu gering ist. Warum hört der Oberleutnant das Geschimpfe so wortlos an? Warum bläst er nicht Zucht in die Männer? ... Der Oberleutnant murmelt lächelnd: „Ein Vergnügen muß man den Leuten schließlich lassen."
Battenseiler, da der Sturm heranfuhr, schrie ihm ins Ohr: „Von den Tragtieren kommt keins lebendig zurück ... Aber die Brücke! ... die Brücke ist wichtiger!"
Die Kolonne war lang, ihr Ende nicht zu sehen, erst im Valea-Bărnii-Tal sammelte sich der größere Teil, froh, daß sie wieder etwas tiefer waren, dem Schnee und den Felsen entronnen.
Eng und geschlossen war der Talkessel. Im Nu schlug prasselnd die Flamme hoch, die Battenseiler am Stamm einer alleinstehenden Fichte ansetzte, und brannte wie eine Fackel. Alle kamen und brachten die erstarrten Glieder näher zum Licht. Während sie rasteten, bat Battenseiler die Männer, lautere Geräusche von nun an zu meiden, schlich beiseite und verschwand im Dunkel.
Er kam auf den jenseitigen geschützten Hang des Lassu Peni, an dem die Schafe bis spät in den Winter bleiben, und richtig stieg aus der Sennhütte Qualm auf, Hunde schlugen an, ein Bursche lugte erschrocken vom Felsen herab.
„Hast du Zeichen?"
„Ja", antwortete er, erfreut über die warme Stimme. „Ich soll hier ein Feuer anzünden, sobald sie da sind, daß sie unten die Glocken der Befreiung läuten."
„Wen hast du in der Hütte?"
„Alle sind im Dorf, in der Hütte nur zwei Burschen vom Dealu Ursului, die ihren Vater suchen."
Da krampfte Battenseilers Herz sich zusammen. Er sagte: „Ich bin der Pope von Grohotesti. Kennst du mich nicht? Laß deine Schafe in der Hürde, der Bär wird sie nicht schlagen, und laufe, was du kannst, sage, sie sollen läuten und beten, denn sie sind da! Feuer darfst du aber keines anzünden, weil es gefährlich ist. Und sage den zwei Burschen Nicu und Juon, daß ich ihren Vater angetroffen habe, sie sollen die Mutter

nicht verlassen, es geht ihm gut. Wenn du aber der erste bist, der die Freudenbotschaft bringt, wirst du von meinem Amtsbruder, dem Popa Irimie, zwei Kronen bekommen; das haben wir so ausgemacht." Der Bursche nahm den schweren, zottigen Schafpelz auf, der auf dem Felsen lag, nahm auch den langen Stock und setzte sich in Bewegung. Die Flöte, die er unter dem Pelz trug, klapperte wetzend an der vom Gürtel baumelnden Messerkette.

Noch einige Male vorauseilend, stieß Battenseiler auf Hirten, fragte sie nach ihren Zeichen und vertrieb sie durch Freude oder Furcht. Die Männer des aufgelockerten Zuges schleppten sich indessen dahin, keiner schimpfte mehr, keiner war verbissen, alle erschöpft. Krank sank einer hin, zwei junge Schützen, die die Patronenkasten niedergleiten ließen, lehnten mit blutlosen Gesichtern nebeneinander. „Wollt ihr erfrieren? Wollt ihr, daß man euch morgen hier findet und euch die Gurgel durchschneidet?" Er schob sie vor sich her, die wie Betrunkene schwankten, war mit fremdem Gepäck vollbeladen und lud sich noch mehr auf. Auf einmal begann er selbst zu taumeln, sein wehender Bart war zerzaust, im Blick schimmerte ein Schein irrenden Grauens. Wahrhaftig, grauenhaft war die Furcht, die Paßhöhen könnten am Abend doch besetzt worden sein und man würde dem Feind in die Arme laufen, einer hinter dem andern, eine völlig entkräftete Schar. Der Wind blies noch immer, blies kalt durch den Hochwald, sie schleppten sich durch Unterholz und Gebüsch, und plötzlich kamen ihm die Stämme unbekannt vor, die Steine unbekannt, der ganze Forst, ja, jetzt kannst du sie nicht weiterführen, verirrt, verirrt, auf falschem Wege. Battenseiler lauschte, horchte angespannt, der ganze vorgeneigte Kopf mit den geöffneten Lippen bildete ein einziges Ohr, zu dem auch noch die Krempe des verwitterten Hutes gehörte. Wie er so die lauernde Wachsamkeit mit allen Sinnen auf den schattenreichen Umkreis richtete, schien hier und dort und von allen Seiten entfernter Tumult im Winde mitzuklingen, vielfältiges, ungeklärtes Geräusch, das doch immer zur Totenstille verstummte, sobald der Windstrom vorüber war und die Zweige ruhig wurden und die Männer, die Battenseiler folgten, mithorchend stehenblieben und den raschen Atem unterdrückten. Der Oberleutnant trank Tee aus der Flasche, reichte auch ihm und sagte beiläufig: „Ich rechne immer mit den schlechtesten Möglichkeiten." Battenseiler hastete weiter, alles verschwamm, eilte eine Strecke wie blind, verirrt, verirrt, vielleicht hatten sie sich schon zu tief hinabgelassen und würden gleich die Sohle des Passes erreichen, irgendwo, wo es am schlechtesten war. Da öffnete sich der Wald. Die fallende Lichtung erschien, die buschige Kuppe an ihrem Ende; dahinter ragte die gegenüberliegende Paßwand jäh auf. Mehr tot als lebendig erreichten sie die Höhe 739.

*

Unten hörten sie Hämmern und Rufen, Rumpeln fahrender Geschütze, das Brüllen vieler Rinder. Von den Gebüschen verborgen, starrten sie den Hang hinab. Noch konnten sie nicht glauben, daß sie da waren, daß alles so offen vor ihnen lag, der reißende Fluß mit der Brücke, der unabsehbare Zug der Truppen, die sich von Süden

heranbewegten und in dichten Reihen über die Brücke marschierten, dann die Viehherden, in der Ebene erbeutet, die aus der entgegengesetzten Richtung eilig herbeigetrieben wurden — und die unerklimmbare Wand da drüben. So ein Ziel! Sie glauben zu träumen, aber es ist kein Truggespinst, der Paß ist voll Menschen, Hunderte, mit der Hand zu greifen, marschierende, lagernde, aufbrechende Scharen. Haufen, die sich zum fortwährenden, mehrstimmigen Geläute der Kuhglocken bewegen... Das seid ihr also! Die neuen Feinde! Seht so aus, die ihr uns Krieg erklärt habt! Zorn und wilder Rausch, los, da muß man schießen, hineinblättern, soviel man kann, Grimm und brodelnde Freude. Sie fassen die Gewehre, machen die Maschinengewehre bereit, wie kann man dabei essen, die Brust arbeitet zum Zerspringen, da kann man doch nicht essen, der Bissen quillt im Mund. Die Schützen hocken im Grase nieder, flüstern kauend, keiner von ihnen ist krank, alle munter, hineinblättern, rasch! Doch der Oberleutnant gibt den Befehl noch immer nicht, zum Teufel, kauend kriecht er unter alle Büsche, steht daneben, wo sie die Patronen häufen, geht zur Quelle. Sie holen Wasser für die Kühlung des Laufs, schon liegt die Hand am Hebel, der Finger am Abzug. Kein Gewehr soll zittern. Ruhig, jeder soll wie bei der Übung schießen — noch immer nicht! Battenseiler hebt die Büchse, tausendmal ist er am Anstand gewesen, tausendmal hat er gelernt, die wilde Lust zu bändigen, jetzt kann er den Finger kaum zurückhalten, rasch doch!

Gewehrlage und ta... ta... ta... Maschinengewehr. Battenseiler schießt und schießt, und alle schießen, wie scharf der Takt der Maschine, das Rattern, wie laut hallt es auf. Er ladet, zielt, der Blick ist nur ein leichtes Hinspielen, mit dem er über das getroffne Ziel noch einmal hinschweift, das flüchtigste Augenblinzeln beim neuen Laden. Zielen, laden, er hört den Schuß der eignen Büchse kaum, noch nie hat er geschossen, ohne ihren Klang rein zu hören, noch nie auf das gleiche Ziel mit andern den Lauf gerichtet, noch nie dies Schwanken gefühlt, ob er's war oder der Nachbar, der traf. Die Kuhglocken sind nicht mehr zu vernehmen, mit eigenem, schüttendem Rauschen strömen bloß die Wellen des Dauerfeuers von den Bergwänden zurück. Der schlagende Klang kommt über den alten Mann, das Gewehr entgleitet seiner Hand, hingestreckt verbirgt er sein Gesicht im Moos. Unten sinken die Reihen von den Pferden, Geschütze rasen ohne Führung das Ufer hinab, überschlagen sich, bebendes Schwimmen, verlorenes Treiben im Wasser, Stauen auf der Brücke, ein wachsender Haufe. Noch hat keiner begriffen, woher, da sind sie reihenweise zusammengeschossen, und das Vieh wird wild, rennt, kehrt um, stößt nieder. Ein Eisenbahnzug fährt pfeifend auf der anderen Seite, ein Schwenken des Laufs, tak... tak... tak... fährt langsam und pfeift, Ochsen sind auf den Schienen, Geschütze aufgetürmt auf den Schienen, pfeift irrsinnig und steht. Er ist mit Infanterie angefüllt, auf dem offenen Wagen raucht die Fahrküche. Rattern, rattern. Alles stiebt auseinander, strebt verzweifelt wieder zusammen, sie brechen hin, winden sich, die Tiere brüllen und jagen. Erst nach langen Minuten sieht Battenseiler das erste Rieseln im Stein. Was ist das für ein Rieseln, eine Maus? Der Posthalter schießt kalt und ruhig, jetzt fällt sein Kopf auf den Arm und bleibt regungslos liegen. Der Richtschütze

vom Maschinengewehr steigt über den entschlafenden Körper, er kühlt den glühenden Lauf.
Am nächsten Tag, in der Ebene war die Schlacht im Gang, wurden sie abgelöst. Battenseilers Aufgewühltheit läuterte sich auf dem Rückweg, den er zur befreiten Stadt antrat, am unvergänglichen Wehen der Bäume. An der Stille, die ihn zeitweilig vollständig umgab, reinigte er sich, daß er selbst still und in eigentümlicher Ergebung getrost war und auch das dumpfe Brausen nicht mehr hörte, das ihm die Nacht über im Ohre geklungen hatte, in unaufhörlichem Fließen, gleich dem geröteten, südwärts ziehenden Paßstrom. Abseits von den Schützen des Zugs, von denen er sich bald gänzlich trennte, ging er auf den samtenen Pfaden der Herbsttäler wie einer, der dem ersehnten Ziele zugeführt wird. Noch konnte er den Gedanken, den sein Herz in dieser Stunde dachte, nicht ermessen. Aber er fühlte, daß er stetig und gefaßt weitergehen, daß er ohne Zögern vor das Antlitz der langgemiedenen Mutter eilen solle.

*

Im Weiterschreiten erkannte er im aufflackernden Geschützdonner der Ferne, daß dies der letzte Ansturm war, alle gegnerischen Truppen, die am Rande der Gebirge sich in die Ebene ergossen hatten, in den Paß wie in einen Trichter zurückzudrängen, und sagte sich zum ungezählten Male, daß sein Plan, sein Eingreifen, ja daß jene Stelle es sei, zu der er die Verteidigung geführt habe, die den Sieg erst groß mache. Hatte ihn aber noch vor drei Tagen die Verheißung dieses Erfolgs, als er mit dem Major sprach und später, neben dem Oberleutnant einhergehend, durch den Schnee dem Paß entgegenstrebte, im Aufwallen des Blutes und heftigen Schlag des Herzens aufs höchste erregt, empfand er jetzt das Gelingen selbst als etwas Natürliches, wie durch lange Jahrzehnte gewachsen. Seine Gedanken kehrten noch oft zur Höhe 739 zurück, aber ohne besonderen Aufschwang, beim Gedanken an die Kameraden der Jugend und an die Mutter bloß mit einiger Scham. Diese Stimmung hielt auch noch an und empfing einen Zug um so ernsterer Tiefe, als er bei der Mutter eintrat und wahrnahm, daß sich das Geschick an ihr erfüllte.
Er ließ sich an ihrem Bett nieder. Er sprach nicht von den Maschinengewehren, den Menschen und Tieren, die am Flusse hingesunken waren, stumm, in einer Art erwärmter, gelöster Müdigkeit saß er neben ihr. Sie aber tappte mit bebenden Fingern seine Hand entlang, und es war ihr, als sähe sie sein Haupt erhoben, wenngleich es gesenkt blieb. In wortlosem Schweigen spürten sie zum ersten Male, daß die Forderung für beide erfüllt und daß sie mit ihrem Schicksal nicht hadern dürften.

*

Am Nachmittag setzte sie sich auf. Sie wurde so munter, daß sie über ihre kleinen Angelegenheiten erzählte, auch über ihre Schulden, die sie während der letzten Monate habe machen müssen. Sie seien gering, doch wolle sie nicht mit Schulden sterben. Er nahm ihren Wunsch eifrig auf. „Ja, ich habe Geld, ja, ich bringe."
Er entfernte sich, Geld aufzutreiben, aber er traf die Herren der Holzgesellschaft nicht

an, sie hatten bei der allgemeinen Räumung die Stadt verlassen und waren noch nicht heimgekehrt. Er suchte lang und fand nichts. Er schritt die Stufen des Kasernenbaues hinan, die er als junger Offizier sooft gegangen, an allen Türen waren neue Anschriften.

„Der Oberleutnant, nach dem Sie fragen, ist heute früh gefallen...", sagte man ihm bei der ersten Tür.

Ein Stabsoffizier nahm sich seiner an. Battenseiler dachte noch: „Die Mutter wird nicht verlangen, daß du dich verächtlich machst...", dann aber sah er sie in Gedanken schmal und zusammengesunken vor sich, mit tiefen Augen, abgezehrten Schläfen und Wangen. Er hatte ihr in ihrem langen Leben noch niemals einen Wunsch erfüllt. Und jetzt begann er mit einem Male, von einer jähen, heillosen Angst getrieben, zu sprechen, und doch als ob ein Fremder spräche, mit ungewohnter, mühsam gezügelter Stimme. Der deutsche Offizier sagte: „Wir haben einen Herrn der k. u. k. Armee hier, der hat jahrelang in dieser Stadt gelebt... Ich will Ihnen gerne behilflich sein. Vielleicht sprechen wir zuerst mit ihm."

Sie gingen durch mehrere Stuben und befanden sich zuletzt in einem hellen Raum. Nahe der Wand saß eine gebeugte, alte Dame, am Tisch ein Offizier.

„Kennen Sie Herrn Battenseiler?"

Oberst Stingl erhob sich, bewegte die Arme in ausbreitender, staunender Geste. „Battenseiler!... Battenseiler!" rief er herzlich. „Servus, Battenseiler!"

Die Frau an der Wand stand ebenfalls auf.

„Herr Battenseiler befindet sich in einer Notlage. Er hat die Truppen zur Höhe 739 geführt und hat sich durch seinen hervorragenden Dienst zweifellos das Recht auf eine Remuneration erworben."

„Ja doch...", sagte Stingl betreten, „freilich... freilich...." Und dann brach die Herzlichkeit für einen Augenblick doch wieder hervor, er rief: „... aber natürlich, Battenseiler, natürlich!"

Battenseiler machte kaum eine Bewegung. Er vernahm, daß die zwei Offiziere von ihm sprachen, daß sie mit ihrem Lob nicht sparten — ihre Worte gingen an ihm vorüber. Aufrecht stand er vor ihnen, er war ein einsamer Mann geworden, vor anderen Menschen ohnehin befangen. Ergriff das Geld, das sie hinlegten. Ließ es in die Joppe gleiten und langte nach dem Hut. Und sah Ettusch ins Angesicht und nahm die Hand, die sie ihm entgegenhielt.

*

Wie fiebernd schleppte er sich über die Straße, über die Schauer des Schreckens und der Scham staunend, die ihn berührten. Eine plötzlich hervorbrechende, unendliche Sohnesliebe führte ihn ein Wegstück weiter, bis beim Aufleuchten der ungewohnten Abendlichter der Stadt, hinter deren Grelle die schwärzeste Finsternis lag, Erinnerungen dumpfester Art auf ihn eindrangen und, in seltsamen Bruchstücken sich aneinanderreihend, das umfaßbare, bange Gefühl unbestimmbarer Qual bis zur Fassungslosigkeit erhöhten. Mit tappender Geste bewegte er sich dicht an den

Häuserreihen. Er träumte, daß er zu Stingl zurückgehen müsse. Er träumte, daß die Mutter ihn mit dem Gelde zurückschicke. Doch er ging weiter, wiewohl er auf die Richtung kaum noch achtete und die Sehkraft seiner geblendeten Augen bis auf einen Schleierhauch erloschen war. Er strebte weiter, ein Bettler, der müde und hungrig ist, der seit Tagen die Speise und den Trank fast gänzlich entbehrt hat.

In diesem Augenblick war es, wie wenn der Lichtschein, der aus dem breiten Eingang einer Gaststube floß, seine Schärfe verliere und sich in Musik umwandle, in die verschlungenen Wege eines himmlischen Tönens, das mit schwingendem Glühen in Battenseilers geschwächte Sinne eindrang, quellend, abgründig lockend und die letzte Verzweiflung mit einer heiligen Wärme beruhigend.

Wie ein Beschworener trat er in die große, helle Gaststätte ein. Aufgerichtet, wie es seine Art war, aber mit kurzen, brüchigen Schritten folgte er den Klängen, in deren Gewoge sein Herz in wunderbare Weiten entrückte.

An einem Tisch saßen junge deutsche Offiziere, die ihm aufmerksam entgegensahen. Sie hatten von Battenseiler und der Höhe 739 gehört und erkannten seine Gestalt, erhoben sich und nahmen ihn bei sich auf, wie junge Leute einen Alten an der Tischrunde willkommen heißen. Und die Zigeuner spielten, spielten ein Lied, das die Deutschen merkwürdig anmutete, weil eine schmerzende Bewegtheit in ihm glühte, die sie bei ihren Liedern nicht kannten. Sie waren wie Bäume gewachsen, aus ihren Augen blickte der Wagemut, sie lächelten über das Lied, das ihnen zu empfindungsvoll erschien, und waren erstaunt, als sie merkten, daß die Weise den Alten ergriff.

Er aber, in allen Geistern verwirrt und von der Zeit hinwegbegeben, fühlte zuinnerst, wenngleich durch den Schleier der unaufhörlich waltenden Unruhe, daß sie ihn ehrten und ihm zutranken, und tastete nach der Tasche, wo er das Geld trug, sagte: „Es ist mir eine Ehre", und bestellte Getränke, deren Namen und Güte ihm aus seiner Offizierszeit bekannt waren. Die Helligkeit vor seinen Augen wurde zum traulichen Schein, und das Weißgelb der Lampen, das er sah, zerfiel in Teile der Einrichtung und Wandtäfelung, in Bilder und Wandbretter mit Trinkhörnern und Humpen, die ihm plötzlich alle bekannt erschienen, und während er sich dem Zauber des Wiederfindens überließ, war er der Kraft und Lust der verklärten Jugend nicht mehr ferne und lebte an ihr auf, als sei er nicht weißbärtig und sein Gesicht von den Malen der Vergänglichkeit gezeichnet, sondern selbst einer von denen, die wie junge Bäume gewachsen sind. Dennoch sang er das Lied nicht mit, zu dem der Primasch, Battenseilers Hang aufspürend, immer wieder zurückkehrte. Es dauerte mehrere Stunden, und sie hatten schon viel getrunken, bis er den Tischgenossen mit niedergesenkten Augen und gedämpfter Stimme den Text endlich vorsagte. Seine Worte waren zum Spiel der Geigen bloß gesprochen, aber dennoch schien ihnen die vollständige Weise aus den Schächten des Brustkorbes zu dringen, in dem das schlagende Herz den Worten Maß und Farbe verlieh. Von den Zigeunern bezogen sie für ihr Ohr das Auf und Ab der einprägsamen Melodie, indem sie von ihnen lernten, wie und an welchen Stellen die Stimme gedehnt mitzuschwingen habe, daß jene geheime Verzweiflung und Reue, die auch der Kühnste und Härteste kennt, den

Schmerz brennend mache und echt mittöne, ohne der Schwermut die Verachtung zu nehmen oder das Herz weichlich zu enthüllen. Und als sie die Melodie der Geigen nun zum zwanzigsten Male hörten, spürten sie, wie dies Lied die Beziehung zum Eigenen und von einem zum andern änderte und wie es dreimal Schwermut und doch auch Herzhaftigkeit sei. Sie sangen, so gut sie vermochten, während Battenseiler die Stirne auf die Hand aufstützte, und gaben sich immer rückhaltloser der sonderbaren Sonnenhaftigkeit der Selbstverlierung hin:

Hej, ich bin nicht ganz verkommen,
Nur ein bißchen traurig . . .

*

Als Battenseiler am nächsten Morgen bei der Mutter eintrat, war sie nicht mehr am Leben. Leute des Hauses, die um sie waren, sagten ihm, daß sie schon am Nachmittag des Vortages verschieden sei, zu einer Zeit also, da er noch auf der Suche nach dem Gelde war, das er beim Mahle der Offiziere ausgestreut hatte.

*

Er verließ nach ihrem Begräbnis die Stadt, schweifte auf den Feldern, schlief in den Feldscheunen. Dicht hinter den vorrückenden Truppen gelangte er in den Paß, auf die Straße, wo die Toten noch lagen, die Geschütze, das Vieh, die verknäulten Haufen von Riemenzeug, Rädern und steifen Pferdeleibern. Stille herrschte überall, die Nacht war klar und sternenreich, schon erschien im Mondlicht die Brücke. Da dachte er an das gute Wesen von Anica und an die beiden Burschen Nicu und Juon, denen er nicht mehr vor die Augen treten könne, und dachte, daß sich alles folgerichtig begeben habe, von der frühen Sehnsucht der Mutter, die sie ein Leben lang bekämpft, bis zu seiner vaterlosen Kindheit und seiner Sehnsucht. Denn wer nach dem Rande strebt, stirbt einsam am Rande, und nichts mag ihm nützen, selbst wenn er den Tag seiner Ehre verkauft. Und er dachte, daß es nun gleichgültig sei, wenn er noch eine Stunde länger am Leben bleibe, noch eine kurze Stunde bis zum Morgendämmern, bis die Wellen seinen Leib in das versöhnende, endlose Dunkel hinüberschwemmen würden. Er setzte sich auf einen Stein am rauschenden Fluß. Das Gewehr aufgestützt, die Hände gefaltet, hob er das Angesicht und verharrte still, wie ein Schlafender.

Bruno Wolfgang

Ich bin 1879 in Iglau geboren, besuchte dort das Gymnasium, dann die Universität Wien als Jurist. Nach Ableistung des Einjährig-Freiwilligen-Jahres beim Infanterieregiment 81 trat ich in Wien in den Staatsdienst. In diese Zeit fallen meine ersten schriftstellerischen Arbeiten, hauptsächlich humoristische und satirische Skizzen, die in der Zeitschrift „Muskete“, dem „Simplizissimus“, der „Jugend“ und anderen Zeitschriften und Zeitungen erschienen.
Der gewaltige Eindruck des Weltkrieges, sieben Monate der Kämpfe in Przemysl und drei Jahre Kriegsgefangenschaft größtenteils im Fernen Osten erweckten zunächst nach meiner Rückkehr das Gefühl, daß ich nie mehr eine Zeile schreiben werde, und ich schwieg auch in der Tat lange Zeit. Erst einige Jahre nach Kriegsende drängte das Erlebnis des Krieges und der Kriegsgefangenschaft nach irgendeiner Formung. Ich erinnerte mich meiner Aufzeichnungen aus Przemysl, die ich in der Kriegsgefangenschaft heimlich auf Dünnpapier stenographisch übertragen und in einem Päckchen von zehn Zündholzschachteln in die Heimat zurückgebracht hatte. 1933 erschien das Buch „Przemysl 1914/15“, naturgemäß ein düsteres Bild, grau in grau, aber — wie ich denke — durchaus wahr. Die Zeit der Kriegsgefangenschaft schilderte ich in dem Buche „Batjuschka“ (1936), in dem auch viel Humor enthalten ist. Ich möchte nicht vergessen zu erwähnen, daß es mich heute noch in der Erinnerung freudig bewegt, den Kameraden im Lager durch kleine humoristische Gelegenheitsarbeiten frohe Stunden und Augenblicke des Vergessens gebracht zu haben. Vielleicht war es nur diese Erinnerung, die es mir ermöglichte, auch später noch heitere Dinge hervorzubringen.
Was ich sonst noch trieb und schrieb, steht schon dem Weltkrieg fern. Ich kann wohl sagen, daß ich als ein anderer Mensch aus Ostsibirien zurückkehrte und vielleicht überhaupt nicht mehr in die alte Bahn zurückfand. Die beiden obenerwähnten Kriegsbücher sind vollkommen unbekannt geblieben, obwohl es nicht an freundlichen und anerkennenden Stimmen fehlte. Die Zeit war ihnen nicht günstig und — habent sua fata libelli. Ich beklage mich nicht. Es ist viel Größeres vergangen und vergessen. Und viel Großes ist neu in die Welt getreten. Was wiegt dagegen das Schicksal eines Menschen und eines Buches?

Individualismus und Weltkrieg

Ich möchte es in dieser kurzen Darstellung nicht unternehmen, aus der ungeheuren Vielfalt menschlicher Schicksale, die der Weltkrieg formte, allgemein gültige Erscheinungen abzuleiten. Noch heute, nach fünfundzwanzig Jahren, stehen die alten Erinnerungen in voller Kraft und drängen das persönliche Erlebnis in den Vordergrund. Ich möchte mich darauf beschränken, den kleinen Ausschnitt des großen Geschehens zu schildern, den ich überblicken konnte.

Ich war fünfunddreißig Jahre alt, als der Weltkrieg begann. Meine Kriegsdienstbestimmung besagte, daß ich als Landsturmleutnant unverzüglich nach Sanok in Galizien einzurücken habe. Am selben Tage, da die allgemeine Mobilisierung kundgemacht wurde, fuhr ich vom Nordbahnhofe ab. Ich verabschiedete mich nicht von meinen Eltern, die zu dieser Zeit schon in einer Sommerfrische weilten. Ich hielt mich nicht für berechtigt, meine Abreise auch nur um einige Stunden zu verzögern. Ich ahnte nicht, daß ich meine Eltern und Geschwister erst vier Jahre später wiedersehen werde.

Nun war Krieg, zunächst unbegreiflich und unwirklich wie ein Traum. Der Zug raste durch die Nacht nach Norden ins Unbekannte, Dunkle, Undurchdringliche. Fast niemand stieg unterwegs aus. Doch überall, wo der Zug hielt, stiegen neue Menschen ein. Nur Männer, teils in Uniform, teils in Zivil. Auch ich trug die blaue Friedensuniform. Der Zug war an keinen Fahrplan gebunden. Er stand schon wie wir alle außerhalb der gewohnten bürgerlichen Ordnung.

Wir redeten dies und das und suchten die neue Lage zu verstehen. Es gab Deutsche, Tschechen, Ungarn, Polen, Ruthenen, Slowaken, Bosniaken und Italiener, alle jetzt schon kameradschaftlich verbunden durch das in der alten österreichischen Armee übliche „Du". In Sanok wurde von einem Major, einem Deutsch-Tiroler, unser Landsturmbataillon formiert und ausgerüstet. Dann marschierten wir in die Festung Przemysl, die in fieberhafter Eile vom Friedens- auf den Kriegsstand ausgebaut wurde. In den ersten Wochen, als in Ostgalizien und Russisch-Polen schon Kämpfe im Gange waren, hatte das Armeeoberkommando seinen Sitz in Przemysl.

Hier war der Krieg für uns alle schon zu einer greifbaren Realität geworden. Doch seinen vollen Ernst begriffen wir noch nicht. Wir hatten in den vergangenen Jahren militärische Demonstrationen und Teilmobilisierungen erlebt, die schließlich im Sande verlaufen waren. Diesmal war es freilich ein echter Krieg, doch keineswegs, wie wir meinten, ein Kampf auf Leben und Tod, sondern ein bewaffneter Streit um diplomatische Fragen, schlimmstenfalls um ein Stück Galizien oder Russisch-Polen. Das konnte in einigen Wochen erledigt sein. So dachten die meisten. Alle aber empfanden etwas Neues, Niegekanntes, daß es nun galt, für ein Vaterland zu kämpfen. Es wurde uns nun bestätigt, daß wir ein Vaterland hatten. Groß und herrlich richtete es sich unerwartet vor aller Augen in seiner alten Armee auf, die allein noch fähig war, dieses Reich zu tragen. Der Ekel vor dem innerpolitischen Hader der letzten zwanzig Jahre hatte in vielen von uns den Glauben an die Zukunft dieses Reiches ertötet, das nicht leben und nicht sterben zu können schien. Nun sahen wir staunend, daß es lebte und daß der Glaube an seine Lebenskraft einen mächtigen Hort besaß — die Armee. Und in dieser Armee der Nationen, deren Armeesprache Deutsch war, waltete unverkennbar die Führung des deutschen Elementes. Wir trafen ferner in dieser uns fremden polnisch-ruthenischen Provinz auf Schritt und Tritt die Zeugnisse der kulturellen und wirtschaftlichen Leistungen unseres Staates, keineswegs Unterdrückung (die Polen waren die Schoßkinder aller Regierungen der letzten Jahrzehnte gewesen), sondern Durchdringung mit dem Geist einer vorsichtigen, weisen, alt-

bewährten Verwaltung, die wir daheim gern bespöttelten, die aber hier in einem völlig neuen Licht erschien. Auch diese kulturelle Pionierarbeit trug unverkennbar deutschen Charakter.

Dem Leben des einzelnen hatte bisher in hohem Maße der Liberalismus und Individualismus das Gepräge gegeben. Die Entwertung der Begriffe „Staat" und „Volkstum" wurde noch durch den vordringenden Sozialismus begünstigt. Die Einstellung zu ihnen war unklar und schwankend geworden. Klar und ohne Einschränkung bejahte diesen Staat vielleicht nur noch die Armee. So wirkte der Ausbruch des Krieges in vielen wie eine Erlösung, wie ein Wegweiser in eine künftige bessere Zeit.

Uns war die Aufgabe der Verteidigung Przemysls zugefallen. Das Schicksal der Festung ist bekannt. Sie wurde nach den schweren Rückschlägen in Ostgalizien von der russischen Übermacht eingeschlossen, schlug die erbitterten Stürme der Russen im Oktober 1914 erfolgreich ab, gewann dann für wenige Wochen den Zusammenhang mit der bis an den San vorrückenden Feldarmee, um sodann wieder eingeschlossen zu werden, bis zum 22. März 1915, dem Tage der durch Hunger erzwungenen Kapitulation. Wir bildeten eine kleine Insel, weit vor der damaligen Front. Alle unsere Hoffnungen ruhten auf einer Wendung des Kriegsglücks. Unsere brennende Sehnsucht galt der Feldarmee, an deren Wiederkehr wir fest glaubten, und die auch siegreich wiederkam, doch zu spät für uns; denn unser Schicksal hatte sich bereits erfüllt. Es hieß Kriegsgefangenschaft.

Unendlich schwer war uns der Abschied von diesem kargen Stück Erde geworden, das wir nicht unsere Heimat nannten, das uns aber in monatelangen Kämpfen und Entbehrungen teuer geworden war. Unser Schicksal war schwer, und es konnte nur ertragen werden im Geiste der Frontkameradschaft und im Gefühl der Verbundenheit mit dem großen gemeinsamen Schicksal. Es fehlte nicht an Verlockungen der Russen und an Versuchen, die nationalen Gegensätze des alten Österreich auszunützen. In mehreren Gefangenenlagern, in denen ich mit Deutschen, Ungarn, Tschechen, Polen, Ruthenen und Italienern drei Jahre zusammenlebte, ist mir nur ein einziger Fall eines Verrates bekannt geworden. Der Soldateneid hielt diese Offiziere verschiedener Nationalitäten nach wie vor fest zusammen und schuf eine Gemeinschaft, die stellenweise im Fernen Osten auch dann noch fortdauerte, als in der Heimat der Prozeß der Auflösung längst begonnen hatte. Die „Armee hinter Stacheldraht" hielt ihre ehrenvolle Tradition aufrecht bis ans Ende.

In der Bewährung des soldatischen Geistes gegenüber den Mächten der Auflösung liegt die unscheinbare positive Leistung der aus dem großen Geschehen des Weltkrieges ausgeschalteten Kriegsgefangenen. Das Schicksal stellte ihnen Probleme besonderer Art. Es waren Probleme des menschlichen Zusammenlebens überhaupt. Die zufällige und erzwungene Gemeinschaft von Tausenden, jahrelang, auf engstem Raume, zeigte, wie schwer es ist, daß Menschen zusammenleben. Scheinbar unwichtige Dinge, kleine Verschiedenheiten des Charakters und der Lebensgewohnheiten, Besonderheiten und Eigentümlichkeiten aller Art erschwerten die gegenseitige Ver-

ständigung oder machten sie ganz unmöglich. Oft herrschte Harmonie in allen großen Dingen, doch die kleinen Dinge schufen eine unübersteigliche Scheidewand. Um überhaupt in dieser engen Gemeinschaft leben zu können, war es nötig, sich über den letzten Grund des Trennenden klarzuwerden. Es war immer der Egoismus des einzelnen, der schon auf das bloße Anderssein und noch viel mehr bei einem Widerstreit persönlicher Interessen mit einem feindseligen Gefühl antwortete. Es mußte aber ein Mittelweg gefunden werden. Denn man mußte zusammenleben. Es gab keine Möglichkeit, auszuweichen und sich ein individuelles Leben zu gestalten. Der Weg zum Ausgleich konnte nur darin liegen, daß sich jeder daran gewöhnte, nicht nur in wichtigen Fragen, sondern — was viel schwerer ist — auch bei den kleinen und kleinsten Äußerungen des täglichen Lebens nicht bloß an sich allein, sondern auch an die anderen zu denken. Er gewöhnte sich daran, auf einen Teil seiner Freiheit zu verzichten, um dafür die Möglichkeit eines geordneten Zusammenlebens einzutauschen. Uralte Weisheit der Religion und Philosophie, Wunschträume aller Utopisten — hier wurden sie zu Notwendigkeiten des wirklichen Lebens.

Wir gewannen die Erkenntnis, daß echtes soziales Denken und Handeln mit der Ordnung des eigenen Denkens beginnen muß. Ein Haus kann nur von Grund aus aufgebaut werden. Der Mensch muß die Quellen des Übels in der eigenen Brust bekämpfen. Der einzelne ist ja die Zelle, aus der sich jede größere Gemeinschaft aufbaut, und seine Eigenschaften zeichnen den Grundriß für die Eigenschaften der Gemeinwesen im großen. Nur ein großes, umfassendes Erziehungswerk kann aus dem individualistischen Kampf aller gegen alle eine von wahrem sozialem Geist erfüllte Gemeinschaft bilden.

Diese Erkenntnis war der Gewinn langer, schwerer Jahre der Kriegsgefangenschaft, einer Lebensform, die leer und sinnlos erscheinen müßte, hätte sie nicht viele Hunderttausende zu neuen Lebensformen geschult und bereitet.

Das Dorf ohne Männer

Es war Frühling. Man schrieb das Jahr achtzehn. In einer kleinen Station entstiegen drei Männer dem Nachtzuge, der von Samara an der Wolga gegen Orenburg fuhr. Jeder trug einen mächtigen Sack auf dem Rücken. Nach einigen kurzen Fragen an den verschlafenen Bahnbeamten setzten sie sich langsamen Schrittes in Bewegung und verschwanden bald in der kalten, nebligen Morgendämmerung. Diese drei Männer waren nicht, wie es den Anschein hatte, wandernde Hausierer, sondern kriegsgefangene österreichische Offiziere, welche die Menschenflut, die quer durch Sibirien der Heimat zustrebte, bis nach Samara gespült hatte. Bis dorthin war alles gut gegangen. Doch in Samara waren sie auf unüberwindliche Hindernisse gestoßen. Viele Tausende wurden wieder in langen Lastzügen nach Osten zurückbefördert und dadurch zu weiteren zwei bis drei Jahren Kriegsgefangenschaft verurteilt.

Manche, welche im Laufe der Jahre einige Rubel erspart hatten, wollten, so nahe

dem Ziele, nicht umkehren, verließen nachts den ostwärts dampfenden Zug und verschwanden im Gewühl der in beiden Richtungen vorwärtsdrängenden Menschenmassen. Sie hofften, sich irgendwie zur Grenze durchzuschlagen, die damals, weit östlich von Warschau, mitten durch Polen lief. Die Gefahr war freilich groß, in dem Gewirr von Komitees und verschiedenen Organisationen der Internationalisten hängenzubleiben. Denn die neuen Herren trachteten, besonders die Offiziere nach Möglichkeit an der Rückkehr in die Heimat zu hindern.

Unter diesen Umständen hatten die drei ein lebhaftes Interesse daran, als Offiziere nicht erkannt zu werden. Sie sahen auch tatsächlich nicht wie Offiziere, sondern eher wie Landstreicher oder Wegelagerer aus.

Der Älteste, ein Landsturmoberleutnant mit großer Glatze, trug einen außergewöhnlich schäbigen dunklen Mantel, der aus einem Offiziersmantel mit roher Gewalt zu einem Zivilmantel umgenäht worden war. Darunter einen abgetragenen Zivilanzug, dessen Hosen, faltig wie eine Ziehharmonika, auf die unförmlichen Schuhe hinuntersanken. Der zweite, ein Reserveleutnant, sonst eleganter Jurist und Tennisspieler aus Wien, war wesentlich jünger und hatte nicht so restlos auf Schönheit verzichtet. Er hatte sich schon vor Monaten einen erdbraunen Russenmantel zurechtschneidern lassen, der ihn, im Verein mit einem Paar ziemlich umfangreicher hoher Stiefel, immerhin dazu befähigte, für einen reisenden Viehhändler gehalten zu werden. Der dritte, ein Fähnrich aus Ungarn, hatte auch irgendeinen haarigen und borstigen asiatisch-europäischen Mantel, in dem er klein und rundlich wie ein Igel aussah. Er war sehr kurzsichtig, wagte aber den Zwicker als verdächtiges Intelligenzmerkmal nicht aufzusetzen. So rollte er wie Sancho Pansa neben den beiden Don Quichottes einher. Alle drei hatten riesige Sportkappen mit langen Schirmen, die fast das halbe Gesicht verdeckten. Wilde Bartstoppeln vervollständigten das abenteuerliche Bild. In den riesigen Bündeln trugen sie alle ihre Habseligkeiten, die sie aus der Gefangenschaft mitgenommen hatten und nun zu verkaufen gedachten, um Geld zur Weiterreise zu gewinnen. In der Stadt wäre dies zu gefährlich gewesen. Aber hier, zweihundert Werst von Samara und zwanzig bis dreißig von der Bahn, gab es noch wohlhabende Dörfer, wo ein Kriegsgefangener etwas verkaufen konnte. So marschierten nun die drei in die unabsehbare Ebene hinein. Sie trafen eine Wagenspur, die über endlose grüne Flächen im weichen Wiesenboden ins Ungewisse führte. Allmählich ging die Sonne auf. Die leichten Nebel über den Wiesen zerteilten sich, auf den Gräsern hingen kühle Tautropfen und in der Ferne ragten gigantisch die regungslosen Flügel einer Windmühle in den blassen, rötlichgelben Himmel. Und weiter drüben am Horizont, von Bäumen und Sträuchern umgeben, schliefen, wie Feldmäuse hingekauert, die kleinen grauen Holzhütten eines Dorfes. Von der Haltestelle her kam langsam ein breiter Bauernwagen des Weges, mit einem kleinen Pferd bespannt. Ein uralter Bauer lag auf einem Bündel Heu. Der Oberleutnant, der einzige von den dreien, der sich russisch verständigen konnte, rief: „He, Onkel, können wir unsere Bündel auf deinen Wagen legen?“ Der Alte öffnete die Augen und nickte. „Nach Orjechowka?“ brummte er. „Ja.“ — Er nahm dies kopfnickend zur Kenntnis

und schien wieder einzuschlafen. Die Bündel wurden auf dem Wagen verstaut und die drei Offiziere gingen nebenher.
Nach zwei Stunden erreichten sie ein ziemlich großes Dorf, das wie ausgestorben schien. Die breite Dorfstraße war vollkommen menschenleer, weder Kinder spielten auf der Straße, noch sah jemand aus dem Fenster. Vor einem der ersten Häuser hielt der Wagen. Die Kriegsgefangenen fragten den Alten, ob sie hier übernachten könnten.
„Weiß nicht. Kann sein!“ brummte der Alte und spannte das Pferd aus. Sie traten ein. In der niedrigen Stube, deren dicke Luft säuerlich roch, wusch eine kräftige Bäuerin mittleren Alters mit angenehmen, freundlichen Gesichtszügen Wäsche. Eine uralte Großmutter lag klein und runzlig wie ein gebratener Apfel auf der Ofenbank. Vier Kinder von fünf bis zwölf Jahren glotzten die Ankömmlinge neugierig an, ein ruppiger Hund steckte die Schnauze unter der Bank hervor und in einem Bretterverschlag neben dem Ofen schnaufte und strampelte ungelenk ein kleines Kälbchen. Die Frau warf einen raschen Blick auf die Eintretenden, unterbrach aber ihre Arbeit nicht.
Ob man Milch bekommen könnte?
Möglich.
Und Brot?
Brot? Nicht ein Stückchen. Sie hätten selbst nicht einmal genug für die Kinder.
Für diesen Fall waren die Offiziere versehen. Denn hier stand es überall mit Lebensmitteln schlecht. Jeder zog also ein Stück Brot aus dem Ranzen. Die Bäuerin brachte Milch. Dann wischte sie die Hände an den Röcken ab und begann das Gespräch:
„Ihr wollt eure Sachen verkaufen, he?“
„Nicht um Brot, um Geld.“
„Was habt ihr?“
„Schuhe, Handtücher, Leintücher, schöne Stoffe, blaue Uniformen aus feinem Tuch für eure Männer.“
„Oh, Männer gibt's auch keine bei uns.“
In der Tat gab es in dem großen Dorfe nur Frauen, Mädchen, Kinder und einige Greise. Alle wehrhaften Männer hielten Umsturz und Bürgerkrieg noch fest. Notdürftig bestellten die Frauen die Felder, warteten das Vieh und harrten sehnsüchtig ihrer Männer. Das Auftauchen dreier fremder Männer bedeutete natürlich für das Dorf eine Sensation, die nur mit der zu vergleichen war, welche die Weiber selbst für die Kriegsgefangenen bildeten. Zum ersten Male nach fast vierjähriger Absperrung sahen sie wieder Frauen und Mädchen, denen sie als freie, eigenberechtigte Männer gegenüberstanden.
Und schon schlüpfte durch die rasch geöffnete Türe die Nachbarin Anißja herein. Sie hatte in der Eile ein schönes geblumtes Tuch um die Schultern geworfen. Drall, gespannt und pausbäckig wie ein roter Apfel, drohte sie buchstäblich vor Neugierde zu platzen. Sie war rasch gelaufen und blieb keuchend in der Mitte des Zimmers stehen, blickte die drei Männer an und lachte. Sie stand vor ihnen wie ein weiblicher Paris, der einen roten Apfel zu vergeben hat, und die drei unrasierten, k. und k. Göttinnen

ließen etwas schamhaft ihre Blicke über die äußeren Mängel ihres Flüchtlingsgewandes gleiten, dann lachten sie ebenfalls.
„Nu?“ machte Anißja.
„Nu?“ machten die Kriegsgefangenen.
„Seid Juden, he?“ fragte Anißja.
„Gott sei vor! Wir wollen nur schöne Dinge christlich verkaufen“, erwiderte der Oberleutnant, noch immer grinsend. „Wäsche, Schuhe, Uniformen für eure Männer . . .“
„Ach, die Männer“, seufzte die Rotbackige. „Wir haben Wäsche, Schuhe und Tücher, aber keine Männer.“
„Männer haben wir nur drei“, entgegnete der Wortführer lachend und deutete geschäftsmäßig auf sich und seine beiden Kameraden.
„Ach du“, sagte die Dicke, stieß ihn mit dem Ellenbogen in die Seite und schielte auf den Leutnant hinüber.
„Wo gibt es einen Gasthof, einen Traktir, wo wir übernachten können?“ fragte der Oberleutnant.
„Gibt es nicht. Ihr könnt bei uns übernachten. Hier, im Nebenzimmer“, erwiderte die Hausfrau. „Auf der Erde habt ihr alle drei Platz. Ihr könnt auch etwas Stroh haben, aber nicht viel.“
„Sie sollen bei mir übernachten. Ich habe Heu“, rief Anißja.
„Heute bei mir, morgen bei dir“, rief die andere streitlustig zurück und beide lachten.
„Also kommt ihr nachmittags zu mir“, fuhr Anißja fort. „Ich bin reich, ich habe ein großes Zimmer. Die Weiber werden zu mir kommen, und da könnt ihr eure Sachen verkaufen, he?“
Die Offiziere waren gern einverstanden und überreichten zum Zeichen ihrer Dankbarkeit jeder der beiden Damen ein kleines Seidentuch, das aus der Theatergarderobe des Gefangenenlagers stammte. Die Hausfrau brachte nun Tee und Brot. Die Kriegsgefangenen hatten sogar Zucker und etwas Zwieback. So gab es noch ein gemütliches Plauderstündchen. Dann empfahl sich die Nachbarin eilig, und das Triumvirat hielt Kriegsrat. War es nicht doch zu auffallend, eine förmliche Volksversammlung heraufzubeschwören? Anderseits konnte man die Sachen vielleicht sofort losschlagen und dann rasch verschwinden. Auf jeden Fall fühlte sich das lange zurückgedrängte Persönlichkeitsgefühl des Kriegsgefangenen wieder neu belebt. Man wurde nicht mehr nach Menge und Gewicht geschätzt wie Schlachtvieh. Man war wieder wer, man konnte sich rühren und — freilich noch etwas ungelenk — die Federn spreizen und — allerdings noch etwas heiser — die Stimme erheben zum lockenden Gesang. Der Leutnant gab zu erwägen, ob man sich nicht doch rasieren lassen solle? Aber der kleine, dicke Fähnrich, der, wie sein Kollege Sancho Pansa, etwas ängstlicher Natur war, protestierte heftig gegen die Preisgabe der schwer errungenen Bartstoppeln und überstimmte im Verein mit dem Oberleutnant den tollkühnen Leutnant.
Nachmittags führte die Bäuerin ihre drei Gäste zu Anißja hinüber. Sie wohnte in einer ziemlich großen Hütte mit einer schönen Vortreppe und Verzierungen um die

Fenster. Denn Anißja war reich. Als sie die große, warm geheizte Bauernstube betraten, waren bereits etwa zwanzig Bäuerinnen versammelt, alle im schönsten Sonntagsstaat, und durch die Türe drängten sich immer noch neue Besucherinnen herein, junge und alte, schöne und häßliche. Alle freudig erregt und gespannt wie vor einer Zirkusvorstellung. Anißja trug eine prachtvolle, eng anliegende Jacke aus schwarzem Samt. Ach, wie lange hatte dieses Prunkstück ferne jedem Männerauge in der finsteren Truhe geschmachtet! Die anderen bildeten einen lebhaften, bunten, farbigen, lachenden Blumenstrauß. Ein großes, starkes Weib, eine stattliche Vierzigerin, begrüßte die Ankömmlinge dröhnend mit einem kraftvollen Witzwort, das wohl an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließ, da alle anwesenden Weiber, teils mit schamhaftem Kichern, teils mit breitem Lachen, auf die drei Männer herübergucken. Aber das Russisch des Oberleutnants reichte nicht bis in die intimen Winkel der russischen Sprache. Er verstand kein Wort, und alle drei begnügten sich damit, höflich zu lächeln und mit dem Kopf zu nicken, was einen neuen Lachsturm entfesselte. Im nächsten Augenblick waren sie von den Weibern umringt, die sie mit rasch hervorgesprudelten Fragen überschütteten. Ob der Krieg bald aus sein werde, ob Berlin eine große Stadt sei, ob die Mädchen drüben auch schön seien, ob sie nicht lieber in Rußland bleiben möchten? Die Fragen waren meist an die beiden jüngeren gerichtet, die kein Wort verstanden und hilfeflehend auf den Oberleutnant blickten, der wieder nicht wußte, wer gefragt hatte, wem die Frage gelte und wo er zuerst antworten solle. Er hob also die Hand und rief:

„Verkaufen möchten wir!"

„Verkaufen will er, sagt der Alte", übersetzte seine schneidige Altersgenossin ins wirkliche Russisch.

„Erst trinken wir Tee", mengte sich Anißja ein. Denn sie konnte es nicht mehr erwarten, ihren schönen, blank geputzten, kupfernen Samowar, den schönsten des Dorfes, im vollsten Glanze zu zeigen. Der dampfende Tee wurde eingeschenkt, und für die drei Ehrengäste waren noch aus Eiern, Mehl, Butter und Zucker gebackene Törtchen bereitet, die ganz ausgezeichnet schmeckten und scheinbar in unbegrenzter Menge vorhanden waren. Während des Teetrinkens flogen die Blicke hin und her, und jeder hatte bald eine gefunden, die ihm besonders gefiel und seine Blicke dauernd festhielt. Fähnrich Sancho Pansa hatte ein Auge auf eine junge, blasse, etwas magere Bäuerin mit großen, schwarzen Augen und braunem Haar. Der Leutnant bevorzugte sichtlich ein schlankes, lebhaftes Mädchen von hellen und frischen Farben. Er sah sie so bewundernd an, daß sie ihn lachend mit kokettem Blick etwas fragte.

„Was hat sie gesagt?" rief der Leutnant erregt und zupfte den Oberleutnant am Ärmel. Der konnte aber nicht sogleich antworten, weil ihn der Fähnrich beim anderen Ärmel zerrte und hastig flüsterte:

„Sag dieser Braunen dort, daß ich ein Ungar bin . . . ein feuriger Ungar . . .", fügte er hinzu.

„Ich weiß nicht, was feurig auf russisch heißt", erwiderte der Oberleutnant, während der Leutnant immer drängender zupfte: „Was hat sie gesagt?"

Zuerst wurde der Wissensdurst des Leutnants befriedigt. Sie hatte gefragt: „Gefalle ich dir?“
„Sag ihr: Ja!“ schrie der Leutnant und nickte heftig mit dem Kopfe.
„Ja!“ brüllt der Oberleutnant russisch hinüber und wandte sich der Braunen zu: „Er ist ein Ungar ... ein ... ein schöner Ungar.“
„Nein, nicht schön!“ lachte die andere mit weißen Zähnen.
„Was hat sie gesagt?“ zischte der Ungar leidenschaftlich.
„Sag ihr, ich liebe sie!“ flehte der Leutnant.
In der Front machte die Zweiundvierzigerin, die lange Berta, einen Sturmangriff und schrie: „He, du Alter! Wir zwei möchten wohl zusammenpassen? He? Komm nur, sollst es gut bei mir haben!“
Nicht ohne Wehmut buchte der Oberleutnant diesen herbstlichen Erfolg. Die hübschen, drallen, runden Mädchen und Frauen schienen ihn gar nicht zu sehen. Viel hatte sich geändert. Vor dem Kriege durfte man sich noch mancher schmeichelhaften Hoffnung hingeben. Jetzt aber waren vier Jahre, die doppelt zählen, vergangen. Er hatte sachte den Vierziger überschritten, rings um die Glatze schimmerte es grau und tiefe Falten saßen auf Stirn und Wangen. Vorbei.
Er hatte überdies keine Zeit, an sich zu denken. Er war als Dolmetsch überreich beschäftigt, und außerdem begann nun das Geschäft. Die alten Strohsäcke wurden aufgeschnürt und ihnen entstiegen ungeahnte Herrlichkeiten, blaue, grüne und graue Uniformstücke, Stiefel mit Sporen, Ledergamaschen, eine silberfunkelnde Kartusche, eine prächtige gelbe Feldbinde, Leintücher, Handtücher, Taschentücher, Busentücher, schwarze und weiße Schleier, die als Moskitonetze gedient hatten, Zinnteller, Eßbestecke und so weiter. Das lebhafte persönliche Interesse hinderte die Bäuerinnen nicht, wacker zu handeln und um jede Kopeke zu feilschen. Anißja kämpfte mit ihrem ganzen Temperament um billige Preise, und das schlanke Mädchen drückte den Leutnant ohne Erbarmen von drei Rubel auf einen Rubel zwanzig herunter. Bei der Feldbinde wollte sich eine lange nicht entschließen, von ihren neunzig auf die verlangten fünfundneunzig Kopeken hinaufzugehen, obwohl sie ein gewaltiges Verlangen darnach hatte, bis endlich ihre Freundinnen dazwischen riefen: „Gib's ihm doch schon, Marfuschka, sei nicht unchristlich!“
Allmählich verschwand die Ware, die Säcke leerten sich und schließlich gingen die Säcke selbst noch um je zehn Kopeken ab.
Nach dem Geschäft kam wieder Tee. Der Ernst verflog und die Stimmung hob sich wieder ins Romantische. Es ging wieder ein Fragen und Antworten los, so daß der Oberleutnant schon zu schwitzen begann. Plötzlich fragte eine: „Ist einer von euch Arzt?“
„Nein“, erwiderte der Oberleutnant wahrheitsgemäß.
„Wir glauben es nicht“, tönte es zurück.
In der Tat, sie wollten es nicht glauben. Sie drängten, baten und flehten: „Sagt die Wahrheit. Seid nicht hartherzig!“
Der Oberleutnant schwankte, der Leutnant nagte an der Unterlippe. Die Blasse,

Braune mit den schwarzen Augen flehte am beweglichsten. Da sprang der kleine Fähnrich kurz entschlossen vor, zeigte mit der Hand auf seine Brust und sagte: „Ich Doktor, jawohl!“

Was war zu tun? Der Oberleutnant konnte den Fähnrich nicht Lügen strafen, und nun wandte sich die Volksgunst im Sturme dem Fähnrich zu. Die Braune näherte sich ihm vertrauensvoll, und mit großen Blicken ihrer unschuldigen dunklen Augen schilderte sie ihm ihre wahren oder eingebildeten Schmerzen. Der Doktor strich sich ernsthaft das stachlige Kinn. Dann machte er eine sachlich trockene Handbewegung und wandte sich an den Oberleutnant: „Sag' ihr, ich muß sie untersuchen.“

Der Oberleutnant übersetzte es mit säuerlicher Miene. Das Mädchen lächelte, zierte sich ein wenig und nestelte an ihrem Halstuch. Die übrigen schwiegen in höchster Spannung. Die Patientin ließ sich auf die Ofenbank nieder. Der Doktor fühlte ihr den Puls, behorchte den Herzschlag und die Funktion der Lunge, er überzeugte sich, ob die Rippen vollzählig seien und an der richtigen Stelle säßen, er streichelte die Wangen der Patientin. Sie errötete und lächelte beglückt und verlegen. Ihre Blicke wanderten unruhig zwischen dem Doktor und dem Dolmetsch hin und her. Schließlich erhob sich der Doktor, mit einem Kopf, rot wie ein Eidamer Käse, und ließ durch den Dolmetsch verkünden: „Vollkommen gesund. Alle Beschwerden werden nach der Heirat verschwinden.“

„Wirklich?“ stammelte die beglückte Patientin, und im nächsten Augenblick lag schon ein weißes Papier vor dem Doktor und Stimmen ertönten: „Aufschreiben, aufschreiben!“

Es half nichts, der Doktor mußte auch ein Rezept schreiben. So schrieb er denn: „Aqua destillata avec un peu de gorgonzola, andante con variazioni. Dr. Eisenbart.“

Ähnliche Rezepte hatte er noch mehrere zu schreiben, bis alle Anwesenden erledigt waren und glückstrahlend den segenbringenden Zettel im Busen verwahrten. Da meldete sich eine schüchterne Stimme mit einer Frage, die ihr sicherlich schon lange Herz und Zunge bedrückte:

„Könnt ihr auch wahrsagen?“

Höchste Spannung. Diesmal rettete der Leutnant die Situation. „Selbstverständlich!“ lächelte er selbstbewußt. Sofort wischten sich dreißig Hände an Jacken, Schürzen und Unterröcken ab und streckten sich dem Propheten entgegen. Nicht ohne Behagen ergriff er der Reihe nach kleine, feste, große, derbe, schlanke, magere und breite Hände und verweilte, je nach den Umständen, länger oder kürzer über den vielverzweigten Linien, während die Klientinnen, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, an seinen Lippen hingen. Er war kein schlechter Wahrsager. Er verkündete nur Gutes, gemischt mit einer erträglichen Dosis kleiner Unannehmlichkeiten, die sich aber stets wieder zum Guten wendeten. Anißja hielt als letzte ihre kleine, kräftige Hand hin und fragte, ob sie Kinder haben werde. Ihr folgten dann noch die meisten anderen mit dieser Frage. Der Leutnant wahrsagte ihr vier Kinder und verteilte an die anderen, nach ungefährem Augenmaß, noch etwa hundert Kinder, was allgemeines Entzücken

Erhard Wittek

Erwin Wittstock

Bruno Wolfgang

Heinrich Zerkaulen

Kurt Ziesel

Heinrich Zillich

hervorrief. Die Vierzigerin lachte dröhnend und versetzte vor Vergnügen dem Oberleutnant einen freundschaftlichen Klaps in der Gegend des südlichen Kreuzes. So endete der Nachmittag zur allgemeinen Befriedigung. Die Kriegsgefangenen hatten Geld, die Weiber billige Ware und noch billigere rosige Zukunftshoffnungen.

Die Wanderer hatten ihren Zweck erreicht und hätten nun das Dorf verlassen können. Aber das war nicht so leicht. Allzu laut widerhallte schon ihr Ruhm im ganzen Dorfe. Am nächsten Abend gab es Kuchen bei Nastja, übermorgen bei Sinaida, dann noch bei Wassilissa, Warwara und Akulina. So verging eine ganze Woche. Die Propheten hatten sich längst schon rasiert und lebten prächtig. Das Gerücht flog wie der Frühlingswind über die grüne Ebene hin. Und schon setzten sich in Oluchowka, Boloty, Serpuchow, Nischnaja und Gussaki sonntäglich geputzte Weiber, junge, alte und uralte, in Bewegung, um ihre Schmerzen zu heilen und die Anzahl ihrer künftigen Kinder zu erfahren.

Da wurde den Propheten inmitten ihres Schlaraffenlebens doch etwas ängstlich zumute. Sie hatten keineswegs die Absicht gehabt, eine neue Sekte in Rußland zu gründen. Sie wollten heim, weiter nichts. Und während eines Morgens von Oluchowka her das erste Bataillon wißbegieriger Weiber in das Dorf einzog, machten sich die drei auf der entgegengesetzten Seite aus dem Staube und eilten, von keinem Gepäck beschwert, der Bahn zu. Einige Wochen später landeten sie nach mancherlei Schwierigkeiten glücklich in Wien und Budapest. Ob ihre Weissagungen in dem gastlichen Dorfe in Erfüllung gegangen sind, erfuhren sie nie. Vielleicht wird manche der freundlichen Frauen wenigstens in der Frage des Kindersegens die Überzeugung gewonnen haben, daß die Propheten doch teilweise die Zukunft vorauszusagen wußten.

Heinrich Zerkaulen

Ein vergessenes Rokokomärchen, ein halbfertiger Pavillon, so liegt Bonn da, meine Heimatstadt. Die Hauptwache der Städtischen Feuerwehr war schräg gegenüber meinem Elternhaus untergebracht, und die gleiche Straße zogen einst die blauen Husaren, wenn sie frühmorgens mit klingendem Spiel ausritten zum Sand oder zur Hubertusjagd, die Kapelle zu Pferde, die Kavaliere und Damen in ihren knappen roten Röcken mit blitzenden Goldknöpfen, weißen Reithosen oder im Rock aus schwarzem Tuch. Hier vorbei kam am Rosenmontag der bunte Faschingszug, und zwei Häuser neben uns wohnte einmal Prinz Karneval. Am Sonntagmorgen brachte ihm die maskierte Mohrenkapelle ein Ständchen, ein kleiner Page stolperte mit einem dicken Rosenstrauß in sein Haus.

Ich war bei allem mit dabei. Auch als mit tausend Lichtern die stolze Rheinbrücke eingeweiht wurde, eine der schönsten, die Deutschland kennt. Vom Drachenfels aus stiegen Raketen ins Siebengebirge hinein, auf dem Strom schwamm eine Flottille bewimpelter Boote mit brennenden Fackeln, und auf dem Alten Zoll durfte man so viel Wein trinken, als man nur wollte. Junge Mädchen in weißen Kleidern kredenzten ihn, die mit grüner Schärpe Moselwein, die mit gelber Rheinwein. Mein Vater und ich gingen zu denen mit der gelben Schärpe.

Später stand ich in dieser Stadt mit Bewußtsein vor Beethovens Geburtshaus und sah die schräge Dachkammer, in der er das Licht der Welt erblickte. In der Friedrichstraße hatte Hoffmann von Fallersleben als Student gewohnt, auf der Koblenzer Straße Joseph von Eichendorff. Der Spielplatz unseres Gymnasiums lag wie eine Terrasse dicht am Strom, und von ihm herunter bis zum Arndthaus war nur ein Büchsenschuß weit. Auf dem Alten Friedhof aber, der nicht wie ein Kirchhof, sondern wie ein stiller, schöner Garten ausschaut, liegen Beethovens Mutter begraben, Robert Schumann und seine Frau Klara, Charlotte von Schiller und ihr Sohn Ernst und noch viele, deren Namen jedem Deutschen ein Vermächtnis bedeutet.

In dieser Stadt wurde ich geboren. Hier verlebte ich mit zahlreichen schlechten griechischen Klassenarbeiten meine Jugend. In dieser Stadt nahm ich vom Elternhaus Abschied, als ich 1914 als Kriegsfreiwilliger mit dem Reserve-Infanterieregiment 251 auszog.

Aus dem Holländischen sollen die Zerkaulens kommen, so wird erzählt. Den Frauen zugetan und immer gastfrei. Immer mit der Zufuhr und Auffrischung aus bäuerlichem Blut. Daher wohl dieser Lebensmut, für den Optimismus schon gar kein Wort ist. Generationen lang haben sie immer wieder von neuem angesetzt. Und haben sich immer wieder durchgebissen zu eigenem Grund und Boden. Im Glauben an sich selbst, im Glauben an Deutschland!

Jugend von Langemarck

Auszieh' ich meiner Jugend buntes Kleid
Und werf' es hin zu Blumen, Glück und Ruh.
Heiß sprengt das Herz die Brust mir breit,
Der Träume Türen schlag' ich lachend zu.

Ein nacktes Schwert wächst in die Hand hinein,
Der Stunden Ernst fließt stahlhart durch mich hin.
Da steh' ich stolz und hochgereckt, allein,
Im Rausch, daß ich ein Mann geworden bin!

Der liebe Gott in Masuren

Wir nannten ihn den lieben Gott.

In Wahrheit aber hieß er Schmitz. Peter Schmitz. Er kam aus dem Argonner Wald und trug am Waffenrock das Band des Eisernen Kreuzes. Deutsche Jugend war schon in Flandern den Kreuzweg ihres Heldentums gegangen, nun stand unser Regiment bereit, die Lücken aufzufüllen. In wenigen Tagen sollten wir verladen werden — noch wußte keiner, ob es nach Westen, ob es in den Osten gehen würde. Als jedoch der Transport der alten Krieger aus dem Argonner Wald bei uns eintraf, gab es unter uns viel verstecktes und betroffenes Fragen: Traute man uns Freiwilligen nicht so viel zu wie denen von Langemarck? Waren wir nicht ebenso bereit, singend in den Tod zu gehen, das Hurra auf den Lippen, den Glauben an Deutschland im Herzen? Hatten wir nicht rasch genug gelernt, die Knarre zu gebrauchen und den Spaten? Hielten unsere Lungen weniger aus beim „Sprung auf — marsch, marsch"? Waren wir nicht alle bereit zum Leben und zum Tode? Mußte man in unser Regiment gleichsam ein Rückgrat einbauen von alten Kriegern, die bereits durch die Feuertaufe gegangen waren, um unserer gewiß zu sein?

Dunkle, abwartende Blicke begegneten dem Gefreiten Peter Schmitz aus dem Argonner Wald, als er unserer Korporalschaft zugeteilt wurde. Es hatten mehrere Kameraden zugleich den Namen „der liebe Gott" für ihn in Bereitschaft. Das machte der braunrote Bart, der das Gesicht des Gefreiten Peter Schmitz zudeckte. Das machte vor allem aber die geheimnisvolle Sendung, die wir hinter seinem Kommen witterten. Überdies hatte der liebe Gott eine Art zu schweigen an sich, die uns verdroß und reizte zugleich. Zum Teufel, das Eiserne Kreuz bekam man doch nicht umsonst in diesen stürmenden Monaten des Vormarsches von 1914! Und wenn schon alte Krieger mit uns Jungen zusammen an die Front gehen sollten — warum sprachen sie nicht von dem, was uns so heiß durchflutete? Als ein Vorwitziger und allzu Kühner klar heraus wissen wollte, wann und wodurch der liebe Gott zu seinem Eisernen Kreuz gekommen sei, da erhielt er die barsche Antwort: „Dat könnt ihr all

noch früh genug gewahr werde, wie man an sowat kommt!" Der Gefreite Schmitz war nämlich in Düsseldorf geboren und mit seinem rheinischen Regiment gleich in den Schlamassel geraten.

Wir aber waren so klug wie zuvor. Dichter nur wurde der Schleier, der uns von dem trennte, was aus Schmitzens stillen Augen hinter dem braunroten Bart uns fast mitleidig anzublicken schien. Wir wußten noch nichts von jenem tausendfältigen Gorgonenhaupt des Krieges, das alle Vorstellungen unserer Phantasie über den Haufen warf und den eisigen Brand der Nüchternheit erforderte. Krieg bedeutete uns Sieg und höchster Rausch. Was wir jüngst in der Schule noch auswendig gelernt hatten, das lag gleich einem heiligen Sang in unserem Blut: Dulce et decorum est pro patria mori! Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben! — Daran sollte auch nichts das Gesicht des Gefreiten Schmitz ändern, das aussah, als wandelte er über eine Brücke, von der er nicht wußte, ob sie zum anderen Ufer reichen würde.

Nun, die Brücke, über die wir wandelten, die kam ans andere Ufer: Dulce et decorum est pro patria mori!

So also wollte keine rechte Freude über den Regimentszuwachs unter uns Jungen aufkommen, und den wissenden Augen des Gefreiten Schmitz begegnete als eine Art Selbstschutz der halb ulkende, halb frotzelnde, von Mann zu Mann geflüsterte Spitzname „der liebe Gott". Überhaupt erregte dieses vorsichtige Getue um die Ausbildung von uns Kriegsfreiwilligen unser Mißfallen! Waren sie immer noch nötig, die Nachtmärsche in der Heimat, das Gewehrreinigen, der Stiefelappell, das Strammstehen und wieder Rühren? Wußten wir nicht gut zu schwärmen, Deckung zu nehmen und durch die Reihen zu geben: „Visier 500 Meter — ruhig schießen!"

Aber immer und immer wieder wurde marschiert und geübt. Daß jetzt der liebe Gott mit uns marschierte, war der einzige Unterschied. Er schob die Knarre einmal auf die linke, einmal auf die rechte Schulter, wie wir es auch taten. Er fluchte leise wie wir; denn man mußte höllisch achtgeben, auf dem Glatteis des Heuberges mit den Nagelschuhen nicht auszurutschen. Der Spaten klapperte dumpf gegen das Seitengewehr. Alles knarrte von gutem Leder und dampfte von guten, gesunden Leibern. Die Kolonne schlurrte durch den dunklen Wald. Kam eine Schneise, dann suchten die Sterne wie Leuchtkugeln über den stummen Geisterzug hin.

Endlich, die Höhe war erklommen. Sofort wurden Patrouillen eingeteilt. Im dünnen Schein des Frühlichts erglühte der Schnee über den Äckern in zartem Rot. Unendliche, schweigende, weiße Weite tat sich auf. So, dachten wir, müßte Rußland aussehen. Kalt griff der Wind in die Falten der Mäntel. Auf Spaten und Gewehrlauf lag glitzernder Reif.

Wir jedoch, atmende Striche auf weiter Schneedecke, wir machten den ersten Patrouillengang, der liebe Gott und ich. Aufgabe für uns und die anderen war, den feindlichen Stab auszukunden. Gestern abend war etwas geschehen, was uns beide miteinander verband, was uns ganz allein anging: Unsere Kameradschaft war vom Quartierwirt eingeladen worden, und wir saßen mit der Familie zusammen in der

guten Stube. Auch Friedel gehörte dazu, die Tochter des Hauses. Ich spielte Klavier und sie blies auf ihrer Mundharmonika. Wir hockten dicht nebeneinander auf der Klavierbank, und bei Tisch saßen wir über Eck. Unsere Herzen waren jung, und unsere Augen lachten. Was da anhub, herüber und hinüber leichte Fäden zu spinnen, davon brauchte der gestrenge Herr Papa nichts zu wissen. Aber ein Druck des Fußes unter dem Tisch, der würde für eine gute Fortsetzung sorgen. Und siehe, der sanfte Druck wurde von Friedel liebevoll erwidert. Der liebe Gott sah mich an und lächelte in seiner Weise. Er saß mir gegenüber. Hatte der liebe Gott etwas bemerkt? Nun, es wurde spät in der Nacht. Und als wir heimgingen, taten meine Füße weh, so tüchtig hatte Friedel mich verstanden. Im Quartier angelangt aber sprach der liebe Gott zu mir: „Nur gut, daß ich mein' Langschäfte anhatt'. Ich hätt' mich sonst bei dir für Hühneraug' bedanke könne!" Als ich in des Wortes buchstäblichstem Sinne höchst betreten schwieg, meinte er: „Nu ja — wenn du so jeck bist, da hab' ich halt stillhalte müsse, dat der Alte nix merkt. Aber dat nächste Mal, da suchst du dir der richtige Fuß aus, Mensch, sonst kannst du die Engel im Himmel flöte höre. Dat sag' ich dir alslang." Und der liebe Gott hatte sein Krätzchen in den Nacken gerückt und so jungenhaft gelacht, als wäre er nie in den Feuerbränden des Argonner Waldes gewesen.

Heute also schoben wir nebeneinander her, und hätte ich nicht gewußt, daß wir auf dem Heuberg herumstapften, so wäre es wie im Kriege gewesen. Der Schmitz verfolgte hartnäckig und zielsicher eine Fährte, von der ich freiwilliges Grünhorn keine Spur zu erkennen vermochte. Ohne Karte und ohne Weiser fand er kreuz und quer und über die verschneiten Felder hin einen Weg, den mein klopfendes Herz in aufbrechendem Spürsinn als den rechten erahnte. Plötzlich wurde das Ziel nebelhaft sichtbar. Es war keine Helmspitze, die da handbreit in der Ferne über dem Acker emporragte — es war die Kuppe eines breit ausladenden Daches. Dieses einzige Gehöft lag auf dem Heuberg und das hatte der Schmitz, der ebenso fremd war wie ich, anscheinend riechen können. Gut war es, mit einem solchen Mann auf Patrouille zu gehen. Würden die anderen etwas finden? Sie würden wohl nur Wind und Eis antreffen, vielleicht ein paar fremde Helmspitzen erspähen, würden auf dem Bauch liegen im Schnee und würden glauben, ertrinken zu müssen in der endlosen weiten Einsamkeit.

„Paß auf", sagte der Gefreite Schmitz, „die in dem Haus da hinte freue sich, wenn sie uns sehe. Und heiße Milch kriege wir da auch zu trinke."

Wenn der Schmitz das sagte, dann mußte beides seine Richtigkeit haben: die Freude sowohl wie die heiße Milch. Der Gefreite Schmitz kam aus dem Argonner Wald, die Kameraden und ich aber waren nur Kriegsfreiwillige, die sich einen Stiefel darauf einbildeten. Es war kalt. Bis in die Fingerspitzen hinein kroch das Frieren. Ich weiß nicht, wie ich gerade in diesem Augenblick daraufkam, ich sagte: „Ich bin auch am Rhein geboren — Schmitz. Und Düsseldorf kenn' ich gut."

„Ja — Düsseldorf!" antwortete der liebe Gott nach einer winzigen Pause und nahm mit diesen zwei Worten die ganze Heimat an seine Brust: die Stadt, in der sein Haus

stand, den Rhein, den Hofgarten mit den Schwänen, dazu die breiten Alleen im Frühlingskleid der weißen und roten Kastanien. Aber dann wischte er mit einer winzigen Handbewegung alles fort, deutete auf den Hof und sprach mit heiserem Flüstern: „Und außer der Freud' auf die Milch bei dene da hinte fängt Patrouille Schmitz am End noch der ganze feindliche Stab —"

Hoppla — ich mußte erst wieder zurückfinden, denn ich war noch in Düsseldorf, derweilen der liebe Gott den ganzen feindlichen Stab gefangennahm. Eine tolle Sache fürwahr, wie sich wenige Minuten später zeigte. Die Herren der Division hatten sich tatsächlich im Gehöft zusammengefunden, um von hier aus die Übung zu leiten. Auf dem Tisch lagen Karten ausgebreitet, Gläser standen umher mit dampfend heißer Milch. Da riß der liebe Gott die Türe auf, schlug die Hacken zusammen und rief: „Im Ernstfall jetzt ein paar von der neue Handgranate, die Hände hoch, und der ganze Stab wäre gefange!" Der Adjutant schnellte hoch. Aber der Oberst schnitt eine Grimasse, kam mit wiegendem Schritt auf den Schmitz zu, hielt dicht vor ihm und sagte: „Im Ernstfall braucht man für so etwas noch ein bißchen mehr Schwein, als Sie heute haben, Gefreiter. Hier genügt der Humor dazu. Immerhin — Humor ist schon viel, Gefreiter. Zigarette gefällig?" Der Adjutant kam mit der Schachtel angeflitzt. Ich kriegte auch ein Stäbchen, denn ich gehörte mit zur Patrouille Schmitz. Ich fühlte alles Lob eingeflochten in die beiden glücklichen Worte: „Zigarette gefällig?"

Und heiße Milch für uns beide gab es dann auch noch. Und viel Freude, denn wir saßen hier gut und warm, während die mit weniger Schwein unentwegt „auf — marsch, marsch!" machen konnten. Es dauerte viele Stunden, bis wir sie von den Fenstern der Bauernstube aus endlich sichteten. Wie sie da aus weiter Ferne in verwegenen Sprüngen immer enger und näher um das Gehöft kreisten, sah großartig und bedrohlich aus. Platzpatronen knallten und die Maschinengewehre bellten. Und wahrlich, da jetzt das Bajonett aufgepflanzt, zum Sturmangriff geblasen wurde und ein vielstimmiges Hurra über den Acker hinbrauste, wandte ich mich um zum lieben Gott: Ja, das ist Krieg! So muß er aussehen. In wenigen Tagen schon — worauf warteten wir eigentlich noch? War das nicht ein herrliches Regiment, was da stürmend hervorbrach? Mußten der Oberst, der Adjutant, der liebe Gott nicht einfach strahlen?

Ich weiß nicht mehr, ob sie es taten. Ich weiß nur noch, daß der Befehl zum Ausmarsch gekommen war, als wir nach dieser letzten Übung in unser Dorf zurückkehrten. Und als wir abfuhren, begleiteten sie uns alle, obwohl der Bahnhof im weiten Umkreis abgesperrt war. Kein Mensch außer uns durfte das Gebäude betreten.

Kein Mensch?

Friedel stand plötzlich da, trotz der Sperre. Und auf einmal flogen rote Nelken in unser Abteil. Der liebe Gott fing sich eine auf. Der Zug setzte sich in Bewegung. „Nun ade, du mein lieb' Heimatland —" Wir sangen und sangen und winkten und winkten, bis der Bahnhof, Friedel, der Heuberg, bis das letzte Haus vorüber waren. Dann kamen neue Bahnhöfe, Berge, Häuser. Und wir sangen und winkten. Und

der liebe Gott trug über dem Band des Eisernen Kreuzes eine rote Nelke im Knopfloch seines Waffenrockes. Nach Westen — oder nach Osten? Wir fuhren zwei Tage und zwei Nächte, dann hielten wir vor Bromberg und sahen den ersten Stacheldraht im Schnee. Wir fuhren singend weiter — in den Krieg.

Ach — was wußten wir vom Krieg ...
Eisig blies der Wind von Rußland.

*

Und endlich, endlich fahren wir los.
Es ist schon Nacht, den Helm im Schoß,
Und gar nicht denken, nur still, nur still,
Es kommt ja alles, wie Gott es will.

Insterburg. Der Zug hält an.
Und langsam geht, wer gehen kann.
Wir sehn uns zaghaft manchmal um!
Es schießt ja nicht, wie dumm, wie dumm!

O weiße Betten und diese Ruh!
Ich deck' mich fest und mollig zu.
Die Schwester kommt und bringt noch Wein —
Da träum' ich längst ...

Ein starker, breit gewachsener Mensch war die Hanna Janasche. Wenn sie durch den Saal schritt, blieben aller Augen an ihr haften. Denn in dem Saal lagen verwundete und kranke Soldaten, die spähten in Sehnsucht solch blühendem Leben nach. Schwester Hanna schenkte Kraft und Ruhe weiter an jeden, der ihrer bedurfte. Und war einer müde, müde vom Denken und von der Sehnsucht, dann rief er nach Schwester Hanna. Unter denen, die von Schwester Hanna betreut wurden, war auch ich. Ob all das, was ich in jenen Zeiten sah und hörte und fühlte, Wirklichkeit war, Fieberbilder, das weiß ich bis zum heutigen Tage nicht zu sagen. Denn siebenundzwanzig Tuberkulinspritzen müssen wohl einen Grund haben. Auch braucht es Zeit dazu, und es macht einem manchmal etwas vor.
Mein Feldbett stand am Fenster des Saales und gab den Blick frei über das weite, zähe Land Ostpreußen. Stumm und spähend blickten ein paar Bäume gleich vorgeschobenen Posten zu mir herüber. Ich hatte ihnen längst Namen gegeben. Der erste war der liebe Gott mit knorrigen Ästen, mit einem Bartgeflecht, das einer Pfeife nicht unähnlich sah. Ja, mit einem Gesicht, wie dieser Baum es zeigte, war der Gefreite Schmitz in der Schützenreihe mit uns ausgeschwärmt, das Gewehr in der Rechten, den Knotenstock in der Linken, im Munde die Kronprinzenpfeife aus dem Argonner Wald. Und nun, da wir den Krieg schmeckten, wußten wir erst, was wir an unserem lieben Gott hatten. Mochten sie nur knallen, die Russen — Schmitzens

Pfeife trafen sie noch lange nicht. Sein Knotenstock plinkte laut auf der hartgefrorenen Erde, die deutsch war wie die Erde um den Heuberg, die zurückgeholt werden mußte vom Feind, und die schmerzvolle Furchen trug: russische Schützengräben.
Der zweite der Bäume war Alwin, gerade gewachsen, schlank und hell. Alwin hatte das Schreinerhandwerk erlernt und war verlobt. Die Briefe seiner Braut bekam auch ich zu lesen. Als die Postsperre aufgehoben war, traf eines Tages ein ganzes Paket mit Liebesbriefen ein. Alwin und ich hatten reichlich zu tun, uns durchzufinden. Die Braut erwartete ein Kind von meinem Alwin, und wir stritten darum, ob es ein Mädchen oder ein Junge werden würde. Ich war für ein Mädchen — Alwin für einen Jungen.
Der dritte Baum hieß Thomas Knispel. Der Sturm war johlend in seine Krone gefahren, aber Thomas Knispel ließ sich nicht knicken. Von der Präparandie war er mit fünfzehn Jahren ausgerissen und durfte nicht mehr nach Hause kommen. So war er als Aufbauer bei einem Karussel gelandet, bei einer Berg- und Talbahn, deren Hauptanziehungspunkt in einem Tunnel bestand. Als der Krieg ausbrach, hatte Thomas Knispel sein Karussell im Stich gelassen und war zu uns gestoßen.
Wenn wir in der Ausbildungszeit hundemüde vom ungewohnten Schliff und von endlosen Gewaltmärschen mit vollbepacktem Affen endlich in der Kaserne anlangten, wenn uns die ganze Welt zum Kotzen schien und jeder nur ans Pennen dachte, dann hatte Thomas Knispel Geschichten aus seiner Karussellzeit zum besten gegeben. Dann machte er uns vor, wie er bei frischgebackenen Liebesleuten das Eintrittsgeld für die Fahrt nur im Tunnel „gewechselt" habe, wie dabei aus einem Markstück, rund und blank, in seiner Hand ein Nickelstück geworden sei, und wie der jeweilige Liebhaber es nicht auf einen Krach habe ankommen lassen, da er in Gegenwart der Erkorenen sich immerhin nobel zeigen wollte.
Thomas Knispel also war ein kleiner Halunke. Doch zu Weihnachten, beim ersten Heimaturlaub, geschah die große Wandlung. In der besten Montur, die auf Kammer zu haben war, fuhr er unversehens nach Hause, klopfte an — und siehe, dem Kriegsfreiwilligen wurde aufgetan. Davon freilich, was zwischen ihm und seinem Vater bei dieser Heimkehr gesprochen worden war, davon erzählte er nichts. Nur — seine Kunststückchen hörten mit einem Schlage auf. Knispel hatte sie vergessen. Es kann aber auch sein, daß er die Geschmeidigkeit der Hand, die ein Markstück in einen Nickel zu zaubern verstand, beim Griffekloppen verloren hatte. Thomas Knispel jedenfalls reihte sich in die gediegene Kette seiner Sippe wieder ein. Bis in die gestutzte Krone seines Baumes hinauf war der gute Saft aus alter Wurzel von neuem hochgestiegen, und nun tasteten sich wieder junge, grüne Zweige, aufgetan dem Blau des Himmels, hervor. Ja, so war es gekommen. Wenn man jedoch schon an das Weihnachtswunder des Thomas Knispel aus dem Jahre 1914 dachte, dann durfte man mit seinen Gedanken wohl auch ein wenig bei dem eigenen Christfesturlaub verweilen. Der Weg war damals weit gewesen, zum Rhein hinunter, und die Fahrt lang. Als reihum in den Straßen der Heimatstadt die ersten Weihnachtslichter aufflammten, hatte man schon wieder zum Abschiednehmen auf dem Bahnhof gestanden. Viel

früher, als man dachte, war der D-Zug herangebraust: ein Satz über den Bretterzaun, und schon knallte die Tür des Abteils ins Schloß. Im Waffenrock steckte ein Tannenzweig, und die Hände — ja, die Hände winkten den alten Eltern zu: Auf Wiedersehen — auf Wiedersehen!
Kaum jedoch begannen die Räder zu rollen, da atmete man tief auf vor Freude, daß der Abschied so kurz und rasch gewesen war. In Koblenz ragten Tannenbäume, über und über mit Lichtern besteckt, bis an die Glaskuppel des Bahnhofes. Ein frischer Truppentransport ging ins Feld, und darum spielten die Koblenzer Pioniere auf funkelnden Trompeten: „Zu Stolzenfels am Rhein." Wieder ein Händewinken über die Geleise hinweg. Neid und viel Sehnsucht dabei: wann kommen endlich wir an die Reihe? Wann komme endlich ich an den Feind?
Auf dem Schießstand anderntags sah die bereifte Scheibe aus wie eine glitzernde Glaskugel, lose gebunden an einen Tannenzweig. Ich schoß — sie sprang klirrend auseinander. Und weiße Flocken gingen silbern nieder. Zu Hause saßen Vater und Mutter unter dem Weihnachtsbaum. So weiß und weit wie das abendlich verdämmernde Land würde wohl Rußland sein.
Ach, es ließ sich lange und gut plaudern mit den Bäumen Alwin, Thomas Knispel und dem lieben Gott. Die da im Saale der Schwester Hanna Janasche beisammenlagen, die hatten genug mit sich selbst abzumachen und störten sich und ihre Gedanken nicht gegenseitig durch Kartenspielen oder unnützes Gerede. Sie blickten vielmehr stumm auf den Abglanz des gesunden Lebens jener mütterlichen Frau, die zwischen ihren Betten wandelte, derweilen sie sich nicht rühren durften, derweilen Glocken über die Stadt hinbrausten und die alten Fahnen hochstiegen: Ostpreußen war frei!
Von uns Verwundeten und Kranken aus der Winterschlacht mochte der eine den anderen nicht anblicken. Jeder schämte sich, und es gab doch nichts zu schämen. Aber wir waren nicht mit dabei, und darum läuteten uns keine Glocken, keine Fahne stieg zu unseren Ehren hoch. Nur du, lieber Gott, du, Alwin und du, Thomas Knispel — ihr Kameraden im gleichen Glied, euch weht die Fahne noch! Und mein Regiment marschiert, marschiert, marschiert ...
Kopfschüttelnd stand Schwester Hanna an meinem Bett und besah den Fiebermesser. Die Bäume Alwin, Thomas Knispel und der liebe Gott verschwanden, über mich fiel es wie graue Schleier, und ich versank in meine Sehnsucht nach den kämpfenden Brüdern wie in einem Strom ...
Schwester Janasche sah mich an und setzte sich an mein Bett. Aus ihren Augen brachen auch Fahnen, und geheimer Glocken voll klang ihre Stimme. Schwester Janasche hielt meine Hand fest und blickte zu den drei Bäumen hinaus, weithin über das Land Ostpreußen; und dann begann sie zu erzählen:
Die Störche ziehen sommers oft in ihrer Heimat hoch am Himmel, und oft schreiten sie bedächtig auf den Wiesen her und hin. Der Stanislaus Janasche, ihr Vater, ist hart an der Grenze von Rußland geboren. Sein Hof ist gut und fest. Aber sie ist nicht da — sie, die Hanna.
Ob der Vater ohne sie wohl alles richtig machen wird, jetzt, da sie wieder zurück-

kehren dürfen in ihre Heimat? Auf dem elterlichen Hofe habe eine Zeitlang der russische Generalstab gelegen, das habe man in Erfahrung bringen können. Nun, sie waren es zufrieden, sie hofften, so würde nicht alles kurz und klein geschlagen sein, wenn der Vater jetzt zurückkäme.

Ach — was wisse denn ein so junger Kriegsfreiwilliger überhaupt von einem Schicksal? Daß er jetzt hier im Lazarett liege und die anderen, die Kameraden, marschierten, das sei doch kein Schicksal. Aber Stanislaus Janasche, ihr Vater, der Großbauer, der sei in jener Zeit des Russeneinfalls nicht fortzubringen gewesen von seinem Hof. Das Geld hatten sie erst am letzten Tag eingegraben, im Garten. Da aber nahm sie, die Hanna, es heimlich wieder heraus und grub es vorn, ganz dicht am Haus, unter der Straße ein, weil sie meinte, dort würden die dummen Russen es am wenigsten suchen. Und weil der Vater es so haben wollte, blieb die ganze Familie auf dem Hof. Auch die alte Großmutter. Aber die Angst, die heillose Angst hätte in ihrer aller Herzen gestanden. Tagtäglich viele Male ritt der Vater um den Hof. Und einmal — da kam er, fahl im Gesicht, zurückgepresecht, und aus den Flanken des Braunen quoll es heiß hervor.

Die Kosaken! Fliehen — fliehen!

Die Großmutter mit ihren dreiundachtzig Jahren wurde zuerst auf den Wagen gehoben, dann die Mutter, danach die jüngeren Geschwister. Hanna aber hielt die Zügel. Hochaufgerichtet stand sie im Wagen. Das nackte Leben zu retten, so jagten sie los. Die alte Frau im Wagen starb in zitternder Angst. Und am Abend stiegen sieben Feuergarben in wilder Lohe zum Himmel auf. Doch im Gehöft des Großbauern Stanislaus Janasche war ja der russische Generalstab eingezogen — so hatten sie in Erfahrung gebracht. Das Haus des Stanislaus Janasche also stand — dem Himmel sei Dank.

Nun ja, so sehe ein Schicksal aus — eines zwar, das sich zum Guten gewendet habe. Denn heute oder morgen würde der Vater, der Großbauer, die lange Fahne aus dem Giebelfenster herab wieder zur freien deutschen Heimaterde wehen lassen. —

Schwester Hanna Janasche hielt inne. Der, der zugehört hatte, war in Schlaf gefallen. In seinem Traum marschierten sie wieder zusammen in Reih und Glied: der liebe Gott mit dem Knotenstock und der Kronprinzenpfeife aus dem Argonner Wald. Alwin mit der Braut und Thomas Knispel mit dem Weihnachtswunder.

Schwester Hanna aber riß es nach dem Hof, nach der Heimat. Selbigen Abends erbat sie Urlaub und fuhr davon, tief hinein in das befreite Ostpreußen, hin zum alten Dorf, wo das Gehöft stand. In drei Tagen würde sie wieder zurück sein. Sie wollte nur nachschauen, ob alles noch fest und in Ordnung sei, wolle dem Vater helfen beim ersten Einrichten, wolle Marie und den Buben wieder zum Schulgang begleiten, wollte die Felder, die Äcker, den Himmel Ostpreußens grüßen. Ja, das alles wollte sie.

Die drei Tage vergingen und viele dazu. Schwester Hanna Janasche jedoch hat kein Mensch im Leben wiedergesehen.

*

Es war hoch im Sommer, als ich den ersten Urlaub aus dem Lazarett erhielt. Heim also, an den Rhein, zu den Eltern — gesund werden.
Eines Tages kam meine Mutter und sagte, eine Dame wünsche mich zu sprechen. Sie sagte: Dame.
Doch es war keine Dame, die vor mir stand, und ich kannte sie nicht. Friedel hatte nicht so ausgesehen und auch Schwester Hanna nicht. Es war vielmehr eine Frau, die dennoch ein Mädchen geblieben schien, und die ohne Umschweife zu mir sprach: „Ich soll Sie grüßen vom lieben Gott. Ja — ich war schon ein paarmal hier, doch da lagen Sie noch im Lazarett. Mein Bruder hat es mir ausdrücklich aufgetragen, Sie zu besuchen. Er sagte, Sie machten Gedichte —" Das Mädchen, das eine Frau war, lächelte ein wenig und fuhr fort: „Sie tränken auch gerne heiße Milch."
Gute Kameraden, ihr von den Masuren — ihr habt mich nicht vergessen! Und ich habe euch nicht vergessen! Nur die Tuberkulinspritzen, die wollen überstanden sein, und der Blasebalg muß erst wieder in Ordnung kommen, so wie Schwester Hanna auf ihrem Hof alles in Ordnung bringen mußte. Manchmal verzögert sich das Ordnungmachen. Schwester Janasche, zum Beispiel, war nach langen Monaten noch nicht fertig damit geworden. Nun — man lernt warten im Leben. Auch bei mir sah es so aus, als würde ich viel Geduld brauchen. Und ich mußte zufrieden sein, daß ich im Hause der Eltern schon wieder so weit war: saubere Uniform, frisch rasiert, eine Zigarette wurde zögernd versucht, und überhaupt — es fehlte einem an nichts. Nur — andere marschierten draußen für einen: der Alwin, der Thomas Knispel, der liebe Gott.
Das frauliche Mädchen, deren Stirn ernst und hoch über stillen Augen stand, holte tief Atem, als ginge ihre Stimme einen steilen Berg hinan: „Noch auf der letzten Feldpostkarte, die wir bekamen, fragte er nach Ihnen. Ich habe sie Ihnen mitgebracht."
„Seine letzte —?"
„Ja, er hat sie kurz vor seinem Tode geschrieben — ich meine, kurz bevor er fiel. Denn, sehen Sie, hier steht das von der Milch, und daß ich zu Ihnen gehen soll wegen der Gedichte. Und danach heißt es, daß Patrouille Schmitz sich fertigmacht, einen ganzen russischen Stab gefangenzunehmen."
Mein Gott — ich mußte mich setzen. Der Arzt hatte recht, man sollte das Rauchen lassen. Eine einzige Zigarette drehte einem Kopf und Magen um. Da standen plötzlich drei Bäume im Zimmer und starrten wie gefroren zu einem herüber: die Bäume Alwin, Thomas Knispel und der liebe Gott. Und auch die Frau, die ein Mädchen war, verwandelte sich in einen Baum, ganz schnell, in einen Baum, den ein Strom von Sonne umfloß.
Und jetzt lächelte der Sonnenbaum: „Sie müssen nicht denken, daß ich ihn vergessen könnte, meinen Bruder, auch wenn ich helle Kleider trage. Aber so einer, wie er war, der kann doch nicht von uns gehen, der ist immer bei uns, nicht wahr?"
Der Baum, der so sprach, trug auf einmal silberne Blüten. Sie standen schimmernd

in den Augen seiner Krone und wurden zu köstlicher Frucht und fielen nicht zur Erde. „Bei der Gefangennahme des feindlichen Stabes ist es gewesen, in der Gegend von Pillkallen, wo auch Sie waren. Und der Hof, darin der Russenstab lag, gehörte dem deutschen Großbauern Stanislaus Janasche. Ich bin nämlich mit Erlaubnis der Militärbehörde später hingefahren, um das Soldatengrab des Peter Schmitz zu suchen und um die Leute dort zu fragen, wie denn alles gekommen war. Aber ich habe den Hügel nicht gefunden. Als ich kam, da stand der Hof des Stanislaus Janasche nicht mehr. Die Russen hatten ihn mit allem, was darin war — der Janasche war heimlich zurückgekommen auf den Hof —, ja, sie haben den Hof, mit allem, was darin war, zu Asche gemacht."

Das Mädchen, das eine Frau war, erschrak und hätte dessen doch nicht bedurft. Denn solche Rückfälle kommen immer nach langer Lazarettzeit, daß man weiß im Gesicht wurde und Blut spuckte. Das war noch kein Schicksal zu nennen, oder höchstens eines, das unverdient gut ausgegangen war. Andere Schicksale blieben mit wirren Drähten einfach in der Luft hängen, zerrissen zwischen Himmel und Erde und waren niemals wieder zusammenzuflicken.

„Hätte er nur die Handgranate sofort abgezogen, dann wäre vielleicht alles gut gewesen. Aber er war immer so unbesorgt und hell, nahm kaum die Pfeife aus dem Mund und tat, als ob er im Ernstfall mit Menschlichkeit allein durchkäme. Da traf ihn der Schuß des russischen Adjutanten aus nächster Nähe mitten in die Stirn. Später hat dann freilich das Schicksal gerade diesen Russenstab ereilt. Aber mein Bruder hat sein Leben lassen müssen."

Wie lange saßen wir wohl einander gegenüber, das Mädchen und ich? Die Zeit war schlafen gegangen, es klopfte nur der Uhrenschlag des Herzens. Und ich wagte nicht aufzublicken, denn hinter dem Stuhl der Schwester stand der liebe Gott.

„Wie Sie ihn früher genannt haben, so nennen wir ihn heute noch, weil das Wort so schön ist vom lieben Gott — und darum bin ich auch zu Ihnen gekommen."

Ich weiß nicht, was ich diesen Aufzeichnungen noch hinzufügen soll. Die Dame wurde von meiner Mutter aus dem Hause begleitet, und wir hätten uns später in Düsseldorf gut treffen können. Wir taten es nicht.

Zu manch einem vom Regiment, mit dem ich damals in die eisige Winterschlacht von Masuren marschiert bin, hat das Leben wieder Brücken geschlagen. Zu diesen aber, von denen hier erzählt wurde, kann nur die letzte Brücke führen, die — so will ich hoffen — dermaleinst münden wird in das Reich des Herrn. So glauben wir.

Kurt Ziesel

Mit sechzehn Jahren stand ich in der Zeit bitterster geistiger und seelischer Verwirrung nach dem Krieg, die Schi an die Füße geschnallt, zur Abfahrt über die Gletscher der Stubaier Alpen bereit, mit zufälligen Kameraden der Berge und des weißen Sportes, zur kurzen Rast fast viertausend Meter hoch auf einem der himmelnahen Gipfel meiner Tiroler Heimat. Der Rausch des Schnees, das Glück des Sonnentages, die anschwellende Kraft in einem aufgeschlossenen Herzen verbanden sich mit jener ehrfürchtigen Empfindung, die jeden Bergsteiger im Blick über Gipfel und Täler und die Schweigsamkeit des Hochgebirges tröstend und schaudernd zugleich überfällt. Ein halbes Dutzend Menschen stand auf dem schmalen Grat. Ich lehnte mit einem Schulkameraden aus Innsbruck am Gipfelkreuz und blickte nach Norden. Dort ist nun Deutschland, sagten wir mit dem unbestimmbaren Klang einer seltsamen Sehnsucht und blickten den vier Bergkameraden aus München in die Augen. Es waren junge Männer mit kühnen und lauteren Gesichtern. In ihre Schiblusen war über dem Herzen ein Hakenkreuz eingenäht. Sie sahen uns auf unsere Worte hin mit nahem Lächeln und vertraut in die Augen. Hier doch auch, gab einer für alle zur Antwort, und sie wiesen mit der Hand über unsere Heimat hin. Es war wie ein Streicheln. Von diesem Tage an habe ich nie mehr vergessen, daß ich ein Deutscher bin, und wenn ich später, kaum drei Jahre danach, in den Reihen der Bewegung für dieses Deutschland hüben und drüben zu kämpfen anfangen durfte, dann war auch dafür jener klare Wintertag in der Bergeinsamkeit Tirols ein entscheidender Anfang. Denn am Abend, als wir in der Hütte saßen, erzählten uns die Münchener Kameraden das erstemal vom Führer. Sie taten es mit jener Inbrunst, die unsere jungen Herzen zum Glühen brachte, und sie gewannen unsere Seele mit der Macht eines Glaubens, der über alle Entweihung und Enttäuschung des Alltages hinweg nicht nur für mein späteres Leben, sondern auch für meine dichterische Arbeit entscheidend wurde. Ich sollte nach dem Abitur Bauer oder besser Landwirt werden. Der praktischen Ausbildung auf bäuerlichen Schulen und als Volontär auf einem großen steirischen Gut folgte ein dreijähriges Studium an der Hochschule für Bodenkultur in Wien. Aber der Zwang zum Brotberuf und das harte Dasein des Werkstudenten führten mich über streitbare Schriften politischer Art für das Bauerntum und auch für das studentische Leben Wiens zum Dienst am Wort. Im Jahre 1931 begann so mit zwanzig Jahren meine Tätigkeit als Schriftleiter am damaligen Hauptblatt der NSDAP. in Wien und führte mich dann im Jahre 1933 auf der Flucht vor Hochverratsverfahren des Dollfußsystems nach München, Königsberg, Dortmund und Hamburg. Der ganze deutsche Raum erschloß sich mir so in angestrengter und schwerer journalistischer Arbeit. Reisen in fast alle Staaten Europas, vom Eismeer in Finnland bis hinunter in die Wüsten Syriens und Palästinas, vom Schwarzen Meer bis zur Steilküste der Normandie, schulten mir Geist und Herz zu stolzem Bewußtsein auf mein Deutschtum. Und als des Führers Tat auch die Ostmark heimbrachte ins Reich, trieb mich die

Sehnsucht nach Landschaft und Menschen der Heimat zurück. Nur am Rande konnten in der oft bitteren und von mancherlei düsterer Erfahrung verdunkelten täglichen Arbeit im journalistischen Beruf die Pläne und die Gewißheit für die eigene dichterische Arbeit reifen. So entstand neben kulturpolitischen Schriften 1938 der erste Roman „Verwandlung der Herzen", in dem ich mir Schicksal und Erlebnis der Nachkriegszeit jener, die im Großen Krieg noch Kinder waren, vom Herzen schrieb. In Wien fand ich dann auch die äußere Ruhe und konnte mit Selbstvertrauen und im Glück der Heimkehr meinen zweiten Roman „Der kleine Gott" schreiben, der in der zeitentrückten Form einer Legende das tapfere Schicksal eines einfachen Bauernmädchens meiner Heimat und ihr Heimfinden zur mütterlichen Aufgabe gestalten will. Die Landschaft der Ostmark und jenes höhere Bild der Gemeinschaft, zu der der einzelne auch im kleinsten Lebensschicksal wachsen muß, sollen die Grundelemente dieses Werkes sein. Nun stehe ich als Soldat in einer Panzerersatzabteilung, und die Musen müssen vorerst schweigen.

Verheißung

Die Menschen schweigen. Still und groß
erhebt die Nacht
ihr dunkles Antlitz. Tief im Schoß
der Erde ruht dein Schicksalslos
und hat dich stumm gemacht.

Fühlst du im heißen Drang die Brust
erglühen? Du
erschaust es nicht und immer mußt
du hart gehorchen. Nur die Lust
der Hoffnung gibt dir Ruh'.

Die Menschen schweigen. Nah und klar
ist nur ein Stern.
Gelassen bringst du ihm dich dar,
der schon vor Zeiten deine Zuflucht war.
Ist Gott noch fern?

Geschrieben im Frühling 1940 als Soldat einer Panzerkompanie.

Von der Stunde der Verwandlung

Aus Briefen an meine Frau

„... und damit kehre ich in Gedanken zurück zu jenem Morgen, da ich von Euch Abschied nahm. Eigentlich sollte es bald Frühling werden. Aber um unser Haus in Pötzleinsdorf zu Füßen des Wiener Waldes pfiff ein eisiger Wind. Nicht einmal die Schneeglöckchen waren in unserem Garten zu entdecken. Auf der Schattenseite lag noch immer, schon schmutzig und alt, der Schnee, und das schöne Schloß in dem alten Park, aus dem uns zu allen Zeiten der Geist Mozarts entgegenklang, war in seiner ganzen Formenschönheit und spielerischen Ruhe durch die blattlosen, traurigen Bäume zu sehen. Manchmal jagten Regenschauer gegen die Fenster, und dann erhellte für einen Augenblick wieder ein Sonnenstrahl das düstere Bild. So war es ein Abschiedstag voll bitteren äußeren Ansehens. Aber ich spürte, es ging Dir wie mir, daß wir in dieser Traurigkeit der Natur und der Unwirtlichkeit eines rauhen Nachwinters in unseren Herzen eine seltsame und tiefe Festigkeit sich bilden erkannten, die schmerzlich, aber nicht hoffnungslos, ja sogar vom Schimmer jenes Glückes überstrahlt war, der wohl oft Stunden der großen Veränderung als unerklärliches Gottesgeschenk verzaubert.
Am Mittag hatte ich mich am Gestellungsort einzufinden, der in die weiteren Vororte Wiens hinausführte, eine jener lieblichen und vertrauten Gegenden, die wir in Zeiten des Friedens an manchem Sonntag im Wagen besucht hatten, den kräftigen Fahrwind im Gesicht, hinter uns die Kinder, lärmend und sonntagsselig. Ich stand schon fertig und wartend und sah Dir zu. Unser Ältester bestürmte mich immer wieder mit Fragen über Soldaten und Panzerwagen, über Uniform und Gewehr, und Jörg, unser noch etwas tolpatschiger Zweiter, hörte mit Aufmerksamkeit zu, seinen Stahlhelm über dem Ohr und auf der Hut vor der Raublust Ursulas, deren schwesterliche Gefühle sich auf sein kleines Holzgewehr richteten. Unseren Vierten und Kleinsten, Eckehart, hielt ich warm und gerührt am längsten im Arm. Seine Fingerchen spielten mit meiner Nase, und seine kleinen Knie stemmten sich gegen die Brust, daß ich sorgen mußte, ihn nicht fallen zu lassen. Und da ich ihm noch schnell einen Kuß gab und noch einmal den guten Duft von Milch und kindlicher Wärme in mich aufnahm, der von seinen Haaren und Wangen kam, sah ich Dich heimlich Tränen fortwischen. Bei den anderen Kindern ging es dann schneller, männlicher. Sie mühten sich, es schon soldatisch zu tun, drückten mir fest und kameradschaftlich die Hand und riefen „Heil Hitler!“. Auch Ursula, beeinflußt von der Übermacht der brüderlichen Umwelt, enthielt sich sanfter Zärtlichkeiten. Verstohlen sah ich Dich über meine Ermahnungen lächeln, die ich an die Kinder hingab. Wölfchen nahm sie ernsthaft auf. Es schien mir, als streifte ihn, den Sechsjährigen, schon ein Schimmer der Gewichtigkeit der Stunde. Ein Wort zündete, das ich sagte: Du mußt nun den Vater vertreten, wenn ich bei den Soldaten bin. Er sah mich groß mit seinen braunen, klaren Augen an und nickte wortlos. Schreibst du jetzt keine Bücher mehr, fragte er. Die Zeit drängte, und so mußte auch

diese Frage offenbleiben. Sie fiel mir nur einen Augenblick lang noch ein, als ich mein Arbeitszimmer mit den hohen Bücherregalen und dem nun sorgsam geordneten Schreibtisch mit einem abschiednehmenden Blick umfaßte. Dort das Mädchenbildnis in seinen einfachen und klaren Farben, das ich so liebte, Dürers Madonna zwischen den schmiedeeisernen Kerzenleuchtern, Rubens' zärtlicher Kinderkopf am Gartenfenster und die braungetönte Plastik der beiden Füllen auf dem Kamin, dies Nahe und Vertraute wurde mir auf einmal bewußt als etwas Zusammengehöriges, das mich und Dich verband, und das Wesen dessen, was Heim, Familie, Geborgenheit ist, offenbarte sich mir mit schmerzlicher Deutlichkeit. Als ihr alle am Fenster standet und mir winktet, Du mit dem Kleinsten im Arm, warum sollte ich es leugnen, daß mir ein heftiger Schmerz die Seele füllte und ich mich rasch abwenden und mit schnellen Schritten davoneilen mußte, um diesen Anblick nicht zu tief in mich eingehen zu lassen. Nun aber ereignete sich etwas, über das ich mir selbst staunend später Gedanken machte. Sosehr mich band, was ich verließ, es wurde allmählich, je näher ich dem Gestellungsort kam, schwächer vor der Erwartung und Neugier auf das Kommende, eine Neugier, die etwas knabenhaft Ungebärdiges und Ausschließliches hatte. In die Straßenbahn, die schon durch die Vororte fuhr, stiegen immer mehr Männer in Zivil ein mit kleinen Köfferchen. Wir lächelten einander etwas verlegen an. Gegen Ende der Fahrt war der Wagen voll von solchen Männern, und das Wissen, daß wir nun einer gemeinsamen neuen Welt zufuhren, gab uns das erste Gefühl der Kameradschaft und Verbundenheit. Einer brach auch schließlich das schweigende Mustern, und wir vergewisserten uns rasch, daß das Reiseziel gemeinsam und der Ruf derselbe war, dem wir folgten. Die Neugierde, von der ich eben sprach, wurde nun beherrschend und entlud sich auf einem kurzen gemeinsamen Marsch zum Sammelpunkt der Rekruten in unzähligen Fragen und Vermutungen, wobei sich bereits ein Stück der einzelnen Charaktere in verblüffender Weise offenbarte. Manche wußten alles, was sie uns kundtaten, und gingen den kommenden Dingen mit überlegenem Lächeln entgegen, andere trugen eine kaum verborgene Scheu und Ängstlichkeit zur Schau, ein Teil war fröhlich und ausgelassen, als ginge es zu einer Hochzeit, der andere Teil dagegen schritt mit ernstem Gesicht dahin, an dessen Maske man kaum erkennen konnte, ob sie Unwillen, Abschiedsschmerz oder Ergriffenheit verbarg. Neben uns schritten Soldaten im Stahlhelm, die uns den Weg wiesen und der Flut von Fragen willig Antwort gaben. Etliche hundert Männer meines Jahrgangs 1911 und auch solche von 1910 kamen so allmählich zusammen. Wir standen auf einer kleinen Höhenwiese, eingeschlossen von steilen Hügeln. Ein weiter Blick war uns freigegeben über die Wellen des Wiener Waldes und im Osten über die Ebene. Das Wetter hatte sich etwas gebessert. Nur der Sturm heulte gewalttätig über uns hin. Im Süden stieg fast dunstlos der Riegel des Semmering empor. Hier warteten wir eine geraume Zahl von Stunden, währenddessen nach unbekannten Gesetzen in den ungeordneten Männerhaufen die Ordnung einzelner Gruppen getragen wurde. So bildeten sich die Kompanien unseres Panzerregimentes, und der engere Kreis der Rekruten, die nun für die nächste Zukunft zusammenbleiben sollten, wurde damit ent-

schieden. Gegen Abend trug ein Lastwagen meine Gruppe wieder zu Tal und gegen Osten. Wir saßen unter großen Zeltplachen, die der Wind bauschte und zusammenpreßte, auf Brettern und wurden wild gegeneinandergeworfen, wenn der schwere Wagen mit halsbrecherischer Geschwindigkeit um die Kurven brauste. Durch die kleinen Fensterschlitze des Verdeckes suchten wir zu erkennen, wohin die Fahrt ging. Ein großes Rätselraten hub an. Ein Park nahm uns gegen Ende der Fahrt auf: Seltsame alte Bäume, riesige Wiesenflächen, im Hintergrund dunkelten Teiche, und gelbe Mauern und Säulenreihen eines alten Schlosses zogen an uns vorüber. Bis einer den Namen Laxenburg ausrief und die meisten nun erkannten, wo sie sich befanden. Das alte Schloß erhob sich vor uns, als wir hielten und ausstiegen. Und eine schwarze Tafel über dem alten Tor kündete auch schon von den veränderten Zwecken, denen das Schloß Maria Theresias nun diente. Das Warten wurde jetzt für geraume Zeit zur andauerndsten Beschäftigung. Die Ordnung und äußere Gliederung der neu einberufenen Panzer-Ersatzkompanie mußten hergestellt werden. Wiederum wurde die größere Einheit in eine Reihe kleinerer Gruppen aufgelöst, und bei einbrechender Dunkelheit saßen wir, in einzelne Stubengemeinschaften aufgeteilt, in den altehrwürdigen Räumen des kaiserlichen Schlosses, vor unseren Spinden und Betten, deren spartanische Einfachheit manche argwöhnische Prüfung über sich ergehen lassen mußte.

Erst als ich abends auf dem Strohsack lag, traf mich plötzlich wieder mit aller Wucht die Erinnerung an den Abschied von Euch. Wölfchens dunkle Augen sahen mich an und sein Blick erschien mir von einer Bedeutung, die mich tief ergriff. Es war mir, als sei ich in diesem Blick das erstemal in mein wahrhaftes Amt als Vater aufgenommen worden. Kaum etwas hat mich je ernster und ausschließlicher vor mir selbst verpflichtet als dieser Blick meines ältesten Sohnes. Was aus meinem Leben sich als dauerhaft und fortwirkend bewahren wird und was mich am innigsten mit meinem Volk verbindet, war mir darin begegnet. Dies wollte ich Dir mit diesem ersten Brief schreiben, da ich anfange, Soldat zu werden. Manchmal denke ich mir, daß es von Dir mehr Tapferkeit und Kraft erfordern wird als von mir, und darum möge meine Gewißheit in dich eingehen ..."

*

„Der erste warme Frühlingsabend steht heute wie eine Verheißung über dem Land. Wie lange ist es her, daß die Sterne so funkelnd und nahe am Himmel glühten. Der Mond ist noch nicht aufgegangen und nichts verdunkelt so ihr schweigsames zärtliches Licht. Es drängt mich ungeheuer, mit Dir zu sprechen, und doch fühle ich, daß in Worten vieles nicht gesagt werden kann, von dem ich hoffe, es Dir in diesem Briefe andeuten zu können. Vor einem Jahr sind wir, vom Burgenland kommend, einmal durch Laxenburg gefahren. Vielleicht erinnerst Du Dich noch, wie die Scheinwerfer unseres Wagens die Mauerfronten der verschiedenen Schlösser zu uns heranhoben. Jahrhunderte haben an diesem wahrhaft königlichen Sommersitz gebaut. Kleine Pavillons von zauberhafter Romantik stehen zwischen alten Platanen. Ein Wasserschloß reckt sich im Osten empor, und die flachen Flügel des Schlosses, in buntem

Wechsel von Rokoko und Barock, mit manchem närrischen architektonischen Einfall geziert, öffnen überall schöne und weite Ausblicke. Hier findest Du ein gutes und überzeugendes Stück jenes altösterreichischen Geistes, der Kultur und Natur so harmonisch verbindet, von dem ich Dir oft gesprochen habe und den Du in Wien kaum mehr zu erkennen vermeinst. Du müßtest am Morgen, wenn noch die Nebel durch den Park wogen und die Rehe, Hasen und Fasane ohne Scheu über die Wege wechseln, mit mir durch diesen Vorfrühling wandern. Ich weiß nicht, ob alle so das Herz aufgehen spüren, die neben mir mit leise schütternden Gewehren und funkelnden Stahlhelmen um diese Zeit immer zum Exerzieren ausmarschieren. Das Waffenhandwerk hat für mich hier eine seltsam paradoxe Bedeutung. Im märkischen Sand mag es organischer aus dem Land wachsen als hier, wo Du im Geiste immer Reifröcke wandeln und weiße Perücken schimmern siehst. Auch hörst Du überall Mozart, Haydn und Schubert hinter den Säulen klingen, und schwebende Elfenreigen ziehen flüsternd zwischen dem See und dem Schloß ihre anmutigen Figuren. Unser Ausbilder, der aus Schweinfurt, aus der Mitte des Reiches, stammt, würde über meine Träume sicherlich erbost das Tempo unserer Wehrgriffe beschleunigen und uns noch öfter mit Mutter Erde in Berührung bringen. Im ehernen Zwang des Dienstes verlieren sich diese Träume auch und machen einer wachen Bereitschaft Platz. Denn es ist Krieg. Dies steht über allem, was wir tun, und gibt allem andere Formen und ein anderes Gewicht. Wir sind keine Jünglinge mehr, die, je härter die Schule ist, desto bessere Soldaten werden. Unser Soldatsein hat ein unmittelbares Ziel: wir sollen nur lernen zu kämpfen. Denn wenn ich es bisher nicht glaubte: Soldat werden kann man in seiner ursprünglichsten Form nicht in der Dauer einer kurzen Ausbildung. Man lernt schießen und kämpfen, Panzerfahren und Angriffe abwehren, man lernt es, sich im Gelände zurechtzufinden, Wache zu stehen und ein Funkgerät zu bedienen, auch begreift man aus innerer Disziplin bald die Notwendigkeit einer straffen Ordnung, die zum Selbstzweck oft sinnlos aufgebaut erscheint, aber bald ihren tieferen und weisen Zweck dem Einsichtigen offenbart. Aber Soldatsein ist eine Leidenschaft, eine Berufung, etwas Ausschließliches und daher auch wahrhaft Großes, weil es den einzelnen Menschen überwindet und so eine starke Gemeinschaft schafft. Und davon verspüren wir nur einen Hauch, der uns vielleicht einmal befähigt, tüchtige und tapfere Krieger zu sein. Nun bin ich ja schon eine geraume Weile Träger des grauen Rockes, und von den kleinen und großen Dingen, die ich erlebte und die mich innerlich und äußerlich berührten, habe ich Dir schon manches erzählt. In diesen Tagen nun ist mir einiges bewußt geworden, das ich Dir vielleicht auch zur letzten Klärung schreiben möchte, weil es auch Dir manches erklären wird, was oft fremd und seltsam zwischen Dir und mir stand. Du weißt, mit welcher Leidenschaft und mit welcher oft fast jugendlichen Unbedingtheit ich an allem teilgenommen habe, was diese Zeit bewegte. Über die persönlichen Fehler und Schwächen hinaus aber, die Dir und mir manches Leid brachten, mag alle Unruhe und Unausgeglichenheit, die mein Wesen so oft beherrschen, einen tiefen, fast möchte ich sagen geschichtlichen Grund haben, der meine ganze Generation peinigt und, ja, vielfach absondert. Meine Kameraden — von Tag

zu Tag werden wir es unausweichlicher — sind alle wie ich aus den Jahrgängen 1911 und 1910, manche ein wenig älter, einige ein wenig jünger. Aber es ist jene Generation, an die der Weltkrieg herantrat, als sie kaum zum Bewußtsein ihres Daseins erwachte Kinder waren. Als der Krieg zu Ende war, standen wir noch im ersten Jahrzehnt unseres Lebens. Das Ungeheuere, das er über unser Volk gebracht hatte, da und dort den toten verschollenen, verwundeten Vater, zerbrochene Existenzen, dies alles ging kaum in unser Bewußtsein ein. Wir hatten alle schon den Hunger und die Not kennengelernt. In die ersten Knabenträume von der Schönheit der Welt, von Abenteuer, Weite, Tapferkeit und Heldentum sank die Finsternis einer verdorbenen Zeit, die ihre Helden und Toten schmähte. Fremde Soldaten gingen hochmütig und verhaßt durch unsere Städte. Streit und Haß flammten überall zwischen den Menschen unserer Sprache. Wir flohen im gesunden Trieb unserer Jugend vor diesem Inferno. Wir sahen so oft unsere Eltern in ihren Ehen zerbrechen vor der Verwirrung der Zeit, die die Zwietracht auch in die Seelen der einzelnen legte. So flohen wir in unsere kleinen Jugendgemeinschaften und mit ihnen in die Natur. Unzählige von uns haben bei Wandervögeln und Pfadfindern in jugendlichem Überschwang das Schönste unserer Heimat im Herzen mitgenommen. Viele aber mußten auch dies entbehren. In den Schulen gab es keinen Halt. Sie wurden zu fruchtlosen Lehranstalten für totes Wissen. Selbst bis in ihre innersten Bezirke wurde der Hader politischer Auseinandersetzung getragen. Das Gesetz schrankenloser Eigensucht um uns begann sich auch in uns einzuschleichen. Das Wort Gemeinschaft blieb ein fernes, belächeltes Gespenst armer Idealisten. Und nichts gab es, das uns davor gerettet hätte, vor allem nicht die Pflicht, Soldat sein zu müssen. Was uns damit verlorenging, vermag ich erst in diesen Tagen ganz zu erkennen. Diese Lücke blieb eine Wunde, an der wir krankten, bis in unser Mannestum hinein. Ob diese Wunde nun geschlossen wird, weiß ich nicht. Ich hoffe und glaube es. Denn sonst hätte ich vielleicht diese Wunde in ihrer Bedeutung gar nicht erkannt. Auch spüre ich, daß es vielen Kameraden ähnlich geht, auch wenn sie es nicht so bewußt erkennen mögen wie ich. Auf fast allen Kameraden liegt schon wie auf mir die Last eines bewegten und harten Lebens. Wir alle haben keine tiefere Sehnsucht, als die nach Frieden und ruhiger Arbeit. Wir alle hofften in den letzten Jahren nun einen Teil dessen zurückzubekommen, was wir seit den Tagen der Kindheit vermißt hatten. Der Krieg trifft uns hart. Aber in uns ist ein ungeheuerer Wille und Glaube, ihn schnell und vernichtend zu beenden. Kein Rausch treibt uns dazu, auch kein eingeborenes Kriegertum. Wir haben fast alle unsere Frauen und Kinder, wir haben alle unsere Arbeit und Berufe, unsere Lebenswelt, in die wir hart und schwer eingewachsen sind. Die meisten von uns lebten allein in ihr und rührten nur mit einer Ahnung an die Gründe der Gemeinschaft, für die wir jetzt draußen stehen sollen. Das Volk war uns kaum zum wirklichen Erlebnis geworden, denn wir waren nie Soldaten. Nun tut es sich uns auf. Es ist ein spätes Erlebnis, das getrübt ist von den Opfern, die wir dafür bringen müssen, der Trennung von Familie und Beruf, der Aufgabe unserer Lebensgewohnheiten. Aber vielleicht erlebt keine Generation so ergriffen und atemlos diese Gemein-

schaft des Soldatseins wie wir. Es ist vielleicht das erstemal, daß wir unserem Volk ganz nahe kommen. Mit fast ungläubigem Staunen stehen wir voreinander und spüren, wie nahe uns das Schicksal gemacht hat. Wir lernen nun einmal an der Wurzel, was Gemeinschaft ist, und schämen uns oft der vielen Worte, die man darum verschwendet hat. Es ist etwas, das man verschweigen muß. Einer unserer Dichter hat einmal das Wort geprägt: ‚Wir Soldaten sind doch die ersten Brüder!' Dieses Wort begegnet mir immer wieder in der Wirklichkeit. Ich glaube, unsere Generation hat vergessen, was die Männer verbindet. Dies lernen wir wieder. Und diese Männerkameradschaft zwingt uns alle, ob wir wollen oder nicht, Soldaten zu werden. Ich habe viele Freunde, und sie sind mir in den Jahren auf vielen Wegen gemeinsamen Schicksals und verwandter Aufgaben nahe und vertraut geworden. Nun aber bin ich im kleinen und großen mit Männern verbunden, die das Schicksal mir als Kameraden zuteilte, nur das Schicksal. Es ist keine Freundschaft, die mich mit ihnen verbindet, keine geistige Verwandtschaft, auch kein Gefühl der mitschwingenden Seele. Und doch eint mich mit ihnen ein brüderliches Gefühl von Mensch zu Mensch, ein seltsames, einfaches Gefühl, in dem ich mich selbst wiederfinde und vor dem alles Grübeln und alles Suchen nach dem Sinn der Welt sich wie etwas Gespenstiges davonhebt. Dieses Einfache zu gewinnen, erscheint mir wie ein Wunder. Liebste, ich glaube, daß in diesem Wiederfinden des Einfachen zwischen den Menschen auch ein großes Stück der Liebe zwischen Mann und Frau beruhen müßte. Es würde dauernder sein als jede Leidenschaft, und ich wünschte nichts inniger, als daß etwas von dem, was ich in dieser Zeit empfinde, in Dich einginge und von Dir aufgenommen würde. Ich möchte von einer Stunde der Verwandlung sprechen, die ich erlebe, und ich kann mir nicht denken, daß Du davon unberührt bliebest. Vielleicht gehört es zu dieser Stunde, daß ich vor mir selbst auch Dich in einem neuen Sinn zu erkennen und lieben lerne. Siehst Du, wie man in allem dem Schicksal vertrauen darf als einer Macht, die uns immer etwas gewinnen läßt für unser verstörtes Dasein? Halte mir die Kinder in Zucht und vergiß nicht, daß in der Härte sich die wahre Liebe offenbart. Denn auch ich denke, daß Gott mir so einen Beweis seiner Liebe gibt..."

*

„Vielleicht wunderst Du Dich, daß ich in meinen Briefen so wenig von äußerlichen Ereignissen berichte und Dir mehr davon erzähle, was sich in mir innerlich vorbereitet und formt. Das mag ein Rest aus jener Welt sein, aus der mich der Krieg nun schon eine geraume Weile gerissen hat. Daß es oft eine Last ist, kannst Du mir glauben. Ich beneide viele Kameraden um die Unbekümmertheit, mit der sie sich in die soldatischen Formen finden und in diese neue Männergemeinschaft einfügen. Du weißt vielleicht allein, wie sehr ich an meiner dichterischen Arbeit hänge. Manchmal meine ich nun, für Augenblicke zu erkennen, daß dieses Verlorensein kein Gewinn ist und daß ich wacher und tätiger dem Leben gegenüber sein muß. Du wirst ungläubig lächeln, wenn ich hinzufüge, auch Dir und den Kindern gegenüber, eine Gemeinschaft, in der ich oft nur geborgen ruhe, ohne mich um dieses Geschenk verdient zu machen. Damit

tritt eine Frage an mich heran, die ich nur zögernd zu beantworten versuche, die Frage, ob meine Arbeit nur aus mir wachsen und reifen kann oder ob sie nicht für die Zukunft jene Harmonie braucht, die mich mit dem Leben verbinden muß. Wir haben um die Beantwortung dieser Frage in unzähligen Gesprächen und in allen Formen gerungen. Ich glaube, ich habe immer eines vergessen: die Geduld. Der Sturm in mir hat manche Frucht vorzeitig von der Wurzel gelöst. Stürme mögen reinigen, aber sie bringen keine reifen Früchte. Ein neues Wesen blickt mich aus mir jetzt manchmal an, und ich zittere, wenn ich es spüre wie in einem unverhofften Glück. Es ist das Knabenhafte und kindlich Erlöste, das mich nun wieder überfällt. Ich erinnere mich solchen Glückes nur aus jenen Jahren meiner Jugend, da ich mit Kameraden im Wettstreit in halsbrecherischer Geschwindigkeit mit den Schiern über Berghänge raste oder mit aller Leidenschaft einem Spiel huldigte, das uns einen Sieg über andere bringen konnte. Seit einigen Tagen fahren wir das erstemal im Panzerwagen. Kannst Du Dir denken, daß ich ganz und gar ernsthaft von unbändigem Stolz erfüllt war, daß ich für die Kampfstaffel unserer Kompanie ausgewählt wurde, jenes Teiles der Kompanie, der also unmittelbar am Kampf teilnehmen wird und den Angriff vorträgt? Auch wächst mir immer mehr das Bewußtsein zu, einer Waffengattung anzugehören, die neben der Luftwaffe die modernste und entscheidendste im heutigen Krieg ist. Ich spüre auch, daß hier in dieser technischen Höchstform des Krieges sich wiederum das Wesen des Kriegers zum persönlichsten Einsatz neigt und aus der unpersönlichen Massenmaschine der Heere sich der Kämpfer herauslöst, der, wie es in unserem Panzerlied heißt, ‚allein im Kampfe ist'. Wir von der Panzertruppe setzen die Tradition der Kavallerie fort, erzählte mir unser Zugführer, und wenn ich zuerst geneigt war zu sagen, daß die Einheit von Mensch und Tier im Kampf etwas Lebendigeres, Urtümlicheres hat, so empfinde ich schon heute im Brausen der Motoren und dem heulenden Fahrtwind, wenn wir bergauf und bergab über das Gelände jagen, daß hier dem Menschen ein neues Geheimnis der Welt offenbart wird. Der kriegerische und kämpferische Instinkt erwacht in einer reinen und edlen Form. Die Selbstbehauptung, das Stärkersein, das Siegenmüssen wird zum inneren Befehl. Und hier liegt die Rückkehr zum Knabentum, zum schönsten Adel der Jugend. Mensch und Maschine verwachsen. Aber der Mensch bleibt der Herr. In diesen neuzeitlichen Ungeheuern von Waffen wird einen Mann, der sich ein Stück Knabentum bewahrt hat, nie Furcht befallen. Sein Herz wird in jauchzenden Schlägen klopfen, sein Blut wird im Sturm der Leidenschaft dahinjagen, und er wird in sich das unüberwindliche Gefühl der Unbesiegbarkeit tragen. Ich bin gewiß, daß keinem Mann das Gefühl der Furcht erspart bleibt. Sie ist ein Teil des Menschen. In ihr spiegelt sich ein Stück der Liebe zum Leben. Und dieses Gefühl der Furcht vor dem Tode ist auch mir nicht erspart geblieben. Wann immer aber es mich wieder bedrohen sollte, wird mich der Gedanke an eine Angriffsfahrt im Panzer davon erlösen. Das mag einen Gegensatz einschließen. Aber es ist eine köstliche Wahrheit. Ich spüre auch in den Kameraden diese Befreiung vom Menschlichen, wenn wir wetteifern, wer besser den Panzerwagen beherrscht. Es ist

der alte Wettstreit der Jugend, der uns befeuert. Aus dem Krieg wird für Augenblicke ein Jünglingsspiel von edler Größe. Es erlöst uns von der gefährlichen Einsamkeit der Herzen, ohne uns ihres Segens zu berauben. Wir werden uns nun bald draußen bewähren dürfen. Der Schloßpark prangt schon im Schmuck des ersten Grüns und die Wiesen sind weiß und blau von Blumen. Ich habe für unsere Kompanie ein Lied erdacht. Vielleicht werden die Kameraden es bald singen, wenn wir am Morgen ausmarschieren. Die erste Strophe will ich Dir schreiben:

Tiefschwarz ist unsere Farbe,
auf unserm Helm der Tod.
Von mancher Feuergarbe
wird fremde Erde rot.

Refrain: Wir Panzerschützen von der vierten Kompanie,
wir weichen nie!
Wir stehen im Motorenbrausen wie ein Mann
und greifen an.

Heinrich Zillich

Ich wuchs an der Grenze Siebenbürgens auf, in jener schönen Gebirgslandschaft des einstigen Österreich-Ungarns, die sich am tiefsten in den Südosten hineinpflügt. Meine mütterlichen Vorfahren sind Kronstädter. Ihr Stammhaus steht noch, nahe der Weberbastei, an deren Schußlöchern wohl auch sie gewacht hatten, wenn vor den Mauern die Türken lagerten. Mein Vater entsproß einer Bauernfamilie, die während der vortheresianischen Ansiedlung, vermutlich von der Mosel, ins Banat kam. Der Großvater wanderte von dort nach Siebenbürgen weiter, und sein Sohn war viele Jahre lang leitender Beamter der bei Kronstadt liegenden Zuckerfabrik, in deren Gärten und Feldern ich die ersten Kinderschritte übte.

Rund um die Fabrikniederlassung breiten sich Äcker bis an die Berge aus, mächtig überschattet von den Grenzkämmen der Karpaten. Die reiche Hochfläche wurde vor siebenhundert Jahren der Wildnis durch Deutsche abgerungen, aus deren Schweiß die Dörfer stiegen und die Stadt als Hüterin des Abendlandes an den Pässen zum Orient.

Schon in der Kindheit, später dann am uralten deutschen Honterusgymnasium Kronstadts, lernte ich in dieser geschichtlichen Landschaft, die zugleich Heimat von zwei anderen Völkern ist, eigenes Volkstum als gottgegebenes Gut begreifen, fremde Art aber kennen und verstehen. In erlebnishafter Selbstverständlichkeit wurde mir und meinen Kameraden der Blick für Weite und Tragik unseres Volksschicksals geschärft und der Ostraum in seinem Wesensgegensatz, seiner der Gestaltung bedürftigen Vielspältigkeit, seiner Not und Herrlichkeit vertraut. Damals setzte sich schon in mir der Keim fest zur Darstellung dieser Lebensfülle, die in meiner Dichtung später einen breiten Platz einnehmen sollte.

Der Weltkrieg rief mich von der Schulbank zu den Fahnen. Ich erlebte ihn an der Südfront bei den Kaiserjägern Tirols. Nach dem Machtwechsel in Siebenbürgen zum rumänischen Heer eingezogen, nahm ich 1919 an dem Feldzug gegen das rote Ungarn teil. Erst im nächsten Jahr legte ich den Soldatenrock ab und fuhr zum Studium nach Berlin. Verwirrt ging ich durch die Irrsal jener Tage.

Als ich nach vier Jahren heimkehrte, zwei Diplome in der Tasche, die zu verwerten ich keine Lust verspürte, gründete ich mit einem Freunde die Zeitschrift „Klingsor“ in Kronstadt, die sich bald zu einem wichtigen kulturellen Organ des Deutschtums in Siebenbürgen entwickelte.

In Gedichten, Geschichten, Novellen und vielen Aufsätzen begann mein schriftstellerisches Werk. Wie in jeder Dichtung prägte sich darin des Verfassers eigener Weg aus, der in verschiedene Gebiete führte. Die Leidenschaften des menschlichen Herzens, Stille und Größe der Natur, die Schicksalssterne unseres Daseins, Geschichte, Weite und Sendung unseres Volkes und damit die Fragen der europäischen Ordnung trieben mich zur Äußerung und werden mich auch fernerhin bewegen.

Meine ersten Bücher erschienen in Siebenbürgen, Gedicht- und Erzählungsbände,

die folgenden im Reich, wo mehrere Novellen, ein Gedichtband und Romane bisher veröffentlicht wurden. Des lieben Brotes wegen war ich lange Jahre hindurch Zeitungsschreiber in Siebenbürgen. Nun kann ich mich der Dichtung allein widmen, und wohne gegenwärtig in Oberbayern, von wo ich nach einiger Zeit wieder in die Heimat zurückzukehren gedenke.

Die goldene Tapferkeitsmedaille

Als nach dem Weltkrieg die österreichischen Fahnen, die sich an ungezählten alten und neuen Siegestagen des Reiches in allen Windrichtungen Europas entfaltet hatten, in Ehren sinken mußten, da trug sie kein Fähnrich hoch und rauschend in einen gemeinsamen Tempel würdigen Gedenkens. Da fanden sie, gleichwie der große Staat in sechs oder sieben Teile zerborsten war, hier und dort ihre Ruhestätte, getrennt voneinander verwahrt, viele daheim in Wien, wo sie kaiserlich aufknistern, sobald der Wind vom Türkenschlachtfeld am Kahlenberg weht, etliche aber in Ungarn, etliche in Städten, die plötzlich zu Ländern gehörten, denen vordem der Anblick der zerschossenen Seidentücher nur vergönnt gewesen war, wenn sie sich diesen unterworfen hatten. Fremd hängen die Feldzeichen in mancherlei Sälen, und flattert dereinst von den Stöcken der letzte bunte Fetzen in stiller Nacht wie ein Falter zu Boden und zerstaubt, so wird ihr Ruhm noch immer frisch sein.
Gleich den Fahnen, die man ins Dunkel stellte, durfte auch keiner mehr, der in ihrem Heer durch vier Jahre grau marschiert war, die Zeichen seiner Tapferkeit in der hellen Sonne zeigen, sofern sein Wohnort in einem der neuen Staaten lag. Es schoben die heimgekehrten Soldaten Medaillen, Kreuze und Bänder in die Truhen oder hinter den Wäschestapel. Ja, sie durften die Zeichen nicht anders verwahren als im Dunkel, und da streckte mancher alte Krieger, wenn er sie zufällig im Schrank erblickte, die Hand nach ihnen aus, um sie liebkosend zu fassen, die Angebinde eines Kaiserreiches, ehe er zurück ins Dunkel die unwillig klirrenden schob.
So erging es auch einem einstigen Feldwebel, der sich am San die goldene, in den Karpaten die kleine und bald die große silberne Tapferkeitsmedaille erworben hatte, später in Tirol die bronzene dazu und überdies das Karl-Truppenkreuz. Es war ein Mann, der Waffe aus Lust verschworen, dem nichts größere Freude bereitet hätte, als bis zum Tode bei der Kompanie zu bleiben, in Galizien oder Trient, in Bosnien oder auch auf der Schmelz, das wäre ihm gleich gewesen. Aber er war als Deutscher, dessen Heimatdorf hinter Gottes Angesicht im Schatten der stürmisch ausgreifenden Lebensgier eines anderen Volkes stand, selbst wie Fahnen und Orden ins Dunkel getreten, Bauer geworden, und kein schlechter, nur daß er öfter als andere hinter den Wäschestapel im Schrank griff und die fünf Auszeichnungen hervorzog, um sie auf dem Handteller klingeln zu lassen.
Er nahm ein Weib, bestellte den Acker, zeugte ein Kind, und als es zur Welt kommen wollte und er sah, wie sich die Frau verzweifelt mit den Wehen herumschlug, wie die

Hebamme unter dem Gebot eines ihm bis dahin unbekannten Regiments um die Kreißende bemüht war und diese aufschrie, „Mutter“ schrie, die sie selbst schon war, „Mutter“ schrie wie so viele, die er auf dem Schlachtfeld sterben gesehen, da rückte sich ihm, ohne daß er dessen bewußt wurde, Ferse zu Ferse, sein Herz klopfte laut und der Schweiß brach ihm aus der Stirn, er spürte, daß er hier nichts anderes tun konnte, als stramm zu stehen, denn sonst hätte er sich, jämmerlich flennend, in eine Ecke hocken müssen.

Doch wie das Kind in der Wiege krächzte und die Frau selig lächelte, kam dem dankbar Erlösten der merkwürdige Einfall, dem er sich nie hingegeben hätte, wäre sein Heer noch unter Fahnen und Trommeln marschiert, denn welcher Feldwebel besaß je das Recht, Orden und Ehren zu verleihen, doch nun waren Heer und Orden dahin und im Dunkel, so kam ihm der Einfall, selbst den Obersten Kriegsherrn zu vertreten und den todesmutigen Lebenseinsatz zu belohnen. Er zwirbelte den Schnurrbart auf, trat zum Schrank, nahm die fünf Zeichen heraus und betrachtete sie lange. Weil ihm die Knie noch zitterten, war er geneigt, seine höchste und schönste Auszeichnung, die goldene Tapferkeitsmedaille, dranzugeben, doch besann er sich bald, daß das Kind nur ein Mädchen sei; er schüttelte den Kopf und wählte die große Silberne, die am weißrot gestreiften Band hin und her blitzte, und heftete sie der Mutter ans Nachthemd. Mochte diese auch lachend abwehren und die Hebamme mit derbem Hallo die Hände vor den Bauch drücken, die Medaille war nun verliehen und lag, obschon nicht auf dem Hemd, doch Tag um Tag, bis die Wöchnerin genas, auf dem Nachttisch, und alle, die zu Besuch kamen, konnten sehen, daß der Feldwebel sein Weib ehrte, wie er selbst ehedem geehrt worden war. Auch nachher nahm er die Medaille nicht in den Schrank zurück. Sie gehörte nicht mehr ihm, dem im Schatten stehenden Soldaten, als den er sich unverändert empfand, sie war — fast hätte er seine Frau darum beneidet — deren Eigentum geworden, die allerdings den ernsten Spaß nicht recht begriff, doch das Ehrenzeichen fortan selbst betreuen mußte, nicht im Dunkel, versteht sich, aus dem es des neuen Lebens wegen rund und gleißend wie ein Gestirn hervorgetreten war. Sie legte es in einen geschliffenen Glasteller auf der Anrichte, und da konnte es prunken.

Bald traf ein zweites Kind ein, und der Vater belohnte seine Frau mit der kleinen silbernen und ein Jahr später mit der bronzenen Medaille, weil es beide Male wieder Mädchen waren. Sogar im vierten Jahre änderte sich dies nicht, bloß wäre die Mutter bei der Geburt fast gestorben, aber sieh an, der Feldwebel, nun schon wie ein echter General, der ebenfalls das wahre Verdienst oft nicht erkennt, schenkte ihr hiefür keineswegs die goldene Medaille, sondern seine geringste Auszeichnung, das Karl-Truppenkreuz.

Als hierauf aus Gottes fröhlicher Laune ein fünftes und sechstes Mädchen Einzug hielten, schien dem Manne die Tapferkeit der Frau etwas Alltägliches geworden zu sein, keiner Anerkennung wert, wie ja auch, meinte er, manche seiner eigenen Heldentaten unbeachtet geblieben waren, und so verlangte es die Gerechtigkeit, daß er ob eines solchen Segens an weiblicher Nachkommenschaft wenig Aufhebens mehr machte

und darüber gar nörgeln und brummen durfte; bis dann endlich im achten Jahre der Junge einrückte, so leicht und mühelos, so schnell und beinahe ohne Schmerz für die Mutter, daß es die Billigkeit erfordert hätte, ihr eher eine Auszeichnung abzunehmen als ihr eine neue zu verleihen; aber es war ein Bub, und da stand der Vater neben dem Bett, mit Tränen im Auge, und legte die goldene Medaille, die höchste Österreichs, der Wöchnerin auf die Brust, und sie, die zu diesen Ehrungen immer gelacht hatte, wurde ernst und weinte vor Glück über das Kind und ein wenig auch über die Medaille. Recht betrachtet, verdiente sie den Orden schon längst. Doch wenn man bedenkt, daß es seltenster Heldentaten bedurft hatte, um ihn zu erringen, wenn man weiter der Fahnen gedenkt, der Zeugen so vieler erdteilentscheidender Männerstunden, war es wiederum recht, daß der schönste Tapferkeitslohn aus dem Dunkel auf die helle, milch- und zukunftspendende Brust einer Mutter nur für einen Buben gelegt wurde, denn welch ein vergängliches Männerspiel wären Ruhm und Fahnen, Orden und Reiche, fänden nicht immer aufs neue schmatzende Knabenlippen ihre erste Heldennahrung an solchen vollen Brüsten.

Ballade vom unbekannten Soldaten

Er schritt in den dunklen Zügen des Heeres,
die abends am Berge geschichtet lagen
in langen Gevierten. Vom Winde erpfiff
der Wald und der Regen zersprang auf den Wagen.

Er zündete Kerzen im Zelt und ergriff
die Schale voll Suppe, die kalt war und stank.
Sein Atem ging lauter, nachdem er getrunken,
und eh er noch in Schlaf gesunken,
rieb er die Schale mit Brotrinden blank.

Im Schlafe regte der Traum seine Zweige
und schattete schwer auf den elenden Wicht:
Der Acker lag schwarz und der Tag war zur Neige —
der Krug auf dem Tisch und das Brot, das er bricht —
dann schritt er zur Kammer und hörte es lachen
aus tiefem Bett, und er wußte die Zeit,
die Magd nahm ihn auf, und beim Morgenerwachen
stand Pflug und Pferd und Essen bereit.

Das war der Traum und war nicht der Tag,
der regenverdunkelt die Zelte durchdrang.
Er setzte sich auf und dachte nicht lang.

Wind kam vom Gipfel mit Lärm und Schlag.
Und ehe der Regen am Abend versackte,
fiel er stumm in das Schweigen hinaus.
Und der seinen Leib in die Grube verpackte,
zog ihm die Stiefel und Kleider aus.

Parzival

Im vierten Jahre des Weltkrieges stand bei einem österreichischen Fußregiment ein junger Bursch, der von der Schulbank zu den Waffen gerufen worden war, ehe er die Kindheit völlig abgestreift hatte. Auch die harte Ausbildungszeit in einer kleinen Stadt, wo der Hunger umging, konnte den Knaben in seiner verspielten Weltfremdheit nicht erschüttern. Als er dann zur Feldtruppe an die Alpenfront geschickt wurde, vermochte er wohl sein Gewehr zu handhaben, marschierte wie andere und versah seinen Dienst, doch wenn er allein war oder eine Aufgabe zu erfüllen hatte, die ihn außerhalb des Glieds auf sich selbst stellte, geriet er unversehens wieder in die Welt der Träumerei, in ein kindisches Gehaben und Tun, das schließlich allen Kameraden auffiel, die ihn deswegen nicht weniger mochten, obschon sie ihn verspotteten mit dem gutmütigen, fast väterlichen Ton, den Männer im Krieg jungen Dachsen gegenüber knurrend anschlugen. Er tummelte sich in ihrer Umgebung ahnungslos und unerwacht; selbst das Grauen berührte ihn selten, mochten ihm auch Stunden beschieden sein, da er vor Erschöpfung und Angst zu zittern begann. Nach kurzem Schlaf war dies wieder vergessen, er blickte in die furchtbare Wirklichkeit wie in einen Alltag mit munteren, klaren Augen, willig, jeden Befehl zu befolgen, doch ohne tieferes Verständnis für die Größe des Schicksals, in das er selbst hineinschritt. Ein älterer Offizier hatte ihn deswegen den Parzival der Kompanie genannt, worunter sich die wenigsten Soldaten etwas denken konnten, aber sie hießen ihn nun auch so.

Als das Regiment in einem Waldtal Stellung bezog, merkten die Leute bald, daß sie es in diesem Frühling des Jahres 1918 hier nicht besser hätten treffen können. Der Feind lag fast einen halben Kilometer weit in seinen Gräben, die man nie ersichtete, weil das Vorfeld mit Büschen und Bäumen bewachsen war. Tag und Nacht blieb es in der Stellung ruhig, die Blätter rauschten, die Vögel sangen und die Bienen brausten, auch die Unterstände waren gut, standen da, wie sie ähnlich vor drei Jahren in Rußland, als der Krieg noch nicht jede Spanne des Bodens zerpflügte, gestanden hatten, bohlengefügte Hütten mit schwachen, rasenbedeckten Dächern. Einige Schritte vornaus und hangfeindwärts zogen sich die Schützengräben hin, aus denen man im freien Ausschußfeld die Drahtverhaue sah und dahinter den grünen Wald.

In diesem Friedenstal, über das die Granaten nur heulten, um irgendwo weit hinten in die Troßlager zu fallen, gab es lediglich am rechten Flügel der Kompanie, von dem eine breite Schneise zum Feind hinüberführte, einen zu jeder Stunde unangenehm gefährdeten Raum. Mitten in die Schneise hatte sich zwischen etliche Felsblöcke, die Schutz gegen die Artillerie der Österreicher boten, eine italienische Feldwache ein-

gegraben und ließ ihr Maschinengewehr oft herüberfeuern. Es bestrich einen Teil des Schützengrabens, der des steinigen Untergrundes wegen nur halbmannshoch war, und zwang jedermann, der dort des Wegs kam, gebückt und hastig vorbeizulaufen. Überdies beherrschte es ein Stück des Pfads, auf dem das Essen von der Feldküche in die Stellung geschafft wurde, so daß immer wieder Soldaten den gutgezielten Schüssen zum Opfer fielen.

Obgleich doch Krieg war und der Tod darin seines Amtes notwendig zu walten hatte, erschien es allen angesichts der sonst friedlichen Pracht des Tales wie eine besondere Niedertracht des Feindes, daß er die Ruhe an dieser Stelle blutig störte. Einer Beleidigung gleich empfanden sie das Maschinengewehr und waren zu allem bereit, um es zu vernichten. Indessen konnte ein Überfall, der vielleicht gelungen wäre, nicht gewagt werden, weil schon am zweiten Tage einige Soldaten von einem heftigen Fieber befallen wurden, das ihnen Kraft und Willen raubte. Am nächsten Morgen waren es bereits viele, die in den Unterständen lagen und irr sprachen, bald aber litten alle mit wenigen Ausnahmen an der Grippe, die von Stellung zu Stellung siegreich vorrückte.

In den Hütten stöhnten die Männer, kaum war es möglich, die Postenstände zu besetzen, aber dies mochte nicht mehr wichtig sein, denn hatte man zwar jede Fähigkeit zum Angriff und zur Abwehr verloren, so galt das gleiche für den Feind, den die Seuche auch überwältigte, selbst die Feldwache wurde träger in ihrem Todesdienst und der Frieden lag Arm in Arm mit der Grippe im weiten Waldland. Da aber das Maschinengewehr immer noch, obschon seltener, schoß, und es allein die wie ein Gesetz empfundene Ruhe des Tales verachtete, wuchs der Haß gegen diesen Störenfried zur Siedehitze. Je schwächer die Soldaten zur Tat geworden waren, um so wilder verfluchten sie in den Fieberträumen das italienische Gewehr, verhöhnten und beschrien es, und es gab keinen, der mit den Zähnen nicht geknirscht hätte, wenn er davon sprach. Unser Parzival blieb von der Krankheit verschont und hatte viel zu tun, stand doppelt so oft als sonst im Graben und lugte ins Niemandsland hinaus, durch das kein Gegner nahte, pfiff sich ein Lied und spielte mit Gewehr und Handgranaten, warf, wenn es ihm langweilig wurde, mit Steinen nach den Eichhörnchen oder trieb andere Späße, wie sie Knaben lieben, wenn die Sonne brennt und sie gehalten sind, an einem Flecke zu verweilen. Er hatte dabei auf den Befehl acht, der ihm gegeben worden war, nämlich zu zählen, wie oft das Gewehr der Feldwache herüberschoß, aber seit Tagen hatte es sich immer seltener geregt und schien nun, als Parzival wieder einmal Dienst tat, gänzlich verstummt und ließ sich auch nicht hören, als er es durch Schüsse herausforderte.

Gelangweilt begann er eine Handgranate zu zerlegen; und wie sie in ihren Teilen vor ihm lag, freute er sich darüber, spielte mit der ausfließenden Sprengladung, guckte durch den hohlen Handgriff, steckte den Finger in den Abzugsring und ließ diesen darum kreisen, dann warf er ihn, an dem die Schnur mit der Sprengkapsel noch hing, in weitem Bogen fort. Hierauf blies er durch den Griff, als wäre der eine Kindertrompete, hob nach einem Weilchen die Sprengkapsel auf, um sie zu betrachten, und

schließlich dachte er daran, dies unscheinbare und doch gewalttätige Ding zur Entladung zu bringen. Am schönsten dünkte es ihn, es mit einem Streichholz zu versuchen. Er hatte das Stäbchen schon angeflammt, als er Bedenken verspürte und es wieder verlöschte. Mit einem Stein klopfte er erst sachte, bald immer stärker auf die Kapsel, doch so vorsichtig, daß nichts geschah, und dabei vergaß er, während ringsum die altgewohnte Umgebung in tiefem Frieden summte, daß er ein gefährliches Spiel wagte. Noch eine Handgranate und eine dritte zerlegte er träumerisch, schichtete die Sprengkörperchen nebeneinander, legte Steine darauf, faßte die drei Abzugsringe zu gleicher Zeit und riß daran.

Während die Kapseln mit scharfem Knall barsten, lachte er auf, fühlte aber sogleich ein heißes Fließen am Daumen, starrte erschreckt hin und rannte schon, den blutenden, um das erste Glied verkürzten Finger von sich gestreckt, vom Postenstand auf den Pfad hinunter, der zu den Unterständen führte. Vor der ersten Hütte blieb er schreiend stehen, bis die fiebernden Kameraden herbeitaumelten, und nun allerdings wurde er sich seiner Lage in so fürchterlicher Weise bewußt, daß er in die Knie brach.

Keines Wortes fähig, noch immer den verstümmelten Daumen weit von sich gereckt, hörte er bald darauf, indem er vergebens versuchte, in strammer Stellung seinem Offizier ins Gesicht zu blicken, was ein Gefreiter, der den Postenstand untersucht hatte, zu melden wußte. Es blieb kein Zweifel für niemand, der den Vorfall erfuhr: der Parzival der Kompanie hatte sich selbst verstümmelt, und hiefür drohte das Kriegsgericht mit einer Strafe, die die Ehre des jungen Burschen für immer ausgelöscht hätte. Doch war es allen, die ihn umringten, klar, daß er nicht aus schimpflicher Absicht, nicht um sich für den Dienst untauglich zu machen, die Handgranaten zerlegt und die Sprengkapseln zum Bersten gebracht hatte. Jeder wußte, daß der Junge es getan, wie Knaben ihr Spielzeug zerstörten, damit sie auch dessen Inneres betrachten können.

Als der Offizier den Burschen grob anfuhr und ihn fragte, was zum Teufel er sich bei der Geschichte gedacht habe, konnte er sich selbst die Antwort darauf erteilen, so unglücklich und vernichtet starrte ihn der Junge an.

Der Gefreite lief aufs neue in den Graben und trug jetzt in der einen Hand das Gewehr und mit den spitzen Fingern der anderen das blutige weggeschlagene Daumenglied Parzivals heran, hielt es diesem unter die Nase und schrie wütend: „Kannst du das noch brauchen?“ Der Junge wurde bleich wie Wachs, und da verstummten alle, sahen sich an und es einte sie das Bewußtsein, daß dem Knaben geholfen werden müsse vor den höheren Dienststellen, die ihn nie begreifen, die ihn vor das Kriegsgericht stellen und verderben würden.

„Herr Oberleutnant“, meinte der Gefreite, dem seine Roheit leid tat, während der Sanitätsunteroffizier den Daumenstumpf des Verwundeten abband und in die Binde hüllte, „da müssen wir ihm, dem saudummen Tolm, eine Beschreibung mitgeben, die sich gewaschen hat, sonst nähen sie ihn hinten ein, wenn der Oberarzt den Finger sieht!“ Er unterbrach sich und fluchte: „Himmelkreuzteufel, mußt du auch alleweil spielen, du Lackl.“

Der Oberleutnant, selbst vom Fieber benommen, schüttelte den Kopf und winkte dem Jungen, ihm zu folgen, dann schritt er voraus seinem Unterstand zu, der etwa hundert Meter weiter lag. Die Leute sahen, wie er langsam bergan stieg, wie er verschwand zwischen den Büschen, und sahen nun auch, wie Parzival aus der Hand des Gefreiten sein Gewehr nahm und sich mit schleppenden Schritten in Bewegung setzte, den gleichen Weg ging und verschwand.
Als der Oberleutnant den Unterstand erreicht hatte, ließ er die Tür offen, setzte sich müde auf den Schemel und stützte das schmerzende Haupt in die Hände. Nach einer Zeit wunderte er sich, daß Parzival nicht kam, stand auf, blickte ins Freie, im Glauben, der Junge wage nicht einzutreten, aber er sah ihn nirgends. Da ging er wieder den Pfad zurück, fand ihn auch da nicht, und weil ihn die Besorgnis erfaßte, Parzival habe sich in der Zerknirschung vielleicht ein Leid angetan, eilte er von Unterstand zu Unterstand, rief die kranken Männer heraus und hieß sie, Stellung und Gelände abzusuchen, er selbst rannte hin und her, seine Angst teilte sich den anderen mit, und ihre fiebrigen Hirne gerieten dabei in wilde Erregung. Sie wimmelten durch die Gräben, über die Wege, durch den Wald. Sie fluchten mit heißen Stimmen und stolperten, aber sie fanden keine Spur von Parzival, ermatteten auch bald und legten sich nieder, wo sie eben waren.
Einige aber, die der Schwäche trotzten, begannen mit Überlegung zu suchen, und weil sie meinten, daß der Junge mit seiner verdächtigen Wunde nicht freundwärts geflohen sein könne, erschraken sie vor dem Gedanken, er sei ins Vorfeld gelaufen, wo er sich den Garaus machen werde. Sie stiegen über den Graben und riefen seinen Namen. Der Oberleutnant sandte Patrouillen ins Niemandsland; die wagten sich ein gut Stück hinaus, wobei sie sich mühsam fortbewegten, die Gewehre im Arm oder auch wie Stöcke in den Fäusten, auf die sie sich stützten.
Es dauerte eine Stunde, ehe die letzte Patrouille wieder heimkehrte, erschöpft und erfolglos. Sie stand noch am Drahtverhau, um die spanischen Reiter zurechtzurücken, als es plötzlich hinter ihr im Wald rauschte; die Männer wandten sich hastig um, das Gewehr fester im Griff, und da teilte sich das Gebüsch und heraus trat schweißüberströmt mit verzerrtem Gesicht Parzival und trug mit letzter Kraft ein italienisches Maschinengewehr auf der Schulter.
Sie sprangen hinzu, nahmen dem Taumelnden die Last ab, der mit dem Haupt an einen Baum sank und ihnen ins Gesicht keuchte: „Ich habe das Gewehr von der Feldwache, das Gewehr von der Feldwache!" und rief es immer wieder, und sagte dann leise: „Damit ihr es wißt, ich bin kein Drückeberger!"
Nachher beschrieb er vor dem Oberleutnant, er habe die Feldwache, bis zu deren Höhe er sich im Wald herangeschlichen hatte, lange beobachtet. Drei Mann seien dort gewesen, offensichtlich kranke, fiebernde Männer, denn sie regten sich nur selten und stöhnten oft, versuchten wohl manchmal, über die Grabenbrüstung ins Freie zu blicken, aber das Haupt sank ihnen immer wieder herab; und da habe er es gewagt, sei frei bis an die dürftigen Drahtrollen der Wache getreten, hinübergesprungen mit erhobenem Kolben, der den aufschreckenden Männern der Reihe nach über den

Schädel schlug, habe sein Gewehr fortgeworfen, das schwere Maschinengewehr, das oft verfluchte, auf die Schulter gestemmt und sei in den Wald gelaufen.
Die Kameraden starrten ihn an und suchten seine Worte zu begreifen — da hörten sie plötzlich weit über das Niemandsland her Geschrei, verweht und fern — das mochten die Italiener sein, die als Ablösung die Feldwache betreten hatten, und nun begannen die Fiebernden zu lachen und zu rufen vor Jubel. Zwischen ihnen aber stand stumm der Junge, die Tränen liefen ihm über das Antlitz. Mit der verstümmelten Hand verdeckte er seine Augen.

Vom schöpferischen Krieg

Ein Nachwort des Herausgebers

Als im September 1939 die geschlagenen polnischen Armeen nach Osten zurückströmten und ihrer Vernichtung entgegengingen, entstand der Gedanke zu diesem Buch. Die Kriegsweihnacht 1939/40 brachte den Gedanken zur endgültigen Verwirklichung. Und in den Maitagen, da das deutsche Westheer aufbrach, um den schwersten und größten Schicksalskampf für den Bestand Großdeutschlands zu bestehen, geht das Buch in seiner vorliegenden Gestalt der Fertigstellung entgegen. Der Gedanke zu dem Werk war dem Herausgeber vor allem in dem Bemühen gekommen, einen Beitrag zur geistigen Wehrbereitschaft unseres Volkes zu liefern und in diesem Gemeinschaftsbuch der wesentlichsten Kräfte der deutschen Gegenwartsdichtung den innigen Zusammenhang zwischen Soldatentum, Krieg und schöpferischer Leistung in der Dichtkunst sichtbar zu machen. Der Krieg als Natur- und Geschichtsereignis ist seinem Wesen nach ein Sinnbild der Zerstörung. Solche Erkenntnis aber ist behaftet mit einer rein äußerlichen Betrachtungsweise. Denn ebenso wie die Entscheidung, die jeder Krieg erzwingt, das Ziel, das er erreicht, die Aufgaben für die Zukunft der Völker, die er vorbereitet, erst der tiefere und eigentliche Sinn des Krieges sind, so vermag er neben dem Schicksal der Völker auch ihr geistiges und künstlerisches Antlitz in den einzelnen schöpferischen Menschen zu formen, zu läutern und zu revolutionieren. Und so wächst uns in tieferer Schau der Krieg in seiner Naturnotwendigkeit im Daseinskampf der Welt zum wahren Vater der Dinge empor. Hinter der Zerstörung steht die große bewegende Kraft der göttlichen Ordnung. Hinter dem Tod und seinen Schrecken steht das erhabene Bild des Helden, der überwindet. Aus solchen Gesetzen bricht unaufhaltsam und gewaltig der Anstoß zum Schöpferischen hervor. Die Dichtkunst hat dafür einen Beweis angetreten, der von späteren Geschlechtern vielleicht einmal als Markstein in den Epochen der europäischen Geistesgeschichte erkannt werden wird. Dieser Beweis ist die deutsche Dichtung des Weltkrieges. In ihr hat das vierjährige Ringen der Völker einen schöpferischen Niederschlag von erschütternder und begeisternder Kraft und Tiefe erfahren. Viele Zeugnisse dieser Dichtung des Weltkrieges sind längst deutscher Volksbesitz geworden. Die Lieder von Löns und Flex und Gorch Fock, die Bücher von Beumelburg, Dwinger und Jünger kennt das ganze deutsche Volk. Sie sind Ausdruck unserer Epoche, und in ihnen gewittert schon das kommende neue Dasein Europas, für das vor zwei Jahrzehnten wie heute die deutsche Mitte kämpft und opfert. Auf der deutschen Dichtung, die aus dem Erlebnis des Weltkrieges wuchs, ruht die ganze deutsche Gegenwartsdichtung und zieht aus ihr die eigentlichen Elemente ihres schöpferischen Vermögens. Die Dichter des Weltkrieges waren junge Soldaten, als sie 1914 der Ruf zu den Fahnen auf die Schlachtfelder des Ostens, Südens und Westens holte. In vierjährigem Einsatz für ihr Volk sind sie zu Männern gereift, in deren künstlerisches

Wesen der Krieg unverlöschbar als Ursprung allen Seins eingezeichnet war. Es ist nicht der Krieg äußerer Vernichtung und Mühsal, sondern der Krieg, der das Soldatische in unserem Volke für alle Zeiten zum Gesetz seines Charakters erhob. Jahrelang haben volksfremde Eintagsgrößen in den Bereichen der Dichtkunst diese geistige Ernte des Krieges verdunkelt. Aber ihre Wirkung war nicht aufzuhalten, und so drang sie zugleich mit der politischen und seelischen Erneuerung und Kräftigung des deutschen Volkes unaufhaltsam ans Licht. Sie formte die junge Dichtung der Gegenwart, sie wahrte die Erinnerung an die Toten, sie schuf den Glauben an die Kraft deutschen Mannestums, sie hielt die Herzen und Seelen bereit und glühend zum Sturm für eine neue Bewährung, der wir heute teilhaftig werden.

Aus Soldaten wurden Dichter. Meist dauerte es mehr als ein Jahrzehnt, ehe die schöpferischen Früchte des Weltkrieges reiften. Aber was uns in den Dichtungen Beumelburgs und Dwingers, Jüngers, Schauweckers, Wehners und Mechows, was uns bei Joachim von der Goltz und Richard Euringer, bei Heinz Steguweit und Heinrich Zerkaulen, bei Bruno Brehm, Heinrich Zillich und Erwin Wittstock, um nur einige zu nennen, entgegenklingt, ist das eiserne Lied unseres Zeitalters überhaupt. In den Schilderungen großer Schlachten, in der Darstellung politischer Völkerschicksale ebenso wie in der Nachzeichnung innerster Regungen menschlicher Bewährung brennt der Krieg, läuternd und klar. Es ist der Anbeginn eines neuen Menschentums, das sich verkündet. Das Brüderliche wird zum Gesetz, das Bekenntnis zum Volk, der Glaube an seine Zukunft. Und wenn heute der unbekannte Soldat des Großen Krieges als erster Feldherr und Soldat die deutsche Nation zur letzten Bewährung vor ihrer größten geschichtlichen Epoche führt, in der ein verflossenes Jahrhundert endgültig zu Grabe getragen werden muß, dann wird dieses Ereignis voll Sinn und Naturgesetzlichkeit, wenn man das Wesen des Weltkrieges erkannt hat im Spiegel der Dichtung, die ihn schöpferisch erfühlte und fruchtbar machte.

Mit vorliegendem Buch wollte der Herausgeber ein wirkliches Volksbuch schaffen, in dem die Nation ein Stück ihres edelsten und wertvollsten Schatzes findet und bewahrt. Dieses Ziel des Herausgebers hat ein in diesem Ausmaß kaum erwartetes Echo unter den deutschen Dichtern gefunden. Kaum einer hat sich der Mitwirkung versagt, den wir dazu aufforderten. Es schien uns im Gegensatz zu anderen Werken ähnlicher Art, die in den vergangenen Jahren erschienen sind, vor allem wichtig, dieses Buch „Krieg und Dichtung“ uneingeschränkt vielseitig und vor allem zeitnah zu gestalten. Es sollte kein nur literarisch bedeutsames Werk entstehen, sondern ein lebendiges Bild aller geistigen Kräfte, die vom Soldatischen und Kriegerischen her dem 20. Jahrhundert ihren Stempel aufdrückten. Denn so wie aus den jungen Soldaten von 1914 die Dichter des Weltkrieges wurden, so wurden vielfach aus den jungen Dichtern der deutschen Gegenwart Soldaten unseres Kampfes, den wir heute erleben. Und dies ist etwas Entscheidendes und Naturnotwendiges. Die Dichtkunst ist wie alle wahre, schöpferische Kraft der Ausschließlichkeit persönlicher Neigung entrückt. Sie ist eine Verantwortung und Aufgabe vor der Nation. Sie soll Volksschicksal und Volkscharakter gestalten und soll an jenem Bau

mitwirken, der Deutschland nach tausendjährigem Ringen zu seiner wahren Bedeutung und Aufgabe in der Welt bringen wird.

So reichen sich zwei Generationen die Hand: die Jugend und die Väter. Alte und junge Soldaten. So wie die meisten Dichter des Weltkrieges auch heute wieder an der Front stehen gemeinsam mit den besten Kräften der jungen deutschen Dichtung, so stehen sie auch in diesem Buch nebeneinander. Aus diesem Zusammenklang entsteht ein Chor von eigenartiger Symbolik und Schönheit. Alles Gegensätzliche ist verwischt vor der einen Sendung, die der Soldat auf sich genommen hat. Deshalb hat der Herausgeber neben der Dichtung des Weltkrieges auch zahlreiche erste dichterische Zeugnisse der jungen deutschen Dichtung in das Buch aufgenommen, die vielleicht nicht immer von letzter künstlerischer Formung, dafür aber unmittelbar aus den ersten Erlebnissen dieses Krieges entstanden waren.

Aus Bunkern und Fliegerhorsten, aus Artilleriestellungen und Ausbildungslagern der Heimat, von Soldaten und Offizieren, von Infanteristen, Panzerschützen, Fliegern und Kanonieren sind dem Herausgeber die Beiträge gesandt worden. Die Umstände schienen zuerst unübersteigbare Schwierigkeiten zu bereiten. Aber nun ist daraus doch ein Gemeinschaftswerk geworden, das alles Wesentliche umfaßt. Ergänzungen seien späteren Auflagen vorbehalten. Nur wo die Umstände es nicht anders ermöglichen ließen, wurden statt eigener Beiträge für das Buch Abschnitte aus bereits erschienenen Büchern verwendet, und wir haben in diesem Zusammenhang Verlegern und Dichtern für ihr freundliches Entgegenkommen zu danken. Soferne es sich nicht um Originalbeiträge handelt, ist am Schluß des Buches in einem Quellenverzeichnis auf die Herkunft hingewiesen. Zu danken hat der Herausgeber vor allem auch seinem Kompaniechef, Hauptmann Urban, und seinem Zugführer, Feldwebel Janitzki, die ihm die Fertigstellung des Buches ermöglichten, als der Herausgeber selbst zu den Waffen gerufen wurde. Am Tag seiner Einberufung zur Front konnte der Herausgeber mit diesen Zeilen das Buch zum Abschluß bringen und hofft damit ein wesentliches Stück deutschen Kulturbesitzes lebendig gemacht zu haben.

Die Zukunft wird weisen, daß Krieg und Dichtung noch stärker und lebendiger als je Erlebniswelten sind, die wesentlich ineinander wirken. Dann mag vielleicht einmal aus der Erscheinung des Führers und seiner unvergleichlichen staatsmännischen und soldatischen Führung in diesem Entscheidungskampf unseres Volkes auch jenes dichterische Epos wachsen, das seine Gestalt, sein Werk und den gegenwärtigen Opfergang und Sieg des deutschen Soldaten schöpferisch verklärt.

Kurt Ziesel,

Im Mai 1940. derzeit Soldat in einer Panzerkompanie.

Inhaltsverzeichnis

Ehrenmal der Toten

Binding, Rudolf G.: Das Wort ist ewig . . . 9
Dehmel, Richard: Der Feldsoldat 10
Dibelius, Franz: Frühling 1916 11
Eckart, Dietrich: Deutschland 12
Engelke, Gerrit: Der Feldsoldat 13
Ferl, Walter: Krieg 14
Flex, Walter: Die Dankesschuld 15
Fock, Gorch: Der Heizer 16
Kaltenboeck, Bodo: Schwarze Madonna . 17
Knapp, Ludwig: Sonett vom Soldatentod 18
Köhler, Paul Ernst: Die deutschen Bauern 19
Lersch, Heinrich: Soldatenabschied . . . 20
Löns, Hermann: Matrosenlied 21
Marwitz, Bernhard v. d.: Die wolhynischen Nächte 22
Mönnich, Günther: Appell 23
Petzold, Alfons: Heimat 24
Schlösser, Siegfried: Sonett aus dem Schützengraben 25
Schmidt-Kestner, Hans: Saat 26
Trakl, Georg: Grodek 27

Soldaten werden Dichter — Dichter werden Soldaten 1914 bis 1918 / 1939 bis 1940

Alverdes, Paul:
- Biographie 31
- Ersatzreservist Karp 31

Barthel, Ludwig Friedrich:
- Biographie 34
- Waage des Lebens 34
- Weihnachten 1939 35
- Krieg des Unmündigen 36

Baumann, Hans:
- Biographie 40
- Von schweigender Bewährung . . . 40
- Gelobtes Land 1918 41
- Flandrischer Acker 1914 42
- Reitergebet 43

Bethge, Friedrich:
- Biographie 44
- Nachtmarsch 44
- Krieg und Drama 45

Beumelburg, Werner:
- Biographie 48
- Wir kommen alle vom Kriege her . 48
- Intermezzo 51

Bossi-Fedrigotti, Anton Graf:
- Biographie 59
- Das Heldenlied vom Col di Lana . . 59
- Die alte Fahne 63

Brehm, Bruno:
- Biographie 71
- Der Landsmann 71

Britting, Georg:
- Biographie 75
- Die freiwilligen Knaben 75
- Der Ledergepanzerte 76

Bröger, Karl:
- Biographie 79
- Bekenntnis 79
- Der Soldat an die Erde 80

Brües, Otto:
- Biographie 81
- Mitten im Kriege 81
- Der Puppenspieler als Soldat . . . 83

Carossa, Hans:
- Biographie 87
- Der Himmel dröhnt von Tod . . . 87
- Ein Kriegstag in Rumänien . . . 88

Claudius, Hermann:
Biographie 94
Vaulx 95
Der Blindgänger 95

Cremers, Paul Joseph:
Biographie 99
Die Stunde der Berufung 99

Czibulka, Alfons von:
Biographie 102
Warum ich Soldat wurde und es wieder bin 102

Dwinger, Edwin Erich:
Biographie 111
Das Schicksal eines Tagebuches . . 111

Eckmann, Heinrich:
Biographie 115
Zum erstenmal im Graben 116

Eggers, Kurt:
Biographie 124
Soldatisches Bekenntnis 124
Kamerad 126
Gedanken im Felde 126
Von der Freiheit des Kriegers . . . 127

Euringer, Richard:
Biographie 134
Künstler im Kampf 135
Ich lieh mir einen Sommer Leben . . . 137
Zwischen Herbst und Frühling . . . 139

Gerstner, Hermann:
Biographie 142
Gespräch mit meinem Töchterchen Doris 142
Im Saal der Verwundeten 146

Goltz, Joachim von der:
Biographie 153
Ich wünscht', wir blieben ewig Kameraden 154
Infanterie 154
Die Feuerstellung an der Somme . . 155
Aus den „Zehn Geboten an die deutschen Krieger" 158
Eine tote Stadt 159

Goote, Thor:
Biographie 165
Aus einem Fliegerleben 168

Grabenhorst, Georg:
Biographie 177
Vom ewigen Jünglingstraum des Mannes 177
Soldaten, Kameraden 184

Grimm, Hans:
Biographie 187
Der Tod des Hauptmanns 187

Grimme, Karl Maria:
Biographie 199
Mit Pionieren im Feld 199

Hartmann, Heinz:
Biographie 205
Der Auftrag des Toten 206

Hartmann, Wolf Justin:
Biographie 209
Alte Weise im schimmernden Schweigen 209

Jelusich, Mirko:
Biographie 218
Aufklärer 219
Ein Leutnant geht an die Front . . 220

Johst, Hanns:
Biographie 224
Der Sturm bricht los 224
Weg und Werk 224

Jünemann, Wolfgang:
Biographie 231
An mein Kind 231
Und das muß uns genügen 232
Das Schwert 233
Die Kompanie 233
Marsch im Westen 1939 234
Wenn ich dann wieder da 235

Jünger, Ernst:
Biographie 236
Langemarck 236

Koll, Kilian:
Biographie 253
Zum Ruhm unseres Feldherrn . . . 253
Die Gruppe 256

Lachmann, Eduard:
Biographie 261
Das Jahr vierzehn geht zu Ende . . 261
Besuch in Flandern 1938 264

Leitgeb, Josef:
Biographie 267
Kriegsgeneration 267

Lettenmair, Josef Günther:
Biographie 273
Höher als das Leben 274

Mechow, Karl Benno von:
Biographie 282
Die Fernpatrouille 282

Menzel, Herybert:
Biographie 293
Der Soldat in Polen 294
Soldaten 296
Die Wache 296
Die stille Stunde 297
Kameraden im Kriege 297

Möller, Karl von:
Biographie 298
Sattelwechsel 298
Der Glasberg 306

Pegel, Walter:
Biographie 315
Buch und Schicksal 315
Das Gesetz der Völker 317

Sander, Ulrich:
Biographie 320
Das natürliche Grundgesetz als Lehre des Krieges 321

Schauwecker, Franz:
Biographie 331
Herkunft der Dichtung 332

Schlögel, Franz:
Biographie 340
Traum vom Posten 340
Chor der Gefallenen 1914—1918 . . 341

Schlösser, Rainer:
Biographie 342
Flandrischer Herbst 342
Dem Unbekannten Soldaten 342
Der Batterie-Poet 343
Feldpostbrief an die Heimat 343

Schumann, Gerhard:
Biographie 345
Die Toten des Weltkrieges 345
Die Tat 346
Die Reinheit des Reiches 346
Marsch in den Morgen 347
Soldatenweihnacht 1939 348
Wen der Gott erwählt 348
Gebet des Soldaten 349
Der Sieg 349

Schwitzke, Heinz:
Biographie 350
Polnischer Ziehbrunnen 350
Weihnacht 1939 352
Zwischen den Kämpfen 354

Springenschmid, Karl:
Biographie 357
Der Lehrer von Kosnowice 358

Steguweit, Heinz:
Biographie 361
Ihr guten Kameraden 362
Das sechste Kind 362
Das Gesetz dieser Nacht 365

Thierfelder, Franz Felix Reinhold:
Biographie 367
Vor Verdun 367
Im Trommelfeuer 368
Meiner Geige zum Abschied 368
Ablösung nach dem Hechtwald . . . 369

Tügel, Ludwig:
Biographie 370
Der Hauptmann mit der Brieftasche . 370
Mußt ruhig sein, Mijnheer! 372

Vesper, Will:
Biographie 374
Mahnung 374
An Deutschland 374
Auf den Tod der jungen Kriegsfreiwilligen bei Langemarck 375
Heimat und Herkunft 376

Vring, Georg von der:
Von der Verantwortung 379
Ein Kriegstagebuch 380

Weber, Fritz:
Biographie 386
Isonzo 387
Sekunde der Entscheidung 388

Wehner, Josef Magnus:
Biographie 395
Vom Blut der Helden schlägt das Herz der Welt 396
Das Vermächtnis von Langemarck . . 397

Wittek, Erhard:
Biographie 401
Den toten Helden 401
Der Pionier 402

Wittstock, Erwin:
Biographie 406
Herz an der Grenze 406

Wolfgang, Bruno:
Biographie 423
Individualismus und Weltkrieg . . 423
Das Dorf ohne Männer 426

Zerkaulen, Heinrich:
Biographie 434
Jugend von Langemarck 435
Der liebe Gott in Masuren 435

Ziesel, Kurt:
Biographie 445
Verheißung 446
Von der Stunde der Verwandlung . 447

Zillich, Heinrich:
Biographie 455
Die goldene Tapferkeitsmedaille . . 456
Ballade vom unbekannten Soldaten . 458
Parzival 459

Vom schöpferischen Krieg — Ein Nachwort des Herausgebers 464

Inhaltsverzeichnis 467

Quellennachweis 471

Photo-Quellennachweis 473

Quellennachweis

(Nachstehende Beiträge wurden mit freundlicher Genehmigung der betreffenden Verlage aus folgenden Büchern entnommen. Die nicht genannten Beiträge sind Originalarbeiten für das Buch „Krieg und Dichtung".)

Alverdes, Paul: „Ersatzreservist Karp" aus Die Verwandelten, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

Beumelburg, Werner: „Wir kommen alle vom Kriege her" aus Das jugendliche Reich, Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg.

— „Intermezzo" aus Douaumont, Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg.

Binding, Rudolf G.: „Das Wort ist ewig" aus Gesammelte Werke, Verlag Rütten & Loening, Potsdam.

Bossi-Fedrigotti, Anton Graf: „Das Heldenlied vom Col di Lana" aus Tirol bleibt Tirol, Verlag F. Bruckmann A.-G., München.

Brehm, Bruno: „Der Landsmann" aus Tag der Erfüllung, Adolf Luser Verlag, Wien.

Britting, Georg: „Der Ledergepanzerte" aus Kriegsdichter erzählen, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

Bröger, Karl: „Der Soldat an die Erde" aus Soldaten der Erde, und „Bekenntnis" aus Kamerad, als wir marschiert, Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Carossa, Hans: „Ein Kriegstag in Rumänien" aus Tagebuch im Kriege, Insel-Verlag, Leipzig.

— „Der Himmel dröhnt von Tod" aus Gesammelte Gedichte, Insel-Verlag, Leipzig.

Claudius, Hermann: „Vaulx" aus Hörst du nicht den Eisenschritt?, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

Dehmel, Richard: „Der Feldsoldat" aus Schöne wilde Welt, Verlag S. Fischer, Berlin.

Dibelius, Franz: „Frühling 1916" aus Meine Last ist abgelegt, Stuttgart 1917.

Dwinger, Edwin Erich: „Das Schicksal eines Tagebuches" aus Armee hinter Stacheldraht, Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Eckart, Dietrich: „Deutschland" aus Gegen Italien mit dem deutschen Alpenkorps, Diessen 1918.

Eckmann, Heinrich: „Zum erstenmal im Graben" aus Die Mannschaft. Frontsoldaten erzählen vom Frontalltag, von Jürgen Hahn-Butry, Verlag Wilhelm Limpert, Berlin.

Eggers, Kurt: „Von der Freiheit des Kriegers" aus Von der Freiheit des Kriegers, Nordland-Verlag, Berlin.

Engelke, Gerrit: „Der Feldsoldat" aus Vermächtnis, Verlag Paul List, Leipzig.

Ferl, Walter: „Krieg" aus Hinter der Front, Leipzig 1914.

Flex, Walter: „Die Dankesschuld" aus Im Felde zwischen Nacht und Tag, C. H. Beck, München.

Fock, Gorch (Hans Kinau): „Der Heizer" aus Ein Schiff! Ein Schwert! Ein Segel! Verlag J. F. Lehmann, München.

Goltz, Joachim von der: „Ich wünscht', wir blieben ewig Kameraden", „Infanterie", „Die Feuerstellung an der Somme" aus Deutsche Sonette, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

— „Die tote Stadt" aus Der Baum von Cléry, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

Grimm, Hans: „Der Tod des Hauptmanns" aus Volk ohne Raum, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

Jelusich, Mirko: „Ein Leutnant geht an die Front" aus Der gläserne Berg, Drei-Masken-Verlag A.-G., Berlin.

Johst, Hanns: „Der Sturm bricht los“ aus Das Kriegsliederbuch, Xenien-Verlag, Leipzig.

— „Weg und Werk“ aus Ich glaube, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

Jünger, Ernst: „Langemarck“ aus In Stahlgewittern, Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Kaltenboeck, Bodo: „Schwarze Madonna“ aus Armee im Schatten, Adolf Luser Verlag, Wien.

Knapp, Ludwig: „Sonett vom Soldatentod, nach Volckmann aus Deutsche Dichtung im Weltkrieg, Leipzig 1934.

Köhler, Paul Ernst: „Die deutschen Bauern“ aus Die Heimat, Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Lersch, Heinrich: „Soldatenabschied“ aus Herz, aufglühe dein Blut, Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Löns, Hermann: „Matrosenlied“ aus Der kleine Rosengarten, Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Marwitz, Bernhard v. d.: „Die wolhynischen Nächte“ aus Stirb und werde, Verlag Wilhelm Gottlieb Korn, Breslau.

Mechow, Karl Benno von: „Die Fernpatrouille“ aus Das Abenteuer, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

Mönnich, Günther: „Appell“ aus Gedichte des Volkes, Deutscher Volksverlag, München.

Pegel, Walter: „Das Gesetz der Völker“ aus Dichter als Soldaten, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.

Petzold, Alfons: „Heimat“ aus Der stählerne Schrei, Verlag Eduard Strache, Warnsdorf.

Schauwecker, Franz: „Herkunft der Dichtung“ aus Der feurige Weg, Frundsberg-Verlag, Berlin.

Schlögel, Franz: „Traum vom Posten“ aus Heimkehr zum Volk, Adolf Luser Verlag, Wien.

Schlösser, Rainer: „Flandrischer Herbst“, „Dem unbekannten Soldaten“, „Der Batterie-Poet“, „Feldpostbrief an die Heimat“ aus Die große Runde 1917/1934, Zeitgeschichte-Verlag, Berlin.

Schlösser, Siegfried: „Sonett aus dem Schützengraben.“

Schmidt-Kestner, Hans: „Saat“ aus Gedichte, Ludwig Ey, Hannover.

Schumann, Gerhard: „Die Toten des Weltkrieges“ aus Siegendes Leben, Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg.

— „Die Tat“ und „Die Reinheit des Reiches“ aus Die Lieder vom Reich, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

Thierfelder, Franz Felix Reinhold: „Vor Verdun“, „Im Trommelfeuer“, „Meiner Geige zum Abschied“, „Ablösung nach dem Hechtwald“ aus Bei mir zu Gast, Verlag Anton Pustet, Salzburg-Leipzig.

Trakl, Georg: „Grodek“ aus Dichtungen, Verlag Otto Müller, Salzburg.

Vesper, Will: „Mahnung“ und „Auf den Tod der jungen Kriegsfreiwilligen bei Langemarck“ aus Kranz des Lebens, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

Vring, Georg von der: „Ein Kriegstagebuch“ aus Der Goldhelm, Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg.

Wehner, Josef Magnus: „Vom Blut der Helden schlägt das Herz der Welt“ aus Die Trommel schlug zum Streite, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

— „Das Vermächtnis von Langemarck“ aus Langemarck. Ein Vermächtnis, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

Wittek, Erhard: „Den toten Helden“ und „Der Pionier“ aus Männer, Franckhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Wittstock, Erwin: „Herz an der Grenze“ aus Station Ohnefreit, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

Zillich, Heinrich: „Ballade vom unbekannten Soldaten“ aus Herz der Heimat, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

Photo-Quellennachweis

Barthel, Ludwig Friedrich, Photo Wasow, München.
Baumann, Hans, Dr. Norbert Lange.
Beumelburg, Werner, Sandau, Berlin.
Bossi-Fedrigotti, Anton Graf, Richard Müller, Innsbruck.
Bröger, Karl, aus dem Weihnachtsheft der „neuen Linie“, Verlag Otto Beyer, Leipzig-Berlin.
Carossa, Hans, aus dem Weihnachtsheft der „neuen Linie“, Verlag Otto Beyer, Leipzig-Berlin.
Claudius, Hermann, aus dem Weihnachtsheft der „neuen Linie“, Verlag Otto Beyer, Leipzig-Berlin.
Cremers, Paul Joseph, Hugo Erfurth, Köln.
Dwinger, Edwin Erich, Hildegard Jäckel, Dresden.
Eggers, Kurt, Atelier Dührkoop, Berlin W.
Grimm, Hans, Franz Langhammer, Kassel.
Johst, Hanns, Presse-Illustrationen Hoffmann, Berlin W. 68.
Jünger, Ernst, aus dem Weihnachtsheft der „neuen Linie“, Verlag Otto Beyer, Leipzig-Berlin.
Koll, Kilian, Atelier Böhm, Köln.
Leitgeb, Josef, Photo Molsberger, Halle a. d. Saale.
Lettenmair, J. G., Photo Werkgarner, Wels.
Menzel, Herybert, Photo Firnkes, Lahr i. B.
Möller, Karl von, Gloviczky Jósef, Nyiregyháza.
Pegel, Walter, Albert Köhler, Ludwigslust.
Schlösser, Rainer, Rosemarie Clausen, Berlin-Schmargendorf.
Schwitzke, Heinz, Guisbert Bölling.
Springenschmid, Karl, Photo-Radio Weiand.

Bodo Kaltenboeck

Armee im Schatten

Die Tragödie eines Reiches

20. Tausend

In Leinen RM 4.80

„Es ist ein Mahnruf eines Dichters, der mit Herz und Hand ein glühendheißer, treuer, aufrechter, vornehmer Deutscher ist... Man wird von der Darstellung vorwärtsgerissen; so sehr teilt sich einem selbst der unter ungeheuren Blutopfern vorwärtsstürmende Heldengeist der Massen mit, daß einem unwillkürlich der Atem fliegt." (Die Literatur)

◆

„Karpatenwinter, Galizien, Isonzo und Tirol sind die Stationen dieses Kriegserlebnisses. Die unendlich schwere Aufgabe dieser Armee, die mit unzulässigen Nationalitäten dem Grenzsturm zu widerstehen hat, ihre Leistung unter dem Gewitzel oder Unverstand der reichsdeutschen Kameraden, ihr Heldentum bei äußerlich lässiger Art wird uns nähergebracht." (Marine-Rundschau)

◆

„Ein Wissender, der die Tragödie des alten österreichischen Heeres kennt und wie wirklich zu schildern weiß." (Der Freiheitskampf, Dresden)

◆

„Kaltenboecks Buch verdient einen Ehrenplatz in der Kriegsliteratur." (Kölnische Volkszeitung)

Adolf Luser Verlag, Wien und Leipzig

Von Kurt Ziesel, dem Herausgeber dieses Buches, erschienen ferner im

Adolf Luser Verlag, Wien

Der kleine Gott

11.—15. Tausend. Roman. In Leinen RM 6.50

„Das Buch ist die Geschichte eines arglosen und tapferen Herzens, das unerfahren in den Listen der großen Stadt und des Geschlechtes, sich an einen Unwürdigen verliert, aber unter dem Druck der Not wächst und sich bewährt. ‚Der kleine Gott', das ist der Knabe auf dem Arm einer geschnitzten Madonna und die schicksalhafte Beziehung zwischen dem Kunstwerk und dem Leben des Mädchens, sein Wille zur Mutterschaft und sein Dienst an dem kommenden Kinde schaffen ihm einen neuen Glauben und durch die Liebe einen neuen Gott. Es ist eine reine und zarte Dichtung um das menschlichste Geheimnis. Das Buch hat alle Vorzüge eines guten Romanes und ist in einer ungemein klaren, fesselnden, gepflegten Sprache erzählt, die voll innerer Schönheit ist. Hier kündigt sich die Reife eines Dichters an, der verspricht und halten wird."

(Prof. Dr. Josef Nadler in der Kulturzeitschrift „Die Pause")

◆

Im Verlag Otto Janke, Leipzig

Verwandlung der Herzen

50.—53. Tausend. Roman. In Leinen RM 5.20

Aufgenommen in die NS-Bibliographie

„Der junge Innsbrucker Kurt Ziesel hat in dem vorliegenden Roman, seiner ersten großen dichterischen Arbeit, Schicksal und Aufgabe der Nachkriegsgeneration nachgezeichnet, einer Generation, der er selbst angehört und die er vielleicht gerade deshalb zu gestalten berufen war: denn nur ein Dichter, der beobachtend, kämpfend und wertend mitten im Strom des Zeitgeschehens steht, der die Erschütterungen dieser weltgeschichtlich höchst bedeutsamen Epoche verspürt hat, konnte sich an eine solche Aufgabe wagen ... In einer spannenden, vielfältigen Handlung führt Ziesel eine Fülle von Gestalten vor Augen, kraftvoll gezeichnete Menschen, die trächtig sind von aller Tragik und Größe, allem Leid und Überwinderglück einer nach außen hin armen, an innerer Spannung überreichen Epoche. Die Darstellung ist, ganz aus dem Lebensstil unserer Gegenwart heraus, unpathetisch, mächtig im sprachlichen Ausdruck, der sich in einigen Szenen zu erschütternder Wirkung verdichtet."

(Völkischer Beobachter, Wien)

Von Kurt Ziesel erschien ferner in der Buchreihe Süd-Ost

Stunden der Wandlung

Drei Erzählungen

Reihe Süd-Ost, 2. Folge: „Stimmen der Lebenden“ Band 216.
Mit Federzeichnungen von Kurt Janitzki illustriert, in mehrfarbigem Einband, 80 Pfennig

Kurt Ziesel erzählt uns aus Erlebnissen der nahen Vergangenheit und Zukunft dramatisch und im Glanz dichterischer Verklärung von den Stunden innerer Wandlung in der Jugend, in der Gemeinschaft des Volkes und in der Bewährung des Soldatentums. Die edle Begeisterung der Jugend, die Gestalt des Führers und der deutsche Freiheitskrieg 1940 geben den Hintergrund für diese Bekenntnisse eines Dichters, der zu den wesentlichsten Kräften des jungen deutschen Schrifttums gehört.

So urteilt die Presse über zwei weitere Erscheinungen der Reihe Süd-Ost:

◆

Karl von Möller

Der Aufklärer

Novelle

Reihe Süd-Ost, 2. Folge: „Stimmen der Lebenden“, Band 6, reich illustriert,
in mehrfarbigem Einband, 80 Pfennig

„So schreibt man eine Kriegsnovelle, heiß, glühend, bildhaft, aus eigenem Erleben. Einmal wird der hinreißende Fluß gehemmt wie durch einen Felsblock, an dem er sich bricht, als die Erkenntnis ihres Schwabentums über die beiden Träger der Haupthandlung kommt, die Tragödie des deutschen Blutes im Weltkrieg. Und man empfindet: so darf es niemals mehr kommen. Hier wird enthüllt, vor Augen geführt, was man damals noch nicht wußte, Bruder vergißt Bruderblut. Morgen weiß es die Welt.“ (Stuttgarter NS.-Kurier)

◆

Hugo Kerchnawe

Die alte k. k. Militärgrenze

Reihe Süd-Ost, 1. Folge: „Werdendes Volk“, Band 21, reich illustriert, in mehrfarbigem Einband, 80 Pfennig

„Deutscher Geist hat die alte k. k. Militärgrenze befruchtet, ihr den Stempel aufgedrückt. Der schmale Band, der in überaus packender Schilderung ihr Werden, Wirken und Vergehen schildert, bietet einen überaus wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. (Reichskriegerzeitung, Berlin)

Adolf Luser Verlag, Wien und Leipzig

Druck: Werthner, Schuster & Co., Wien V/55

18,55

KRIEG
UND
DICHTUNG